

Dierter Band.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

1878.

Berlin.
Georg Stilke.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

Vierter Band.

Mit den Porträts von Georg Ebers, Wilhelm Busch und Arnold Böcklin.

Berlin, 1878.

Verlag von Georg Stilke.

NW. 32. Louisenstraße.



Inhalt des 4. Bandes.

Januar — Februar — März.
1878.

Ludwig Unzengruber in Wien.	Seite
Zur Psychologie der Bauern. Die fromme Kathrin'	121
Bruno Bucher in Wien.	
Zur Popularisirung der Kunst.	100
Georg Ebers in Leipzig.	
Mein Grab in Theben	23
Mit dem Porträt von Georg Ebers. Radirung von D. Raab in München.	
Ferdinand Freiligrath.	
Uebersetzungen. Aus dessen Nachlaß.	186
J. Frensdorff in Göttingen.	
Die Entstehung der Hansa	328
Georg Gerland in Straßburg.	
Centralasien und China	301
Wilhelm Jensen in Freiburg i. Br.	
Bohemund. Novelle in Versen	8
E. Klebs in Prag.	
Schädliche Nahrungsmittel. Ein Beitrag zur Entstehungsgeschichte der Krankheiten	195
Heinrich von Kleist.	
Ueber die allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Reden. Ein- geleitet durch einen Brief an den Herausgeber von Adolf Wilbrandt	1
Paul Lindau in Berlin.	
Wilhelm Busch	257
Mit dem Porträt von Wilhelm Busch. Radirung von W. Hecht in München.	

✓ Rudolph Lindau in Paris.	Seite
Töbtlche Fehde. Eine Skizze.	273
Wilhelm Lübke in Stuttgart.	
Die Cultur der Frührenaissance in Italien	226
Jürgen Bona Meyer in Bonn.	
Zur Philosophie der Gegenwart. Betrachtungen. I. Der Mate- rialismus	346
Lucian Müller in St. Petersburg.	
Ein römischer Dichter aus der Zeit des Kaisers Constantin.	84
fr. Pecht in München.	
Arnold Böcklin	288
Mit dem Selbstporträt Arnold Böcklin's. Habirung von Rud. Schid in München.	
Friedrich Sander in Barmen.	
Ueber gute und schlechte Luft	54
Ernst Freiherr von Stockmar in Berlin.	
Die Flucht des Grafen von Provence (Ludwig XVIII.) am 21. Juni 1791	66
Friedrich Uhl in Wien.	
Herzensdämmerung. Novelle	133
✓ fr. Vischer in Stuttgart.	
Wieder einmal über die Mode	365
B. Windscheid in Leipzig.	
Die geschichtliche Schule in der Rechtswissenschaft	42



1000

1852



George Jones



Ein Aufsatz von Heinrich von Kleist.

An den Herausgeber von „Nord und Süd“.



Erzlichen Dank, lieber Freund, für die Kleist'sche Abhandlung! Du fragst mich, als „den gelehrten Verfasser der Monographie über Heinrich von Kleist“, ob mir dieser Aufsatz bekannt war. Nein; ich kannte ihn nicht. Ich wußte nicht, daß er existirte. Glücklicher Zufall, der Dich nach Dessau zu Herrn Karl Meinert führte; der Dich in diesem glücklichen Besitzer einer der schönsten Autographensammlungen (wie Du ihn beneiden wirst!) auch einen begeisterten Kleist-Verehrer und so bereitwilligen Spender seines Schatzes finden ließ! Denn dieser Aufsatz von Kleist ist gewiß ein Schatz. Wie schön ist er, lieber Freund! Was für ein Blick in die geheime Werkstatt des Gedankens! Was für ein wunderbarer, eigenster Genuß, diesen klaren Aufbau klarster Ideen in diesem festen, cyklopischen Gefüge Kleist'scher Prosa langsam, wie eine Mauer, aufsteigen zu sehen. Als ich den Aufsatz las, und wieder las, hab' ich von neuem empfunden, was ich so oft empfand: daß, wenn man sich einmal in diesen Saubau vertieft hat, er als der kräftigste, vornehmste, natürlichste, als der einzig richtige, kurz, zuletzt als der vollkommenste unter allen möglichen erscheint. Scheinbar eigensinnig, persönlich, und doch so sachlich wie die Antike; so durchaus antik . . . Es überkommt mich eine Rührung, sag' ich Dir, wenn ich wieder sehe, wie dieser Geist an sich gehämmert und gemeißelt hat, in tiefer innerer Noth mit sich allein; gehämmert und gemeißelt, um all die Vollkommenheit, deren er irgend fähig war, sich Schritt für Schritt zu erkämpfen; und wie wenig Dank und Lohn, wie wenig Freude ihm ward — —

Doch wem sag' ich das . . . Jetzt wird er bekannt. Jetzt — sechzig, siebenzig Jahre nach seinem Tod — wird er allmählich bekannt! — Als er diesen Aufsatz schrieb, war er ungefähr 29 Jahre alt und noch fast so unbekannt, wie man sein kann; freilich auch noch nicht lange von dem Sturz genesen, der seinem allzu titanischen Aufstreben ein tragisches Ende gemacht, ihn in körperlicher und geistiger Zerrüttung am Boden hingestreckt hatte. Denn nach den Andeutungen, die der erste Theil des Aufsatzes über seine geschäftlichen Thätigkeiten und über sein Zusammensein mit der Schwester macht, ist kaum zu bezweifeln, daß er ihn

in Königsberg schrieb: in der Zeit (1805—6), wo er, durch jenen Sturz willenlos geworden und sich den Wünschen seiner Schwester Ulrike unterordnend, in den verlassenen Staatsdienst zurückgekehrt, als Diätar bei der Domainenkammer in Königsberg arbeitete; wie Apollo im Tagelohn, und sich selbst entfremdet: denn er hatte, wie es scheint, Ulriken sogar gelobt, auf seinen mörderischen Dichterberuf zu verzichten. Ulrike besuchte ihn in Königsberg; wann, kann ich nicht sagen. Erst als sie ihn verlassen hatte — so scheint es — kehrte er, anfangs in tiefer Heimslichkeit, zu seiner Kunst zurück. Nicht mehr himmelstürmend, wie damals: nach Stil- und Denk-Übungen, wie dieser Aufsatz hier, warf er sich auf die Novelle, fuhr als Uebersetzer und Bearbeiter (Molières Amphitryon) fort, griff dann sein in Bern concipirtes Lustspiel vom zerbrochenen Krug wieder auf, — um endlich am Schluß der Königsberger Zeit sich wieder am großen Stil, an der Tragödie seiner eigenen Seele — ich meine die „Penthesilea“ — zu versuchen.

Un Kühle von Eilienstern (R. v. E.) ist dieser Aufsatz gerichtet, wie Du schon selber bemerkt hast. Kühle von Eilienstern war in jener Zeit sein Vertrauester; an ihn schrieb Kleist die wunderbaren Briefe aus Königsberg, über den politischen Weltlauf, über Diesseits und Jenseits, ihm schickte er seine neu entstehenden Arbeiten zu, und Kühle übernahm es, sie zu verwerthen. Damals entwickelte sich, in Briefen und Dichtungen, jenes Besondere, Eigenste der Kleistischen Prosa, das so befreundend bezaubert; jene räthselhafte Harmonie von Härte und Wohlgefühl, von Kunst und Natur, von Willkür und Nothwendigkeit, die vielleicht zuerst in diesem Aufsatz ihren Triumph verkündet.

Ich gönne Dir die Freude, ihn an's Licht zu bringen... Daß ich nur noch sage (doch vermuthlich wußtest Du es früher, als ich): die „Donnerkeil“-Rede Mirabeaus, die Kleist so originell vor uns entstehen läßt, hat Mirabeau nicht in dieser Form gesprochen; eine zufällige Verhandlung in der französischen Deputirtenkammer, am 10. März 1855, hat darüber aufgeklärt. Danach hätte Mirabeau dem Herrn von Dreux-Brézé, dem Ceremonienmeister des Königs, nur diese Worte zugerufen: „Wir sind durch den Willen der Nation versammelt, wir werden nur der Gewalt weichen!“ — Da keiner der damals noch lebenden Zeugen dieser Bezeichnung widersprochen hat, darf sie wol für authentisch gelten; — und so hätte denn Kleist dieses Beispiel für seinen Satz von der „allmählichen Verfertigung der Gedanken beim Reden“ nicht ganz glücklich gewählt... Was thut's! Er hat doch Recht. Es gibt keinen wahreren Satz. Und Keiner wird ihn genialer, treffender, wahrhafter entwickeln.

Leb wohl! — —

Dein

Adolf Wilbrandt.

Ueber die allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Reden.

Von
Heinrich von Kleist.

An K. v. L.

Wenn Du etwas wissen willst und es durch Meditation nicht finden kannst, so rathe ich Dir, mein lieber, sinnreicher Freund, mit dem nächsten Bekannten, der Dir aufstößt, darüber zu sprechen. Es braucht nicht eben ein scharfs denkender Kopf zu sein, auch meine ich es nicht so, als ob Du ihn darum befragen solltest, nein! Vielmehr sollst Du es ihm selber allererst erzählen.

Ich sehe Dich zwar große Augen machen und mir antworten, man habe Dir in früheren Jahren den Rath gegeben, von nichts zu sprechen, als nur von Dingen, die Du bereits verstehst. Damals aber sprachst Du wahrscheinlich mit dem Borwik, Andere, — ich will, daß Du aus der verständigen Absicht sprichst: Dich zu belehren, und so könnten, für verschiedene Fälle verschieden, beide Klugheitsregeln vielleicht gut neben einander bestehen. Der Franzose sagt: *l'appétit vient en mangeant*, und dieser Erfahrungssatz bleibt wahr, wenn man ihn parodirt und sagt: *l'idée vient en parlant*.

Oft sitze ich an meinem Geschäftstisch über den Acten und erforsche in einer verwickelten Streitfache den Gesichtspunkt, aus welchem sie wol zu beurtheilen sein möchte. Ich pflege dann gewöhnlich in's Licht zu sehen, als in den hellsten Punkt, bei dem Bestreben, in welchem mein innerstes Wesen begriffen ist, sich aufzuklären. Oder ich suche, wenn mir eine algebraische Aufgabe vorkommt, den ersten Ansat, die Gleichung, die die gegebenen Verhältnisse ausdrückt, und aus welcher sich die Auflösung nachher durch Rechnung leicht ergibt. Und siehe da, wenn ich mit meiner Schwester davon rede, welche hinter mir sitzt und arbeitet, so erfahre ich, was ich durch ein vielleicht stundenlanges Brüten nicht herausgebracht haben würde. Nicht, als ob sie es mir im eigentlichen Sinne sagte; denn sie kennt weder das Gesetzbuch, noch hat sie den Euler oder Kästner studirt. Auch nicht, als ob sie mich durch geschickte Fragen auf den Punkt hinführte, auf welchen es ankommt, wenn schon dies letzte häufig der Fall sein mag. Aber weil ich doch irgend eine dunkle Vorstellung habe, die mit dem, was ich suche, von fern her in einiger Verbindung steht, so prägt, wenn ich nur dreißt damit den Anfang mache, das Gemüth, während die Rede fortschreitet, in der Nothwendigkeit, dem Anfang nun auch — ein Ende zu finden, jene verworrene Vorstellung zur völligen Deutlichkeit aus, bergestalt, daß die Erkenntniß, zu meinem

Erstaunen, mit der Periode fertig ist. Ich mische unartikulirte Töne ein, ziehe die Verbindungswörter in die Länge, gebrauche auch wol eine Apposition, wo sie nicht nöthig wäre, und bediene mich anderer, die Rede ausdehnender Kunstgriffe zur Fabrication meiner Idee auf der Werkstätte der Vernunft, die gehörige Zeit zu gewinnen.

Dabei ist mir nichts heilsamer als eine Bewegung meiner Schwester, als ob sie mich unterbrechen wollte; denn mein ohnehin schon angestregtes Gemüth wird durch diesen Versuch von außen, ihm die Rede, in deren Besitz es sich befindet, zu entreißen, nur noch mehr erregt und in seiner Fähigkeit, wie ein großer General, wenn die Umstände drängen, noch um einen Grad höher gespannt.

In diesem Sinne begreife ich, von welchem Nutzen Moliere seine Magd sein konnte; denn wenn er derselben, wie er vorgibt, ein Urtheil zutraute, das das feine berichtigen konnte, so ist dies eine Bescheidenheit, an deren Dasein in seiner Brust ich nicht glaube.

Es liegt ein sonderbarer Quell der Begeisterung für denjenigen, der spricht, in einem menschlichen Antlitz, das ihm gegenübersteht, und ein Blick, der uns einen halb ausgedrückten Gedanken schon als begriffen ankündigt, schenkt uns oft den Ausdruck für die ganze andere Hälfte desselben. Ich glaube, daß mancher große Redner, in dem Augenblick, da er den Mund aufmachte, noch nicht wußte, was er sagen würde. Aber die Ueberzeugung, daß er die ihm nöthige Gedankenfülle schon aus den Umständen und der daraus resultirenden Erregung seines Gemüths schöpfen würde, machte ihn dreist genug, den Anfang, auf gutes Glück hin, zu setzen.

Mir fällt jener „Donnerkeil“ des Mirabeau ein, mit welchem er den Ceremonienmeister abfertigte, der nach Aufhebung der letzten monarchischen Sitzung des Königs am 23. Juni, in welcher dieser den Ständen auseinander zu gehen anbefohlen hatte, in den Sitzungsaal, in welchem die Stände noch verweilten, zurückkehrte, und sie befragte, ob sie den Befehl des Königs vernommen hätten? „Ja,“ antwortete Mirabeau, „wir haben des Königs Befehl vernommen,“ ich bin gewiß, daß er bei diesem humanen Anfang noch nicht an die Bayonnete dachte, mit welcher er schloß: „ja, mein Herr,“ wiederholte er, „wir haben ihn vernommen.“ Man sieht, daß er noch gar nicht recht weiß, was er will. „Doch was berechtigt Sie“ — fuhr er fort, und nun plötzlich geht ihm ein Quell ungeheurer Vorstellungen auf — „uns hier Befehle anzudeuten? Wir sind die Repräsentanten der Nation.“ — Das war es, was er brauchte: „Die Nation gibt Befehle und empfängt keine,“ — um sich gleich auf den Gipfel der Vermessenheit zu schwingen. „Und damit ich mich Ihnen ganz deutlich erkläre“ — und erst jezo findet er, was den ganzen Widerstand, zu welchem seine Seele gerüstet dasteht, ausdrückt: „so sagen Sie Ihrem Könige, daß wir unsere Plätze anders nicht, als auf die Gewalt

der Bayonnete verlassen werden,“ — worauf er sich, selbstzufrieden auf einen Stuhl niedersetzte.

Wenn man an den Ceremonienmeister denkt, so kann man sich ihn bei diesem Auftritt nicht anders, als in einem völligen Geistesbankerott vorstellen; nach einem ähnlichen Gesetz, nach welchem in einem Körper, der von dem elektrischen Zustand Null ist, wenn er in eines elektrisirten Körpers Atmosphäre kommt, plötzlich die entgegengesetzte Elektricität erweckt wird. Und wie in dem elektrisirten dadurch, nach einer Wechselwirkung, der ihm innewohnende Elektricitäts-Grad wieder verstärkt wird, so ging unseres Redners Muth bei der Vernichtung seines Gegners zur verwegensten Begeisterung über.

Vielleicht, daß es — auf diese Art — zuletzt das Zucken einer Oberlippe war, oder ein zweideutiges Spiel an der Manschette, was in Frankreich den Umsturz der Ordnung der Dinge bewirkte.

Man liest, daß Mirabeau, sobald der Ceremonienmeister sich entfernt hatte, aufstand und vorschlug: 1) sich sogleich als Nationalversammlung und 2) als unzerstörlich zu constituiren. Denn dadurch, daß er sich, einer Kleist'schen Flasche gleich, entladen hatte, war er nun wieder neutral geworden und gab, von der Verwegenheit zurückgekehrt, plötzlich der Furcht vor dem Chatelet und der Vorsicht Raum.

Dies ist eine merkwürdige Uebereinstimmung zwischen den Erscheinungen der physischen und moralischen Welt, welche sich, wenn man sie verfolgen wollte, auch noch in den Nebenumständen bewähren würde. Doch ich verlasse mein Gleichniß und lehre zur Sache zurück. Auch Lafontaine gibt in seiner Fabel: Les animaux malades de la peste, wo der Fuchs dem Löwen eine Apologie zu halten gezwungen ist, ohne zu wissen, wo er den Stoff dazu hernehmen soll, ein merkwürdiges Beispiel von einer allmählichen Verfertigung des Gedankens aus einem in der Noth hingesezten Anfang.

Man kennt diese Fabel. Die Pest herrscht im Thierreich, der Löwe versammelt die Großen desselben und eröffnet ihnen, daß dem Himmel, wenn er besänftigt werden solle, ein Opfer fallen müßte. Viele Sünder seien im Volke, der Tod des Größesten müsse die übrigen vom Untergange retten. Sie möchten ihm daher ihre Vergehungen aufrichtig bekennen. Er für sein Theil gestehe, daß er im Drange des Hungers manchem Schafe den Garauß gemacht; auch dem Hunde, wenn er ihm zu nahe gekommen; ja es sei ihm in leckerhaften Augenblicken zugestoßen, daß er den Schäfer gefressen. Wenn Niemand sich größerer Schwachheiten schuldig gemacht habe, so sei er bereit zu sterben.

„Sire,“ sagt der Fuchs, der das Ungewitter von sich ableiten will, „Sie sind zu großmüthig. Ihr edler Eifer führt Sie zu weit. Was ist es, ein Schaf erwürgen? oder einen Hund, diese nichtswürdige Bestie? Und quant au berger,“ fährt er fort, denn dies ist der Hauptpunkt: on

peut dire; obſchon er noch nicht weiß was? „qu'il méritoit tout mal;“ auf gut Glück, und ſomit iſt er verwickelt; „étant“ eine ſchlechte Phraſe, die ihm aber Zeit verſchafft; „de ces gens là,“ und nun erſt findet er den Gedanken, der ihn aus der Noth reiſt: „qui sur les animaux se font un chimérique empire.“

Und jetzt beweist er, daß der Eſel der blutdürſtigſte! (der alle Kräuter anfrißt), das zweckmäßigſte Opfer ſei, worauf alle über ihn herfallen und ihn zerreißen. — Ein ſolches Reden iſt ein wahrhaftes lautes Denken. Die Reihen der Vorſtellungen und ihrer Bezeichnungen gehen neben einander fort, und die Gemüthsacten für Eins und das Andere congruiren. Die Sprache iſt alſdann keine Fefſel, etwa wie ein Hemmſchuh an dem Rade des Geiſtes, ſondern wie ein zweites mit ihm parallel fortlaufendes Rad an ſeiner Aſe.

Etwas ganz Anderes iſt es, wenn der Geiſt ſchon, vor aller Rede, mit dem Gedanken fertig iſt. Denn dann muß er bei ſeiner bloßen Ausdrückung zurückbleiben, und dies Geſchäft, weit entfernt ihn zu erregen, hat vielmehr keine andere Wirkung, als ihn von ſeiner Erregung abzuſpannen.

Wenn daher eine Vorſtellung verworren ausgedrückt wird, ſo folgt der Schluß noch gar nicht, daß ſie auch verworren gedacht worden ſei; vielmehr könnte es leicht ſein, daß die verworrenſt ausgedrückten gerade am deutlichſten gedacht werden. Man ſieht oft in einer Geſellſchaft, wo durch ein lebhaftes Geſpräch eine continuirliche Befruchtung der Gemüther mit Ideen im Werke iſt, Leute, die ſich, weil ſie ſich der Sprache nicht mächtig fühlen, ſonſt in der Regel zurückgezogen halten, plötzlich mit einer zuckenden Bewegung aufflammen, die Sprache an ſich reißen und etwas Unverſtändliches zur Welt bringen. Ja, ſie ſcheinen, wenn ſie nun die Aufmerkſamkeit Aller auf ſich gezogen haben, durch ein verlegenes Geberdenspiel anzudeuten, daß ſie ſelbſt nicht mehr recht wiſſen, was ſie ſagen ſollen. Es iſt wahrſcheinlich, daß dieſe Leute etwas recht Treffendes und ſehr deutlich gedacht haben. Aber der plötzliche Geſchäftswechſel, der Uebergang ihres Geiſtes vom Denken zum Ausdrücken, ſchlug die ganze Erregung deſſelben, die zur Feſthaltung des Gedankens nothwendig, wie zum Hervorbringen erſt erforderlich war, wieder nieder.

In ſolchen Fällen iſt es um ſo unerläßlicher, daß uns die Sprache mit Leichtigkeit zur Hand ſei, um dasjenige, was wir gleichzeitig gedacht haben und doch nicht gleichzeitig von uns geben können, wenigſtens ſo ſchnell als möglich auf einander folgen zu laſſen. Und überhaupt wird Jeder, der bei gleicher Deutlichkeit geſchwinder als ſein Gegner ſpricht, einen Vortheil über ihn haben, weil er gleichſam mehr Truppen als er in's Feld führt.

Wie nothwendig eine gewiſſe Erregung des Gemüths iſt, auch ſelbſt nur um Vorſtellungen, die wir ſchon gehabt haben, wieder zu erzeugen,

sieht man oft, wenn offene und unterrichtete Köpfe examinirt werden und man ihnen ohne vorhergegangene Einleitung Fragen vorlegt wie diese: was ist der Staat? oder was ist das Eigenthum? oder dergleichen. Wenn diese jungen Leute sich in einer Gesellschaft befunden hätten, wo man sich vom Staat oder vom Eigenthum schon eine Zeit lang unterhalten hätte, so würden sie vielleicht mit Leichtigkeit durch Vergleichung, Absonderung und Zusammenfassung der Begriffe die Definition gefunden haben. Hier aber, wo diese Vorbereitung des Gemüths gänzlich fehlt, sieht man sie stocken, und nur ein unverständiger Examinator wird daraus schließen, daß sie nicht wissen. Denn nicht wir wissen, es ist allererst ein gewisser Zustand unsrer, welcher weiß. Nur ganz gemeine Geister, Leute, die, was der Staat sei, gestern auswendig gelernt und morgen schon wieder vergessen haben, werden hier mit der Antwort bei der Hand sein.

Vielleicht gibt es überhaupt keine schlechtere Gelegenheit, sich von einer vortheilhaften Seite zu zeigen, als gerade ein öffentliches Examen.

Abgerechnet, daß es schon widerwärtig und das Zartgefühl verletzend ist, und daß es reizt, sich stetig zu zeigen, wenn solch ein gelehrter Rostkamm uns nach den Kenntnissen sieht, um uns, je nachdem es fünf oder sechs sind, zu kaufen oder wieder abtreten zu lassen; — es ist so schwer, auf ein menschliches Gemüth zu spielen und ihm seinen eigenthümlichen Laut abzuloden, es verstimmt sich so leicht unter ungeschickten Händen, daß selbst der geübteste Menschenkenner, der in der Hebeammentkunst der Gedanken, wie Kant sie nennt, auf das Meisterhafteste bewandert wäre, hier noch, wegen der Unbekanntschaft mit seinem Sechswöchner, Mißgriffe thun könnte.

Was übrigens solchen jungen Leuten, auch selbst den unwissendsten noch, in den meisten Fällen ein gutes Zeugniß verschafft, ist der Umstand, daß die Gemüther der Examinatoren, wenn die Prüfung öffentlich geschieht, selbst zu sehr befangen sind, um ein freies Urtheil fällen zu können. Denn nicht nur fühlen sie häufig die Unanständigkeit dieses ganzen Verfahrens, — man würde sich schon schämen, von Jemandem, daß er seine Geldbörse vor uns ausschütte, zu fordern, viel weniger seine Seele — sondern ihr eigener Verstand muß hier eine gefährliche Musterung passiren, und sie mögen oft ihrem Gott danken, wenn sie selbst aus dem Examen gehen können, ohne sich Blößen, schmachvoller vielleicht als der eben von der Universität kommende Jüngling, gegeben zu haben, den sie examinirten.



Bohemund.

Von

Wilhelm Jensen.

— Freiburg i. B. —

Er stand im Alter, das gleich scharfem Grat
Nach zweien Seiten fällt. Zur einen lag
Die Jugend ihm mit grünen Thälern, tief
Und dämmernd schon von Nebeln übergrau't,
Daraus des Frühlings Blumen nicht hinauf
Zu ihm mehr dufteten; ein ferner Schein,
Wie Abglanz bunter Abendwolken nur,
Der über lichtem Morgentraum verblaßt.
Zur andern Seite abwärts ging sein Pfad,
Umschattet noch, des Weges Länge nicht
Dem Blick erkennbar; kurz vielleicht und bald
Mit jähem Absturz endend, doch vielleicht
Auch langhinschleppend sich im steinigem Grund,
Im Brand der Sonne und im Tropfenfall
Einförmigen Regens. freudlos, sonder Ziel
Als jenen Halt, an dem der Fuß versagt
Und müd' zur Raft sich streckt, gleichviel wohin,
Vermißt von Keinem; wie des Waldes Thier
Am Schluß des Daseins irgendwo, am Schluß
Des Denkens, mit der letzten frag' allein:
Wozu des Weges Mühsal?

Alternd so

Auf seiner Väter sagengrauer Burg,
Vom trohigen felsstiz niederblickend, saß
Graf Bohemund vom alterlauchten Stamm
Der Helfenstein, ein Sohn des tollen Wolf,
Der mächtigen Ahnenfolge letztes Glied.

In früher Jugend war das Doppelerb'
 Des Vaters ihm gefallen, Burg und Gau
 Und ungebündigt Blut, mit dunklem Trieb
 In's Weite gährend; sich zum Räthsel selbst
 Gleich einer Windharf' nächtigen Saiten nun
 Von traumhaft ahnungsvollem Klang geregt,
 Nun aufgepeitscht wie sturmzerwühltes Meer,
 Die Schranken stürzend, Recht, Gesetz und Branch,
 Ein blinder Wogenschwalm und zorniger Gisch,
 Sich jählings selbst zerschmetternd. Also war
 Wolf Helfenstein einst mit der Kaisermacht
 Des dritten Heinrich durch der Alpen Schnee
 Hinabgestiegen in den Sonnenbrand
 Apuliens. Mit kräftiger Hand entriß
 Den dreigestuften Kronreif er dem Haupt
 Des römischen Bischofs, ihn auf Clemens' Stirn,
 Des Zweiten seines Namens, zu erhöh'n.
 Ein Wetter, brach er an Siciliens Strand
 Auf eigne Faust um Beute, Kampf und Sieg
 Dem Nordsturm gleich in's Saracenenheer.
 Sein Nam' war Schreckniß und sein Anblick Tod;
 Des Morgenlandes Schätze rollten durch
 Sein Purpurzelt, so schnell er sie gewann,
 Achtlos den Seinen wieder zugetheilt.
 Nur Eins behielt er sich, zum erstenmal:
 Die Griechentochter Kasarina, die,
 Von Moslemshand geraubt, Wolf Helfenstein
 In letzter Stund' vor muselmännischem Bett
 Behütend, aus dem Feindeslager trug.
 Sie war gleich ihrer Heimat altem Bild,
 Das ewiger Jugend Unvergänglichkeit
 Im Grabschutt tausendjähriger Nacht bewahrt.
 Ein stolz Geschöpf aus Phidias Hand, belebt
 Von dunklem Augenstern, der Marmor weich
 Und süß vom Blut durchspielt, doch stumm ihr Mund,
 Aus dem nur dann und wann mit fremdem Laut
 Ein Wort der unverstandenen Sprache fiel.
 So saß in ihres Retters Zelt sie da,
 Gehorsam, eine königliche Magd,
 Von seines Auges Wink gelenkt, wie einst
 Sterblichem Helden ein olympisch Weib
 In Dienstbarkeit sich bog. Ein Mond verlief,
 Durch's Lager ging's mit seltsamem Geraun,
 Und plötzlich rückwärts kreuzte Helfenstein
 Der alten Scylla strudelndes Geklipp.
 Gleich einer pfeilbeschwingten Mövenbrust
 Gen Norden schoß durch das Tyrhenermeer

Sein blitzend Segel; dann, wie athemlos
 Ein Hirsch den Wald durchstiebt, in stäter Hast
 Zu Deutschlands schwarzen Forsten ging es heim,
 Und, niedertauchend gleich dem Stoßfalk, schwand
 Wolf Helfenstein im Lannicht seiner Burg.
 Dort saß er Sommer, Herbst und Winter lang
 Von keinem Blick erschaut, das wilde Blut
 Gebändig wie von zauberschwerem Traum.
 Dann mit des Lenzes Nahen aus dem Horst
 Schrie Erstruf eines jungen Adlers auf.
 Der Vater hieß ihn Bohemund, und still
 Verrann das Jahr. Im tiefen Waldgestein
 Nur manchmal, einem Marmorantlitz gleich,
 Erschien's und schwand, daß über Stirn und Brust
 Die Magd, der Ackerknecht ein hastig Kreuz
 Sich bei dem Anblick schlug; und ab und zu
 Hob miternächtlich sich ein klagend Lied
 Vom Söller in den Sternenhimmel auf.
 Dann kam's wie Hauch erst, wuchs und schwoll zum Sturm
 Und lief von Mund zu Mund: Es habe sich
 Wolf Helfenstein zu gottverfluchtem Bund
 Ein heidnisch Weib in sein Gemach entführt
 Und einen Sohn aus ihrem Blut gezengt.
 Bis an des Kaisers Ohr stieg das Gerücht,
 Und andre Zeit verging; da traf Gebot
 Aus Heinrichs Mund den Burgherrn Helfensteins,
 Zu reinigen sich vom sündigen Verdacht,
 Deß er bezüchtigt, und im Bußgewand
 Sein buhlich Weib, die Tochter Astarots,
 Als die der Kirche Tiefblick sie erkannt,
 Herabzuführen zu göttlichem Gericht.
 Stumm hörte sie's und hob den Fuß und sah
 In's Antlitz ihm mit einem Blick: „Befehl —“
 Aus ihres Auges zaubertiefem Broun
 Traf ihn der Strahl, und jäh wie zackiger Blitz
 Der Eiche Wipfel flammenlodernd packt,
 So schnob in ihm das Blut der Helfenstein,
 Und lachend warf er in des Kaisers Bart
 Ein pochend Wort voll Hohn und wölfschem Trotz:
 Es mög' der Len, wenn sein Gelüst ihn treib',
 Die Tag' erproben an des Wolf's Gebiß
 Und aus dem felsloch Bußgewand und Brut
 Sich selbst erholen. — Dampshinrollend nun
 Stieg Wetter schwarz rund um den Helfenstein,
 Draus suchte Reiches Aht und Papstes Bann
 Und sprach das zwiefach fluchbetroffene Haupt
 Des Himmels Vögelu und des Mörders Faust,

Sein bleichend Bein dem Brand der Sonne zu.
 Doch furchtlos brach der Wolf aus seinem Bau
 Und das Gebein der Meute deckte weiß
 Den Felsenrund; in Waldschlucht, Kluft und Sturz
 fand Zahn und Geierfang reichleckte Kost,
 Der Bach fiel roth zu Thal, die Streitart pfiß,
 Und lustige Treibjagd hielt der alte Wolf
 Auf Heinrichs Stoßfalk und auf Clemens' Schwarzwild.
 Vergebens, und nach jahrelangem Streit
 Stand ab der Nachter halbzereschmolzene Schaar,
 Und lachend ritt aus wieder offnem Thor
 Graf Wolf in's freie Grün. Da hinterrücks
 Entschwirrt dem Busch ein Pfeil, trifft gutgezielt
 Des Unbesiegten unbewehrte Brust,
 Und, rückwärts taumelnd, in den Wegwart greift
 Zum ersten- und zum letztenmal die Faust
 Wolf Helfensteins.

Am Abend dieses Tags —

Der letzte Wolkenabglanz fiel mit roth
 Geheimnißvoller Dämmerung durch den Wald —
 Da einem Landmann war's, der sich verirrt
 Wo keinen Pfad unwegsam Dickicht bot,
 Als ob ein fallender Stern am grauen fels
 Vor ihm verschweb'. Im dunklen Tannengrund
 Sah er ein weißes Licht und schritt drauf zu.
 Dann war es fort, erloschen, gleich als ob
 Die Erd' es aufgetrunken. Schauernd fuhr
 Rings durch die Wipfel Wind wie Klagefant,
 Die Schlucht stieß Nebel aus, Nacht lag umher,
 Und odemlos die öde Wildniß floh
 Der späte Wanderer.

Doch wie Zeichen war's

Der Windsbraut, die durch Deutschlands Gaue fuhr.
 Zu Bothfeld stürzt' im Braus der Kaiserjagd
 Der Kappe Heinrichs, und das Scepter schlug
 Aus seiner starken Hand. Zerbrochen trug
 Des vierten Heinrichs schwache Knabenstirn
 Der Krone Last, und riesenhast im Süd'
 Hob eines andren Zimmermannes Sohn
 Zu blutigem Himmelsrund den Scheitel auf.
 Zwei Menschenalter rannen, drin, wie einst
 In Anfangs-Nacht, sich rastlos Meer und Blut
 Im ungeheuren Kampf vernichteten.
 Mit neuem Feldschrei brach die alte Wucht,
 Der tausendjährigen Feindschaft alter Haß

Zum Völkermord empor, und Deutschland fiel
 Vom giftgetränkten Dolche Roms durchbohrt.

Und so im großen Strom des Weltgeschicks
 Vergessen sank der Einzelne hinab.
 Niemand gedachte mehr an Bann und Acht
 Wolf Helfensteins, wo Papst und Gegenpapst
 Und Afterkaiser mit dem Kaiser rang.
 Unangetastet in des Vaters Erb',
 Vereinsamt auf der alten Burg erwuchs
 Der letzte Sproß des Helfensteiner Baums;
 Von treuer Hand bewacht, bis Kraft und Geist
 Ihm selbst gedieh, die Herrschaft seines Gau's
 Wie seines Rosses Zügel sichern Griffs
 Und klugen Sinns zu halten. Seinen Herrn
 In angestammt-vererbter Dienstbarkeit
 Erkennt' in ihm sein hörig Lehensvolk,
 Das hoher Ahnherrn Züge, Wuchs und Muth
 In stolzem Bau des Jünglings wiederfand.
 Und kaum gedachte dann und wann ein Mund
 Am Winterheerd des fremden Weibes noch,
 Der Mutter Bohemunds, die, wie sie einst
 Von keinem Aug' erschaut, gekommen, so
 Von keinem Blick gewahrt, am Todestag
 Des alten Wolf verschwunden war, wohin
 Gab niemand Kunde, wies sich keine Spur,
 Und niemals frug Graf Bohemund nach ihr.
 Er wuchs empor, ein kraftgetriebener Schöß
 Aus abgefalltem Stamm, des Wurzelrest
 Von dichtem Moos und Schlinggerank verdeckt.
 Was hinter ihm verjunken, galt ihm gleich,
 Sein Blick ging vorwärts, doch nicht weiter als
 Zum Schluß des Tags, den ihm das Licht begann.
 Der wilde Bergstrom lockt' ihn an, die Eist
 Des Waidwerks und der Eberhatz Gefahr.
 So dehnte sich sein hoher Wuchs gemach
 Zu breiter Mannesbrust; den zornigen Ur
 Griff furchtlos seine Faust und bändigte
 Den wild Aufbrüllenden, und mancher Blick
 Aus edler Jungfrau'n blauem Augenlicht
 Verhieß ihm leichtren Sieg und reicheren Lohn.
 Doch ihrer keinen nahm sein Herz gewahr,
 Und was sie boten, flog im Wind wie Spreu,
 Traf an sein Ohr wie fremder Sprache Laut.
 Nur mälig wuchs ein Sehnen in ihm groß,
 Er wußte nicht, wonach, doch stieg's und schwoll
 Und trieb ihn fort, wie einst den alten Wolf,

Hinaus, gleichviel wohin, in Sturm und Flut.
 Die Brandung ging durch's Blut der Helfenstein
 Und fand nicht Ruh am seichten Heimgestad',
 Im Kampf mit Ur und Bär. Auf's Neue flog
 Der alte Name, alten Ruhmes voll,
 Als Feindesfurchniß weit von Land zu Land.
 Nun hier, nun dort, und Bohemund hieß Sieg
 Und wieder Helfenstein des Halbmonds fall.
 In Frost und Blut entschwand ihm ein Jahrzehnt,
 Im Schnee des Balkans und an Libyens Strand;
 Wo Schlachtruf scholl, erglänzte sein Panier,
 Schnob in den Vorderstreit sein Ross, und nun
 Mit Robert Guiskard stand er vor Athen.

Hochsommer lag auf Attika's Gesicht,
 Den brannen Grund versengend. Purpurn stieg
 Vom damascenerblauen Stahl der See
 Des blumigen Hymettus weiche Stirn,
 Und gelbes Sonnenseuer, gleich dem Pfeil,
 Den tödtlich vom Geschosß Latona's Sohn
 Herab einst schnellte, hielt den Tag entlang
 Der Franken Heer im Schatten des Gezelts.
 Nur wenn der Abend kam, schritt Bohemund,
 Der eignen Kraft vertrauend, oft allein
 Durch der Oliven silberdämmernd Licht
 Hinaus in Schlucht und Hain. Dort zog's vorbei
 An seines Geistes Blick. Es hob auf's Neu
 Mit Marmorbildern die Akropolis
 Aus Schutt und Steingeröll ihr Giebelhaupt;
 Von Segeln blüht das Meer, und Schlachtgeschrei
 Erfüllt den weiten Thalgrund Marathons,
 Derweil im letzten rothen Abendglanz
 Das felsgestad' von Salamis erlosch.
 Ein Träumen überkam ihn alter Zeit,
 Ihm fremd bisher, ein Wunsch, doch ohne Wort,
 Ein Schatten nur, der stets vor ihm entrann
 Und doch in Einsamkeit ihn nach sich zog.
 So schritt er einst auf unbekanntem Pfad;
 Der Tag versank, und fremd Gebirg umschloß
 Ihm rings die Stirn. Im Dunkel strebt' umsonst
 Sein Fuß zurück, doch hielt ein Labyrinth
 Im Kreis ihn stets, und steil zum Berg hinan
 Nun Kimmend, sucht' er Ueberschau und Licht.
 Da lag von weißem Mondenschein beglänzt,
 Ein schweigend Räthsel weit um ihn die Welt.
 Ein zitternd Strahlenspiel stieg aus der See,
 Und Duft aus unsichtbarem Keldch, der rings

Den Grund bedeckt hielt, füllte Luft und Sinn.
 Doch schmachtete sein Mund nach frischem Trunk,
 Und wie er umsah, hob ein Palmenbaum,
 Vereinsamt, einen Brunnen nach Landesbrauch
 Andeutend, seinen schlanken Schaft empor.
 Erfreut trat er hinzu; da fiel das Licht
 Der weißen Mondnacht auf ein reglos Weib,
 Das stumm am Rand des Brunnensteines saß.
 Nach Art der Landesdöchter ihr Gewand,
 Das faltenreich vom schlanken Nacken bis
 Zur Sohle glitt; die Stirn, das dunkle Haar
 Verhüllt und offenbart von schneeigem Tuch,
 Aus dem ein Doppelstrahl des Auges, stumm
 Gleich ihren Lippen, in die ferne ging.
 Zu Füßen ihr, uralte, Etruriens
 Gedächtniß hütend, stand aus Thon geformt
 Ein Doppelhenkelkrug, und durstend sprach
 Nun Bohemund um fühlen Trunk sie an.
 Sie nickte wortlos mit der Stirn und hob
 Ihr Trinkgefäß mit schöngeboggenem Arm
 Und schöpft' es voll und bot es wortlos dar.
 Er trank und dankte; dann befrug sein Mund
 Sie nach dem Weg, und abermals hub stumm
 Sich ihre Hand gleich einem Marmorbild
 Und wies. Er schritt davon und sah zurück;
 Da saß sie wie zuvor, nur seltsam schien's,
 Als rinne langsam ihre Lichtgestalt
 Zu weißen Strahlenfäden, wie vom Mond
 Zerschmolzener Schnee, in weissenloses Nichts.

Doch ruhlos lag im Zelt die Nacht hindurch
 Graf Bohemund. Ihn floh der Schlaf und kam
 Mit sinnverwirrtem Traum und riß ihn auf,
 Daß er in's falbe Grau des Morgens sah.
 Die Lippen dorrtten ihm in Fieberglut
 Unlöslichbar heißen Durstes, und hindurch,
 Ein Gaukelspiel, umsonst vom Hirn bekämpft,
 Umrann ihn ein verschwabend weißer Schein,
 Mit dem er rang, der stärker war als er,
 Mit unsichtbaren Armen ihn umschlang
 Und ihn, versinkend, mit sich niederzog.

Nun sprang er auf, und willenlos das Haupt
 Vom Fuß gelenkt, schritt er den Weg der Nacht
 Durch Steingeröll und Dornenkluft zurück.
 Der Berg lag vor ihm und er flog hinan;
 Kein Zweifel trog, dort breitete das Meer

Den weiten Spiegel aus, hier stand der Fels,
 Auf den gelehnt er noch den Blick verwandt.
 Doch öd' und sonnverbrannt lag das Gebirg,
 Vergeblich späht' das Aug' nach einem Ziel,
 Kein Palmendach entstieg dem braunen Grund,
 Kein Brunnenstein; ein leblos Hochgefild
 In Mittagsglut nur zitternd starrt ihn an.

Und wie im Traum irrt' Bohemund umher,
 Bis unter Säulentrümmern alter Zeit
 Auf einem Marmorknauf, von Wein umrankt,
 Im Widdervlies er greifen Hirten fand,
 Der, schläfrig blinzelnd, mit der Flöte Pan's
 Tacertenkreis um seine Füße blies.
 Den frug er, hastigen Munds, doch schüttelnd hob
 Der Alte kurz die Satyrstirn empor:
 So lang er weide, sei nicht Palm' noch Born
 In stundenweiter Rund, als hier allein,
 Und werde nimmer sein; und weiter blies
 Sein brannes Lippenpaar die Flöte Pan's,
 Und lauschend hob die Eidechs ihren Kopf.

Da plötzlich räthselhaft und wunderbar,
 Ein dumpfer Trieb zugleich und brennend Weh,
 Befiel es Bohemund. Dann schlug's sein Herz
 Mit lautem Klang; ein tödtlich Heimbegeh'r
 Nach Deutschlands tiefem Fortesdunkel war's,
 Nach Sturmgebraus im schwarzen Tannenhaar,
 Des Waldbachs Sturz am schattigen Felsenhang,
 Und Falkenschrei vom grauen Wetterstein.
 Allmächtig faßt's ihn; kurzen Abschieds ließ
 Er Guiskard's nahbefreundet feldherrnzelt,
 Sein ruhmvoll Banner, stolzer Zukunft Wink,
 Die eitel ihm wie Knabentandwerk schien,
 Und als der Mond auf's Neu die Sichel bog,
 Ritt in das Thor der Väterburg er ein.

Ein Jüngling zog aus ihr hinaus, ein Mann
 Auf jenem Grat des Lebens kam zurück,
 Der mittaggleich nach zweien Seiten fällt.
 Verwandelt fand er viel, vom Blitz gestürzt,
 Vom Moderschwamm der Jahre weggelöscht
 Wie alte Schrift; gar Manches auch in ihm
 Versunken, im Gedächtniß seines Selbst,
 Ein mönchischer Palimpsest, darunter matt
 Und langsam dämmernd erst die Urschrift ihm
 Herausfam. Doch vor Allem seltsam stand

Des eignen Jugendseins Vergangenheit
 Ihm gegenüber wie ein fremdes Bild,
 Mit dem kein Puls des Blutes ihn verband.
 Was war's gewesen, das ihn einst von hier
 Voll dunklen Ungefühls in's Weite zog?
 Ein schales Blendwerk, inhaltlos und leer,
 Mit hohlen Namen draußen lag die Welt,
 Der Völker Hader und der Fürsten Ruhm,
 Unwerth der Kranz des Arms, der nach ihm griff,
 Unwerth die Luft des Odemzugs der Brust.
 Doch wie, ein Fremdling selbst sich, Bohemund
 Nun in der alten Halle brütend saß,
 Der Wolken Zug nur ob dem Haupt ihm ging,
 Des Windes Murren, Morgen, Mittag, Nacht
 In stäter Wiederkehr, da schwand in ihm
 Zu bleichem Schatten das Gedächtniß auch:
 Was ihn mit heißer Allgewalt hieher
 Von Hellas Strand zurückgetrieben, gleich
 Als ob ein Ziel, ein Stern geheimnißvoll
 Mit übermächtigem Glanz ihn hergewinkt.
 Ein früh ergrauend Haupt wies ihm der Teich,
 Ein zwecklos Sein die Rückkehr jedes Tags.
 Doch heißet der trägen Stunden Langweil heut'
 Wie gestern Abwehr. Tagfrüh im Geleit
 Des greisen Fortwärts ritt er auf die Jagd,
 Der einst der Armbrust Kunst dem Knaben wies.
 Doch fiebert Ungeduld erwartungsvoll
 Ihm nicht wie einst im Blut; frohlockend nicht,
 Gleichgültigen Blicks führt er die Beute heim,
 Sie neidend um den Bolz fast, der sie traf.
 Den Abend kürzt am Brettspiel der Kaplan,
 Der im Verlust für sich Gewinn erspürt,
 Vom Weltlauf redet, nun der argen Zeit
 Gottloses Thun verdammt, als Heiland nur
 Gregor, den Sohn des Zimmermanns, gewahrt,
 Nun, nach des Herrn Gesicht, die Fürsten schmächt,
 Die um den Bann des römischen Bischofs sich
 Von ihrem Kaiser trenlos abgewandt —
 Bei'm Becher so kam Mitternacht heran
 Und schloß des Tages Chor und that es auf,
 Und zwecklos kommend, schritt er werthlos hin.

So ging der Winter, kam der Lenz, die Glut
 Des hohen Sommers. Doch mit ihm durchlief
 Frohthönige Botschaft hell die alte Burg,
 Daß Bohemund, des Väternamens Klang
 Zu wahren, um Jost Staufecks blondes Kind

Geworben hab'. Vielleicht wußt' er's allein,
 Wie's andrer Art geschah: Sie warb um ihn.
 Ihr Beizfall slog ihn an, und nachbarlich
 Entsandt' er ihn auf ihre Burg zurück.
 Und emsig wirkte Huldreichs Weberschiff
 Aus diesem ersten Faden ein Geflecht,
 Das ihn umspann. Sein Herz nicht, doch die Hand,
 Nach der ihr Sinn stand. Muthen webten drein,
 Und Basen halfen. Rings in Haus und Feld
 Sah Bohemund sein Lehensvolk beglückt
 Von freudiger Hoffnung; weder Leid noch Lust,
 Nicht Wunsch noch Weigerung in ihm selber rief
 Des Bandes Knüpfung wach, kaum dacht' er sein
 In andrer Art als sonstigen Tagewerks,
 Das Pflicht ihm aufdrang für der Seinen Wohl.
 So war's geschahn, kaum wußt' er, wann und wie,
 Und hieß sein Mund die schöne Jungfrau Braut.
 Ihr aber schwoll der Busen sehnsuchtsvoll
 Und trieb zur Hast in magdlich holder Scham
 Und süßer Flut des Herzschlags rege Hand.
 Gerüstet stand zur hehren Festlichkeit
 Ihr rasch der Truhen Einnenschatz, der Stolz
 An edlem Erzgefäß, das Brautgewand,
 Kunstvoll von eigner Hand vorausgewirkt;
 Und Waldgezweig und Sommerblumenkranz
 Umwanden blühend Staufecks Nachbarburg,
 Den Morgen grüßend des Vermählungstags.

Da schritt Graf Bohemund im Hochzeitschmuck
 Allein hinaus noch durch das grüne Licht
 Des hohen Walddoms. Tausendstimmig klang
 Zu Häupten ihm der Finken schmetternd Lied,
 Des Schwarzspechts Hämmern und des Falken Schrei,
 Und durch die Kronen summend ging der Wind.
 Und mälig weiter zog's in dunklem Tann
 Den Fuß ihm aufwärts, keines Ziels gedenk,
 Nicht wußt', wohin er. Aber plötzlich kam's
 Zum erstenmal mit langverstummtem Wunsch,
 Ein heftig Sehnen ihm nach Hellas' Strand,
 Und wie in wachem Traum war's ihm, als müßt'
 Zum Gipfel er hinauf, dann läg' das Meer
 Im Glanz erzitternd, die Akropolis
 Und des Hymettus purpurfarbige Stirn
 Wie einst zu Füßen ihm. Durch Strauch und Dorn
 Brach er empor. Umsonst, wohin er drang,
 Umschloß ihn rings das hohe Waldgebirg;
 Doch athemlos stets weiter rang er auf,

Und in den Scheitel ob dem Wipfeldach
 Stieg Sonnenwendtags Mittagsglut und Glanz.
 Vor seinem heißen Odem bargen stumm
 Die Vögel sich im schattigen Laubgeäst;
 Auf unbewegten Blättern schlief der Wind,
 Und durch des Mittags wimpermüden Traum
 Ging nur der Schummerzug des großen Pan.

Doch rastend nun stand Bohemund und sah
 Erschöpft umher. Fremdartige Thalschlucht lag
 Vor ihm, umrahmt von steilem Felsenwald,
 Den nie sein Fuß betrat, sein Blick gewahrt.
 Draus stieg ein augverwirrendes Gerank
 Von Blatt und Blüthen auf, durchspann die Luft
 An Fäden schwebend, fiel zurück und hielt
 Ein alt Gemäuer schattend überwirft,
 Das morschen Steins von grauer Vorzeit sprach.
 Rings auf dem grünen Teppich weißgestirnt
 Und roth und blau, wie Flammen und Azur,
 Ein leuchtend Kelchmeer, ohne Laut durchblüht
 Von bunten Segelschwingen märchenhaft
 Großäugiger Falter, und ob Allem stumm
 Des goldnen Glutstrahls scheitelrechter Brand.
 Nur kaum vernehmlich her vom Mauerrand
 Durch's Dickicht klang es traumhaft leisen falls
 Und kündet' plätschernd waldesfühlen Quell,
 Nach dem mit raschem Schritt der Durstende
 Den Blüthenhang zerriß. Da stockt sein Fuß,
 Denn vor ihm, halb vom Sockel abgestürzt,
 Aus Eppich blickt ein alter Brunnenstein,
 Ein Henkelkrug davor, und hingelehnt,
 Den weichgebogenen Arm emporgeschmiegt
 Zur marmorhellen Stirne, sitzt ein Weib
 Am Fall des Wassers, weiß und regungslos,
 Und schaut mit dunklem Doppelstern ihn an.
 Ein rinnend Bild, nicht scharfen Strichs umgrenzt,
 Als sei's aus Glanzlicht schimmernden Gewölks
 Zu Menschenantlig und Gestalt verwebt.
 Doch sinnberaubt stürzt Bohemund drauf zu:
 „Du bist's!“ — und streckt die Hand nach ihr und greift
 Durch leeres Nichts bis an den grauen Stein.
 Sein Fuß trifft an den Krug, doch trifft ihn nicht,
 Auch er ist Luft, ein weichend Scheinbild nur,
 Und Schauer faßt den nie Erschrocknen an.
 Es jagt ihn rückwärts, wendet ihm die Stirn,
 Da sitzt sie wie zuvor — trägt ihn der Blick?
 Trog ihn der Arm? — und wieder auf sie zu,

Und wieder streckt die Hand sich durch sie hin.
 Er steht's, durch ihre halbverhüllte Brust
 Bückt er die Lippen an den Quell und trinkt,
 Als quöll' der Trunk aus ihrem Rosenkelch.
 Dann nochmals steht er irr von fern und schaut
 Ihr schweigsam Bildniß. Hoch in Wipfeln regt
 Die Blätter säuselnd flüchtiger Hauch; doch klingt's
 Ihm bis in's Mark, als ob Verständniß ihm
 Des fremden Klagelauts der Trunk genezt,
 Und deutlich hört er's über sich in Licht
 Und Luft wie seines Namens Ruf und leif'
 Vermurmend hinterdrein: „Um Mitternacht — —“

Verwundert harrten lang schon festbereit
 Des Bräutigames Braut und Hochzeitgast
 Auf Stauffeck's Burg. Dann kam Graf Bohemund,
 Erhigt, verfürten Blicks, vom Dorn gerigt
 An Wamms und Arm. Kurz bat er, nicht Entgelt
 An ihm zu üben, daß er thöricht sich
 Im Wald verirrt, und sagte Huldreich's Hand
 Und führte vom Altar vermählt sie heim.
 Und Zinkenklang und Geigenstrich begann
 Zum Bechergruß die Nacht auf Helfenstein.
 Aus Brunnen sprang der Wein für das Gefind',
 Aus goldnem Prunkgefäß zu Häupten schwoll
 Den Gästen er; doch Keiner überbot
 Im Wetttrunk Bohemund und Keiner blieb
 Doch stark wie er des Sinns und süßes Herr.
 Nun in der Halle rothen Fackelglanz
 Von draußen goß der Vollmond weißen Schein,
 Und licht gleich diesem strahlte Huldreich's Stirn
 Und roth gleich jenem floß es ihr empor.
 Die Jungfrau'n hoben sie mit lustigem Scherz
 Vom Sitz und führten sie zum Brautgemach,
 Und von der Gäste lautem Ruf begrüßt,
 Mit schnellem Schritt folgt Bohemund darein.
 Zum erstenmale hing den Abend lang
 An ihr sein Blick und staunend schloß sein Herz
 Ihm ihrer sanften Schönheit Reichthum auf.
 Nun stand sie hold erglüht und bog den Leib
 In bräutlichen Verlangens süßer Scham.
 Sein Arm umfing sie, doch mit scheuer Hast
 Im letzten Kampf um ihres Magdthums Stolz
 Entwand sie sich, und bittend sprach ihr Mund
 Um frist noch einmal, eines Augenblicks,
 Um seines Blickes Schonung zu ihm auf:
 „O bringt die Rose mir vom Söllerhag,

„Die heut im Spätlicht erst den Kelch erschloß,
 „Und kehrt zurück — und Huldreich harret auf Dich —“.
 Sein Herz versteht ihr jungfräuliches Flehn,
 Und lächelnd nickt er, schaut zurück und geht.
 Und sie nun löst in Hast ihr reich Gewand
 Und löschet der Ampel dämmernd Licht und birgt
 Im Kinnenschnee des Lagers, wie ein Reh
 Im dunklen Laub, die zarte Magdgestalt.

Doch in die Nacht tritt Bohemund hinaus
 Mit raschem Fuß zur blühenden Söllerwand,
 Da legt des Mondes weißes Strahlgeflecht
 Sich um ihn her und windet erzenen Reif
 Mit kaltem Druck ihm um die heiße Stirn.
 Und ausgelöscht von unsichtbarer Hand,
 Aus Herz und Haupt von eisigem Hauch verweht,
 Entschwindet plötzlich das Gedächtniß ihm,
 Des eignen Selbst Erinnerung, und wie
 Vom Silberglanz der Nacht getragen, zieht's
 Ihn blindlings fort durch Wald und Kluft und Stein.
 Sein Schatten nur gibt schweigend ihm Geleit,
 Nicht mehr als dieser, weiß er selbst wohin,
 Und nur der Wind im Tannicht murrte und rauschte
 Und spricht nun dumpfen Klanges: „Mitternacht — —“.

Da breitet vor ihm, lautlos, geisterhaft
 Des Mittags Blütenwildniß hell sich aus.
 Wie Demant blitzt es rings von Blatt und Kelch,
 Es rinnt und webt mit perlendem Geschmeid',
 Und auf dem Brunnenstein der Quelle ruht
 Vom Mondlicht überglänzt die Schneegestalt,
 Die einst den Trunk am Palmenbrunn ihm bot.
 Nur anders jeht, zum Sohlenrand hinab
 Vom Nackenrund gewandlos strahlt ihr Leib,
 Und jäh befällt es Bohemund, daß so
 Im ersten Traum der Kindheit schon auf ihn
 Sich ihre Brust geneigt — daß sie, nur sie
 Zu finden, Sehnsucht durch die Welt ihn trieb
 Und räthselhaften Zugs ihn heimwärts rief.
 Ihn rührt es an mit tödtlich banger Furcht:
 Entschwinden wieder wird sie seinem Arm,
 Ein körperlos Gebild — da trifft die Hand,
 Die er gestreckt, auf weiches Leben, kühl
 Gleich nächtigem Stein nur, dem die Sonne schwand.
 Die Lippen athmen und der Busen wallt;
 Um seinen Nacken schlingt sie götterstark
 Des schönen Armes Bug und hält den Mund

Zu durstigem Trunk auf seinen Mund gepreßt;
 Ein Schauer rinnt ihm starrend bis in's Mark.
 Wie Eisesfirn der Alpenjungfrau stockt
 Der Brüste Wölbung ihm das Blut, und stumm
 Im Kuß vergehend, sinkt er ihr an's Herz.

Doch fern hinüber drüben durch den Wald
 Schon loh'te Fackelroth. Vom Lager trieb's
 Um Mitternacht das jungfräuliche Weib
 Aus langem Harren auf, und unruhvoll
 Durchirrte sie den weiten Bann der Burg.
 Mit Hörnerruf zog's rings zu Berg und Thal,
 Doch keine Antwort scholl. Umwitternd brach
 Zulezt die Bernhardsrüde Bohemunds
 Im Dickicht fort, und keuchenden Geheuls
 Rief ihrer Spur sie nach. Da fand man ihn
 Im ersten Grau des Morgens, kalt und starr
 Vom Thau bedeckt. Verschlungenen Arms, als ob
 Im Tod sie noch mit letztem Klammergriff
 Sich um ein Etwas festgeschlossen, lag
 Am Brunnenstein er langhin ausgestreckt,
 Und winselnd schnob der Hund in sein Gesicht
 Und sprang mit wüthigem Laut, sein weiß Gebiß
 Aufstetzend, in's Gerank. Und scheuen Blicks
 Kam er zurück und kauerte den Leib
 Zum Schutz auf seinen todten Herrn hinab.

In eines Klosters Weltvergessenheit
 Nach Brauch der Zeit fand andren Bräutigam,
 Doch erst im Tod vom Weh gelöst, die Braut,
 Und Räthsel deckte Jedem, was geschehn.
 Um manches Jahr nur später grub der Karst
 Den Boden um, von dem's wie Sage schon
 Im Volksmund ging, daß Nachtmir dort im Mond
 Das Blut des letzten Helfensteiners trank.
 Da fand man unter Schutt den Trümmerrest
 Uralten heidnischen Altars und dran,
 Doch unversehrt, ein weißes Marmorbild.
 Von übermächtigem Liebreiz die Gestalt,
 Das Antlitz göttlich schönen Weibes war's;
 Und als Madonna richtete das Volk
 Ihr Standbild auf und bracht' ihm Opfer dar,
 Bis an des Priesters Ohren das Gerücht
 Der neuen Jungfrau drang. Er kam und sah
 Und gran'ngesfüllt erkannte das Idol
 Des Götzendienstes einst an Hellas' Strand,
 Das Bildniß Aphrodite-Astarots

Sein Blick im wonnevoll enthüllten Leib
 Der neuen Himmelskönigin. Entsetzt
 Weihwasser sprengend auf das irre Volk,
 Rief er der Heiligen Schutz und Beistand an,
 Und glaubensstarken Arms stieß das Phantom
 Des Baalsgräuls in nächtige Trümmerschlucht
 Sein Zorn hinab. Am fels zerschmetternd schlug
 Der Marmor auf, und Bibelwort und Kreuz
 Sprach ewigen Bann des Abgrunds über ihn.

Doch draußen wogte fort auf Deutschlands Gau'n
 Der blutige Codeskampf. Vergessen sank
 Ringsum im großen Strom des Weltgeschicks
 Der Einzelne, sank ein Geschlecht hinab,
 Und öd' zerfiel die Burg der Helfenstein.





Mein Grab in Theben.

Von

Georg Ebers.

— Leipzig. —

Der Titel, den diese anspruchslosen Zeilen, lange bevor es mir möglich wurde sie niederzuschreiben, empfangen haben, verheißt viel mehr, als sie voraussichtlich dem Leser gewähren werden.

Wer hier Briefe eines Verstorbenen oder die eingehende Beschreibung einer von mir in der Todtenstadt von Theben entdeckten Gruft zu finden erwartet, der wird sich enttäuscht sehen, denn ich will nichts mittheilen als einige Erinnerungen aus einem Zeitabschnitt, den es mir in sehr eigenthümlicher menschlicher Umgebung an einer wunderbaren Stätte zu durchleben vergönnt war.

Es ist in jüngster Zeit die über Aegypten, das alte und neue, handelnde Literatur namentlich in England zu einer wahren Hochfluth angeschwollen, und wer im Nilthale auf dem schön geebneten Touristenwege wandert, wer auf der glatten Nilstraße in einer bequemen eingerichteten Dahabiye oder dem Dampfer, der als großer Wasseromnibus die Reisenden von Kairo zum ersten Katarakt und zurück führt, das Pharaonenland bereist, der darf nichts als schon vor ihm Entdecktes, Gesehenes, Beschriebenes oder Dargestelltes zu finden erwarten. Der Naturforscher, der neue Arten, der Künstler, welcher neue Motive, der Gelehrte, der noch nicht veröffentlichte Denkmäler zu finden wünscht, muß unbetretene Nebenwege einschlagen und all die Unbequemlichkeiten auf sich nehmen, denen Niemand entgeht, der es sich hier einfallen läßt, von den durch die Engländer vorgeschriebenen Bahnen und Lebensgewohnheiten abzuweichen.

Keine Stätte in ganz Aegypten ist häufiger und eingehender durchforscht worden als die des alten Theben, und trotzdem kann der Forscher nirgends sicherer Neues und Unerwartetes zu finden hoffen als gerade

hier, denn Theben ist eine Welt für sich, und die Jahrtausende eines hoch entwickelten und reichen Culturlebens, welche sich hier abgespielt haben, ließen so zahlreiche und tiefe Spuren zurück, daß nichts sie zu verwischen vermochte.

Ueber allen Denkmälern, die sich an beiden Ufern des ungetheilten Nils erheben (im Delta sind Regen häufiger), hat in ähnlicher Weise als Schutzgeist die warme, durchaus trockene Luft dieser Breiten gewaltet, und wenn dennoch Theben weit zahlreichere und unbeschädigtere Denkmäler aus alter Zeit aufzuweisen hat als jede andere ägyptische Stadt, so verdankt es diesen Vorzug einer Reihe von glücklichen Umständen. Während der ganzen Dauer der höchsten Glanzzeit der Pharaonengeschichte war es die hoch begünstigte Residenz der Könige, und als in späteren Tagen Aegypten gezwungen ward, sich vor der Macht der großen asiatischen Culturstaaten und endlich vor den Macedoniern, Römern und den Heeren des Islam zu beugen, lag es weit ab von der Straße der Eroberer.

In diesem Theben, mit dessen Denkmälern ich nicht nur durch einen früheren Aufenthalt wohl bekannt war, ließ ich mich auf meiner letzten Forschungsreise auf längere Zeit nieder, und aus den Wochen, die ich für die Amonstadt bestimmt hatte, wurden Monate, theils weil sich mir täglich Neues und wieder Neues bot, theils weil die Sanitätspolizei den Reisenden verwehrte, den Katarakt zu überschreiten und das von der Cholera heimgesuchte Nubien zu betreten.

Von vorn herein hatte ich beschlossen, dem Beispiele unseres Lepsius zu folgen und mich auf dem westlichen Ufer der ungeheuren Trümmerstätte niederzulassen. Unser deutscher Consularagent, der Kopte Todrus und sein intelligenter Sohn Moharreb boten mir hülfreiche Hand und schon am Abend nach unserer Ankunft hatte ich ein passendes Quartier gefunden und seine Instandsetzung angeordnet.

Am folgenden Morgen ward der Umzug aus der Nilbarke in die Felsenwohnung mit Hülfe einiger Esel, eines Kamels und meiner Matrosen bewerkstelligt, und als ich am Abend beim Untergange der Sonne vor der Thür meiner Behausung saß und die herrliche Landschaft zu meinen Füßen überschaute, da sagte ich mir, daß meine Wahl eine glückliche gewesen sei; und doch war meine Wohnung nichts als ein Grab, eine echte und rechte Todtenwohnung, in der vor mir die verstorbenen Mitglieder einer hochgestellten Beamtenfamilie Jahrhunderte lang die Ruhe des Todes genossen hatten.

Das alte Theben und seine Trümmer sind tausendmal beschrieben worden, und ich habe es selbst an anderen Stellen eingehend zu schildern versucht. Hier wird es, ehe ich von meinen Nachbarn erzähle, nur zu zeigen gelten, wo und unter welcher Umgebung mein Grab gelegen war und was es von seiner Pforte aus zu sehen gab.

Der Nil zertheilt die langgestreckte schmale Flur, in der sich die Trümmer der Amonsstadt erheben, in zwei gleiche Hälften. Auf jeder von beiden grünen in der Ebene vom Ufer des Stromes an bis zum Fuße der völlig vegetationslosen Kalkberge, die das Thal im Osten und Westen begrenzen, durch Kanäle und Gräben wohl bewässerte, fleißig bestellte und die Arbeit des Bauern reichlich lohnende Acker. Zahlreiche Schöpfräder sind thätig, um das Raß auch den vom Strom entfernten höher gelegenen Feldern zuzuführen, und überall wo es den nackten, gelblich grauen Wüstenboden berührt, bekleidet sich dieser schnell mit frischem Grün.

Scharfbegrenzt wie farbige Teppichstreifen auf grauem Estrich liegen die Acker auf dem nackten Fuße der dürrn Sandberge, hinter denen sich zu beiden Seiten des Thales, hier bis zum rothen Meere, dort in unermesslicher Breite bis zum atlantischen Ocean, die Wüste ausdehnt. Aehnlich wie die Hälften eines Blattes, wie die beiden Theile eines zerlegten Schlachtthieres, wie die Schalen einer geöffneten Muschel sieht das östliche dem westlichen Nilufer; nur die Profile der Hügelketten am Horizont sind verschieden gestaltet. Das arabische Gebirge, bei dem des Morgens die Sonne aufgeht, ist weniger reich gegliedert, als das von Querthälern durchfurchte libysche, hinter dem sie des Abends verschwindet.

In der Ebene, so hier wie dort, haben sich zahlreiche Monumente erhalten. Die ungeheuersten Bauten stehen auf dem rechten Ufer des Nils, und doch wird der Forscher auf dem linken die reichste Ausbeute finden, denn der östliche Theil von Theben gehört den Lebenden, der westliche den Todten, und das tausendmal wiederholte Wort der Aegypter, ihre Erdenwohnungen wären Herbergen und ihre Gräber ewige Häuser, ist zur vollen Wahrheit geworden. Keines Königs oder Bürgers von Theben Palast oder Haus blieb unvernichtet, während sich eine unzählbare Menge von Gräbern in mehr oder minder vortrefflicher Conservirung erhalten hat.

Die unzerstörbaren Friedhöfe der Amonsstadt zeigen nicht die geringste Aehnlichkeit mit den unsern. Sie liegen sämmtlich jenseits der Ackergrenzen im Bereiche des nackten Gesteins und der Wüste, denn das Fruchtländ ist schmal, und man wußte schon früh seinen Werth so wohl zu schätzen, daß man, wo es nur irgend möglich war, die großen Bauten an solchen Stellen errichtete, welche die Ueberschwemmung nicht zu erreichen vermochte. Auch die Pyramiden, so viel ihrer sind, stehen auf dem Boden der Wüste, und eine griechische Inschrift an dem großen Sphing, die einem gewissen Arrian (wahrscheinlich dem berühmten Schüler Epiktets) ihren Ursprung verdankt, beginnt mit folgenden Versen:

„Götter gründeten einst die (weithin prangenden) Formen
Sorglich sparend des Felds Weizen erzeugende Flur.“

Auch eine andere Erwägung hielt das überall für die Pflege der Gesundheit besorgte Pharaonenvolk ab, Gräber im Bereich des Fruchtländes

anzulegen, denn dieses wurde alljährlich von den Wassern des Nils durchweicht, und die von der Feuchtigkeit berührten Leichen würden nach dem Rücktritt der Ueberschwemmung die Luft mit schädlichen Miasmen erfüllt haben.

Der Fuß, der auf dem Gebiet der Todtenstadt die Grenze des Fruchtlandes überschreitet, tritt häufig, wenn er auch auf festen Pfaden zu wandeln meint, auf ein Grab, und das Auge des der libyschen Bergkette entgegenschauenden Wanderers sieht überall und überall die Oeffnungen von Grüften, am Fuße der Hügel, in der Mitte und selbst an sehr hoch gelegenen Stellen des felsigen Abhanges. Auch in allen Querthälern finden sich Gräber und am sichersten in den verborgensten und am schwersten auffindbaren Schluchten. Die meisten Grüfte befinden sich in dem nach Osten gefehrten Abhange der libyschen Bergkette, die wegen der zahlreichen Zellen, die sich in ihrem Körper aneinanderdrängen, mit einer Honigwabe, einem Schwamme oder einem Kork verglichen worden ist.

Die Araber wissen nichts mehr von dem Namen „Theben“; ja es fehlt ihnen durchaus an einer die Gesamtheit der Trümmer der Amonstadt zusammenfassenden Bezeichnung. Die beiden Nilufer werden nur als das „linke“ und „rechte“ unterschieden, und die großen Tempel auf dem Boden der Wohnstadt Theben, ebenso wie die einzelnen Theile der Metropole, nach den Dörfern benannt, die neben und zwischen ihnen standen sind. In der Todtenstadt heißt heute die gräberreichste Stelle am Abhange der libyschen Kette „Abd el Durna“ und hier, etwa auf halber Höhe des Berges, war die Gruft gelegen, die ich mir zur Wohnung erwählt hatte.

Sie war geräumig genug, denn sie bestand aus einer breiten Vorhalle, vier sich in langer Flucht aneinander schließenden länglichen Räumen und zwei Seitengemächern. Das Ganze war in den lebenden Felsen gehauen, und mein sehr vornehmer Vorgänger hatte vor etwa 3500 Jahren die meisten Wände seines „ewigen Hauses“ mit Bildwerk in Hautrelief verziert, das mancherlei von den Aemtern, die er am Hofe des Pharao bekleidet, den Gütern, die er besaß, und den Familienfreunden, die er genossen, erzählte. In dem letzten die ganze Anlage abschließenden Gemach befand sich, wie in den meisten von diesen Felsengräbern, ein senkrecht in die Tiefe führender Schacht, der bei der Kammer mündete, in der die Leichen aufgestellt zu werden pflegten. Dieser Schacht war völlig mit Steinen und Geröll verschüttet. Ueber ihm wurde mein Feldbett aufgestellt, während mein Waschgeräth auf einem in einer Nische stehenden altarartigen Tische, der die Statue des Verstorbenen und seiner Gattin getragen hatte, Platz fand. Der zweitnächste Raum nach dem Eingang hin diente uns zum Arbeits- und Speisezimmer und in einem Seitengemache schlief mein Freund Stern, ein talentvoller, nunmehr allen Aegyptologen durch vortreffliche Leistungen wohlbekannter junger Gelehrter, der mich als lieber Gefährte eifrig bei meinen Arbeiten unterstützte.

In dem Vorjaale, vor Zeiten dem Schauplaze der zu Ehren des Verstorbenen begangenen Todtenfeierlichkeiten, hauste die Dienerschaft und stand der improvisirte mit Holzsohlen geheizte Herd, auf dem mein nubischer Diener Mohammed Salih mit Hilfe des Küchenjungen Ismail Mahlzeiten bereitete, die nicht nur einer verschmachtenden Hagar, sondern auch jedem halbsatten europäischen Großstädter zu munden wohl geeignet erschienen. Mit Dankbarkeit gedenke ich des braven dunkelbraunen Salih, der alle Arbeit einer Magd, vom Zimmerkehren bis zum Waschen und Bügeln der Hemden, für uns verrichtete und aufmerksam, ehrlich und geschickt, von früh bis spät besorgt war, das äußere Leben seiner Herren bequem und angenehm zu gestalten.

Als Wächter hatte ich meine beiden Lieblingsmatrosen Omar und Hasan mit auf den Berg genommen; aber nach dem Aufgang der Sterne pflegte sich die geräumige Vorhalle mit zahlreichen Dorfbewohnern zu füllen, die hier aus der Nachbarschaft zu einem Plauderstündchen zusammenströmten. Vor unserm Nachtmahle und so lange meine Leute für uns beschäftigt waren, erschien Niemand. Die Bescheidenheit hielt sie zurück, denn so oft es sich mit unseren Arbeiten an entlegenen Stätten vereinen ließ, saß ich um Sonnenuntergang vor dem Thore meines Grabes auf einer von Salih hergestellten Steinbank, neben der die schwarz-roth-weiße auch hier geachtete Fahne, mehr zu unserer Freude als zu unserem Schutze, wehte, und überschaute die Trümmerstätte von Theben. Ein farbenreicherer und zugleich bedeutenderer Fernblick möchte sich kaum auf der Erde finden lassen.

Rings um uns her nacktes Gefels und Grüste. Unter uns eine weite blaugrüne Fläche, auf der sich riesengroße Denkmäler von gelbem Stein, der im Abendlicht wie lauterer Gold gleißt und schimmert, stolz erheben. Weiter nach Süden hin der Tempel von Medinet Habu, das Prachtwerk Ramses III., des reichen Rhampsinet, von dem Herodot das anmuthige Märchen von dem klugen Baumeistersohne erzählt; in größerer Nähe die berühmten Kolosse Amenophis III., von denen der eine, die klingende Memnonsäule, von Griechen und Römern für eins der größten Wunder Aegyptens gehalten wurde, und von denen wir nun durch Inschriften wissen, daß Amenhotep, der Sohn des Hapu, der hochangesehene Intendant der Bauten seines Fürsten, sie vor dem Thore eines von der Erde geschwundenen Tempels errichten ließ. Die von diesem Heiligthum übrig gebliebenen Trümmerstücke hinter den Kolossen sind von so ungeheuren Dimensionen, daß man glauben möchte, es sei das größte von allen Monumenten in der Amonsstadt gewesen. Als das schönste und harmonischste darf gewiß das sogenannte Rameesseum, das Ramseshaus, wie die Denkmäler es nennen, bezeichnet werden, in dessen offene Höfe wir von meinem Grabe aus gerade hineinschauen. Mit dem Fernrohr würde sich die tief in den Stein eines Architravs geschnittene Inschrift erkennen lassen,

welche lehrt, daß dieses Heiligthum mit seinen ausgedehnten Annexen von Nilziegeln errichtet ward zum Dank für die Rettung des Königs aus großer Gefahr, als ihn in der Schlacht von Radesch die Cheta umringten und er „ganz allein war unter den Tausenden“. Die ungeheure Masse der umgestürzten und zerbrochenen Ramsesstatue von Granit, welche selbst den Memnonskoloß an Größe überbot, ist auch mit unbewaffnetem Auge wahrnehmbar. Im äußersten Norden, halb verdeckt von Palmen, erhebt sich der Tempel von Durna, den die Denkmäler das Setihaus nennen. Des zweiten Ramses Großvater hat diesen Bau gegründet, aber erst sein Vater Seti seine Ausführung vollendet. Der schöne Terrassenbau des Tempels der Hataju und das Amphitheater von Felsen, zu dem er hinansteigt, lag zu weit zurück, als daß man es hätte von meinem Grabe aus überschauen können.

Alle diese Monumente, welche die Griechen mit dem Namen der Memnonien belegten, stehen auf dem Boden der Nekropole.

Lassen wir das Auge weiterhin nach Osten schweifen, so sehen wir zuerst die von Palmen umsäumte, weithin schimmernde Wasserader des Nils, die von manchem Boote mit dreieckigen lateinischen Segeln und dort, wo die einzige dunkle Wolke weit und breit zu sehen ist, von einem Dampfer zertheilt wird.

Am östlichen Ufer des Flusses erhebt sich hart am Wasser der Tempel von Luqfor und der in seiner Mitte und hinter ihm entstandene Flecken dieses Namens, während Palmenhaine den weiter nach Norden hin bei dem Dorfe Karnak gelegenen Reichstempel von Theben, das größte Bauwerk der Erde, fast ganz den Blicken entziehen. Im äußersten Osten schließt das arabische Gebirge mit seinen sanft geneigten spitzen Gipfeln in weichen Linien die Landschaft ab und wird des Morgens und Abends zu einem Farbenträger von erstaunlichem Glanze. In der Frühe glüht es in Purpur und Gold, beim Sonnenuntergange wird es nur vom Widerscheine der hinter den Bergen jenseits des Stromes verschwindenden Sonne berührt und leuchtet in zartem Rosa und bedeckt sich, wenn das Dunkel hereinbricht, erst mit einem violetten und endlich mit einem blauschwarzen Schleier, der von einem goldigen Rande umsäumt wird. Sobald dieser verblaßt ist, zeigt sich der Abendstern, der hier wol doppelt so groß und hell erscheint als in unserer deutschen Heimat. Ihm besonders verdanken die lieblichen Nächte des Orients den ihnen eigenen Zauber.

Von allen Tageszeiten ist mir so oft und so lange ich am Nil verweilen durfte, die des Sonnenuntergangs die liebste gewesen, und in ihr hab' ich die unvergeßlichsten Stunden erlebt. Einmal während der Fahrt nach Theben saß ich auf dem Deck meines Nilbootes und dachte an Weib und Kind in der Ferne, mit wehem Muth, denn es war um Weihnachten. Die Sonne ging unter und der Horizont färbte sich mit goldigerem Glanze und glühenderem Feuerscheine als sonst wol. Nach und nach erloschen die

blendenden Tinten, die zarten Federwölkchen färbten sich mit dem sanften Roth der Brust des Flamingo und das Dunkel begann sich über Hügel, Palmen und Wege zu breiten. — Sehnsüchtiger als in dieser Stunde hat mein Herz wol selten geschlagen und ich lebte mitten unter den Meinen, während der aus der Heimat wehende Nordwind mich weiter und weiter von ihnen fort trug. Da durchbrach ein seltsamer Laut die Stille des Abends. Glockentöne! Glockentöne im Morgenlande, am Nil, in Aegypten, wo niemals die eherne Zunge des geschlagenen Metalls, sondern die Stimme des Gebetrufers die Gläubigen zur Andacht ruft. Seit Monaten hatte ich kein Glockengeläute vernommen, und hier in Oberägypten schlug es doch an mein Ohr. Gewiß und wahrhaftig, das waren Kirchenglocken, und „das tiefe Summen und der helle Ton“ des lieben, frommen, heimischen Wohllauts erfaßte meine Seele mit großer Gewalt. So andachtsvoll habe ich nie vorher und niemals nachher dem Geläut der Glocken zugehört. Aber woher kamen die deutlicher und immer deutlicher vernehmbaren, dem heutigen Orient so völlig fremden Töne? Keine Sinnes Täuschung betrog mich, und es gab unter den gelben Wogen des Nils keine versunkene Stadt, kein Nineta, dessen Glocken der einsame Schiffer manchmal tief, tief unter dem Spiegel der Dstsee mit gedämpftem Klange zu vernehmen meint.

Ich fragte den Steuermann und vernahm, daß wir uns dem Flecken Magaga genähert hatten, und bald saß ich mit Freund Stern in einem Boote und betrat die von vielen Kopten bewohnte Nilstadt, in der amerikanischen Missionäre viele koptische Christen zum Protestantismus überzutreten veranlaßt und die neue Gemeinde mit Kirchenglocken beschenkt haben.

Aber zurück zu dem Thor meines Grabes, das sich freilich namentlich während der ersten Tage bei Nacht nicht ohne Gefahr und auf jeden Fall nicht ohne Hindernisse erreichen ließ. Vor Räubern und Dieben brauchten wir uns hier nicht mehr und nicht weniger zu fürchten als in Sachsen, aber all' meine Nachbarn hielten Hunde, und wenn sich diese auch bei Tage durch Steinwürfe leicht in die Flucht jagen ließen, so waren sie doch bei Nacht gegen Fremde, als welche sie uns Wochen lang betrachteten, außerordentlich übel gesinnt. Der gewöhnliche Fellahhund ist ein feiger Kläffer und verdient völlig die große Verachtung, welche der Hund den Aegyptern einflößt, aber der hellgraue zottige Hund von Erment, der unsern großen Schäferhunden gleicht, ist nicht nur wachsam, sondern auch wild und schwer einzuschüchtern. Uebrigens kennen diese Thiere jeden einzelnen Bewohner des Dorfes und lassen sich von ihm leicht zur Ruhe weisen. Zuletzt zeigten sich auch die bösesten Hunde bei Tage gleichgültig gegen uns; bei Nacht wurde uns indessen bis zuletzt das volle Bürgerrecht von ihnen vorenthalten, und dies mußten wir für um so weniger gerechtfertigt halten, in je freundlicherer Beziehung wir bald zu ihren Herren, unsern Nachbarn, treten sollten.

Wie wir es in jener Zeit gewesen, so sind die meisten Bewohner Abd el Durna's von der Wiege an bis zum Tode Gräberbewohner, und die Zahl der Fellahin, welche die Bürgerschaft dieses Theils der Todtenstadt bildet, ist keineswegs gering. Zu vielen von ihnen bin ich in Beziehung getreten, und nun ich sie kenne, hab' ich ihnen manches irthümliche Vorurtheil abzubitten, das die Berichte anderer Reisenden und sie selbst bei meinen früheren flüchtigeren Besuchen dieser Stätte in mir erweckt hatten.

Wer mit dem rothen Buch unter dem Arm vom Brande der Sonne gepeinigt, belästigt von nackten, nach Wachsichisch schreienden Kindern den Abhang des sich im Rücken des Kameffeum erhebenden Berges hinanstiegt, um sich zu den als besonders sehenswerth bezeichneten und mit Nummern versehenen Gräbern führen zu lassen, wird hier nichts Erfreuliches sehen und empfinden. Arm, bis zur Bettelhaftigkeit, verkommen und befremdlich wird ihm Alles erscheinen, was mit den Menschen zusammenhängt, die diese Stätte bevölkern. Die Hunde halten die Reisenden in gemessener Entfernung von den Fellahwohnungen über und unter, zur rechten und linken Seite des Weges. Der neugierige Europäer sieht nur das geschwärzte Thor der von den Bauern bewohnten Gruft und auf dem kleinen mit einem Zaune von Lehm und Maisstroh umgebenen Hofe vor der in den Berg führenden Pforte Federvieh, Ziegen, einige Schafe, einen Esel mit zusammengekoppelten Füßen, alte Weiber, kleine nackte Kinder und wunderliche pilzförmige Gebilde von grauem Nilschlamm, für die keine europäische Sprache einen Namen besitzt und von denen man sich erzählen lassen muß, daß sie zur Aufbewahrung von Brotfrüchten dienen.

Etwas Unästhetischeres, Ungeordneteres als diese Gehöfte, in denen selbst die Thiere staubig und ungewöhnlich struppig erscheinen, läßt sich schwer denken, und der Europäer ist geneigt, alle hier wohnenden Menschen, große und kleine, für verkommene Hungerleider zu halten, denn die Kinder strecken ihm ihre Händchen entgegen und die Erwachsenen beantworten seinen Gruß mit einem „Wachsichisch“, dem einzigen arabischen Worte, das sicher Niemand vergißt, der seinen Fuß auf ägyptischen Boden gesetzt hat. Ursprünglich ist es persisch und bedeutet ein Geschenk. Wie ausgedehnt das Gebiet ist, auf dem es Anwendung findet, weiß Jeder, der eine Beschreibung des modernen Aegypten gelesen. Der Botaniker Prof. Paul Ascherson, der G. Kohlfs auf seiner Fahrt in die libysche Wüste begleitete, sagt, der Ausruf „Wachsichisch“ sei eine Reflexbewegung der Sprechwerkzeuge des Aegypters, welche ausgelöst werde, sobald er einen Europäer, besonders einen Engländer, zu sehen bekomme. Das ist zutreffend und wichtig; aber während der Zeit meines Aufenthaltes in Abd el Durna ist es mir klar geworden, daß es nicht nur die gemeine Habfucht ist, welche den Fellahin, denen Europäer begegnen, das berüchtigte Wort

auf die Zunge legt. Auf Schritt und Tritt tönte es in der ersten Woche unseres Aufenthaltes zu Abd el Durna auch uns entgegen, aber bald riefen uns unsere Nachbarn statt ihres „Bachschisch, o Herr“ einen „guten Tag“ oder „guten Abend“ entgegen, und endlich hörten wir uns sogar von denen, die uns am nächsten getreten waren, viele von jenen schönen Sprüchen, mit denen die Araber sonst nur ihren Glaubensgenossen das Willkommen bieten, zuzurufen. Auch der ärmste Fellah ist glaubensstolz und lebt der festen Zuversicht, daß er vor Gott tausend Mal mehr gelte, als der geschickteste und reichste unter den Christen, die er in seinem Lande Geld erwerben oder es müßig durchfahren sieht. Sie halten sich für die Lieblinge und Ausgezeichneten vor Gott und jeden den Islam Ablehnenden für verworfen. Der Doran fordert die Gläubigen zur Gerechtigkeit und Milde gegen einander auf, aber er enthält keine einzige Stelle, welche zur Achtung der Nächsten als Menschen aufforderte. Sündhaft würde es dem Fellah scheinen, wenn er dem fremden Ungläubigen, dem er begegnet, einen seiner schönen, frommen Grüße, sein „es salamu aleikum“, „Heil sei mit Euch“, gönnen, oder dessen Gruß mit der gewöhnlichen Antwortformel: „Frieden sei mit Euch und das Erbarmen Gottes und sein Segen“ beantworten wollte. So wirft er in tausend Fällen, nur um nicht ganz zu schweigen und ohne eine Gabe zu erwarten, dem Ungläubigen, als wär' es ein Gruß, sein „Bachschisch“ entgegen, das recht gut die Gesinnung, welche er gegen ihn hegt, zum Ausdruck bringt. Er wünscht im Allgemeinen gar nichts für ihn, aber es ist ihm immerhin willkommen, wenn er etwas von ihm verdienen kann. Sein Verhältniß zu dem Europäer und mit ihm die Aeußerungen seiner Empfindungen ändern sich bald, wenn er zu letzterem in freundliche Beziehungen tritt. Wir sind, wie gesagt, dahin gekommen, aus dem Munde unserer Nachbarn statt des Bachschisch Segenswünsche zu vernehmen, die der Muslim von Rechtswegen dem Andersgläubigen vorenthalten sollte. Freilich ist die Bettelhaftigkeit namentlich unter den Kindern groß und mancher Ruf nach Bachschisch ernst gemeint; aber selbst der erbärmlichste Lumpenträger, der dem Europäer seine verdorrte Hand entgegenstreckt, vergißt ihm gegenüber nicht seinen Glaubensstolz, denn während er, um beschenkt zu werden, einem andern Muslim sein „Ich bin der Gast Gottes und des Propheten“, oder „Vertraue auf Gott; es gibt keinen Gott außer Gott“, oder „Um Gottes Willen, o Mildthätiger“ zuruft, um als Antwort mit oder ohne eine Gabe die Worte: „Gott wird Unterstützung gewähren“ zurück zu empfangen, verlangt er von dem Europäer in gänzlich ungeschminkter Rede ein „Bachschisch“.

Auch der wohlhabende Araber grüßt den Fremden nur selten mit einem freundlichen Wunsche. An Stelle des „Bachschisch, o Herr“, das seine Würde ihm auszusprechen verbietet, setzt er eine Handbewegung, durch welche er alle Nuancen der Empfindung von der geringschätzenden

Gleichgültigkeit bis zur hingebenden Zärtlichkeit mit großer mimischer Kunst zum Ausdruck zu bringen vermag. Diese Geste besteht darin, daß er seine Rechte auf seine Brust drückt und endlich erst seine Lippen und dann seine Stirn mit den Fingern berührt. Derjenige, welcher sich ihrer verständnißvoll bedient, will mit ihr sagen: „Mein Herz, mein Wort und mein Kopf, d. h. mein Gefühl, meine Rede und mein Verstand stehen zu Deiner Verfügung.“ Niemals bin ich ausdrucksvoller begrüßt worden als von einem schönen, mir wohlgesinnten Greise in Luqfor. Wenn ich seine Schwelle übertrat, so beugte er sich mir entgegen, schaute mich liebevoll an, preßte seine Rechte auf die Stelle seines Herzens, warf mir einen Kuffinger zu und wies dann auf seine Stirn, als wollte er sagen: „Ich klopfe schon für Dich an.“

Dieser Geste bedient sich groß und klein, arm und reich. Kein Sklave bietet ohne eine solche Handbewegung und ein „däiman“ dem Gaste seines Herrn eine Tasse Kaffee an, und unhöflich würde auch der Bornehmste genannt werden, wenn er sie, ohne seinerseits wenigstens Mund und Stirn zu berühren, in Empfang nehmen wollte.

Der flüchtige Besucher von Abd el Durna wird es schwer begreifen, daß mich mancher von meinen Nachbarn, die er alle für elende Bettler zu halten geneigt sein wird, mit vortrefflichem Mokka bewirthet und manchmal mit großen Schüsseln voll frischem Brod und Kuchen, die beide meinem Herzen weit wohlgefälliger gewesen sind, als meiner Zunge, beschenkt hat. Es gibt eben auch unter diesen Leuten recht wohlhabende, ja sogar verhältnißmäßig reiche Leute. Fast jeder Hauswirth besitzt einiges Vieh und, wenn auch nur als Pächter der der Regierung gehörenden Acker, ein größeres oder kleineres Stück bewässerten Landes. Dabei fehlt es ihnen nicht an Nebeneinkünften, die am reichlichsten im Winter, der Zeit des Fremdenverkehrs fließen, denn dann vermietthen Viele ihre Esel an die Reisenden, die Aermere schicken ihnen ihre halb erwachsenen Töchterchen mit Wasserkrügen in das nackte heiße Felsenthal der Königsgräber nach, und fast Alle versuchen es, ihre Antiken (weit öfter durch Kinder oder Zwischenhändler als in eigener Person) an den Mann zu bringen. Es ließ sich über die Esel, die Wasserträgerinnen und die Alterthumsjucher von Abd el Durna je ein eigenes Kapitel schreiben.

Unter den Grauthieren gibt es ganz vortreffliche, feurige Geschöpfe, und Freund Stern und ich haben auf unseren Leibeseßeln manch' schnellen Wettritt unternommen. Wer hier „Esel“ genannt wird, den trifft nichts weniger als der Vorwurf der Trägheit und Dummheit. Ich möchte behaupten, daß wenigen Thieren ein intensiveres Seelenleben gegeben ist als diesen. Wie ihre sehr lebhaften Treiber, so verstehen auch sie es zu gestikuliren und zwar mit Hülfe ihrer langen Ohren, die sie je nach den sie bewegenden Gefühlen aufrichten, niederlegen oder hängen

lassen. Für diejenigen, welche sich mit dem Studium der Mittheilungswerkzeuge, welche den Thieren zu Gebot stehen, beschäftigen, sei hier gesagt, daß sich zwei Esel mit Hilfe ihrer Ohren wie mit Zeichentelegraphen unterhalten. Ja selbst das einsame Grauthier begleitet manchmal seine stummen Meditationen mit einer Bewegung seines Gehörorgans. Der Araber weiß, was dem Esel sein Ohr bedeutet, und wenn er ihn und seinen Herrn empfindlich treffen will, so schneidet er ihm ein Stück deselben ab. Jedem Reisenden werden am Nil Grauthiere mit Verstümmelungen an einem Ohre oder beiden begegnet sein. Diese Krüppel werden *haramiyo* (Singul. *harami*) oder Diebe genannt und zwar mit Recht, denn sie sind in fremde Acker gebrochen und haben dort genascht; es steht aber jedem Bauern zu, einem Esel, der solches verbricht, ein Ohr und im Wiederholungsfalle auch das andere seiner Spitze zu berauben. Liebe und Haß, die beiden äußersten Pole des Gemüthslebens, werden von keinem Thiere heftiger empfunden als dem ägyptischen Esel. Wie häufig hat das verliebte Geschrei eines solchen meine Nachtruhe gestört und wie ergötlich war es, die tiefe Abneigung zu betrachten, die eines von unseren Reitthieren gegen seinen zum Wasserführen bestimmten Genossen zur Schau trug. Sobald der Letztere sich dem Ersteren nahte, war er den Hufschlägen und Bissen seines gegen seine übrigen Genossen wohlgesinnten Feindes ausgesetzt. Solche antipathische Regung trug einst einem großen deutschen Gelehrten üble Früchte, denn der Esel, auf dem er saß, war dem seines Reisegefährten, der neben ihm hintrabte, verhaßt, und er wurde von dem vierfüßigen Widersacher seines Reitthiers empfindlich in's Bein gebissen. „Ich hatte Schmerz zu leiden,“ erzählte der Verwundete, „und dazu das peinliche Gefühl, für einen Esel gehalten worden zu sein.“

Die Wasserträgerinnen, meistens Kinder von sieben bis zehn Jahren, sind anmuthige Geschöpfe, die ihr Krüglein unglaublich zierlich auf dem Kopfe zu balanciren und mit dem gebogenen braunen Arme zu halten verstehen, während sie den galopirenden Eseln im raschen Trabe folgen. Ihre Mittheilungswerkzeuge dem Europäer gegenüber sind wunderschöne, schwarze Augen, mit denen sie so liebenswürdig zu bitten wissen, daß selbst der sparsamste Dampfschiffpassagier, der kein Wort arabisch versteht, für sie mehr als einmal in die Tasche greift. Noch besser würde er freilich sein Geld verwenden, wenn er es den höchst armjeligen Weibern zuwürfe, die nördlich von dem Eingange in das Thal der Königsgräber ihr Leben fristen, indem sie die Salzausschwivungen von den Steinen trafen.

Dem Antiquitätenhandel sind sehr wenige Bewohner von Abd el Durua völlig fremd. Jedes aus dem Alterthum stammende bemalte oder beschriebene Scherben-, Zeug- oder Holzstück, jedes Figürchen oder Amulet ist verkäuflich, und an mancher verborgenen Stelle hat man auch noch in jüngster

Zeit höchst kostbare Gegenstände gefunden, deren Werth trotz ihrer äußerlichen Unscheinbarkeit den Leuten von Abd el Durna nur zu gut bekannt ist. Längst sind die Zeiten vorbei, in denen die Fellahin, wie dies 1778 vor den Augen eines europäischen Kaufmanns geschah, Papyrusrollen verbrannten, um sich an dem wohlriechenden Rauche zu ergötzen; auch werden die Handschriften nicht mehr durchgeschnitten, um ein Verkaufsobject in zwei zu verwandeln. Früher muß das nicht selten geschehen sein, wie die Papyrus lehren, von denen sich ein Theil in diesem und ein anderer in jenem Museum findet. Jetzt weiß man, daß eine einzige wohlerhaltene Rolle besser bezahlt wird als zwanzig verstümmelte. Zwar besteht ein strenges Gesetz, das den Fellahin gebietet, jedes von ihnen gefundene Alterthum an die Behörden abzuliefern, aber dies geschieht niemals, denn in Luqfor (am anderen Ufer des Stromes) wohnen Zwischenhändler, die für gute Antiquitäten hohe und für Papyrus sehr bedeutende Preise zahlen. Herr Mariette, der unermüdlche und gelehrte, vom Vicekönig angestellte Director sämmtlicher Reste aus der Pharaonenzeit und des Antiquitätenmuseums zu Bulaq bei Kairo, klagt mit Recht, daß ihm Alles, was die Eingeborenen finden, entgeht, weil es an die Fremden verkauft wird. Vor einigen Jahren ist eine Sykomorenkiste voller Papyrusrollen in einem Grabe des zum westlichen Theben gehörenden Querthales von Der el Medine gefunden worden. Unter diesen Handschriften befand sich die größte von allen bis jetzt gefundenen. Sie ist 144 Fuß lang und wird nunmehr unter dem Namen des Papyrus Harris im British Museum conservirt. Ihr Käufer war der englische Consul in Alexandrien, dessen Namen sie trägt, wie der zweitgrößte Papyrus, den ich zu Luqfor von einem Zwischenhändler erwarb, den meinen. Dies letztere Manuscript soll von Fellahin in dem el Affassif genannten Theile der Nekropole aus einem Sarge genommen worden sein.

Je seltener in der letzten Zeit werthvolle Alterthümer gefunden werden und je mehr die Nachfrage steigt, je eifriger ist man bedacht, sich Surrogate zu verschaffen, und da sind es denn wieder die Bewohner von Luqfor, welche den Fellahin helfen. Sie verfertigen Antiquitäten jeder Art von Holz und Stein, versehen sie nach guten Vorbildern mit Inschriften und wissen sich durch Kairener Kaufleute aus Venedig Perlenhalzbänder und Bronzefiguren mit falscher Patina zu verschaffen, von denen viele in Paris und Hanau verfertigt werden. Fast alle Skarabäen (Amulette in Käferform), welche die Reisenden heimbringen, sind gefälscht. Einen etwa fünfzehnjährigen Burschen überraschten wir einmal, wie er mit großem Geschick einen Skarabäus aus Kalkstein mit einem Federmesser zurechtschnitt. Selbst Ragenmumien und Papyrusrollen werden nachgemacht; die ersteren, indem man Fegen von echter Mumienleintwand, die in den Gräbern in großer Menge umherliegen, um Lumpen und Holz klebt, dem man die Gestalt einer balsamirten Nage gegeben hat, die letzteren, indem

man mit Pech etwas echten Papyrus um einen runden Stab legt und befestigt. All diese Dinge, auch die rohesten Stümperwerke, finden ihre Käufer. Viele, besonders unter den aus Luqfor kommenden, Fälschungen werden so geschickt hergestellt, daß sie selbst den Kenner in Verlegenheit zu setzen vermögen. Etwas an die Fremden verkaufen will hier Jeder, und ganz kleine Kinder bieten ihnen an, was sie am Wege finden; darunter die abenteuerlichsten Dinge, wie leere Sardinenbüchsen, die eine frühstückende Reisegesellschaft liegen ließ, oder eine abgeschossene Hinterladerpatrone, die ein europäischer Jäger fortwarf. Sehr selten wird dem Fremden an dieser Stelle etwas wirklich Gutes angeboten, denn dies wandert gewöhnlich nach Luqfor, woselbst einige Händler zugleich auf Pfänder leihen und guten Suchern Geld vorstrecken. Immerhin hab' ich, nachdem ich näher mit meinen Nachbarn bekannt geworden war, manche hübsche kleine Antiquität von ihnen erworben.

Anfänglich waren sie schon und mißtrauisch, bald aber sollte ich zu einigen unter ihnen in nahe Beziehungen treten, und das ganz besonders in Folge des ärztlichen Rathes, den sie mich zu ertheilen veranlaßten. Die Fellahin halten jeden Europäer, der nicht Kaufmann oder Techniker ist, für einen Arzt (hakim) und von meiner medicinischen Geschicklichkeit war ihnen eine besonders hohe Meinung beigebracht worden, denn ich führte eine Handapothek mit mir und auf der Fahrt nach Theben hatte ich in der That einige erkrankte Matrosen mit viel mehr Glück als Geschick auf's Beste hergestellt. Einer der Genesenen folgte uns als Wächter in mein Grab und theilte den sich des Abends in unserer Vorhalle versammelnden Nachbarn mit, einem wie großen Arzt er diene. So kam es, daß mich viele um Medicamente baten, unter denen namentlich gewisse Pillen ihre Wirkung niemals versagten. So war es denn meine Apotheke, die mir den Zutritt in das Innere von Fellahbehäufungen verschaffte, die vor mir schwerlich jemals der Fuß eines Europäers betreten hat. Nur eine britische Dame, Lady Duff Gordon, welche sich längere Zeit (1869 † zu Kairo) in Theben aufhielt, hat auch den Fellahin von Abd el Durna, die von ihr wie von einem guten Engel reden, Trost und Hülfe gebracht. Ich fand die zu Wohnungen umgestalteten Gräber staubig, aber keineswegs schmutzig und in fast allen neben der äußersten Dürftigkeit des Geräths die Spuren eines bescheidenen Luxus, den man in unseren „Hütten der Armuth“ vergeblich suchen würde. Am meisten überraschte mich überall der schwere Gold- und Silberschmuck an den Armen der Frauen, denen ich den Puls zu fühlen hatte, und bald erfuhr ich, daß mancher Mann, dessen Kinder hier völlig nackt unter Ziegen und Hühnern vor dem Thor seiner Grabeswohnung spielten, über ein recht hübsches Vermögen zu verfügen hatte, das er freilich aus mancherlei Gründen, ohne es zinstragend anzulegen, verborgen hielt. Spangen und Ringe sind der unveräußerliche Brautschatz der Weiber, den sie behalten, auch wenn ihr Mann sie ver-

stößt. Einen armen Burschen, welcher heirathete, sah ich für seine Aus-
erwählte Goldschmuck im Werthe von sechs Pfund Sterling kaufen. Keiner
meiner Nachbarn besaß mehr als ein Weib, und wenn auch der Islam
dem Manne gestattet, seine Gattin durch die bloße dreimalige Wieder-
holung des Wortes: „Du bist verstoßen“ aus seinem Hause zu vertreiben,
so erfuhr ich doch durch zuverlässige Gewährsmänner an Ort und Stelle,
daß hier fast jeder Fellah mit seiner ersten Frau, dafern sie ihm Kinder
schenkte, alt wird. In den Städten verfährt man häufig ganz anders,
und G. Kohns sah einen Wasserträger in der Dase Siwa, der mit seiner
sechzigsten Frau verheirathet sein sollte.

Ueberhaupt muß ich bekennen, daß der Einblick in das Familien-
und nachbarliche Leben dieser einfachen Menschen wenig andere als
freundliche Erinnerungen in mir zurückgelassen hat. — Am häufigsten
bin ich in die zur Wohnung eingerichtete Gruft eines gewissen Ali ge-
kommen. Er war der Sohn eines braven Mannes, der seiner Zeit
Lepsius gedient hatte und alle Gräber kannte, welche von diesem vor-
züglichen Gelehrten, dessen Name hier unversehrt ist, besucht worden
waren. Ali war der größte von allen Aegyptern, die mir je begegnet
sind, und dieser Umstand hatte wol meinen nicht viel Kleinern Freund
und Kollegen Prof. Dümichen in Straßburg veranlaßt, ihn in seinen
Dienst zu nehmen und ihn anzulernen, beim Abdruck hieroglyphischer In-
schriften mit feuchtem Löschpapier und Bürsten hülfreiche Hand zu leisten.
Als der große Fellah (sein Spitzname war el tawll, d. i. der Lange)
sich mir anbot, verstand er sich schon ganz vortrefflich auf die Abklatsch-
kunst. Auch sonst war er brauchbar und hat mir über ein Vierteljahr
vortrefflich gedient. Sein bester Empfehlungsbrief war sein überaus gut-
müthiges, hübsches Gesicht und der wohlklingende Klang seiner tiefen
Stimme und seines fröhlichen Lachens. Schon gehörte er Wochen lang
zu meinen Deuten, als er mir eines Tages die Bitte vortrug, ihn in
seinem Hause zu besuchen, denn sein Weib liege schwer darnieder und
ich allein könne es heilen. Aus der Beschreibung der Krankheit, die er
mir gab, ging hervor, daß sie am Wechselfieber leide. Ich steckte Chinin-
pillen zu mir, rief mir des vortrefflichen Kairener Arztes Dr. Sachs-
Bey Vorschriften in's Gedächtniß zurück und folgte Ali sogleich in seine
Wohnung. Ich war dort erwartet worden. Seine Frau saß in einem
Seitenraume neben dem Eingangszimmer (der früheren Grabkapelle) von
ihrer Mutter gestützt und tief verschleiert da. Ich verlangte das Gesicht
zu sehen und ihren Puls zu fühlen, und nach einigem Geflüster und
Widerstande sank der Schleier und streckten sich mir der magere mit
einem starken Goldreifen geschmückte Arm und die Finger der Hand mit
ihren zahlreichen Ringen und roth gefärbten Nägeln entgegen. Die
Kranke war nur ein armes Bauernweib, deren Mann mir ruhig ein-
gestand, daß er selten, bevor er Schläge bekommen, seine Steuern bezahle,

weil so doch immer etwas von der Forderung der Regierung nachgelassen werde; aber wie klein und zierlich war ihre Hand, wie fein und wohlgebaut ihr nackter Fuß! Auch die Nägel an ihren Behen glänzten orangefarbig, und auf ihre Stirn und Brust war ein blaues Sternchen tätowirt. Sie sieberte stark, und doch war sie bisher nur „besprochen“ und mit Amuleten behängt worden, welche Doransprüche enthielten. Wie viel mit frommen Worten beschriebenes Papier sie verschluckt hatte, weiß ich nicht anzugeben. Ich reichte der Leidenden einige Pillen und wiederholte meine Besuche, bis sie sich selbst für genesen erklärte. Als Dankbarkeit war groß, aber größer noch sein Vertrauen auf meine ärztliche Kunst. — Als später seine Tochter, ein allerliebsteß elfjähriges Mädchen, dem wir oft mit Vergnügen ein Stück Biscuit oder eine Dattel zugeworfen hatten, schwer erkrankte, wurde ich wieder gerufen; aber ich erkannte von vornherein, daß hier meine Kunst nicht ausreichen würde und ließ einen englischen Arzt rufen, der am Tage vorher mit einem Dampfer nach Luqfor gekommen war. Der Britte gab mir Medikamente für das Kind, sagte aber seinen Tod voraus, der auch am nächsten Tage erfolgte. Der letzte Besuch am Sterbelager dieses Kindes und Manches, das mit ihm zusammenhing, ist mir unvergeßlich geblieben.

In dem ersten und größten Raume der Gruftwohnung lag die Kranke in ihrem blauen Hemdchen. Ihr Kopf ruhte in dem Schooße ihrer Großmutter, während ihr Großvater ihre Fußsohlen rieb. Viele Nachbarinnen und weibliche Verwandte umgaben die Leidende im Halbkreise und stießen dann und wann jenes das Ohr mit seinen hohen Bitterlauten zerreißennde Jammergeschrei aus, das die Araber *zagharit* nennen.

Dieses höchst eigenthümliche Bild prägte sich mit unauslöschlichen Bügen in meine Seele.

Vier Stunden nachdem ich das zwar dem Tode nahe aber doch noch lebende Mädchen zum letzten Male gesehen hatte, kehrte ich von meinem Nilboote aus zu ihm zurück, aber ich fand zu meinem Erstaunen die Thür der Behausung seines Vaters fest verschlossen und Niemand, der auf mein Klopfen und Rufen gehört hätte. Nur ein halb blödsinniger blinder Bursche, der von den Almosen meiner Nachbarn lebte, saß seine Nägel kauend auf dem Lehmsaune und antwortete mit weinerlicher Stimme auf meine Frage nach dem Befinden der Kranken: „Die Kleine ist todt; sie sind Alle fort und begraben sie!“

Drei Stunden nach ihrem Hingange war der Liebling dieses Hauses auf immer aus ihm entfernt und auf den Friedhof getragen worden. Es würde, so glauben die Araber, dem Todten nicht gut sein, wenn man ihn nach Sonnenuntergang bestatten wollte.

Sobald auch das Gehör eines guten Verstorbenen seinen Dienst versagt (es kommt von allen Sinnen zuletzt zur Ruhe), so bemächtigen sich der glückseligen Seele zwei schöne glänzend gekleidete und herrlich duftende

Engel und wickeln sie in eine Hülle von Seide, die aus dem Paradiese stammt. Die Seele ist nicht größer als eine Biene und vereint doch in sich die volle menschliche Individualität, den Geist und das Wissen des Verstorbenen. Die Engel tragen sie in die Lüfte und ziehen ohne Unterlaß an den alten Völkern und versunkenen Geschlechtern vorbei, die wie Heuschreckenwolken zu schauen sind. Endlich gelangen sie zur Pforte des Himmels und al Amin (der Engel Gabriel) geht an die Pforte, die ihm freudig geöffnet wird. Des Bösen Seele wird ihm gewaltfam entrisen und in ein rauhes Nesselgewand eingehüllt. Auch sie bewahrt ihre menschliche Individualität; aber sie hat die Größe einer Heuschrecke. Gabriel klopft auch für sie an das Thor des Himmels, doch es wird ihm nicht aufgethan und es tönt ihm der Ruf entgegen: „Für diesen gibt es keinen Willkommengruß.“ So schildert Ghazali den Weg der Seele zum Himmel.

Am Abend nach dem Tode des Mädchens kamen die Frauen aus der Nachbarschaft vor Ali's Wohnung zusammen. Sie hatten, wie dies in gleichen Fällen unter den alten Aegyptern Sitte war, ihre Stirn und Brust mit Milchlamm bestrichen und gedachten der Verstorbenen in lauter Klage und mit eigenthümlichen Neigungen des Oberkörpers. Es war mir nur von fern ihrem gespenstischen, wilden Treiben zuzuschauen gestattet.

Auch die Männer ehrten in ihrer Weise die Verstorbene, und die Achtung, welche diese schlichten Leute dem väterlichen Schmerze zollten, war so ungekünstelt als rührend. Wenn auch noch mehrere Tage später meine Matrosen und ihre Freunde lachend und singend bei einander saßen und Ali erschien, so schwiegen sie und machten ihm ernst und mit einer gewissen Ehrerbietung Platz. Oftmals ward der Trauernde mit dem naiven Troste: „So danke Gott, daß es dich nicht betroffen,“ angerebet.

Die kleinen Dienste, welche es mir meinen Nachbarn zu erweisen vergönnt war, sollten nicht nur meine Vorstellung mit unvergeßlichen Bildern bereichern, sondern mir auch in anderer Weise zu Gute kommen. Ali wußte, daß wir vor allen Dingen nach neuen, von keinem Europäer vor uns gesehenen Inschriften suchten. Er und sein Vater hatten uns in zwanzig Gräber geführt, die sie allein zu kennen vorgaben, aber in allen waren uns Darstellungen und Texte begegnet, welche wir längst aus früheren Publicationen kannten. Selbst in einer Gruft, in die wir uns dreißig Fuß tief an Seilen herunter lassen mußten, war Lepsius vor uns gewesen, aber er hatte nur wenige Zeilen der wichtigen Texte veröffentlicht, die hier alle vier Wände einer kleinen Kammer in schwarzer und rother Schrift bedeckten. Darum ließen wir uns acht Tage hintereinander in die Tiefe dieses Grabes hinabsenken und copirten von früh bis spät, im Kampfe mit Fledermäusen, Schmutz und einer Temperatur von mehreren zwanzig Grad Réaumur (des mittleren Wärmemaßes der Keller von Theben) die langen Texte. Unsere Sitze waren Mumienleiber, und Schädel dienten

uns als Leuchter. Mit den harzigen Gliedern von balsamirten Leichen unterhielten unsere Diener das Feuer, auf dem sie den Kaffee kochten, den wir hier als bestes Erfrischungsmittel fünf-, sechs- und wol auch siebenmal am Tage genossen. So viel interessantes Einzelnes wir auch hier und anderwärts gefunden hatten, so war uns doch noch kein größeres Denkmal begegnet, das früheren Forschern entgangen gewesen wäre, und schon wollte ich es für unmöglich halten, ein solches in Theben zu finden.

Es sei bemerkt, daß fast alle Gräfte, welche sich in diesem Theile der Nekropole öffnen, unter der achtzehnten Herrscherreihe von den großen Adelsfamilien Thebens, welche, wie die Inschriften lehren, alle mit einander verwandt waren, angelegt worden sind. Wie weit dasjenige Stück des Berges, in dem ein Geschlecht sein Erbbegräbniß anlegte, ihm zugehörte, wurde für den Fall von Grenzstreitigkeiten kenntlich gemacht, indem man in den Boden bis zu seiner äußersten Grenze kleine Kegele von gebranntem Thon mit einer Inschrift an der Basis vergrub.

In jener Zeit des lehrreichen aber wenig Neues bietenden Suchens kehrten wir eines Abends von einer erfolglosen Jagd auf Schakale, die uns hier nach Sonnenuntergang, wenn sie um zu trinken zum Nil schlichen, einer dicht hinter dem andern, oft zu fünfen und sechsen begegnet sind, ermüdet heim. Vor dem Thore meines Grabes empfing mich der Matrose Hasan, den ich „den Faulen“ zu nennen pflegte, mit ungewöhnlicher Erregung und theilte mir mit, daß er eine ganz neue Gruft entdeckt habe. Wir waren schon so oft enttäuscht worden, daß ich erst am folgenden Morgen befohl mich zu ihr hinzuführen. Wir hatten nicht weit zu gehen, und die Stelle, an der mir die Deffnung eines frisch geöffneten Schachtes gezeigt wurde, lag dicht am Wege. Bald stand ich mit Staub und Geröll bedeckt in einer geräumigen Grabkammer und leuchtete an den Wänden umher. Eine große in blauer Farbe geschriebene Inschrift fesselte sogleich meine Aufmerksamkeit. Ich las und las mit wachsender Spannung, und voller Jubel rief ich Freund Stern und ließ ihn Theil nehmen an meiner Ueberraschung und schenkte vor lauter Lust Hasan einen neuen Tarbasch und meinen Leuten einen Hammel, den sie brieten und gegen Abend selber sieben auf einen Sitz bis auf die letzte Muskel verzehrten. Ich hatte Ursache zur Freude, denn eine der wichtigsten historischen Inschriften war von mir aufgefunden worden, und es gibt kaum eine andere Wonne, die sich an Reinheit und Größe mit der des Entdeckers zu messen vermöchte.

Am folgenden Tage flüsterte Ali mir zu, er sei es gewesen, der Hasan die Gruft gezeigt habe. Ihm selbst sei dies nicht gestattet gewesen, weil sich die jungen Leute bei der Rekrutirung in ihr zu verbergen pflegten und darum auch die Europäer von ihr fern zu halten für gut fänden. So hatte der brave Ali el tawil, d. h. der Lange, mir seine Dankbarkeit bezeigt. Die Gruft, in der ich die erwähnte Inschrift, welche von mir veröffentlicht, übersetzt und commentirt worden ist, gefunden habe, ist vor

mir schon von Champollion gesehen worden; er copirte aber nur den am Eingange zu lesenden Namen und einige Titel des vornehmen Herrn, der hier im 16. Jahrhundert v. Chr. begraben worden war. Amen em heb war er genannt worden. Als Feldhauptmann zweier Könige Tutmes III. und Amenophis II. hatte er namentlich in Asien große Thaten verrichtet und dann als Commandeur der Garde in der Nähe des Fürsten sein thatenreiches Leben in Ruhe beschloffen. Seine Mumie war von den Fellahin aufgerissen und des Schmuckes, mit welchem sie sicherlich ausgestattet gewesen ist, beraubt worden; einige Theile derselben und besonders den ungewöhnlich schön balsamirten und erhaltenen Kopf nahm ich mit mir und schenkte ihn der Leipziger Anatomie, in der er aufbewahrt wird. Prof. Welfers in Halle Untersuchungen der Reste des ehrwürdigen Kriegers haben zu recht interessanten, an dieser Stelle nicht mittheilbaren Ergebnissen geführt. Mit wie vielen Unbequemlichkeiten und Qualen, welche uns in der Heimat völlig unerträglich erschienen sein würden, unser Aufenthalt in dem Grabe zu Theben auch erfüllt war, so schwer ist es uns doch geworden, uns von der seltsamen Wohnung in der Nekropole, unseren höchst reizvollen Arbeiten in den Gräften und unseren Gehülfsen zu trennen. Diese letztern waren die Kinder unserer Nachbarn, muntere Knaben, die uns die Mappen, die Leiter, das Wasser, die Lichter und was wir sonst bedurften, nachtrugen. Die schnelle Auffassungsgabe und Anstelligkeit dieser kleinen Gesellen ist über jedes Lob erhaben und übertrifft weitaus Alles, was deutsche oder französische Kinder im gleichen Alter hätten leisten können. Mein achtjähriger Mohammed beleuchtete z. B. während ich schrieb die Hieroglyphenreihen und verfolgte dabei meine Hand und Augen so aufmerksam, daß ich ihm nie zu sagen brauchte, daß ich nun eine Zeile beendet und er sich mit der Kerze einer neuen zu nähern habe. Wir nannten diesen kleinen Mann „den Vater des Bachschisch“, weil er anfänglich bei jeder Gelegenheit um ein solches bettelte. Endlich unterließ er das, aber eröffnete mir dafür den größten Wunsch seines Herzens, ein Paar Schuhe zu besitzen. An diesen erinnerte er mich dann mit großem Geschick bei jeder Gelegenheit, und es ist ihm endlich auch ein Paar Pantoffeln von schönem rothen Leder zu Theil geworden. Freund Sterns Leibdiener war ein sehr komischer Kauz, der Chalifa hieß und trotz seiner 12 Jahre verheirathet war. Sein Vater hatte ihm die Gattin erworben, aber er wohnte noch nicht mit ihr zusammen. Als wir Abschied von unseren Freunden nahmen, von denen ich noch Vieles erzählen könnte, zeigte sich mehr als Einer aufrichtig betrübt, und manchem späteren Besucher von Abd el Durna ist ein Gruß an Abu Bolos, so ward ich von meinen Leuten und Nachbarn genannt, aufgetragen worden. Schon auf einer fünf Jahre früher unternommenen Reise durch das peträische Arabien hatte ich diesen Beinamen empfangen, und zwar zuerst von dem alten vortrefflichen

Dragoman Ahmed Abu Nabbat, als er zufällig hörte, daß mein ältester Sohn Paul heiße. Der Araber begnügt sich nicht mit dem Namen, den er bei seiner Geburt empfängt und den er mit Tausenden seiner Glaubensgenossen zu theilen pflegt. Es werden ihm, wenn er heranwächst, Beinamen gegeben, und sehr häufig ruft man ihn, nachdem ihm sein Weib den ersten Sohn geboren, nach diesem letzteren „Vater“ (abu) des Mohammed, Omar, oder wie sein ältester männlicher Nachkomme sonst heißt. Als „Vater des Paul“ war ich „Abu Bolos“ und hörte mich gern so nennen. Während eines langen Kamelritzes gab ich meiner Freude an diesem Ehrentitel in folgenden Versen Ausdruck:

„Sie haben auf der Fahrt in's heil'ge Land
 Mich Abu Bolos, Vater Pauls, genannt.
 Wie kannten die so fein des Herzens Leben,
 Die jenen, dem ein lieber Sohn gegeben,
 Mit seines Kindes theurem Namen riefen.
 Mir bebten oft der Seele tiefste Tiefen,
 Wenn die Beduinen, ohne daß sie's ahnten,
 Mit ihrem Ruf mich an den Liebling mahnten.
 Wer mich beim Namen nennet, der mir eigen,
 Vermißt sich mir mein Spiegelbild zu zeigen;
 Doch wer mich ruft, wie sich benennt mein Knabe,
 Zeigt mir das Bild des Liebsten, das ich habe;
 Ich bin ihm hülfreich gern und wohlgesinnt,
 Denn ruft er mich, ruft mich mit ihm mein Kind.

Von allen Abschnitten meines Lebens werden mir diejenigen am unvergeßlichsten bleiben, in denen ich „Abu Bolos“ genannt ward, und zu ihnen gehört die Zeit meines Aufenthaltes in dem Grabe zu Theben.





Die geschichtliche Schule in der Rechtswissenschaft.

Von

B. Windscheid.

— Leipzig. —

Die Kunde von der geschichtlichen Schule in der Rechtswissenschaft ist auch in Kreise gedrungen, welche der Rechtswissenschaft als Fachwissenschaft fern stehen. Diese Schule ist ein Ereigniß fast weniger in der Geschichte der Rechtswissenschaft, als der Wissenschaften überhaupt. In der geschichtlichen Schule ist aufgewachsen und erzogen worden die bei Weitem überwiegende Mehrzahl der jetzt lebenden deutschen Juristen, und es gibt unter diesen Juristen keinen einzigen, der nicht von ihr auf das Tiefste wäre berührt worden. Seit dem Auftreten der geschichtlichen Schule sind zwei Menschenalter verflossen: es mag wol an der Zeit sein, zu fragen, ob sie noch dasteht ungebrochen in ihrer alten Herrschaft, und ob mit den neuen Generationen nicht neue Gedanken aufgezogen sind.

Jedermann kennt den Gründer und das geistige Haupt der geschichtlichen Schule. Der Name Friedrich Carl von Savignys wird unvergessen bleiben, so lange es ein Gedächtniß der Wissenschaften gibt. Jedermann kennt auch den Grundcodex der geschichtlichen Schule, dasjenige Buch, in welchem zuerst ihre Principien formulirt worden sind, mit dem sie, man kann es sagen, geboren worden ist. Wer hat nicht schon gehört, im Guten oder im Schlimmen, von der Schrift: vom Verufe unserer Zeit für Rechtswissenschaft und Gesetzgebung? Diese Schrift war, so außerordentliche Wirkungen sie ausgeübt hat, nur eine Gelegenheitschrift. Im Jahre 1814 schrieb Thibaut in Heidelberg, im Anblick, wie er später selbst gesagt hat, der über den Rhein nach Frankreich ziehenden deutschen Soldaten, einen Aufsatz, welcher, aus warmem patriotischen Herzen

geschlossen, noch jetzt den Leser mit Wärme erfüllt, in welchem er den Gedanken ausführte, daß es nun, nach Abwerfen des fremden politischen Joches, Zeit sei, aufzuräumen auch mit dem Wuste des in Deutschland geltenden, zum größten Theil fremden, dem Volke unverständlichen, den Bedürfnissen des Lebens nicht entsprechenden, unzweckmäßigen Rechtes, und an seine Stelle, wie sich Thibaut ausdrückte, ein einfaches, auf die Vernunft gegründetes Gesetzbuch zu setzen. Dieser Vorschlag war es, welchem Savigny in der Schrift vom Verufe entgegentrat. Wir sind gar nicht im Stande, führte er aus, ein gutes Gesetzbuch zu machen; es fehlt uns dazu nicht weniger als Alles, die Herrschaft über den Stoff wie die Herrschaft über die Form. Machen wir jetzt ein Gesetzbuch, so wird die Folge die sein, daß wir die Irrthümer unserer Rechtskenntniß fixiren und uns gegenüber zur objectiven Macht erheben, während bloß theoretische Irrthümer durch eine fortschreitende Wissenschaft leicht überwunden werden. Denn es ist falsch, zu glauben, daß ein Gesetzbuch, welches es unternimmt, das gesammte bürgerliche Recht, oder auch nur ein einzelnes Gebiet desselben, neu zu ordnen, im Wesentlichen neues Recht enthalten wird: im Wesentlichen wird es nichts enthalten, als das vorhandene Recht, wie die Verfasser des Gesetzbuchs es verstehen. Nun aber verstehen wir das bei uns geltende Recht nicht in genügender Weise. In dieser Unvollkommenheit unserer Erkenntniß des bei uns geltenden Rechts haben auch ihren Grund die Mängel des Zustandes des bürgerlichen Rechts, über welche man mit Recht klagt: die Grundlage dieses Zustandes in seiner historischen Gegebenheit, die Geltung des gemeinen (vorzugsweise auf römischen Quellen beruhenden) Rechts in Verbindung mit Landesrecht, ist „vortrefflich“. Nicht darauf kommt es an, das geltende Recht zu beseitigen: die Aufgabe ist, es besser verstehen zu lernen. Savignys Ideal ist eine dieses geltende Recht vollkommen beherrschende Rechtswissenschaft; mit derselben, meint er, wäre dann auch das wahre Subject für eine gedeihliche Fortbildung des Rechts gegeben. Ob dieses Ideal jemals werde erreicht werden, ist Savigny zweifelhaft; aber auch für den Fall, daß es erreicht werden sollte, will er der Gesetzgebung im Principe keine Berechtigung zugestehen; er möchte sie nur insofern zulassen, als dadurch für künftige, schwächere Zeiten gesorgt werden würde.

Savignys Ansicht über die Zweckmäßigkeit der Codification ruht auf seiner Grundanschauung über die Entstehung und Fortbildung des positiven Rechts überhaupt. Diese Grundanschauung lautet: das Recht wird nicht gemacht, das Recht wird. Jedes Volk, wie es in die Geschichte eintritt, hat sein Recht, nicht kraft Festsetzung von Außen, sondern als nothwendigen Ausdruck seiner geistigen Eigenart, wie es seine Sprache hat und seine Sitte und die ihm eigenthümliche Weise der Gottesverehrung. Und wie das Volk wächst und ein anderes wird, wächst und wird ein anderes mit ihm auch sein Recht, wieder nicht durch Eingriff

von Außen, sondern durch innere, stillwirkende Kräfte. Die Erscheinungsform dieses Rechts ist die Thatfache seiner Uebung — das Recht ist Gewohnheitsrecht; der Grund aber, weswegen das als Recht thatsächlich Geübte wirklich Recht ist, liegt darin, daß in der Thatfache der Uebung hervortritt die Rechtsüberzeugung des Volkes oder einer kleineren Abtheilung desselben. Es findet sich bei Savigny das Wort: alles Recht ist Gewohnheitsrecht. Allerdings leugnet er nicht, und kann gegenüber den Thatfachen der Geschichte nicht leugnen, daß auch durch Gesetzgebung Recht geschaffen werden könne; aber diese Art der Rechtschaffung möchte er möglichst beschränken, weil in ihr gar zu leicht eine Corruption des Rechts liege. Die eigentliche Dignität kommt in seinen Augen dem Gewohnheitsrecht zu.

Fragt man nun, inwiefern diese Savignyschen Ansichten noch heutzutage die herrschenden seien, so wird man, was zunächst die theoretische Frage nach der Entstehung und Fortbildung des positiven Rechts, und im Besonderen nach dem Verhältniß des Gesetzesrechts zum Gewohnheitsrecht angeht, zwar nicht leugnen können, daß Savignys Ansicht in ihrer Grundlage noch heutzutage von der Mehrzahl der deutschen Juristen als die allein richtige anerkannt wird, wenn sich auch Widersprüche finden — Savigny selbst hat sich in der späteren Zeit nicht mehr so scharf ausgedrückt, wie in der Schrift vom Beruf —, und vor Allem nicht Manche geneigt sein möchten, zu unterschreiben, was neulich ein Moskauer Rechtsgelehrter hat drucken lassen, daß das Gesetz gar nicht Recht sei, sondern nur Staatswille. Aber ebenso wahr ist es, daß Savignys Ansicht in der neueren Zeit auch in ihrer Grundlage angegriffen worden ist, daß diese principielle Opposition zusehends an Boden gewinnt, und daß in ihren Reihen sich Stimmen von der gewichtigsten Autorität befinden. So hat im Besonderen Thering alle Beredsamkeit seines Wortes und alle Farbe der Darstellung, über welche er verfügt, an die Ausführung gewendet, daß das Gewohnheitsrecht dem Gesetzesrechte gegenüber eine untergeordnete Bildung sei, daß das Gewohnheitsrecht ein Recht sei, welches noch nicht zu der dem Rechte adäquaten Form gelangt sei, welches, noch nicht fortgeschritten von der subjectiven Innerlichkeit zur objectiven Aeußerlichkeit, noch nicht gehörig unterschieden von den Vorschriften der Moral, seinem Wesen nach an dem Grundmangel der Unbestimmtheit und des Schwankens leide. Und ein so klarer Kopf und so tiefblickender Geist, wie Brunz, indem er warnt vor der „Abgötterei“ mit dem Gewohnheitsrecht, welche, durch Savigny begonnen, durch Buchta und Stahl auf die Spitze getrieben worden sei, hat, was die Frage nach dem Grunde der verbindlichen Kraft des Gewohnheitsrechts angeht, sich nicht gescheut, offen zu der vor Savigny herrschenden, durch Savigny gebrochenen Auffassung zurückzukehren und ausdrücklich zu lehren, daß dieser Grund nicht darin liege, daß in der Thatfache der Uebung die Rechtsüberzeugung des Volkes

hervortrete, sondern in der stillschweigenden Anerkennung des Staates, mit anderen Worten, daß alles Recht Gesetzrecht sei.

So, was die theoretische Frage angeht. Blickt man aber auf die Praxis des Lebens und speciell auf den Stand der Codificationsfrage, so erscheint hier die von Savigny vertretene Ansicht als auf allen Punkten geschlagen. Damals, als Savigny mit Thibaut stritt, ist es zu einem bürgerlichen Gesetzbuch für Deutschland nicht gekommen, nicht aus den von Savigny entwickelten theoretischen Gründen, sondern aus sehr nahe-liegenden praktischen, in den politischen Zuständen Deutschlands wurzelnden Gründen. Die Particulargesetzgebung hat sich durch Savignys Gründe nie irre machen lassen, und die Ironie des Schicksals hat es gefügt, daß Savigny selbst eine Zeit lang in Preußen, seinem Adoptivvaterland, Minister für Gesetzgebung gewesen ist. Als dann Deutschlands Einheitsbewußtsein und politischer Zusammenhang erstarrte, sind wir fortgeschritten auch zu gemeindeutschen Gesetzbüchern. Für Deutschland als Deutschland, für das deutsche Reich, gelten in diesem Augenblick Gesetzbücher auf dem Gebiete des Handels- und des Wechselrechts, werden in Kurzem gelten Gesetzbücher auf dem Gebiete des Verfahrens in bürgerlichen Streitigkeiten wie in Strafsachen, und es ist nicht verwegen, anzunehmen, daß uns eine nicht zu ferne Zukunft ein Gesetzbuch auch für den bisher nicht codificirten Theil des Privatrechts bringen wird. Alle diese Gesetzbücher sind zu Stande gekommen, wenn auch nicht ausschließlich, doch vorwiegend durch die Mitwirkung der deutschen Juristen, und es gibt unter den deutschen Juristen, wenn auch nicht keine, doch verhältnißmäßig wol nur wenige, welche nicht auch das große Werk des deutschen Privatgesetzbuchs aus allen Kräften ihrer Seele ersehnt haben, und jetzt, wo dieses Werk, von dem man fast mit Justinians Worten sagen möchte: *opus quod nemo neque sperare neque optare ausus est*, leibhaftige Gestalt anzunehmen beginnt, freudig begrüßen. Sind wir noch historische Juristen, noch Juristen der geschichtlichen Schule?

Man wird Savignys Auffassung nicht vollständig begreifen und richtig würdigen können, wenn man sich nicht in die Zeit versetzt, in welcher er lebte, in welcher er seine bestimmenden Eindrücke empfangen hat. Savigny ist geboren im Jahre 1779. Seine Jugend ist die Zeit des Zusammenbruchs aller Verhältnisse in Folge der französischen Revolution. Und der Factor, welcher hier auf dem praktischen Gebiete seine Kraft mit verheerender Macht entfaltete, war kein neuer Factor: auf dem theoretischen Gebiete hatte er längst gewirkt. In Deutschland hatte er zum Naturrecht und zur Aufklärung geführt, und damit, wer konnte es leugnen, wenn er auch die Verdienste von Naturrecht und Aufklärung nicht verkannte, zu einer Verflachung des Rechts, zu einer Ernüchterung des religiösen Lebens. Brauche ich diesen Factor erst zu nennen? Es ist der subjective Geist, welcher bricht mit dem Gegebenen und sich auf

sich selbst stellt. Dieser subjective Geist hatte seine Triumphe gefeiert; nun trat die Reaction ein. Vor den negativen Resultaten, zu welchen er geführt hatte, bebte die Zeit erschrocken zurück, und suchte Halt in einem Anderen, Festeren, Höheren. In diesem Zusammenhang steht Savignys Rechts- und Staatsauffassung. Widerwille gegen die sich isolirende Vernunft, das ist der Grundzug seines Wesens. Nicht sie ist das Maß der Dinge, und so ist sie nicht das Maß von Recht und Staat. Ueber dem Individuum steht die Geschichte, besser, die Hand Gottes in der Geschichte. Das Individuum ist nur Organ der Geschichte, Werkzeug in ihrer Hand. Diesem Gedanken, daß jeder Mensch nur ein Punkt ist in einem geistigen Zusammenhang, den er nicht beherrscht, sondern von dem er beherrscht wird, hat Savigny den allerstärksten Ausdruck gegeben. So in besonderer Beziehung auf den Gesetzgeber: wie frei er sich auch zu bewegen glaubt, er ist doch nur der Ausdruck von Gedanken, welche er sich nicht gegeben hat, welche nichts sind, als das Product aller der Gegebenheiten, unter welchen er geboren und gewachsen ist. Und im Allgemeinen: in Individuen, wie in Völkern, wiederholt sich immer wieder der alte Irrthum, daß sie ihre Gedanken nur deswegen für rein vernünftig halten, weil sie ihre Abstammung nicht kennen. An einer anderen Stelle sagt er: „Wir müssen lernen, uns zu betrachten als selbst in der Geschichte lebend, unter den mannichfaltigsten Einflüssen der Vorzeit und Gegenwart stehend, und in der Zukunft nach denselben Gesetzen verfließend, wie wir rückwärts alle Vorzeit können verfließen sehen.“

Man sieht, wir stehen vor einer der tiefsten Fragen des menschlichen Seins, vor der Frage nach dem Verhältniß des Subjects zum Object. Was in dieser Frage für das praktische Handeln das Richtige ist, ist im Grundsatz bald ausgesprochen, die Verwirklichung des Grundsatzes ist unendlich schwierig. Das Richtige ist, daß in gleicher Weise das Individuum zu seinem Rechte komme, wie das dem Individuum objectiv Gegenüberstehende. Jeder Mensch findet vor, wie er in die Welt tritt, die Frucht der geistigen Arbeit der Jahrhunderte, die vor ihm gewesen sind, sich darstellend in den Errungenschaften der Wissenschaft und den Einrichtungen des bürgerlichen, staatlichen, religiösen Lebens. Es ist Thorheit, es ist Wahnsinn, sich aus diesem Zusammenhang losreißen und gleichsam die Geschichte von sich aus neu beginnen zu wollen, als wäre dieses Individuum der Mittelpunkt der Welt. Aber ebenso wahr ist es, daß aller geistige Fortschritt auf der persönlichen That des Individuums beruht, daß in jedem Individuum Gottes Geist sich neu offenbart, und jedes Individuum hoffen darf, aus der unendlichen Fülle dieses Geistes einen neuen Griff thun zu können. Unterordnung und Selbständigkeit — das sind die beiden Pole des geistigen Lebens der Menschheit. Das Höchste wird erreicht, wo beide Richtungen in harmonischer Eintracht sich zur concreten Einheit verbinden. Aber die Erfahrung aller Zeiten zeigt,

daß dieses Ideal selten erreicht wird, daß, bei Einzelnen wie bei ganzen Völkern, bald die eine, bald die andere Einseitigkeit überwiegt, und daß dann wol die eine Einseitigkeit die andere ablöst, oft im Leben desselben Menschen, öfter desselben Volkes. Und ich glaube nicht, daß es wird geleugnet werden können, daß in Savignys Rechtsauffassung das Moment der subjectiven Selbstthätigkeit zu wenig betont war. Was Savigny predigte, erlebte er eben an sich selbst: er war mit allem Denken und Fühlen ein Kind seiner Zeit, einer Zeit, die sich an Subjectivismus übersättigt hatte, und in der gerade die tiefsten Geister aus sich heraus flüchteten in eine andere gewußte, oder geahnte, oder geträumte Welt. Wir stehen in der Periode der Romantik! Von der Romantik durchtränkt war auch Savignys Rechtsauffassung. Sein Herz war von Ehrfurcht erfüllt vor dem, was ist, was die Kraft gehabt hat, zu werden, und wenn er auch ausdrücklich warnt vor blinder Verehrung der Vergangenheit, durch welche die lebendigen Kräfte der Gegenwart gelähmt würden, so lag doch diese Vergangenheit vor seinem geistigen Auge in einem verklärenden Zauber und Glanze, und den lebendigen Kräften der Gegenwart war er geneigt, einen bescheidenen Platz anzuweisen.

Und so wäre denn die geschichtliche Schule nichts als eine der vielen Formen der Romantik, und wir hätten nichts Angelegentlicheres zu thun, als sie von uns abzustreifen, wie eine Entwicklungskrankheit?

Ich denke nicht. Ich denke, wir wollen historische Juristen bleiben. Wir wollen die Fahne, welche unser verewigter Meister entfaltet hat, hoch halten, und wenn wir dereinst abscheiden, so soll es unser Ruhm und unser Stolz sein, daß durch uns ihre Ehren nicht gemindert worden sind.

Und zunächst was die Frage nach der Entstehung des Rechts angeht, so ist es kein Abfall von dem Grundprincip der geschichtlichen Schule, wenn wir in der Theorie nicht mehr das Gesetzesrecht dem Gewohnheitsrecht unterordnen, und wenn wir in der Praxis uns nicht mehr vor der Gesetzgebungsthat mit kühlem Zweifel oder unverhohlener Abneigung abwenden. Es sind das Fragen nur der Ausführung, Differenzen lediglich in Betreff der Werthschätzung der einzelnen Factoren der geschichtlichen Entwicklung: das Princip der geschichtlichen Entwicklung selbst lassen wir unangetastet. Wir lehren mit Savigny und nach Savigny, daß alles Recht Fluß ist, nie rastende Evolution, daß jede Rechtsposition, wie sie aus der Vergangenheit geboren ist, so hinweist auf die Zukunft, daß jede Rechtsgegenwart zugleich Rechtsvergangenheit und zugleich Rechtszukunft ist. Und wenn wir Savigny gegenüber betonen, daß ja auch das Gewohnheitsrecht entstanden ist aus menschlicher That, nur nicht aus einer That abwägender Ueberlegung, sondern einer That dunklen Dranges, und daß nicht einleuchtet, weswegen der dunkle Drang den Vorzug verdienen sollte vor der abwägenden Ueberlegung, weswegen der menschliche Geist in seiner Totalexistenz und seiner zufälligen Begebenheit

höheren Werth haben sollte als der menschliche Geist, welcher sich auf sein besseres Sein befinnt, sich Ziele setzt und nach der Erreichung dieser Ziele mit gedankenmäßiger Prüfung der Mittel strebt: so betonen wir auf der anderen Seite mit voller Entschiedenheit, daß aller Erfolg dieses Strebens davon abhängt, daß der Geist sich nicht löslöse aus dem geschichtlichen Zusammenhang, in dem er steht, und daß er sich durchleuchte mit der Weisheit der Jahrhunderte, die vor ihm gewesen sind. Savignys Zeit war geneigt, diese Weisheit zu überschätzen: ich weiß nicht, ob wir nicht heutzutage der umgekehrten Gefahr unterliegen, und ob es überflüssig ist, die Freudigkeit und rasche Bereitheit der gesetzgeberischen That daran zu erinnern, daß es leichter ist, einzureißen, als aufzubauen, leichter beseitigen, als das Beseitigte durch Besseres zu ersetzen, und daß kein Gesetzgebungswerk Anspruch auf Bestand hat, welches nicht die schöne Blüthe und die reife Frucht des der Zeit erworbenen Wissens vom Rechte ist.

Die Frage nach der Erzeugung des Rechts ist nicht die einzige Frage, welche den Juristen beschäftigt. Ja es liegt auf der Hand, daß diese Frage, so wichtig sie ist, seine Aufmerksamkeit nicht einmal in erster Linie in Anspruch nehmen wird. Seine erste und nächste Aufgabe ist die Erkenntniß, dann die Anwendung des vorhandenen Rechts. Und hier nun, was die Erkenntniß des vorhandenen Rechts angeht, braucht von den Principien der geschichtlichen Schule nicht das Kleinste abgebrochen zu werden, und darf nicht das Kleinste abgebrochen werden. Die in diesem Augenblicke in Deutschland berufen sind zum Mitreden, sind einig darin, daß die allein richtige Methode der Rechtskenntniß die streng geschichtliche Methode ist. Diese Ueberzeugung ist so allgemein verbreitet, daß Mancher geneigt sein möchte, zu fragen, ob es denn jemals anders gewesen sei, und ob es erst der geschichtlichen Schule bedurft habe, um einer Wahrheit zur Anerkennung zu verhelfen, die, wenn eine, selbstverständlich sei. In der That ist in Deutschland auch vor der geschichtlichen Schule Rechtsgeschichte getrieben worden. Um sich davon zu überzeugen, genügt ein Blick in ein Werk, welches als der Abschluß der civilistischen Jurisprudenz vor Savigny angesehen werden kann, den oft getadelten, freilich öfter benützten Pandectencommentar von Glück. Aber damals war die geschichtliche Forschung mehr äußere That, gelehrtes Beiwerk; es ist bezeichnend, daß man nicht von historischer, sondern von eleganter Jurisprudenz sprach. Daß die historische Jurisprudenz zugleich die einzig praktische sei, das erkannte man nicht, und die Ueberzeugung hiervon ist allerdings erst durch die geschichtliche Schule verbreitet worden. Für die geschichtliche Schule ist die Frage, wie es früher gewesen sei, nicht eine nachfolgende, und eine Frage, die auch fehlen könnte, sondern die erste und die Principalfrage. Ist alles Recht Fluß und Geschichte, so kann es nur aus und in der Geschichte erkannt werden. Sind die Sätze, welche der Gesetzgeber aufstellt, Reproductionen

oder Evolutionen des Rechts, welches er vorfindet, so können seine Aufstellungen nur aus dem vorgefundenen Recht wahrhaft verstanden und richtig beurtheilt werden.

Es sei mir gestattet, von dem Gesagten eine concrete Anwendung zu machen, durch welche es näher erläutert werden wird, die Anwendung auf einen sehr nahe liegenden Gegenstand, das deutsche bürgerliche Gesetzbuch, welches uns die nächste Zeit verspricht. Ich habe wol aus dem Kreise deutscher Rechtslehrer die Frage vernommen, wie es denn, wenn wir einmal das bürgerliche Gesetzbuch haben würden, mit den Pandekten werden werde, und ich habe die Frage gehört, daß es dann mit den Pandekten vorbei sein werde, etwa: die Nation möge den Vortheil davon haben, aber die Pandektisten hätten den Schaden davon. Darauf wäre nun zunächst zu antworten, daß es auf die Pandektisten nicht ankomme: die Pandektisten sind für das Recht vorhanden, nicht das Recht für die Pandektisten. Aber das stehe ich auf der anderen Seite nicht an, offen auszusprechen: müßte ich mir sagen, daß von dem Gesetzbuch nicht etwa die Pandektisten den Schaden haben würden, sondern die Pandekten, so würde ich nicht das Gesetzbuch freudig begrüßen, ich würde seine Abfassung als einen schweren Mißgriff beklagen. Wäre ich vor die Wahl gestellt, ob ich das Gesetzbuch haben wolle oder die Pandekten, ob ich das Gesetzbuch erkaufen wolle durch Verzicht auf die Theilnahme an der Rechtsarbeit der Jahrhunderte, ja Jahrtausende, deren Früchte in dem, was wir heutzutage die Pandekten nennen, aufgespeichert da liegen: ich würde, so schwer ich die Uebelstände des heutigen Rechtszustandes empfinde — und gerade der Pandektist weiß davon zu erzählen —, mich keinen Augenblick befinden und das Gesetzbuch hingeben für die Pandekten. Savigny schließt eine seiner Ausführungen in dem Buche vom Verufe mit den Worten: „Als das jüdische Volk am Berge Sinai das göttliche Gesetz nicht erwarten konnte, machte es aus Ungeduld ein goldenes Kalb, und darüber wurden die wahren Gesetzestafeln zerschlagen.“ Wäre das wirklich die Alternative: entweder das Gesetzbuch, oder die Rechtsarbeit der Jahrhunderte, ich würde noch heute mir diese Worte aneignen und sie, so weit meine Stimme reicht, dem Gesetzgeber warnend zurufen. Denn die Rechtsarbeit der Jahrhunderte ist eben die Rechtsarbeit der Jahrhunderte, und die Männer, durch welche das Gesetzbuch zu Stande kommen wird, wie man auch von ihnen zu denken geneigt sein mag, sind nur einzelne Menschen, mit allen Schwächen und Unvollkommenheiten, welche der einzelne Mensch nicht abstreift. Aber das ist eben die Alternative nicht. Wir wollen das Gesetzbuch haben und die Rechtsarbeit der Jahrhunderte auch; dafür wollen wir als echte historische Juristen sorgen. Als historische Juristen wissen wir, daß das Gesetzbuch nichts sein wird, als ein Punkt in der Entwicklung, faßbarer gewiß als die Wasserwelle im Strome, aber doch nur eine Welle im Strome.

welchen das Gesetzbuch sein Dasein verdanken wird, in dasselbe niederlegen werden die Gedanken, welche sie haben auf Grund der rechtswissenschaftlichen Bildung, welche sie genossen haben, und daß sie diese rechtswissenschaftliche Bildung sich erworben haben in einer Lehre, welche bestrebt gewesen ist, zusammenzufassen, was Alterthum und Neuzeit auf dem Gebiete des Privatrechts an Rechtswahrheit erarbeitet haben. Wir wissen, daß der wahre und volle Sinn der Sätze des Gesetzbuchs nur wird gefaßt werden können durch Zurückgehen auf diese Lehre, und daß das wahr ist nicht bloß für die an Zahl weitaus überwiegenden Sätze, in denen der Gesetzgeber das vorhandene Recht in neuem Ausdruck wird reproduciren wollen, sondern auch für die Sätze, in denen er in bewußtem Gegensatz zum vorhandenen Recht neues Recht wird aufstellen wollen, weil auch dieses Recht gebildet ist mit den Begriffen der Lehre, in denen er erzogen worden ist. Wir wissen, daß nicht wenige der Sätze, welche das Gesetzbuch enthalten wird, unvollkommen sein werden aus keinem anderen Grunde, als weil die Lehre noch unvollkommen war, welche der Gesetzgeber empfangen hat, und daß daher auch die Verbesserung des Gesetzbuchs zur wesentlichen Grundlage haben muß das Zurückgehen auf jene Lehre und ihre Vergleichung mit den Resultaten der inzwischen fortgeschrittenen Wissenschaft.

Ich sagte, daß nach der Anschauung der geschichtlichen Schule jede Rechtsgegenwart zugleich Rechtsvergangenheit sei, ich sagte aber auch, daß sie zugleich Rechtszukunft sei. Auch diesen Punkt möchte ich näher erläutern in unmittelbarer Beziehung auf das künftige deutsche bürgerliche Gesetzbuch. Denn es ist ein gar wichtiger Punkt nicht bloß im Allgemeinen, sondern im Besonderen auch für dieses Gesetzbuch. Nur wenn er richtig gefaßt wird, werden wir uns auf der einen Seite hüten können vor Enttäuschung in Betreff des Gesetzbuchs, und auf der anderen Seite die Aufgabe, welche uns mit demselben zufällt, in ihrer ganzen Fülle und Tiefe erfassen können. Es ist ein so naheliegender Gedanke, daß ein Gesetzbuch festes und sicheres Recht geben, daß es den Zweifel ausschließen soll. Wozu wird ein Gesetzbuch gemacht, fragt der Laie, als damit darüber nicht mehr gestritten werden könne, was Rechtens sei. Der Jurist, jedenfalls der einsichtige Jurist, fragt so nicht. Er weiß, daß, wie alles menschliche Denken unvollkommen ist, so unvollkommen ist auch das Denken des Gesetzgebers, daß, wie alles menschliche Denken nur ein Versuch ist, ein mehr oder minder gelingender Versuch, die Gedankenbilder einzufangen, welche dem Denkenden vorschweben, es sich mit dem Denken des Gesetzgebers nicht anders verhält. Deswegen erwartet jedes Gesetzbuch, ja jedes einzelne Gesetz, Hilfe und Unterstützung von dem Mit- und Nachdenken derjenigen, welche berufen sind, seinen Inhalt zu erkennen und zur Anwendung zu bringen. Damit ist denn allerdings für Meinungsverschiedenheiten die Möglichkeit, ja, wie nun einmal die menschliche Natur

ist, die Nothwendigkeit gegeben. Aber Thatfachen lassen sich nicht ändern, und wenn es dem Menschen gesetzt ist, zum Ideal zu streben, so hat man damit noch keine idealen Menschen. Alle Wissenschaft ist Fortschritt durch Zweifel. Was aber im Besonderen die Rechtswissenschaft angeht, so hat dieselbe dem Gesetz gegenüber nicht etwa bloß die Frage zu beantworten: welchen Gedanken hat der Gesetzgeber durch die von ihm gebrauchten Worte ausdrücken wollen, welchen Gedanken hat er gedacht, als er sprach oder schrieb, wie er gesprochen oder geschrieben hat — allerdings ist dies die nächste Frage —, sondern sie hat auch Antwort zu geben auf die fernere Frage: welchen Gedanken hat der Gesetzgeber denken wollen, als er gedacht hat, wie er gedacht hat? Sie hat nicht bloß hinter dem, vielleicht unvollkommenen, Wort den wirklich gedachten Gedanken, sondern auch hinter dem wirklichen Gedanken den eigentlichen Gedanken hervorzuziehen und zur Geltung zu bringen. Allerdings weiß ich, daß ich mit dieser letzteren Aufstellung auf ein bestrittenes Gebiet übertrete, und daß Andere nicht geneigt sind, der Rechtswissenschaft eine so weitgehende Kompetenz einzuräumen. Aber ich darf daran erinnern, daß die Rechtswissenschaft sich zu allen Zeiten diese Kompetenz wirklich genommen hat, und daß Mancher, was er in der Theorie bestreitet, im gegebenen Fall, einem übermächtigen ihn bestimmenden Druck nachgebend, wirklich übt. So also verstehe ich es, wenn ich sage, daß jedes Gesetzbuch sein wahres Leben erst durch das Nachdenken einer ihm zur Seite stehenden Jurisprudenz empfängt — und mit dem deutschen bürgerlichen Gesetzbuch, welchem wir entgegengehen, wird es nicht anders sein. Deswegen klage man nicht, wenn man an dem Gesetzbuch Fehler entdecken wird, die es gewiß haben wird, sondern man suche sie zu verbessern. Wie man sich rüstet, ein neugeborenes Kind zu empfangen mit weichem Linnen, so wollen wir uns rüsten, das Gesetzbuch mit gründlicher und lebendiger Jurisprudenz, mit einer Jurisprudenz, welche bescheiden achtet die Grenzen, welche ihr gesetzt sind, welche aber auch weiß, was sie soll und was sie kann. Wie das Gesetzbuch nichts sein wird, wenn man es absperrt von der Vergangenheit, so wird es nichts sein, wenn man es verschließt vor der Zukunft. Das Gesetzbuch wird Alles sein, was es als menschliches Werk unter den gegebenen Verhältnissen zu sein vermag, wenn man es auffaßt als Position in der Entwicklung, als werdendes, wie gewordenes. Wir müssen, sagt Savigny, lernen uns zu betrachten als selbst in der Geschichte lebend, und in der Zukunft nach denselben Gesetzen verfließend, wie wir rückwärts alle Vorzeit können verfließen sehen!

Und wenn nun so Wichtiges, so Entscheidendes davon abhängt, wie die Juristen beschaffen sein werden, denen das Gesetzbuch zur Pflege wird übergeben werden: so darf wol zum Schluß auch darüber noch ein kurzes Wort gesagt werden, wie sich im Sinne und Geist der historischen Schule die Erziehung des künftigen Juristen, wie sich der Rechtsunterricht zu

gestalten hat und gestalten wird. Nicht als wenn ich ein Bedürfnis empfände, zu betonen, daß die Grundlage des Rechtsunterrichts die Rechtsgeschichte bilden muß: das versteht sich von selbst. Eher wäre in dieser Beziehung umgekehrt darauf hinzuweisen, daß die Rechtsgeschichte für den Rechtsunterricht auch übertrieben werden kann und übertrieben worden ist, daß der Jurist nie vergessen darf, daß die Rechtsgeschichte ihm nur Mittel zum Zweck sein soll, und dieser Zweck Herstellung eines praktischen, den Bedürfnissen des Lebens dienenden Rechts ist, daß, wenn dem Juristen zur Erreichung seines Zweckes ein reiches Maß von historischen und philologischen Kenntnissen nothwendig ist, er immer noch etwas Anderes ist, als Historiker oder Philologe. Nein, worauf ich aufmerksam machen möchte, ist, daß, wer vom Geiste der historischen Schule durchdrungen ist, wol Dogmatiker sein kann, aber nie — wenn es erlaubt ist, das Wort zu bilden — Dogmaticist sein wird. Ich meine, daß er nicht geneigt sein wird, an die Macht der Formel zu glauben, und sich zu Dogmen im Sinne von unumstößlichen Wahrheiten zu bekennen. Denn das ist ja eben die Grundauffassung der historischen Schule, daß alle Wahrheit Fluß ist, nie rastende Bewegung, und daß in der Erkenntniß der Wahrheit der Einzelne nichts ist als das Glied einer unendlichen Kette, daß sein Wissen und Können als das Wissen und Können dieses Einzelnen unvollkommen ist und Werth und Bedeutung hat nur im Zusammenhang mit dem Wissen und Können Aller. Aus dieser Anschauung wird geboren — nicht der Skepticismus, das ist nicht nothwendig — wol aber das Bewußtsein, daß, so sehr die Erkenntniß strebt, sich zusammenzufassen in der Formel, doch die Formel nur Werth hat als Abschluß des Gedankenprozesses, aus dem sie entstanden ist, und daß alles Wissen, welches der Einzelne erlangt zu haben glaubt, nur Ausfluß ist des Wissens, welches die Menschheit nie erreicht, dem sie aber in unendlicher Progression immer näher kommt. Und es kann nicht anders sein, in wem dieses Bewußtsein einmal lebendig geworden ist, der wird, wenn er als akademischer Lehrer zum Unterricht der Jugend berufen ist, auch in der Art und Weise seines Unterrichts durch dasselbe bestimmt werden. Zwar wird er vorsichtig sein, und dem Lernenden nicht die Freudigkeit des Lernens dadurch verkümmern wollen, daß er den Zweifel an die Spitze stellt. Er wird nicht vergessen, daß, wer an eine Wissenschaft neu herantritt, zuerst in derselben festen Fuß fassen will, und daß jede Wissenschaft ein Material besitzt, mit dem sie diesem Verlangen gerecht werden kann. Aber ebenso wenig wird er im Fortschreiten bei der Mittheilung dieses Materials stehen bleiben wollen, er wird vor Allem bestrebt sein, in das innere Leben der Sätze, welche er aufstellt, einzuführen, und mehr Gewicht darauf legen, daß der Lernende sich die Gedankengänge aneigne, welche zu den Sätzen geführt haben, als die Sätze selbst. Und wenn dabei unter seinem Schritte Zweifel aufsprießen, so wird er

nicht ängstlich bemüht sein, dieselben zu verdecken. Er wird mehr geneigt sein, die Entscheidungen, welche er gibt, als solche hinzustellen, welche er für wahr halte, denn als solche, welche wahr seien, und er wird sich nicht scheuen, die Grenzen seines und unseres Wissens durch ein offenes *ignoramus* anzuerkennen — wenn er vielleicht auch nicht hinzufügt: *ignorabimus*. Er wird nicht ein Geschlecht erziehen wollen, welches die Wahrheit zu haben glaubt, sondern ein Geschlecht, welches nach der Wahrheit zu suchen versteht, ein Geschlecht nicht von Wissern, sondern von Denkern.

Ich wollte reden von der Aufgabe des Rechtslehrers, ich habe gesprochen von der Aufgabe des akademischen Lehrers überhaupt. Aber, wie ich im Anfang dieser Zeilen bemerkte, die geschichtliche Schule ist ein Ereigniß fast mehr in der Geschichte der Wissenschaften, ja des menschlichen Geistes, als in der Geschichte der Rechtswissenschaft. Für meine Auffassung gibt es nur zwei durchgreifende Unterschiede zwischen den Menschen. Der eine ist der Unterschied zwischen denen, die glauben an die Macht des Geistes über die natürlichen Bedingungen unseres Seins, und denen, welche diesen Glauben nicht hegen. Der andere ist der Unterschied zwischen denen, welchen die Wahrheit als Formel, und denen, welchen sie als ewig sich neu gebärend und unendlich fortschreitend erscheint. Das Princip der flüssigen Wahrheit mit seiner scharfen Ecke, um ein Wort von Dahlmann zu gebrauchen, in die Welt gerückt zu haben, ist das bleibende Verdienst der geschichtlichen Schule.





Ueber gute und schlechte Luft.

Von
Friedrich Sander.

— Barmen. —

Die atmosphärische Luft, in der wir leben, hat eine doppelte Beziehung zu unserer Gesundheit. Einmal nimmt sie die durch den Stoffwechsel erzeugte überschüssige Wärme auf, um die Temperatur des Körpers nicht über die ständige Höhe von 37° C., welche zu gesundem Leben nothwendig ist, hinauskommen zu lassen. Zweitens entnehmen wir der äußeren Luft durch die Athmung den Sauerstoff, dessen Blut und Gewebe zur Verbrennung der aufgenommenen Nahrungstoffe fortwährend bedürfen, und geben die gasigen Erzeugnisse dieser Verbrennung, namentlich Kohlen Säure und Wasser, an sie ab. Die physikalische Vorbedingung dieses Gaswechsels ist eine Zusammensetzung der Einathmungsluft, wie sie das Luftmeer, welches unseren Erdball als die Grundlage alles Lebens umgibt, stets und unabänderlich bietet. Ebenso liegt es auf der Hand, daß die nutzbringende, lebenerhaltende Arbeit der Lungen in das Gegenteil verkehrt wird, wenn mit der eingeathmeten Luft fremde, gesundheits-schädliche Stoffe in den Körper gelangen. Während nun das Wärmebedürfniß der verschiedenen Menschen in engen Grenzen schwankt und alle Welt von Frost und Hitze ziemlich gleichmäßig zu leiden hat, ist es mit der Empfindlichkeit für die Reinheit der Luft anders. Die Einen wenden sich mit Schaudern von der giftgeschwängerten Atmosphäre unserer Städte ab, während Andere nicht einmal das „Kneipenklima“ fürchten und mit überlegenem Lächeln den Androhungen aller möglichen schlechten Folgen zuhören, da ihre persönliche, vieljährige Erfahrung ihnen Nichts davon gezeigt hat. Zur Unterscheidung von guter und schlechter Luft ist allerdings die alltägliche Erfahrung, welche sich nur unmittelbar auf die Sinnesindrücke stützt,

unzulänglich; es bedarf wissenschaftlicher Untersuchungen, um einestheils die Gefahren der Luftverderbniß, andernteils die Mittel festzustellen, durch welche wir die Veränderungen in der Zusammensetzung sowie die Verunreinigungen der Luft kennen und vermeiden lernen.

Was zunächst die Gefahren der Luftverderbniß anlangt, so ist im Allgemeinen unsere Furcht vor ihnen in der Abnahme begriffen, oder richtiger gesagt, sie hat statt der allgemeinen unbestimmten Form eine Richtung auf faßbare Einzelheiten angenommen. Wir glauben nicht mehr, daß von weither die Winde die Keime ansteckender Krankheiten uns zutragen. Wir sehen nicht mehr mit dem klugen Probst zu Köln an der Spree, mit Süsmilch, dem Vater der Statistik, in den Städten ein unvermeidliches Uebel; wir wissen vielmehr heute, daß in den größten Weltstädten gesunde Viertel sich finden, deren Sterblichkeitsverhältnisse gerade so günstig sind wie auf dem Lande. Die gehörige Breite der Straßen und die nöthige Reinlichkeit vorausgesetzt, ist die Bewegung der Luft, auch bei Windstille, in den Straßen unserer Städte stets stark genug, um jede Ansammlung bedrohlicher Stoffe zu verhindern und diese in kürzester Zeit bis zur Unschädlichkeit zu verdünnen. Windstille ist ja überhaupt nur ein Ausdruck des mangelhaften Empfindungsvermögens unserer Hautnerven für Luftbewegungen; wir müssen unsere Hand mit ziemlicher Geschwindigkeit vorwärts stoßen, um die dadurch veranlaßte Luftbewegung zu verspüren, und Luftströme müssen eine Geschwindigkeit von ungefähr $\frac{1}{4}$ Meter in der Sekunde haben, wenn sie von unseren Nerven noch deutlich sollen wahrgenommen werden. Im Mittel beträgt die Geschwindigkeit der Luft 3 Meter in der Sekunde.

Geschlossene Räume dagegen nehmen an den ausgleichenden Bewegungen der freien Atmosphäre nur einen beschränkten Antheil und es muß von vornherein die Unmöglichkeit hervorgehoben werden, die Reinheit der letzteren durch irgend welche Mittel in einem bewohnten Raume zu erhalten oder herzustellen. Zu den Ursachen solcher Verunreinigungen, deren Gefahren allbekannt und von Jedermann gefürchtet sind, gehören zunächst verschiedene Krankheiten, welche über die allernächste Umgebung des Kranken hinaus und schon bei kurzem Aufenthalt im Krankenzimmer eine ansteckende Wirkung ausüben, wie Pocken, Masern, Flecktyphus. Ferner sind zu erwähnen die Ausströmungen giftiger Gase, wie des Kohlenoxyds und Leuchtgases; wiederholt ist es vorgekommen, daß von geborstenen Straßenröhren Leuchtgas durch den Boden in geheizte Zimmer drang, die selbst keine Gaseinrichtung hatten, und hier tödtliche Vergiftungen hervorrief. Weit größere Verheerungen kommen auf Rechnung des Staubes, welcher bei mancherlei Industriebetrieben erzeugt wird und die Luft vieler Arbeitsräume erfüllt. Fast ausnahmslos erliegen z. B. die Schleifer in frühen Jahren der Schwindjucht und anderen Lungenkrankheiten, wenn sie nicht durch zweckentsprechende Ventilationseinrichtungen

geschützt werden. Von 1000 Bergleuten der preußischen Steinkohlenwerke wurden nach einer kürzlich veröffentlichten statistischen Arbeit Schlodows 17,13 und von den Eisenbahnbeamten, welche Jenen an Zahl, Alter und ursprünglicher Körperbeschaffenheit ziemlich gleichstehen, nur 7,16 im jährlichen Durchschnitt von 1868—75 invalidisirt, und von den invalidisirten Bergleuten starben im Jahre 78, dagegen von den Bahninvaliden nur 59 pr. Mille. Da nach amtlichen Berichten der englischen Obergesundheitsbehörde in Bergwerken mit guter Ventilation die Sterblichkeit eine durchaus günstige ist, und nur da, wo derartige Einrichtungen mangeln, die Bergleute in übermäßiger Weise den Lungenleiden anheimfallen, darf man gewiß auch die ungünstigen Gesundheitsverhältnisse der preußischen Bergleute auf das Einathmen schlechter staubiger Luft zurückführen. Vielleicht haben alle Zeitungen der Welt zusammengenommen mit diesem beständigen Massenmorde sich weniger beschäftigt, als jede einzelne von ihnen mit irgend einem interessanten Einzelmorde zu thun pflegt, und selbst die Socialdemokratie hat wenig Aufhebens davon gemacht; trotzdem finden neuerdings, Dank dem humanen Streben einzelner Arbeitgeber und dem Eingreifen von Verwaltungsbehörden, die nöthigen Schutzmaßregeln immer weitere Verbreitung.

Von noch allgemeinerer Bedeutung ist die Verschlechterung, welche die Luft aller bewohnten Räume durch die athmenden Lungen gesunder Menschen und außerdem durch künstliche Beleuchtung erfährt. Jedermann kennt die unangenehmen Empfindungen, welche das Betreten eines engen Schlafzimmers hervorruft, und weiß aus eigener Erfahrung, welche Unbehagen und selbst Unwohlsein die Luft schlechtgelüfteter, mit Menschen überfüllter Räumlichkeiten erzeugt. Mit bemerkenswerther Einhelligkeit behauptet die ärztliche Erfahrung, daß der dauernde Aufenthalt an solchen Orten unsere Widerstandskraft gegen krankmachende Einflüsse aller Art lähmt, und die Disposition zu mannichfachen Erkrankungen, wie Strophulose, Schwindsucht, Bleichsucht, Nervenleiden u. s. w. steigert oder hervorruft. Die Versetzung an einen Ort, wo der Kranke einen größeren Theil des Tages als zu Hause sich im Freien bewegt und gute Luft einathmet, macht aller Wahrscheinlichkeit nach die Hauptsache bei den klimatischen Curen aus.

Wir wissen nicht genau, worin die Wirkungen einer durch Athmung verdorbenen Luft beruhen. Nur in seltenen Fällen erleiden die Mischungsverhältnisse der natürlichen Luftbestandtheile erhebliche Aenderungen, und nur einige Male, auf Sklaven- und Auswandererschiffen sowie in Gefängnissen, ist eine solche Zusammendrängung von Menschen beobachtet worden, daß die Anhäufung der ausgeathmeten Kohlenäure als Ursache verderblicher Erscheinungen angeschuldigt werden konnte. Eins der bekanntesten Beispiele ist die schwarze Höhle von Calcutta, ein enger Raum, in welchen ein Nabob von Bengalen 146 Engländer einsperren ließ;

123 davon waren nach 10 Stunden todt. Noch weniger ist im gewöhnlichen Laufe der Dinge die Abnahme des Sauerstoffs erheblich genug, um Schaden thun zu können, und von der Bedeutung des Ozons weiß die Wissenschaft bis jetzt weniger zu berichten als die Reclame. Nach der allgemeinen Annahme, die zwar nicht durch directe Beweise, aber durch Wahrscheinlichkeitsgründe und theilweise durch Thierversuche gestützt wird, sind es vielmehr die organischen Abscheidungen der Haut- und Lungenathmung, welche entweder in frischem oder in zerseztem, fauligem Zustand, nachdem sie zuerst an Wänden und Möbeln sich niedergeschlagen und nachher wieder dem Luftstaube sich beigemischt haben, das Luftgift überfüllter Wohnräume ausmachen.

Da, wie gesagt, in geschlossenen Räumen die Reinheit der äußeren Luft sich niemals erzielen läßt, so gilt es vor Allem, denjenigen Grad der Luftverunreinigung zu ermitteln, welcher mit völliger Sicherheit noch als unschädlich anzusehen ist. Leider ist die chemische Analyse außer Stande, die Menge der organischen Athmungszeugnisse zu bestimmen, und man hat deshalb nach Bettenkofer's Vorschlag den Kohlen säuregehalt der Luft zum Maßstabe für die Beurtheilung ihrer Reinheit genommen, nicht, um das zu wiederholen, weil die Kohlen säure selbst in den thatsächlich vorkommenden Mengen gefährlich ist, sondern weil die verschiedenen Producte der Athmung (Wasser, Kohlen säure, organische Stoffe) unter einander stets in gleichem Verhältniß zu- und abnehmen, aus dem Kohlen säuregehalt also auf die organischen Stoffe geschlossen werden kann, und weil die Kohlen säure leicht und sicher bestimmbar ist.

Zur Feststellung des Grenzwertes für die zulässige Kohlen säuremenge, bei welcher die Unschädlichkeit einer Luft noch gewährleistet ist, hat Bettenkofer mit mehreren an Reinlichkeit und gute Luft gewöhnten Personen Versuche angestellt, um herauszubringen, bei welchem Kohlen säuregehalt einer Zimmerluft ein übler Geruch oder sonstige unangenehme Einwirkungen auf das Allgemeinbefinden sich bemerkbar machen, vorausgesetzt, daß andere Quellen der Verunreinigung in dem Zimmer nicht vorhanden sind und das Plus von Kohlen säure, um welches die äußere Luft übertroffen wird, ausschließlich von Haut und Lungen der Menschen abstammt. Er fand, daß bei einem Kohlen säuregehalt von 0,7 pro Mille verschiedene Personen ganz behaglich, ohne jede Belästigung, ohne Bedürfniß, ein Fenster zu öffnen oder den Raum zu verlassen, sich befanden; da der gewöhnliche Kohlen säuregehalt der äußeren Luft auf 0,3 bis 0,4 sich beläuft, so kann also ohne Schaden eine Athmungsverunreinigung von 0,3 pro Mille hinzukommen. Jede Luft dagegen, welche in Folge der Athmung mehr als 1 pro Mille Kohlen säure enthält, erklärt er auf Grund seiner Untersuchungen für schlecht und für untauglich zu einem beständigen Aufenthalte. Für Eisenbahnwagen, deren Ventilationsbedürfniß jetzt allgemein anerkannt und vielfach berathen wird, sind

Schüler Pettenkofers neuerdings auf $1\frac{1}{2}$ pro Mille als äußersten Grenzwertth gekommen; sie erklären diesen Unterschied dadurch, daß in kleineren Räumen die Luft erst bei höherem Kohlen säuregehalt denselben unangenehmen Geruchs eindruck wie in größeren Zimmern mache, weil nothwendig die Luft im kleineren Raume öfters erneuert und dadurch zur Zerfetzung der organischen Athmungsproducte keine Zeit gelassen werde. Indessen die etwas willkürliche Grundlage des ganzen Verfahrens macht derartige Vermuthungen vorläufig unhaltbar.

Weit mehr noch als über den Geschmack gehen nämlich die Ansichten der Menschen auseinander über den Geruch. Was der Eine mit wonnigem Behagen einschlüpft, ist für Andere ein unerträgliches Gestank. Smollet läßt im Humphry Einker einen Badearzt mit großer Gelehrsamkeit auseinandersetzen, daß Gestank nichts anderes sei als eine starke Einwirkung auf den Geruchsnerve, die durch die verschiedenartigsten Dinge, schädliche wie nützliche, hervorgerufen werden könne. Franzosen und Hottentotten lieben, wie er behauptet, den Dufst faulen Fleisches; daß gewisse Dinge, welche nur anzudeuten mir der strengere Ton unseres Jahrhunderts verbietet, allgemein in üblem Geruche stehen, sieht er als eine Folge der Uebercultur an und schreibt vielmehr in Uebereinstimmung mit dem letzten der Mediceer, einem Fürsten von besonders feiner Ausbildung der Sinne, gerade jenen Gerüchen eine hervorragend nervenstärkende Wirkung zu. Jedenfalls ist die Nase, obgleich ihr Unterscheidungsvermögen nicht nur die Mittel der chemischen Analyse, sondern auch, was mehr jagen will, die Leistungsfähigkeit unseres Geschmacksorganes weit übertragt, nicht der verlässliche Gesundheitswächter, für den sie häufig ausgegeben wird; die Blausäure z. B. hat einen angenehmen und das gefährliche Kohlenoxydgas gar keinen Geruch. Auch ist es kaum möglich, einen völlig geruchlosen Raum zu finden und zu unterscheiden, ob irgend ein Geruch wirklich nur von der Athmung herrührt; denn nicht nur jeder Mensch, auch jedes Zimmer hat seinen eigenen und keineswegs immer einen guten Geruch. Es ist gewiß bedauerlich, aber schwerlich zu ändern, daß unser Urtheilsvermögen hinter den Leistungen der Sinnesnerven zurückbleibt, und daß wir namentlich häufig nicht in der Lage sind, über den Ursprung oder gar über die hygienische Bedeutung einer Geruchswahrnehmung ein richtiges Urtheil zu fällen. Durch Uebung und aufmerksame Beobachtung sind wir zu einigen Fortschritten befähigt. Unerfahrene rümpfen z. B. nicht selten die Nase über den Geruch eines Krankensaales und halten ihn für das specifische Erzeugniß kranker Körper, während in Wirklichkeit nur ein gewiß unschädliches Uebermaß im Gebrauche von Seife oder Carbol die Schuld daran trägt. Im Allgemeinen aber ist große Vorsicht erforderlich, um an die Dualität eines Geruches bestimmte Schlussfolgerungen zu knüpfen. Im vorliegenden Falle dürfen wir nicht vergessen, daß eine Luft, welche auf Geruch oder Gefühl

unangenehm wirkt, zwar mit fremden Stoffen verunreinigt, aber nicht nothwendig gesundheitsgefährlich ist, daß jedoch, wenn es sich um praktische Maßregeln handelt, auf der einen Seite unsere Gesundheit, auf der anderen nur die Interessen des Geldbeutels auf dem Spiele stehen. Wie so oft spitzt sich die Frage schließlich dahin zu, ob sich Gelddausgaben rechtfertigen lassen, von denen wir nur mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit und nicht mit mathematischer Gewißheit einen Vortheil für die Gesundheit vorausbestimmen können, oder mit anderen Worten, ob wir auf dem Gebiete der Gesundheitsverwaltung einem Grundsätze huldigen wollen, dem nicht bloß der Einzelne in Beziehung sowol auf seinen Körper wie auf sogenannte Vergnügungen und Erholungen, sondern auch die öffentliche Verwaltung auf anderen Gebieten unbedenklich folgt.

Finanziell ist es von erheblicher Tragweite, ob 0,7 oder noch $1\frac{1}{2}$ Tausendstel Kohlensäure in der Luft für unbedenklich gelten müssen; denn aus dieser Zahl berechnet sich der Ventilationsbedarf und in dem einen Falle müssen für jeden Insassen eines Raumes stündlich 100, in dem anderen kaum 20 Kubikmeter frischer Luft zugeführt werden, um den gewünschten Grad von Reinheit zu erhalten. Es empfiehlt sich demgemäß, einen weniger strengen Maßstab anzulegen, wenn es sich um einen kurzen, vorübergehenden Aufenthalt erwachsener, gesunder Personen handelt, als wenn reizbare, kranke Menschen Tag und Nacht in demselben Raume verbleiben sollen.

Nachdem die Luftverderbniß, ihre Folgen, sowie die Mittel zu ihrem Erkennen erörtert sind, müssen wir weiter fragen, was für Wege gegeben sind, um der Gefahr vorzubeugen. Die Aufgabe wäre eine äußerst vereinfachte, wenn eine kleine Schrift Recht hätte, die in England bereits in 6. Auflage, unter dem Titel: shut your mouth and save your life („Halt den Mund zu, das ist der beste Lebensschutz“) erschienen ist. Der Verfasser, George Catlin, ein rühmlichst bekannter Reisender, hat während eines langjährigen Aufenthaltes unter den wilden Indianerstämmen von Nordamerika mit Sicherheit, wie er glaubt, festgestellt, daß unter denselben, soweit sie nicht mit der Civilisation und ihrem unvermeidlichen Begleiter, dem Schnapfe, in Berührung getreten sind, die Sterblichkeitsverhältnisse äußerst günstig und viele Krankheiten der Culturvölker gänzlich unbekannt sind. Namentlich führt er eine Reihe von Stämmen mit 1500 und mehr Köpfen an, in denen bei wiederholten Nachfragen Niemand sich erinnern konnte, daß ein Kind unter 10 Jahren anders als durch Verunglückung gestorben war. Den Grund dieses erfreulichen Gegensatzes zu der bejammerenswerthen Sterblichkeit der civilisirten Welt sieht Catlin ausschließlich in der indianischen Sitte, den Mund nur zum Essen und Sprechen zu öffnen und sonst, besonders im Schlafe, stets festgeschlossen zu halten. Zum Athmen habe der Schöpfer die Nase bestimmt und nicht den Mund; dadurch, daß die Luft durch die Nase streiche, würden die

Lungen geschont, der größte Theil der feinen, luftverunreinigenden Stoffe bliebe im Nasenschleime hängen und gelange nicht, wie beim Athmen durch den Mund, in Lungen und Blut. Der Schlaf, diese unerläßliche Bedingung zur Erhaltung der Kraft, sei ruhiger, wenn man mit geschlossenem Munde schlafe; wer mit trockenem Munde aufwache und also mit offenem geschlafen habe, fühle sich vom Schläfe nicht erquickt. Er führt ferner eine Beobachtung an, wonach bei dem Ausbruch von Gelbfieber auf einem Schiffe alle diejenigen von der Krankheit dahin gerafft seien, welche meist mit offenem Munde dasaßen, und meinte, man brauche bei Epidemien nur die Leute, welche Tag und Nacht den Mund aufsperrten, auszuweisen dann werde die Krankheit bald aufhören. Von sich selbst berichtet er, daß er erst in späteren Jahren sich mit großer Mühe angewöhnt habe, bis zum letzten Momente des wachen Zustandes und dadurch auch schließlich im Schläfe Lippen und Zähne fest aufeinander gedrückt zu halten, und daß er seitdem ein weit gesunderer Mann geworden sei. Folgerichtig verwirft er die Respiratoren, welche jene böse Sitte (nebenbei auch die Ursache der schlechten Zähne und des Schnarchens) nur befestigen und vom Athmen durch die Nase entwöhnen, und ertheilt den europäischen Müttern den Rath, sie sollen es aufgeben, ihre Kinder im wachen Zustande zu beaufsichtigen, wobei doch nichts herauskomme, vielmehr nach dem Vorbilde der Indianerinnen die Erziehung nur auf den schlafenden Zustand sich erstrecken lassen und sorgsam dem Kinde stets die Lippen zudrücken, bis es für sein ganzes Leben sich daran gewöhnt habe.

Es ist kaum nöthig, auf die verschiedenen schwachen Punkte der Catlinschen Beweisführung aufmerksam zu machen, obgleich ich die gar zu sonderbaren und übertriebenen Behauptungen nicht einmal mitgetheilt habe. Zunächst bedarf die teleologische Auffassung, wonach die Nase zum Athmen bestimmt und deshalb dazu zu gebrauchen sei, in Deutschland keiner Widerlegung mehr. Der dogmatischer angelegte Engländer steht noch auf dem naiven Standpunkte des Hamburger Senators, Brodes, der z. B. von den Gemisen sagt, daß „Gott in ihren Körper hat solch' Werkzeug fügen wollen, daß sie Sturz und Fall nicht scheuen, und da gern sind, wo sie sollen“. Was jedoch die Hauptsache ist, Catlin hat in keiner Weise nur den Versuch eines Beweises geliefert, daß ein so erheblicher Bruchtheil der Culturmenschen in der That mit offenem Mund lebt und namentlich schläft, um daraus den behaupteten Unterschied der Gesundheitsverhältnisse zu erklären. Einzelne thun es allerdings und ihnen darf man mit allem Grunde den Rath geben, sich die bessere Sitte anzugewöhnen.

Ganz verwerflich ist das Mittel, schlechte Luft durch sogenannte Wohlgerüche, durch Räucherungen verbessern zu wollen. Damit wird nur der übele Geruch verdeckt, seine Quelle aber nicht zugestopft. Manchmal kommt es sogar auf ein Austreiben des Teufels mit Beelzebub hinaus; von den Räucherkerzchen z. B., welche in Krankenzimmern nicht selten

angewandt werden, hat kürzlich C. Lang, ein Schüler Bettendorfs, nachgewiesen, daß sie Kohlenoxydgas in beträchtlicher Menge erzeugen. Vor den Augen des Gesundheitspflegers kann höchstens das kölnische Wasser Gnade finden, bei dessen Verdunstung Ozon sich bildet und vielleicht zu der erfrischenden Wirkung beiträgt. Ob aber dadurch oder durch Essig- und Carbonsäureverdunstung die schädlichen Luftbestandtheile vernichtet werden, ist mehr als zweifelhaft; mit Sicherheit werden sie jedenfalls nur zerstört, wenn Chlorgas oder schwefelige Säure in solcher Menge entwickelt werden, daß ein gleichzeitiger Aufenthalt von Menschen in dem ausgeräucherten Raume zur Unmöglichkeit wird.

Der einzig zuverlässige Weg zur Luftreinigung besteht in einer fortwährenden Vermischung der schlechten mit frischer Luft, in einem beständigen Luftwechsel, in Ventilation, wodurch die schädlichen Stoffe bis zu völliger Unwirksamkeit verdünnt werden. Es ist eine häufige, aber irrthümliche Annahme, daß erst unser erleuchtetes Jahrhundert auf diesem Feld gearbeitet hat; die Menschheit ist vielmehr von jeher auf die Erlangung sowol einer genügend warmen wie einer reinen Luft bedacht gewesen. Wenn in jedem Zeitalter zwei verschiedene Strömungen, zwei entgegengesetzte Auffassungen des geistigen und materiellen Lebens sich erkennen lassen, — eine conservative, geschichtliche, welche nach der guten alten Zeit sich sehnt und die Erfüllung ihrer Ideale, das Paradies in der Vergangenheit sucht, und eine fortschrittliche, welche oft zu einseitig nur im Neuen das Gute erblickt —, so muß ich sogar betreffs der Heizung mich zur historischen Schule bekennen und auf eine reactionäre Bewegung hoffen, welche uns das zurückbringen soll, was die alten Römer besser erkannt und besser gemacht haben als wir. Sie heizten nicht in erster Linie die Luft der Wohnräume, sondern die Fußböden und Wände und befolgten damit unbedingt das richtige Princip, wodurch allein dem großen Uebelstande der kalten Füße bei warmem Kopfe abgeholfen werden kann. Vielleicht erfüllt sich die von Technikern gehegte Erwartung, daß die hierzu erforderlichen Aenderungen in der Construction unserer Fußböden und Decken mittelst eines immer weiter gehenden Ersatzes des Holzes durch Eisen ermöglicht werden. Betreffs der Ventilation dagegen sind wir des Fortschrittes immer noch bedürftig. Im Alterthum wurden wol, jedenfalls ohne Nutzen und Erfolg, um die Luft ganzer Städte zu reinigen, bei pestartigen Epidemien große Feuer in den Straßen angezündet; für die Wohnräume aber trat ein Bedürfniß zur Ventilation vielleicht weniger hervor, weil einestheils die Häuser luftiger gebaut waren, andernteils eine größere Reinlichkeit herrschte und namentlich vom Wasser ein ausgiebigerer Gebrauch gemacht wurde. Erst im vorigen Jahrhundert begegnen wir künstlichen Ventilationsvorrichtungen, zuerst in Gefängnissen, Krankenhäusern, Schiffen. Im Principe waren die heutigen Systeme der Ventilation, auf welche näher einzugehen hier nicht

der Ort ist, vor 100 Jahren bereits sämtlich vorhanden; nur in der Ausführung sind seitdem unzweifelhafte Fortschritte gemacht, aber immer noch ist die Technik nicht aller Schwierigkeiten so weit Herr geworden, um in jedem gegebenen Falle den berechtigten Ansprüchen genügen zu können.

Will man ein allgemein gehaltenes Programm für die Ventilation geheizter Räume aufstellen, so muß man vor allen Dingen nicht vergessen, daß Heizung und Ventilation gewissermaßen entgegengesetzte Ziele verfolgen, oder doch in Beziehung auf die Anwendung der Mittel entgegengesetzte Interessen haben. Von Rechtswegen sollte jede Heizung eine Ventilationsheizung sein, d. h. nicht nur die vorhandene Luft erwärmen, sondern gleichzeitig die nöthige Menge frischer Luft in genügend erwärmtem Zustand der Art zuführen, daß stets eine vollkommene Mischung der vorhandenen mit der frischen Luft sich vollzieht. Aber auch nicht mehr Luft, als nöthig ist, sollte zugeführt werden; was darüber ist, das ist vom Uebel. Eine Ventilation, welche den Körper zu stark oder einseitig abkühlt, ist gesundheitlich ebenso verwerflich als eine überheizte oder unreine Luft. Man trifft heutzutage nicht selten auf eine sonderbare Schwärmererei für Zugluft; aber wer sie nicht theilt, braucht den Vorwurf der Verzärtelung sich nicht gefallen zu lassen, er übt nur berechnete Vorsicht, da die Wärmeökonomie unseres Körpers sich ungestraft ebenso wenig außer Acht setzen läßt als die Rücksicht auf reine Luft.

Ein weiterer Hauptpunkt ist, daß man der Ventilation nicht Aufgaben stellen soll, welche auf anderem Wege leichter zu lösen sind. Der gesunde Menschenverstand sagt uns, daß wir schädliche oder bedenkliche Stoffe, welche durch sorgsame Reinlichkeit entfernt werden können, in unseren Wohnräumen überhaupt nicht dulden sollen. „Was hilft es,“ sagt Bettendorfer, „wenn wir Krankensäle und Gefängnisse ventiliren, aber sie durch die fortwährenden Ausdünstungen schlechter Aborte gleich wieder verpestet lassen? Ein Raum, welcher einen verwesenden Misthaufen einschließt, wird trotz aller Ventilation eine ekelhafte Wohnstätte, ein Herd für schlechte Luft bleiben; erst wo die Reinlichkeit durch Entfernung oder sorgfältigen Verschuß luftverderbender Stoffe Nichts mehr zu leisten vermag, beginnt das Feld für die Ventilation.“ Es kann gar keinem Zweifel unterliegen, daß in Krankenhäusern durch Ventilation ohne Reinlichkeit gar nichts, durch Reinlichkeit ohne genügende Ventilation viel, wenn auch nicht Alles zu erreichen ist.

Endlich ist es einleuchtend, wie wichtig es wäre, wenn wir in jedem einzelnen Falle genau die Grenzen bestimmen könnten, bis zu welchen die Leistungsfähigkeit der natürlichen oder freiwilligen Ventilation geht. Ueberflüssige Kosten für künstliche Anlagen werden natürlich gespart, wenn wir genau wissen, in welchem Umfange ohne Heranziehung besonderer luftbewegender Kräfte (sei es der Wärme durch besondere

Einrichtung und Steigerung der Heizung, sei es mechanischer Motoren) durch die Wände unserer Häuser ein Luftwechsel sich vollzieht. Vor kaum 20 Jahren haben die einschlägigen Untersuchungen mit Bettendorfers Schrift: „Ueber den Luftwechsel in Wohngebäuden“ begonnen und sind leider nur von wenigen Arbeitern gefördert worden, so daß noch viele Fragen der Erledigung harren.

Die Durchgängigkeit der Wände für Luft hat Bettendorfer durch seine bekannten Versuche in überraschender Weise sinnlich wahrnehmbar gemacht, und sodann in den Kohlenäureschwankungen der Zimmerluft ein genaues Mittel angegeben, um die Größe des Luftwechsels zu bestimmen. Aus denselben läßt sich berechnen, wie viel frische Luft in einer bestimmten Zeit in ein Zimmer eingetreten ist, wenn man weiß, wie viel Kohlenäure die äußere Luft enthält und wie viel von den im Zimmer vorhandenen Personen ausgeathmet wird. Nach dieser Methode fand er, daß z. B. in einem Zimmer von 75 Kubikmeter Luftraum, wenn alle Ritzen sorgfältig verklebt waren und durch den Ofen keine Luft abzog, sich in ungefähr $1\frac{1}{2}$ Stunden die Luft vollkommen erneuerte. Wie viel Luft bei geschlossenen Thüren und Fenstern durch die Wände hindurchtritt, das hängt von dreierlei Bewegungsursachen ab: von der Temperaturdifferenz zwischen der äußeren und Stubenluft, von der Stärke und Richtung des Windes, von den Mengenverhältnissen der einzelnen Gasarten in den zu beiden Seiten der Hauswände befindlichen Luftgemengen. Was den letzten Punkt anlangt, so wird das Bestreben, welches nach dem Diffusionsgesetz die verschiedenartigen Gase, welche einen Raum erfüllen, haben, sich in dem letzteren ein jedes so zu verbreiten, als ob es allein darin sich befände, durch poröse Wände nicht aufgehalten. Wenn also die Luft zur einen Seite der Hauswand einen höheren Kohlenäuregehalt hat als an der anderen, so wird dieser Unterschied nach einiger Zeit sich ausgleichen. Diese Diffusionsbewegungen gehen jedoch mit ziemlicher Langsamkeit von Statten und haben deshalb auf die natürliche Ventilation wahrscheinlich keinen großen Einfluß; erheblicher wirkt die Temperaturdifferenz und am belangreichsten ist die Stärke des Windes, wie auch die tägliche Erfahrung in dem verschiedenen Heizeffekte zeigt, je nachdem ein starker Wind auf die Außenwand fällt oder nicht. Doch, wie C. Lang ausführt, wir sind bis jetzt nicht im Stande, die Einzelwirkung jeder dieser drei Ursachen zu bestimmen; wir wissen nur, daß sie fast immer in Gemeinschaft wirken, und es bleibt der weiteren Forschung vorbehalten, den Antheil jeder einzelnen zu ermitteln.

Der Umfang, in welchem ihre Gesamtwirkung zur Geltung kommt, wird durch die verschiedene Beschaffenheit der Wände bestimmt. Die Ritzen in Wänden und Thüren sind, wenn sie nicht alles erlaubte Maß überschreiten, wie Bettendorfer nachgewiesen hat, von untergeordneter Bedeutung; die größten Verschiedenheiten dagegen werden durch die verschie-

dene Porosität der Baumaterialien gesetzt. Je größer und zahlreicher die Poren sind, um so mehr Luft tritt natürlich hindurch, eine gleiche Dide der Wand angenommen. Am porösesten ist der gewöhnliche Luftmörtel; Ziegelsteine gibt es, welche bis zu 45 Procent, also fast die Hälfte ihres Volumens, an Wasser und folglich auch an Luft aufzunehmen vermögen, während ein glasierter Klinker vollkommen undurchlässig ist. Ein schwach gebrannter Ziegelstein ist poröser als der ursprüngliche Thon; durch stärkeres Brennen wird er immer poröser, aber nur bis zu einem gewissen Punkte, da durch ganz starkes Brennen die Kieselsäureverbindungen schließlich völlig schmelzen und mit der Verglasung die Porosität aufhört. Durch frischen doppelten Delanstrich wird die Durchgängigkeit ebenfalls aufgehoben; es kommt daher vor, daß derartige Wände, die früher trocken waren, plötzlich feucht erscheinen („ausschlagen“, wie man sagt), weil der Wasserdunst, welchen Haushalt und Lungen erzeugen, nicht mehr wie früher hindurchtreten kann und die Poren sich zuletzt ganz damit bis zum Ueberlaufen füllen. Mit der Zeit wird der Delanstrich zwar rissig, bleibt aber immer schwer durchgängig; sein hygieinischer Werth ist daher zweifelhaft. Ferner wird die Durchgängigkeit durch Tapeten vermindert und zwar um so mehr, je dichter der Klebstoff aufgetragen ist. Selbstverständlich kann endlich keine Luft mehr durchtreten, wenn die Poren mit Wasser angefüllt sind, und die Raschheit des Austrocknens hängt ebenfalls von der Größe der Poren ab.

Was den praktischen Werth der natürlichen Ventilation anlangt, so ist zuvörderst hervorzuheben, daß die Qualität derselben durchaus allen rationellen Ansprüchen genügt. Die Luft tritt auf eine große Fläche vertheilt ein und ihr Strom hat einen so großen Querschnitt, daß von Zug nicht die Rede sein kann; außerdem wird sie durch den Aufenthalt in den angeheizten Wänden genügend vorgewärmt, so daß sie fast mit derselben Temperatur eintritt, welche die Zimmerluft hat. Was aber die Quantität anbelangt, so läßt sich darüber im einzelnen Falle Nichts aussagen ohne örtliche, unter verschiedenen Temperatur- und Windverhältnissen wiederholte Versuche. Für unsere Wohnungen genügt sie im Allgemeinen, wenn wir dabei in gehöriger und methodischer Weise durch Oeffnen der Fenster lüften und uns auch nächtlicher Weile in den Schlafzimmern dazu entschließen. So viel glaube ich auf Grund meiner ärztlichen Beobachtung versichern zu können, daß bei offenem Fenster der Schlaf ruhiger und tiefer und daß ein heilsamer Einfluß auf die Lungen nicht unwahrscheinlich ist. Das Einathmen kühler Luft ist selbst für Lungenkranke ganz unbedenklich und es kommt nur darauf an, eine zu starke Abkühlung der Haut zu hindern. Dazu ist es nöthig, daß man in der Jugend gelernt hat, mit den Armen und Schultern unter der Bettdecke zu bleiben, weil sonst der Schlaf zu oft durch Frostgefühl unterbrochen oder gar eine Erkältungskrankheit hervorgerufen wird. Im

späteren Leben gewöhnt man sich daran ebenso schwer, wie an das Schließen des Mundes. Benjamin Franklin, der große Staatsmann und Naturforscher, empfiehlt in einem Briefe an einen berühmten Wiener Arzt bereits das Schlafen bei offenen Fenstern, weil er sich überzeugt habe, daß die äußere Luft, selbst wenn sie feucht und kalt, niemals so ungesund sein könne, wie eine nicht erneuerte Schlafzimmerluft; freilich wird erzählt, daß seine Frau, welche wahrscheinlich mit den Händen über der Decke schlief, oft heimlich aufgestanden sei und das Fenster wieder geschlossen habe. Bei großer äußerer Kälte genügt es übrigens, nur eine oder mehrere Scheiben des Fensters durch einen mit Gaze oder Wollzeug bespannten Rahmen zu ersetzen.

Für viele Fälle aber, wenn z. B. verhältnißmäßig viele und franke Menschen Tag und Nacht in demselben Raum sich aufhalten, oder wenn die Insassen in dem pflege- und schonungsbedürftigen Alter des Wachstums stehen, bedarf es unbedingt anderweitiger, künstlicher Vorrichtungen. Mag auch die wissenschaftliche Grundlage, nach der wir die Grenze zwischen guter und schlechter Luft bis jetzt beurtheilen müssen, noch zu wünschen übrig lassen, so muß doch in Angelegenheiten der Gesundheitspflege uns stets der Grundsatz leiten: lieber zu viel als zu wenig thun, besser bewahrt als beklagt!





Die flucht des Grafen von Provence (Ludwig XVIII.)

am 21. Juni 1791.

Von

Ernst Freiherrn von Stockmar.

— Berlin. —

Seit dem Juli 1789 war der revolutionäre Zustand Frankreichs, seit dem October 1789 die Lage der königlichen Familie in Paris immer unerträglicher geworden. In der Nacht von Montag dem 20. zu Dienstag dem 21. Juni 1791 entflohen König Ludwig XVI. und sein ältester Bruder, Monsieur, Graf von Provence, nachmals Ludwig XVIII.

Der König wollte sich mit seiner Familie über Chalons und Varennes nach Montmédy unter den Schutz von General Bouillés Truppen begeben und dann von dieser gesicherten Stellung aus eine Gegenwirkung wider den aus der Revolution hervorgegangenen Zustand zur Wiederaufrichtung der monarchischen Gewalt einleiten. Der Graf von Provence wollte über Soissons und Laon, Mauberge und die belgische Grenze nach Mons gehen, und sollte dann durch das belgische Gebiet die Grenze entlang wieder nach Frankreich herein nach dem etwa vier deutsche Meilen von Montmédy entfernten Longwy kommen, um in der Nähe seines Bruders zu sein.

Der Fluchtversuch des Königs mißlang, hauptsächlich in Folge der von ihm gewollten unzweckmäßigen Veranstaltungen und seines unvorsichtigen Benehmens unterwegs. Er wurde in Varennes angehalten und nach Paris zurückgebracht, wo er erst ein Jahr lang unthätig einen sich immer steigenden Zustand der Unfreiheit und Herabwürdigung erduldet und dann entthront nach längerer Gefangenschaft das Schaffot bestieg.

Die Flucht Monfieurs gelang, weil fie einfach fachgemäß unter-
nommen war. Er empfing in Belgien, als er, ſchon über Namur hin-
aus, ſich nach Frankreich zurückwendete, die Nachricht von der Anhaltung
des Königs, blieb im Auslande, wurde 23 Jahre ſpäter der erſte König
der reſtaurirten Monarchie und ſtarb auf dem Thron nach einer zehn-
jährigen Regierung, die zu den glücklichſten und blühendſten Zeiten Frank-
reichs gehört.

Dieſer merkwürdige Fürſt hat ſelbſt einen Bericht über ſeine Flucht
verfaßt, der noch während ſeiner Regierung unter dem Titel: *Relation
d'un Voyage à Bruxelles et à Coblenz (1791)*. Paris, Baudouin Frères,
Editeurs, Rue de Vaugirard No. 36. MDCCCXXIII. 8°. 120 S., ge-
druckt wurde und an deſſen Authenticität kein Zweifel beſteht. Er iſt
in Deutschland wol der Exiſtenz nach bekannt, aber im Allgemeinen nur
wenig ſeinem Inhalte nach, der einen ſehr bezeichnenden Beitrag zur
Charakteriſtik des damals 35jährigen Prinzen liefert; wenigſtens nach
manchen Seiten. Allerdings nicht nach der heroischen, nicht nach der
Seite des Kothurns, — ergreifende dramatiſche Begebenheiten bietet die
Flucht nicht dar und den Kothurn liebte der Prinz zwar in Worten,
aber nicht in Werken — vielmehr zeigt er ſich vorwiegend nach der
Seite der komiſchen oder wenig lebenswürdigen Schatten, Schwächen und
Wunderlichkeiten. Der Hauptſache nach bleibt er bei der Flucht nur
paſſiv, die Relation gewährt alſo nicht den genügenden Stoff für ein
vollſtändiges Charakterbild. Ohnehin fängt die hiſtoriſche, d. h. politiſche
Rolle des Prinzen auch erſt nach der Flucht an. Indeß hat ſeine Er-
zählung den Werth, ächte und dem ſinnigen Beobachter der Menſchennatur
merkwürdige Züge zum Bild einer geſchichtlichen Perſönlichkeit zu bieten.

Zur gehörigen Beleuchtung des in der Relation enthaltenen Ma-
terials wird es aber dienen, uns, die Zeugniſſe günſtig geſtellter Be-
obachter in der Hand, zu vergegenwärtigen, wie der Prinz bis dahin
erſchienen war.

Darüber geben unter anderen die ſeit den ſechziger Jahren veröffent-
lichten zahlreichen, zwiſchen Marie Therese und Marie Antoinette und
von Beiden mit dem gemeinſamen Vertrauten Mercy gewechſelten Briefe
reiche Auskunft.

Monſieur war ſchwächlicher Conſtitution, ſchon in frühen Jahren
unförmlich dick, phlegmatiſch, weichlich und träge. Er beſaß guten Ver-
ſtand, Beſonnenheit und Ueberlegung. Er war ſehr ſelbſtbewußt und
von ſich ſelbſt erfüllt. Er war unterrichtet, ſuchte aber in eitler Weiſe
mit Gelehrſamkeit und literariſcher Bildung, namentlich durch Citate, zu
prunken und liebte Wiß und Humor zur Schau zu ſtellen. Er ſtrebte
nach dem Ruhm ſchriftſtelleriſchen Verdienſtes. Von ſeinem Charakter
hatten der König und die Königin eine ſehr ungünſtige Vorſtellung.
Geben wir nur einige der prägnanteſten Stellen aus den Briefen von

Marie Antoinette und Mercy hervor. Die Königin schreibt an ihre Mutter:

(14. Juli 1775.) „Wir vertragen uns sehr gut mit Monsieur und Madame; sie sind Beide sehr zurückhaltend und ruhig, wenigstens scheinbar. Madame ist körperlich und geistig eine ächte Italiänerin; der Charakter von Monsieur ist ganz entsprechend. Unser Verhältniß wird immer dasselbe bleiben (*notre pli est pris*), ohne Zwietracht, aber ohne Vertrauen, und ich glaube, daß der König es in diesem Punkte gerade so hält wie ich . . . Monsieur ist ebenso schwach als falsch.“

(12. November 1775.) „Sein Charakter ist sehr schwach, seine Handlungsweise versteckt (*souterraine*) und mitunter sehr niedrig (*trèsbasse*); er gebraucht, um zu seinem Vortheil und zu Geld zu gelangen, kleine Intrigen, über die ein anständiger Privatmann erröthen würde . . . Zum Unglück für Monsieur, fangen alle diese Schliche an bekannt zu werden und entziehen ihm Achtung und Zuneigung im Publikum. Er galt eine Zeit lang für geistreich, hat aber diesen Ruf durch einige seiner Briefe verloren, die bekannt wurden, und die wenig artig und sehr ungeschickt waren.“

(15. December 1775.) „Wir verbleiben auf dem Fuße der Freundschaft und der Herzlichkeit, die freilich, die Wahrheit zu sagen, auf der einen Seite so wenig aufrichtig ist, wie auf der andern. Mehr und mehr bin ich überzeugt, daß, wenn ich einen Mann unter den Dreien (Louis XVI. und seinen Brüdern) zu wählen hätte, ich immer noch denjenigen vorziehen würde, den der Himmel mir geschenkt hat. Er ist ehrlich und wahr.“

Und Mercy, der in seinen Briefen an Marie Theresie die Auffassung der Königin durchaus bestätigt, berichtet der Kaiserin (28. Juni 1774, also nach dem Thronwechsel): „In den letzten Tagen sind die Prinzen und Prinzessinnen, da sie unter sich waren, darauf verfallen, einige Lustspielszenen aufzuführen. Es wurde eine aus dem *Tartuffe* gespielt, dessen Rolle der Graf von Provence gab. Nach dem Ende derselben sagte der König: «Das war vortrefflich gespielt; die Personen blieben in ihrer eigenen Natur.»“

Monsieur seinerseits verhielt sich zu dem Königspaar im Stillen neidisch und eifersüchtig. Glaubte er sich, nicht mit Unrecht, viel begabter und praktisch tüchtiger als Ludwig XVI., der freilich weit unter dem Durchschnitt stand, so fiel es ihm schwer, sich in eine untergeordnete Rolle zu finden, und auf die, durch das lange Ausbleiben männlicher Nachkommenschaft seines Bruders, genährte Successionshoffnung zu verzichten, die ihn dazu geführt hatte, der Popularitätshascherei auf Kosten des Königs zu fröhnen. Gegen die Königin zeigte er sich bald zuvorkommend und einschmeichelnd, bald zurückhaltend. Je mehr ihr Einfluß stieg und sich befestigte, desto mehr hielt er es heimlich mit denen, die

sie bespöttelten und bemäkelten. Ihre Freunde glaubten, daß er Caricaturen und Satyren gegen sie verbreitete, daß sein Verhalten systematisch darauf berechnet war, durch den Contrast mit ihrem Benehmen dieses zu kritisiren und zu persifliren, daß er namentlich deswegen sich der Außerlichkeiten der Frömmigkeit befließ, um die Laueheit der Königin hervorzuheben. Er war überhaupt Schauspieler, theils aus Berechnung, theils weil es ihm Befriedigung gewährte, gewisse Gefühle intensiver darzustellen als sie ihrer wirklichen Kraft nach in ihm waren, er sich also in Sentimentalitäten gefiel.

Die Meisten schrieben ihm ein kaltes Herz zu. Aber er konnte nicht ohne Günstlinge sein, und sein Verhältniß zu ihnen nahm dann in wunderlicher Weise die Gestalt leidenschaftlicher, zärtlicher Freundschaft an. Wer hat nicht aus der späteren Zeit von Blacas, Decazes und Madame Du Cayla gehört? Der Prinz liebte intime Geselligkeit, er suchte, vermöge einer gewissen Unselbständigkeit seines Wesens, stets eine vertrauliche, bequeme Stütze und Ergänzung — alle diese Bedürfnisse neben denen des Gemüthes fanden ihre Rechnung bei jenen Verhältnissen. Er schloß sie mit Männern wie mit Frauen. Die Beziehungen mit den Besten waren jedoch innerlich nicht das, was sie nach außen erscheinen mochten.

Zur Zeit, von der wir reden, hatte der Prinz zwei Günstlinge: Madame de Balbi, eine Hofdame seiner Gemahlin (eine, wie es scheint, geistvolle aber intrigante und zur Abenteurerin angelegte Frau, die, um mit Mercy reden, sich *pour des causes facheuses et peu décontes* von ihrem Manne getrennt hatte) und der Graf d'Avaray, der Gehülfe und Genosse der Flucht, dem der Bericht über diese feierlich gewidmet und von dem darin viel die Rede ist. Wir theilen diese Widmung in der Note mit, weil sie den Ton dieses Verhältnisses charakterisirt, andererseits aber mit dem Inhalt und Ton der Relation, wie wir sie kennen lernen werden, eigenthümlich contrastirt. *)

*)

Antoine Louis François d'Avaray,
seinen Befreier,
grüßt voll Dankbarkeit
Louis Stanislas Xavier von Frankreich.

Ich weiß, mein lieber Freund, daß Sie damit beschäftigt sind, die Einzelheiten von dem aufzuzeichnen, was dem Augenblick, wo Sie mir die Freiheit wiedergaben, vorherging und ihn begleitete; Niemand kann das, was Sie gethan, besser darstellen, als Sie selbst. Gleichwol unternehme ich es auch; Ihre Bescheidenheit könnte Sie verhindern, sich vollkommen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, und es ist für mich eine ebenso heilige als süße Pflicht, diesem Nachtheil vorzubeugen. Ich wäre undankbar, wenn ich duldete, daß irgend Jemand in der Welt, Sie selbst nicht ausgenommen, es wagte, meinem Befreier den kleinsten Theil des Ruhmes

Die politische Haltung des Prinzen in den kritischen Jahren vor Ausbruch der Revolution und dann bis zur Flucht war ein kluges Laviren gewesen, geleitet von dem Bestreben, ernstem Anstoß nach allen Seiten zu vermeiden und, ohne sich einem Extrem hinzugeben, doch die Gunst der öffentlichen Meinung zu gewinnen und zu erhalten. In der Notabeln-Versammlung von 1788 sprach er sich für die doppelte Stimmenzahl des dritten Standes aus. Er war zu aufgeklärt und zu skeptisch, um mit seiner Ueberzeugung im Grund der Seele ganz auf dem Standpunkt der alten Ordnung der Dinge zu stehen, aber völlig überwunden hatte er ihn nicht. Die Macht der Tradition und seine Bestimmbarkeit durch Einflüsse Anderer bewirkten, daß er immer wieder daran anknüpfte. Im October 1789 trug ihm Mirabeau einen Plan vor, der, ausgehend von der Entfernung, nicht Flucht, der königlichen Familie aus Paris, auf einen Abschluß der Revolution mittelst Ausführung ihrer berechtigten Forderungen durch den König im Einverständniß mit Nationalversammlung und Volk hinauslief. Monsieur erklärte, diesen Plan im Wesentlichen zu billigen, wollte es aber nicht unternehmen, denselben dem König mitzutheilen. „Seine Schwäche und Unentschiedenheit,“ sagte er, „sind über alle Beschreibung. Denken Sie sich mit Del bestrichene Eisenbeintugeln, die man sich vergeblich bestreben würde, fest zusammen zu halten.“ Die Wahrheit aber war, daß der Prinz sich gerade damals in die ganz kopflose, sogenannte Verschwörung von Favras eingelassen hatte, welche Entführung des Königs behufs einer gewaltsamen Contrerevolution bezweckte. Im December wurde Favras verhaftet und Straßenausschläge nannten Monsieur als Haupt der Verschwörung. Da rieth ihm Mirabeau zu einem kühnen Schritt, um den Sturm abzuwenden. Der Prinz erschien auf dem Stadthaus und erklärte vor der Rathsversammlung, in welchen (natürlich unschuldigen) Beziehungen er zu Favras gestanden. Er nahm zugleich die Gelegenheit wahr, ein liberales Glaubensbekenntniß abzulegen. „Seit der Notabelnversammlung,“ sagte er, „wo ich mich für die doppelte Vertretung des Volkes erklärte, habe ich nicht aufgehört zu glauben, daß eine große Revolution nahe bevorstehe; daß der König, vermöge seiner Absichten, seiner Tugenden, seiner höchsten Stellung, deren Haupt sein, daß die königliche Macht das Bollwerk der Volksmacht sein müsse. Ich habe ein Recht darauf, daß man mir auf mein Wort glaube.“ Dieser geschickte Streich machte den Prinzen eine Zeit lang zum sehr populären

zu rauben, der ihm gebührt. Ich schreibe also diesen Bericht weit mehr in dieser Absicht, als um mich an Begebenheiten zu erinnern, die mir immer gegenwärtig sein werden. Empfangen Sie ihn als ein Unterpfand meiner zärtlichen Freundschaft, als ein Denkmal meiner Dankbarkeit. Möge er dazu dienen, einen Theil der Schuld abzutragen, die es mir so süß war einzugehen, und mit der ewig belastet zu sein, mir ein noch süßerer Gedanke ist.

Mann. Er beobachtete seitdem vorsichtige Zurückhaltung. Aber die Fluth der Revolution schwoh immer höher an und alle noch in Paris befindlichen Mitglieder der königlichen Familie sahen endlich keine Rettung aus dem Abgrund, in dem sie sich befanden, als die Flucht. So auch Monsieur, zu dessen Relation wir uns nun wenden, indem wir aus der Menge ihrer, in äußerster Breite vorgetragenen, oft trivialen Details das Charakteristische möglichst kurz hervorheben und zusammenrücken.

König und Königin beschäftigten sich seit dem October 1790 mit ihrem Fluchtplan, den sie aber dem Bruder erst im letzten Moment mittheilten. Im November, erzählt die Relation, S. 1, waren Gerüchte von einer bevorstehenden Entweichung des Königs verbreitet, die Monsieur an seine eigene Flucht denken machten. Da sie aber dann wieder verstummten, so verschob er die Ausführung. Als er über die Sache mit der Königin sprach, versicherte sie ihn, jene Nachricht sei durchaus ohne Grund gewesen; indeß werde es doch früher oder später zur Flucht kommen, sie werde ihn bei Zeiten benachrichtigen und rathe ihm, immer bereit zu sein.

Im Februar 1790 (müssen wir einschalten, da der Prinz diesen Vorgang, obschon er sich auf die Fluchtpläne bezieht, nicht erwähnt), im Februar machten die Tanten des Königs, Töchter Ludwigs XV., den Anfang, sich in Sicherheit zu bringen. Ihre Abreise brachte große Aufregung hervor. Paris war gleich wieder von dem Gedanken erfüllt, das sei nur ein Vorspiel zur Flucht des Königs und seines Bruders. Das Volk wogte nach dem Luxembourg, wo Monsieur wohnte, eine Deputation von Weibern bat ihn, in Paris zu bleiben. Er versicherte (zweideutig), er werde sich vom König nicht trennen. Aber, fragte eine Frau, wenn nun der König fortginge? Der Prinz half sich aus der Verlegenheit, indem er die Neugierige mit der Gegenrede verblüffte: „Das ist für eine gescheute Frau wie Sie eine recht dumme Frage.“ Kurz, die Menge beruhigte sich und er wurde von ihr in ehrenvoller Weise nach den Tuilerien geleitet, wohin er sich eben begeben wollte.

Im April trat dann wieder eine kritische Wendung ein, welche den Grafen, wie er erzählt, von Neuem zwang, an Flucht zu denken. Im Januar nämlich war der Termin für die Ableistung des Bürgereides seitens der Geistlichen abgelaufen. Die den Eid Weigernden hatten nach dem Gesetz ihr Amt verloren. Alle ihrer Kirche ergebene Geistlichen weigerten den Eid, weil er zugleich die Unterwerfung unter die von der Versammlung beschlossene, vom Papst und der überwiegenden Mehrzahl der Bischöfe verworfene sogenannte Civilconstitution des Clerus in sich faßte.

Als nun Ostern herannahte, wo Jeder, der darauf hielt, die kirchlichen Gebräuche zu erfüllen (und dem Grafen von Provence lag daran, in dieser Beziehung streng correct zu handeln), seine Andacht zu verrichten und zum Abendmahle zu gehen wünschte, entstand die große Verlegenheit, wie man seine öfterlichen Pflichten erfüllen (*faire ses pâques*) könne; der eidverweigernde Priester war außer Amt und wer gleichwol bei einem solchen einen Privatgottesdienst besuchte, mußte fürchten, der geschlossenen Wuth und Gewalt des revolutionären Pöbels anheim zu fallen. An einen vercidigten, also seiner Kirche ungehorsamen Priester aber konnte der kirchlich Gesinnte sich nicht wenden.

„Die Religionsverfolgung,“ sagt der Prinz p. 2, „die gegen Ostern entbrannte, ließ mich glauben, daß ich keine Wahl habe als Apostasie oder Märtyrertum: die erste flößte mir Abscheu ein, zu dem zweiten fühlte ich in mir wenig Veruß. Madame de Balbi und ich sprachen darüber viel hin und her und wir kamen zu dem Schluß, es gebe ein Drittes, nämlich ein Land zu verlassen, in dem es nächstens unmöglich werde, seine Religion zu üben. Die Zeit drängte, der Charfreitag (22. April) war schon da; der Ostertag (24. April) war der entscheidende Termin. Wir kamen überein, noch dieselbe Nacht in Madame de Balbis Wagen abzureisen, sie, Madame (seine Gemahlin), ich und ein Bierter.“

Der Prinz setzt nun weitläufig auseinander, wie er natürlich zuerst an seinen Freund d'Araray als Bierter gedacht, aber diesen seiner Familie nicht entziehen, auch seine zarte Gesundheit habe schonen wollen. Er habe deshalb einen Anderen (er nennt ihn nicht) durch Frau v. B. erforschen lassen, ob er der Begleiter sein wolle. Dieser habe ausgeschlagen. Da sei gerade d'Araray zu einer sonst für ihn ungewöhnlichen Stunde — hier sei der Finger der Vorsehung unverkennbar — zu Frau v. B. gekommen und habe, als sie ihm die Verlegenheit eröffnete, in der man sich wegen des Reisebegleiters befand, den Vorschlag, dieser zu sein, sofort ohne Zaudern angenommen.

Daß er nicht d'Araray damals gleich genügend zu erkennen gegeben, wie sehr er die Opfer empfinde, die Jener ihm bringe, daß er auch in dieser Relation immer nur von der Freude spreche, mit der sein Freund sie gebracht, -- und diese Freude habe doch keine ungemischte sein können — deswegen entschuldigt sich der Prinz umständlich. Er sei damals ganz von dem leidenschaftlichen Wunsch nach Befreiung aus der Qual seines der Gefangenschaft gleichkommenden Zustands in Paris erfüllt gewesen und habe an nichts anderes denken können.

Inzwischen aber hatte sich die Lage wieder in der Art verändert, daß ein neuer Aufschub erfolgte.

Der Prinz war nach den Tuilerien gegangen, um den König und die Königin von seinem Vorhaben zu unterrichten.

„Sie waren,“ sagt er, „damals mit ihrem eigenen Fluchtproject beschäftigt, dessen Plan sie mir nicht mitgetheilt und über das sie mich nur insofern in's Vertrauen gezogen hatten, als sie von mir Materialien für die vom König bei seiner Abfahrt zu veröfentlichende Erklärung verlangten, die aber dann thatsächlich nicht benutzt worden sind. Sie fürchteten, wenn ich jetzt fliehe, so werde dies für ihre eigene (spätere) Entweichung nachtheilig sein und sie suchten mich von meinem Vorhaben abzubringen. Ihre Gründe machten auf meinen Verstand wenig Eindruck, aber mein Herz war mit ihnen einverstanden und ich gab nach“ — d. h. man kam überein, gleichzeitig zu fliehen, den Zeitpunkt sollte der König bestimmen. Sein vortreffliches Herz hervorzuheben, vergißt der Prinz nie; aber man sollte meinen, sein Verstand hätte sich doch der Einsicht nicht verschließen können, daß, wenn er im April entweiche, sein Bruder aber, weil dessen Vorbereitungen nicht vollendet waren, es erst nach Wochen thun konnte, das stets vorhandene, wenn auch zeitweilig schlummernde Mißtrauen, der König gehe mit Fluchtgedanken um, neu geweckt und dadurch deren Ausführung erschwert werden mußte. Und doch hatte der Prinz bereits die Pferde für denselben Abend bestellt, woraus denn hervorgeht, daß er darauf gerechnet hatte, die Zustimmung zu einem so wichtigen Entschluß, über den er seinen königlichen Bruder vorher hätte befragen müssen, diesem im letzten Augenblick über den Kopf wegzunehmen, wenig bekümmert um die Folgen, die dies für den König selbst haben konnte.

Der beschlossene Aufschub ließ nun Zeit, die Einzelheiten reiflicher zu überlegen und man muß anerkennen, daß der Prinz und d'Araray dabei von ganz verständigen und praktischen Gesichtspunkten ausgingen, nämlich hauptsächlich von den folgenden:

- 1) Dem Hauptzweck, der Flucht, alle anderen Rücksichten, wie Bequemlichkeit, Annehmlichkeit unterzuordnen,
- 2) alle Anstalten möglichst zu vereinfachen,
- 3) die Gefahr, da es sich um die Rettung mehrerer Personen handelte, möglichst zu theilen.

Diesen Gesichtspunkten entsprechend richtete man sein Augenmerk darauf, als gewöhnliche Reisende unbemerkt durchzuschlüpfen und beschloß, daß Monsieur und d'Araray in einem Wagen, Madame mit einer Dame in einem anderen auf verschiedenen Straßen durch Frankreich mit Extrapost reisen und sich in Belgien wieder vereinigen sollten. Madame de Balbi ging später, Anfang Mai, nach Belgien voraus und erwartete dort ihre Herrschaften. d'Araray sorgte für einen vierstägigen Wagen und für das zur Verkleidung von Monsieur Erforderliche.

Am Donnerstag, den 16. Juni endlich, sagte die Königin ihrem Schwager, die Abfahrt sei auf den folgenden Montag (20. Juni) festgesetzt. Der Prinz berieth nun mit d'Araray über die drei wesentlichen Punkte

- 1) wie aus seinem Palaſt,
- 2) wie aus Paris,
- 3) auf welchem Wege aus Frankreich herauszukommen.

Die beiden erſten Punkte boten wenig Schwierigkeit. Der Prinz bewohnte perſönlich das ſogenannte petit Luxembourg. Dieſes hatte eine innere, nicht der Beobachtung unterliegende Verbindung mit dem grand Luxembourg, in welchem ſich keine Wache der Nationalgarde befand. Vom Hofe des grand Luxembourg ſollte ein Miethswagen den Prinzen mit ſeinem Begleiter in die Nähe des Pont neuf bringen, wo bei der „Münze“ der Reijewagen ſtehen würde.

Aber wie aus Frankreich herauskommen?

Man quälte ſich mit der Frage, wie ein Paß zu erlangen ſei. Die Hoffnung, einen ſolchen durch die engliſche Geſandtschaft zu bekommen, zeigte ſich vergeblich. Endlich blieb man dabei ſtehen, einen alten engliſchen für einen M. Foſter auszuſtellen, vom 23. April datirten, ſo gut es ging, in der Art umzuändern, daß er für mehrere (Messieurs) Herren Foſter und vom 13. Juni lautete. Der Prinz und d'Araray wollten als die Engländer Michel und David Foſter reiſen — die Vornamen waren deſwegen gewählt, weil die Wäſche von Monsieur mit M., die von d'Araray mit D. A. gezeichnet war.

Hinſichts des Reijewegs, ſo war das Ergebniß, daß Madame die Straße über Douai und Orchies nach den Niederlanden wählen, ihr Gemahl über Soiffons, Laon, Maubeuge nach Mons gehen ſollte.

Am Freitag (17. Juni) ging der Prinz wieder nach den Tuileries. Die Königin theilte ihm die vom König entworfene Declaration mit, die Ludwig bei ſeiner Abreiſe hinterlaſſen wollte. Beide fanden den Entwurf zu lang, Monsieur entdeckte Stilmängel — aber, ſagt er, es fehlte darin überdies eine Hauptſache, nämlich ein Proteſt des Königs gegen alle von ihm während ſeiner Gefangenſchaft (in Paris, alſo ſeit October 89) ergangenen Acte. Nach dem Abendeffen machte der Prinz ſeinem Bruder einige Bemerkungen über den Entwurf; — der König hieß ihn dieſen mitnehmen und den folgenden Tag mit ſeinen Verbeſſerungen zurückbringen.

Eine nach verſchiedenen Seiten merkwürdige Enthüllung! Alſo der König hatte an jenen Proteſt nicht gedacht, er war (wie er in der Declaration vom 20. Juni ſteht) Monsieur's Eingebung und der König ließ ſich dieſe unglückliche Wendung ohne Schwierigkeit aufreben. Eine unglückliche Wendung! Rechtlich war ſie nicht begründet — denn in eigentlicher Gefangenſchaft befand ſich der König nicht — der unmittelbare Zwang, welcher Acte ungültig oder aufſechtbar macht, war nirgends gegen ihn angewandt worden. Moralisch aber war ein ſolcher Proteſt des Königs ein Schlag, den er ſich in's eigene Angeſicht verſetzte.

Denn wenn er jezt alles das feierlich verleugnete und für ungültig erklärte, wozu er ſeit 18 Monaten mitgewirkt, wozu er ſich wiederholt

nachdrücklich bekannt hatte, wenn er sich jetzt für unfrei erklärte, nachdem er noch kürzlich (23. April) den fremden Höfen das Gegentheil hatte amtlich verkünden lassen, so lag darin ein auffälliges Geständniß vor aller Welt der lang fortgesetzten groben Unwahrheit und zugleich, da ein anderes Motiv sich nicht absehen ließ, der Feigheit. Ueberdies war der Protest etwas Ueberflüssiges, folglich doppelt ungeschickt. Die Flucht an sich genügte, alle früheren Acte ihrer thatsächlichen Bedeutung nach in Frage zu stellen. Den principiellen Standpunkt gebot die Klugheit offen zu lassen. Und ferner, wenn die Absicht des Königs, wie anzunehmen, nicht auf einfache Contrerevolution, sondern auf ein Compromiß ging, so war der Protest gewiß keine günstige Einleitung dazu. Der Rath von Monsieur in Betreff des Protestes war also, theoretisch wie praktisch betrachtet, eine kurzsichtige Weisheit, hervorgegangen aus royalistischer Principienreiterei.

Am folgenden Morgen ging der Prinz an die Arbeit der Verbesserung des Entwurfs des Königs — „die traurigste Arbeit,“ sagt er, p. 26, „die es geben kann, das Product eines andern zu corrigiren und die Sätze, die ich einzuschreiben hatte, nach Form und Inhalt mit dem Vorhandenen in Einklang zu bringen. Die Feder entfiel jeden Augenblick meinen Händen — indeß kam ich endlich wohl oder übel zu Stande.“ Am Abend brachte er seine Arbeit nach den Tuilerien. „Es war,“ sagt er p. 27, „nur noch der erste, auf die Mängel der Verfassung bezügliche Theil. Es fehlte noch eine kurze Zusammenstellung der persönlichen Umbilden, die der König seit Eröffnung der Stände erfahren hatte. Er befahl mir diese zu machen, und ich brachte sie ihm am folgenden Abend“ (Sonntag 19. Juni). Zum Schluß dieses seines merkwürdigen Berichtes über seine Betheiligung an dem vom König zurückgelassenen Manifest verwahrt sich der Prinz noch ausdrücklich dagegen, daß man ihn etwa für dessen Verfasser halte — er habe es nur corrigirt — mehrere seiner Correcturen seien nicht angenommen worden. Der ganze Schlußabschnitt sei völlig ohne sein Zutun hinzugekommen.

Im Laufe dieses Sonntags wurden theils der Prinz, theils d'Aray durch Gerüchte von bevorstehender Entweichung der königlichen Familie beunruhigt, die in verschiedener Form, von verschiedenen Seiten an sie kamen. Sie ließen sich indessen dadurch nicht irre machen. Sie schlossen, daß wol denen, die das Interesse hatten, die Flucht zu verhindern, etwas, aber nichts Genaueres bekannt geworden, daß sie nur unbestimmten Verdacht hätten, daß eben deswegen noch Zeit, aber nicht zu zaudern sei, daß man jedenfalls nicht zurückkönne und es wagen müsse.

In der That ist jetzt aus anderen Quellen bekannt, daß in jenen Wochen theils treulose Denunciationen aus dem Kreise des Hofgefindes, theils gefährliche Indiscretionen von Seiten der untergeordneten Gehülften der Flucht über dieses Vorhaben stattgefunden hatten. Die Machthaber,

der Maire Bailly und Lafayette, der Oberbefehlshaber der Nationalgarde, hatten aber auf das alles einerseits kein Gewicht gelegt, andererseits die von ihnen angeordnete Ueberwachung für ausreichend gehalten. Gerüchte über Entweichung schwirrten ohnehin beständig in der Luft und sie hatten sich seit 2 Jahren schon so oft grundlos erwiesen, daß man dagegen etwas abgestumpft war. Am Morgen des 20. (Sonntags) hieß es sogar, die Königin sei in der Nacht in einem Fiaker mit Prinzessin Elisabeth, der Schwester des Königs, fliehend angehalten worden. Am Abend (20.) begab sich der Prinz nach den Tuileries, um seine Verwandten zum letzten Mal vor der Flucht zu sehen. „Ich war,“ sagte er, „um so ungeduldiger, dahin zu gelangen, als ich wußte, daß meine Schwester Elisabeth endlich seit dem Nachmittag von dem Geheimniß unterrichtet worden sein mußte. . . . Ich fand sie ruhig, in Gottes Willen ergeben, mit einem Wort so gefaßt, als ob sie seit einem Jahr mit dem Vorhaben bekannt gewesen sei. Wir umarmten uns recht zärtlich — dann sagte sie zu mir: «mein Bruder, Sie sind religiös, erlauben Sie mir Ihnen ein Heiligenbild zu geben, — es kann Ihnen nur Glück bringen.» Ich nahm es, wie man wol glauben kann, mit ebenso viel Vergnügen als Dankbarkeit an. . . . Ich ging zur Königin hinunter, auf die ich einige Zeit warten mußte. . . endlich erschien sie. — Ich ging ihr rasch entgegen sie zu umarmen; «nehmen Sie sich in Acht mich zu rühren, sagte sie, man soll nicht sehen, daß ich geweint habe.» Wir soupirten und blieben alle fünf (mit dem König und Mad. Elisabeth, wahrscheinlich auch Madame, Monseurs Gemahlin) zusammen bis beinahe 11 Uhr. Als der Augenblick der Trennung gekommen war, rief mich der König, der mir bis dahin den Ort, wohin er gehen wollte, nicht mitgetheilt hatte, zu sich heran, erklärte mir, er gehe nach Montmédy, und befahl mir positiv, mich durch die österreichischen Niederlande nach Longwy zu begeben. Zum Schluß umarmten wir uns zärtlich und trennten uns mit der vollen Ueberzeugung, wenigstens auf meiner Seite, daß wir uns in weniger als 4 Tagen am Ort der Sicherheit wiedersehen würden.“

Sehr weitläufig erzählt nun der Prinz, wie er, als er noch vor 12 Uhr die Tuileries verlassen, Mühe hatte, sich des ihn nach dem Luxemburg begleitenden Hofscaaliers rasch zu entledigen, um in's Bett zu kommen. Denn wegen des Kammerdieners, der nicht im Vertrauen war, mußte eine kleine Komödie aufgeführt werden. Zu den Gewohnheiten vornehmer Unbeholfenheit gehörte es nämlich bei Monsieur, wie auch beim König, daß der Kammerdiener in demselben Zimmer schlief. Nachdem er den Herrn zu Bett gebracht und die Vorhänge zugezogen, kleidete er sich in einem Nebenzimmer aus, um dann selbst zu Bett zu gehen: Diese Zwischenzeit mußte also Monsieur benutzen, um rasch wieder aufzustehen, die Vorhänge wieder zu schließen und sich durch ein anstoßendes Gemach

wieder zu entfernen. Er hatte zwei Tage zuvor die Probe zu seiner Zufriedenheit gemacht, und es gelang auch diesmal. — Er fand d'Uvaray in den mit dem großen Luxembourg in Verbindung stehenden Gemächern. Er half Monsieur seine Bekleidung anthun; die Herrücke paßte nicht recht, allein ein großer runder Hut mit einer beträchtlichen dreifarbigem Cocarde deckte sie. Monsieur hatte im Schlafzimmer einen Stock und eine Tabaksdose vergessen. d'Uvaray hielt ihn von der thörichten Verwegenheit ab, sie holen zu wollen. „Als wir aus dem Thor des Luxembourg hinausfuhren,“ sagt der Prinz p. 46, „war unsere erste Bewegung, das Couplet aus der Parodie der (Oper) Penelope zu singen: *ça va bien, ça prend bien, ils ne se doutent de rien.*“

Streifen wir nun rasch durch die unendlich weitschweifigen, meist trivialen Details des Reiseberichts hindurch.

Der Weg geht zunächst über Le Bourget und Nanteuil. In der Nähe von Nanteuil schwärzt sich Monsieur die Augenbrauen mit einem Rork. Er stellt sich auf allen Poststationen schlafend. Er prophezeit nach der Physiognomie des Postillons, ob er gut fahren wird.

Auf dem Wege nach Soissons bemerkt der Prinz zu seiner großen Beunruhigung, daß er das von seiner Schwester erhaltene Heiligenbildchen nicht hat. „Ohne frömmer zu sein als ein anderer (heißt es S. 53), quälte mich dieser Verlust wirklich und bekümmerte mich weit mehr als der meines Stocks und meiner Tabaksdose.“

In Soissons, p. 53, große Noth wegen Schadhastigkeit des einen Rades, worüber der Prinz sich auf reichlich 2 Druckseiten ergeht. Aber in einer andern Beziehung kommt ihm eine große Ueberraschung und Freude. Er findet in der Briefftasche seines Freundes zufällig das vermißte Heiligenbildchen und d'Uvaray erinnert sich doch durchaus nicht, es hineingelegt zu haben. Vielleicht ein kleines Wunder?

Poststation Baurains p. 58: Monsieur will seiner steigewordenen Beine wegen etwas aussteigen — d'Uvaray erlaubt es nicht. Der Prinz schlägt vor zu frühstücken. Sie hatten eine Pastete und Bordeauxwein, aber kein Brot, waren also genöthigt, die Kruste der Pastete zu essen und dachten dabei an das Wort der Königin Marie Theresé, Gemahlin Ludwigs XIV., als man vor ihr die Armen beklagte, die kein Brot haben: „warum essen sie nicht Kruste von Pasteten.“

Bon Laon, p. 61 (Station nach Baurains), bis Capelle fuhr der Postillon sehr schlecht. d'Uvaray war seit einiger Zeit still und ernst geworden. Es fand sich, daß er Blutspieen bekommen hatte (wie er denn später in der That brustleidend starb). Der Prinz war außer sich, sah in sich den Mörder seines Freundes, fing an, inbrünstig zu beten und das Blutspieen hörte (post hoc oder propter hoc?) auf, nachdem es mehrere Seiten durch gewährt.

In Capelle, p. 66, Streit mit der Postmeisterin über Zahl und

Preis der Extrapostpferde; es handelte sich um eine Differenz von 10 Sous. „Es kam uns,“ sagt Monsieur, „scherzhaft vor, unser Leben einen Augenblick um 10 Sous zu wagen — aber endlich löst er den Streit als galanter Engländer, indem er in gebrochenem Französisch ausruft: «Man soll nicht sagen, daß Michel Foster um Geld mit einer Dame streitet.» Der Ton, den ich annahm, meine Ernsthaftigkeit, die Gebärden, der englische Accent, kurz 1000 Dinge, die sich nicht beschreiben lassen, machten die Scene zur spaßhaftesten von der Welt.“

In Avesnes, p. 68—70, einer Festung, wo ein Regiment lag, dessen Officiere die beiden Reisenden bekannt waren, zeigte man die Pässe vor, die aber nicht einmal angesehen wurden. Man mußte lange an der Post halten, der das von vielen Officiere besuchte Café militaire gerade gegenüber lag. d'Aray drückte sich in die Ecke, Monsieur hatte zum Glück schon vorher die Fensterjalousie gegen die Sonne heruntergelassen. Es waren gleichwol peinliche Augenblicke. Endlich fuhren sie ab, und draußen vor der Stadt angelangt, stimmten sie an: „la victoire est à nous.“

Die nächste Station, Maubeuge, p. 71, war wieder eine Festung. Die Reisenden hatten geglaubt, die Post sei außer der Stadt, ihrer Weiterfahrt werde also nichts im Wege sein. Der Postillon belehrte sie, die Post sei drinnen und die Thore würden, der späten Stunde wegen, höchstens geöffnet werden, um sie herein, nicht um sie heraus zu lassen. Sie fragten ihn, ob er sie nicht um die Stadt herum und bis zur nächsten Station Mons fahren wolle. Er weigerte sich anfänglich. Endlich siegte die Vorpiegelung, daß sie für eine schwer kranke Schwester einen Arzt in Mons zu holen gingen, daß Gefahr im Verzug sei, und das Versprechen von 3 Guineen. Sie kamen über Feldwege und Gräben glücklich auf die Fahrstraße nach Mons.

Diese Episode füllt mehr als 6 Seiten in dem Bericht; p. 70—77.

Der Prinz durfte sich nun als gerettet ansehen. Er dankte Gott für die wieder erlangte Freiheit und machte seinen Gefühlen zuerst Luft, indem er die „verdammte“ dreifarbigte Cocarde mit den Worten der Armide: vains ornemens d'une indigne mollesse u. s. w. von seinem Hut riß. Die Reisenden besprachen dann ihr Unterkommen in Mons, wo sie glaubten, weil es Festung sei, in einer Vorstadt eintreten zu müssen. Wie, wenn sie nur ein Bett bekämen? Wettstreit des Edelmuths! — der Prinz in seiner übermüthigen Laune wandte auf diese Frage die Verse von Hippolyte und Aricie an: „Sous les drapeaux de Mars etc.“, indem er statt malheurs parodirend recitirte: matelas, „worüber wir sehr lachten“.

Am 22. früh langte Monsieur in der Vorstadt von Mons an und kehrte zunächst in einer schlechten Kneipe ein, wo zu seinem Schmerz nur etwas schlechtes Bier zu haben war. Seit 24 Stunden war er nicht aus dem Wagen gekommen. „Jetzt,“ sagt er, „war mein erstes Beginnen,

nich auf die Kniee zu werfen, um Gott in einer anständigeren (convenable) Stellung, als ich bis dahin gekonnt, zu danken!“ Dann umarmte er seinen Befreier. In dem Wirthshaus konnte ihres Bleibens nicht sein — es wurde an den Gouverneur geschrieben und um Oeffnung der Thore gebeten. Inzwischen unterhielt sich der Prinz zu seiner Erheiterung mit dem Postillon La Feunefse, dem er es verdankte, der Gefahr eines längeren Aufenthalts in Maubeuge entgangen zu sein. Der Postillon, ein aufgeweckter Mensch, sprach sich über die politischen Zustände verständig und ziemlich conservativ aus. „Er erhöhte die (komische) Wirkung dessen, was er sagte, durch Geberde und Ton — ich fürchte mich nicht zu sagen,“ meint der Prinz (der diese Behauptung also doch kühn fand), „daß er uns die Müdigkeit und den Hunger vergessen machte.“

Endlich kam die Nachricht, das Thor sei offen. An diesem fragte man nach Namen und Charakter. Die Reisenden brauchten nichts mehr zu verbergen. Sie erwähnten, sie wollten nach dem Gasthose zur „Kaiserkrone“. Die Wache sagte, man erwarte sie in der „Wilden Frau“, Madame sei schon da. Man konnte Letzteres sich zwar nicht recht erklären, fuhr indeß nach der „Wilden Frau“. Der Wirth bestätigte, daß man erwartet werde — ein Diener aber sagte dem Prinzen verlegen, der Erwartete sei ein Anderer. Durch die offene Zimmerthür sah man im Bett eine Dame liegen, sie rief: „er ist es nicht! — nicht hereinkommen!“ — Nun fragte der Wirth: Sind Sie denn nicht der Graf Fersen? Nein, sagte der Prinz, aber können Sie uns nicht ein anderes Zimmer geben? Der Wirth verneinte und so fuhr man nach der „Kaiserkrone“.

Da war schon Mad. de Balbi, hatte zum Trost des Prinzen (denn das Essen im Hause war schlecht) ein kaltes Huhn und Bordeaux und trat dem Prinzen ihr Bett ab, während d'Arabay das der Kammerfrau in Beschlag nahm. „Zum erstenmal seit 20½ Monat (nämlich seit dem 6. October 1789, wo die königliche Familie von Versailles nach Paris übergeführt worden war), legte ich mich nieder,“ heißt es p. 88, „mit der Gewißheit, nicht durch irgend eine Schreckensscene aufgeweckt zu werden.“

Kaum war er am 22. des Morgens aufgestanden, so kam der Graf Fersen an, der die königliche Familie von Paris bis Bondy gebracht hatte. Auch deren Flucht schien also gelungen, denn auf der weiteren Fahrt, glaubte der Graf von Provence, habe sein Bruder nichts zu besorgen.

Der Prinz eilte, Namur zu erreichen. Die schadhafte Wagenräder zwangen wieder zum Verzug. Man kam deshalb erst sehr spät, „todt vor Hunger“, in Namur an. „Ich glaube,“ heißt es p. 91, „unser Souper im Hotel taugte nichts, aber wir fanden es vortrefflich. Wir waren innerlich vergnügt; wir fanden guten Rheintwein und unterließen

auch nicht, ihn zu trinken. Alles das machte, daß ich vielleicht in meinem Leben, meinem Gefühle nach, nicht besser und heiterer soupirte habe."

Am 23. empfing der Prinz die Officiere der Garnison von Namur. Sie erwiesen d'Uvaray viel Aufmerksamkeit, als ob sie erriethen, daß sie dem Prinzen damit die größte Herzensfreude bereiteten. Man wunderte sich, noch keine Nachricht über das Eintreffen des Königs in Montmédy zu haben, der Prinz beschloß indeß, auf alle Fälle den Weg nach Luxemburg einzuschlagen.

Unterwegs in Mattoie machte sich wieder eine Ausbesserung am Wagen nothwendig. Der Prinz und d'Uvaray setzten sich inzwischen vor ein ärmliches Wirthshaus auf eine halb verbrannte Bank. Da kamen zwei Frauen, eine alte, die eine schwere Last trug, und eine junge zu Fuß daher. Die Alte warf sich ganz erschöpft zur Erde, um auszuruhen. Es waren zwei Deutsche, die Tochter bemühte sich zärtlich um die Mutter. Der Prinz ließ ihnen erst Branntwein, dann Butterbrod und Bier geben. Als die Alte sich etwas erholt hatte, kniete sie vor den Herren nieder und küßte ihnen die Hände. „Wir hoben sie auf," heißt es p. 98, „ich küßte meinen Hut, wies auf den Himmel und rief (deutsch): Gott, Gott! Sogleich zog sie ihren Rosenkranz hervor, drückte ihn an's Herz und fing an zu beten."

Kurz, eine rührende und zugleich erbauliche Scene, aber daran knüpfte sich gleich noch eine andere. Monsieur ließ sich von der Wirthin erzählen, was sie, während des letzten Aufstandes in den Niederlanden, bald von den sogenannten Patrioten, bald von den Regierungstruppen auszuweisen gehabt — wie man sie von beiden Seiten geplündert, — wie die Patrioten ihr Alles verwüßet und sie so mißhandelt, daß ihre Hüfte unheilbar verrenkt sei. „Ach, was sind die Revolutionen eine grausame Sache!" sagte sie. Sie leide unter der belgischen, aber auch als geborene Französin unter der französischen. „Ach, meine Herren, es geht für den Menschen doch nichts über seinen Gott, seinen König, sein Vaterland!" Der Prinz sagte gerührt und begeistert: „Nun, meine Gute, wenn Sie so denken, so beten Sie für den König, der vielleicht jetzt in der größten Gefahr seines Lebens ist; er hat Paris verlassen." „Ja," rief d'Uvaray, „und das ist sein Bruder, der gleichzeitig mit ihm geflohen ist — und das ist, fügte ich hinzu, der Freund, der mich gerettet hat." Umarmung, Thränen der beiden Herren, in der Eile wischt der Bediente sich die Augen. Die Wirthin, ganz ergriffen, sagte darauf: „Sie sind der Bruder des Königs! Ach wenn ich es wagte, Sie anzurühren!" — „Umarmen Sie mich lieber, meine Gute." — Der Wagen war wieder hergestellt, der Prinz gab der Alten noch einen Louis, sie wollte ihm wieder die Hand küssen, er umarmte sie.

Wenn aber der Prinz den gefühlvollen Austritten in Mattoie 7 Seiten widmete, so behandelt er seine gastronomischen Erfahrungen im nächsten

Nachtquartier, Marche, mit nicht geringerer Wichtigkeit. Der Postmeister in Emptines, der sich auf die gute Küche zu verstehen schien, hatte die Post in M. als Herberge empfohlen, und der vorausgehende Diener das Abendessen dort bestellen sollen. Der Prinz wurde aber bei seiner Ankunft nach einem Privathaus gefahren, ein früherer französischer Officier hatte sich erboten, ihn zu beherbergen, weil die Post zu schlecht sei. „Das war,“ sagt der Prinz, „für mich eine grausame Enttäuschung — denn ich habe kein Zutrauen zu der Küche der Gastfreundschaft. Ich warf d'Arvay einen schmerzlichen Blick zu, der ein ebenso langes Gesicht machte wie ich. Unser Kummer stieg, als unser Wirth . . . bedauerte, nicht eher benachrichtigt worden zu sein, er hätte sonst uns pigeons à la crapaudine vorgesetzt. Aber seine Tauben seien noch im Taubenschlag und seine Hühner noch am Leben. Indes habe er nach einer Hammelkeule geschickt und er wolle uns dazu Salat und frische Eier geben. Wir fanden diese Hausmannskost ein wenig schmal“ — aber es schien noch schlimmer zu kommen — die Hammelkeule blieb aus und es wurden nun blos Kalbscoteletten verheißt. Die Herren entdeckten dann zwar an einem herumliegenden Frachtbrief, daß der Wirth kürzlich ein Faß alten Wolnay erster Qualität erhalten habe — aber man hatte ihm gerathen, den Wein einen Monat lang ruhen zu lassen. Indes — Ende gut, Alles gut — das Souper erwies sich schließlich als nicht übel, der Wirth als angenehmer Gesellschafter, der Wein, der doch angestochen wurde, als vorzüglich.

Am 24. hatte der Prinz seinen Weg noch nicht weit fortgesetzt, als er die Nachricht von dem „Attentat von Varennes“ erhielt. Er begab sich zurück nach Namur, wo er seine Gemahlin fand, und bei dem Bischof einkehrte, dessen gutes Souper er zwar anerkennt, über den er aber klagt, daß er seine Gäste zu sehr zum Trinken, namentlich von Anisette genöthigt. Monsieur, der durch die Gefangenschaft seines Bruders zu einer politischen Rolle gelangt war, begab sich (25. Juni) nach Brüssel, wo sein Bruder Artois sich bald einfand und er nun mit dessen Beistand den Regenten spielte. Es war Scheinarbeit und leere Schaustellung, aber sie war angreifend. „Die acht Tage in Brüssel,“ sagt der Prinz p. 113, „sind vielleicht die beschäftigtesten meines Lebens gewesen. Plötzlich an die Spitze einer der größten Maschinen gestellt . . . mußte ich nicht nur das Laufende fördern, sondern mich über das Vergangene, von dem ich in meiner Gefangenschaft keine Kunde gehabt, unterrichten, um es auf das Gegenwärtige anzuwenden. Ich glaube, ich würde ohne den Grafen d'Artois nie damit zu Stande gekommen sein. Nachdem er sich in der Emigration so viel Mühe (um die französischen Dinge) gegeben, war er doch weit entfernt, über die Ankunft eines Collegen ärgerlich zu sein, der ihm einen Theil seines Ruhmes rauben konnte. Er beeiferte sich vielmehr, mich zu unterrichten, mir zu helfen, mich

hervortreten zu lassen, mich zur Geltung zu bringen. Mit einem Wort, es war nicht ein Bruder, den ich an ihm wiederfand, sondern der zärtlichste Sohn, es war Carl V., der sich dem König Johann nach seiner Gefangenschaft in die Arme warf. Ich empfand das auf eine sehr ergreifende Weise bei der Abschiedsaudienz, die wir vor der Abreise von Brüssel dem gesammten Adel gaben. Ich werde es nicht unternehmen, diese Scene zu schildern.“

Kurz, der Aufenthalt in Brüssel gab Gelegenheit, das Gefühl der eigenen Wichtigkeit zu stärken und mit einem rührenden Bruder rührende Scenen durchzumachen, mit dem, wie die Folgezeit bewies, sehr wenig wahres, inneres Einverständniß bestand.

Von Brüssel gingen die beiden Prinzen (3. Juli) nach Lüttich, am 4. nach Aachen, am 6. nach Bonn. Am 7. kamen sie in Coblenz bei dem Kurfürsten von Trier an, dem Prinzen Clemens Wenzel von Sachsen, Bruder ihrer Mutter, Prinzessin Marie Josepha von Sachsen, der Gemahlin des 1765 verstorbenen Dauphin. Der Kurfürst hatte ihnen zu längerem Aufenthalt sein Schloß Schönbornlust eingeräumt, wo sie bis zum Rückzug aus der Champagne blieben.

„Ich weiß nicht,“ schließt der Prinz, „welches Schicksal meinem Vaterland und mir vorbehalten ist — aber was auch die Vorsehung über mich bestimme, sie kann mir nie so viel nehmen, als sie mir gegeben, indem sie mir einen Freund, wie meinen lieben d'Uvaray, verliet.“

Der Bericht, wir sagten es im Voraus, kann nicht als ausreichende Grundlage für eine umfassende Characterschilderung angesehen werden. Fassen wir aber die Züge zusammen, die uns darin entgentreten, so sind es nicht die einer großartigen, über das Gewöhnliche erhabenen Natur. Sie machen keinen erhebenden Eindruck.

Praktischen Verstand und Kaltblütigkeit sehen wir in der Veranstaltung der Flucht und deren Ausführung. Zwar gebührt das Hauptverdienst d'Uvaray, aber der Prinz weiß wenigstens dem guten Rath desselben sich consequent zu fügen. Uebrigens ist es nur ein auf das Kleine gerichteter Verstand. In seiner Betheiligung an der Abfassung der Erklärung des Königs zeigt der Prinz die Kurzsichtigkeit eines gewöhnlichen Aristokraten. In seinem Verhältnis zum König erscheint Mangel der pflichtmäßigen Rücksicht. Die ganze Situation während der Flucht ist für die königliche Familie, den Prinzen und das Land von der ernstesten Natur. Aber in dem Bericht ist kein ernstester Gedanke. Er ergießt sich in geschmackloser Breite über alle, auch die trivialsten Einzelheiten, die er mit frivolem, oft läppischem Humor begleitet! Das kleine Ich, namentlich mit seinen gastronomischen Ansprüchen, steht im Vordergrund. Thun wir aber dem Prinzen nicht Unrecht? Zeigt er nicht religiöses Gefühl und erscheint nicht Tiefe des Gemüths in den Scenen von Rattoie? Wir können darin nur schauspielende Affectation

sehen. Bliden wir auf die Feierlichkeit zurück, mit der die Widmung das „Denkmal der Dankbarkeit“ einführt, so können wir nur darin die Eigenthümlichkeit erkennen, daß auch das Richtige und Leere, weil es das Selbst betrifft, mit Wichtigkeit behandelt wird und kommen zu dem Schluß, daß der Freundschaftsbund nicht inhaltvoller gewesen sein wird, als sein Denkmal.

Jedenfalls läßt uns der Fluchtbericht an der Begründung des Ausspruchs von Lamartine über Ludwig XVIII. zweifeln: „il fut sans contestation l'un des hommes les plus spirituels de son royaume“, während er vielmehr dessen Urtheil bestätigt, daß jenem Fürsten „un caractère un peu ostentatoire, un peu joué“ und daß ihm vielmehr „la majesté d'un rôle“ als „la vraie grandeur de la nature“ zuzuschreiben sei. Natürlich kann das Schriftchen des Grafen von Provence von 1791 nichts gegen die praktischen Verdienste des Ludwig XVIII. von 1814—24 beweisen. Lamartine sagt, Frankreich werde ihn zu den geschicktesten und weisesten seiner Könige zählen. Wer den Fluchtbericht im Gedächtniß hat, wird im Voraus gestimmt sein, das folgende Urtheil Guizots für das gründlichere zu halten.

„Ludwig XVIII. hatte als König große negative oder für eine abwartende Haltung dienliche, wenig active und wirksam eingreifende Eigenschaften. Imposant von Haltung, einsichtsvoll, listig, gemäßigt, verstand er es zu zügeln, Einhalt zu thun, das Spiel Anderer zu vereiteln. Er war außer Stande anzuregen und zu führen, den Anstoß zu geben, indem er die Zügel hielt. Er hatte wenig Ideen und keine Leidenschaft. Angestrengte geistige Arbeit sagte ihm so wenig zu als körperliche Bewegung. Er wußte seinen Rang, sein Recht, seine Gewalt aufrecht zu halten und sich ziemlich gut vor Fehlern zu hüten. Aber wenn nichts das Gefühl seiner Würde und seine vorsichtige Klugheit beunruhigte, so ließ er die Dinge gehen. Er war körperlich und geistig zu wenig energisch, um die Menschen zu beherrschen und der Ausführung seines Willens dienstbar zu machen.“





Ein römischer Dichter aus der Zeit des Kaisers Constantin.

Von

Lucian Müller.

— St. Petersburg. —



Bei Platen findet sich folgendes Epigramm:

Horaz und Klopstock.

Klopstock suchte, beschränkt wie Horaz auf Hymnus und Ode,
Immer erhaben zu sein; aber es fehlte der Stoff.

Denn nicht lebte Horaz als deutscher Magister in Hamburg,
Aber in Cäsars Rom, als es der Erde gebot.

Such', o moderner Poet, durch Geist zu ergänzen des Stoffes Fehl,
Durch vielseitigen Stil decke die Mängel der Zeit.

Platen meint also, ausgehend von der Vergleichung des römischen Dichters mit dem deutschen, es hätten überhaupt die alten Dichter vor den neuen die Fülle des Stoffes voraus, wobei ersichtlich dort die Römer, hier die Deutschen hauptsächlich von ihm in Betracht gezogen werden.

In Bezug auf Horaz nun und Klopstock urtheilt er nicht ganz übel, wenn man einerseits die noch ziemlich hoch gehenden Wogen des politischen und socialen Lebens in Rom zur Zeit des Ueberganges von Republik zur Monarchie, wie Horaz ihn erlebte, sowie seine durch des Mäcenass Großmuth gesicherte Stellung, andererseits die precären Verhältnisse Deutschlands im Jahrhundert Klopstocks und des Dichters eigene, nicht immer rosige Lage berücksichtigt. Daß Horaz gleichwol in seinen Oden nicht immer erhaben ist, selbst nicht, wo er es zu sein wünscht, erklärt sich eben aus der Eigenthümlichkeit seiner Begabung. Denn es unterliegt keinem Zweifel, daß die Liebes- und Trinklieder des Horaz an poetischem Werth viel höher stehen, als die politischen und moralischen Oden, wie

sehr auch die philiströse Aesthetik früherer Jahrhunderte diese an Gemeinplätzen reichen, zu Schulthemen vortrefflich geeigneten Dichtungen auf Kosten jener gepriesen hat. Horaz selbst, dessen Hauptstärke gerade sein guter Geschmack ist, hat darüber anders geurtheilt.

Doch lassen wir einstweilen den guten Horaz bei Seite, nicht ohne das Versprechen, vielleicht einmal ausführlicher in dieser Zeitschrift seiner zu gedenken, und betrachten wir die Folgerung, die Platen aus dem Vergleich des römischen und des deutschen Dichters gezogen hat.

Es gibt allerdings ein Moment, welches nicht bloß Horaz, sondern allen römischen Dichtern zu Statten kam, das stolze Bewußtsein des römischen Bürgerthums und der nationalen Größe, wie es sich mit dieser Gewalt bei keines andern Volkes Dichtern je geltend gemacht hat und füglich auch nicht machen konnte. Der unerschütterliche Glaube an das ewige Rom, an seinen Beruf zur Weltherrschaft, an seinen Stern, der die Stadt auf den sieben Hügeln auch aus Erniedrigung und Verfall immer neu verjüngt hervorgehen lassen würde — dieser Gedanke geht wie ein rother Faden durch alle Werke der römischen Poesie, deren kunstmäßiger Beginn bekanntlich mit dem Ende des ersten punischen Krieges, also dem Anfang der römischen Großmachtstellung zusammenfällt. Er bleibt in ihr lebendig bis zum Ende des weströmischen Reiches, selbst bei Autoren, in denen kein Tropfen römischen oder vielmehr (denn wie viel römische Dichter waren eigentlich Römer?) italienischen Blutes floß, bei heidnischen wie bei christlichen. Er wirkt selbst nach in der byzantinischen Poesie: nannten sich doch die Byzantiner bis zum Ende ihres Reiches Römer; und auch bei den lateinischen Dichtern des Mittelalters kehrt er oft und energisch wieder.

Wenn sich demnach der nationale Gedanke in der römischen Poesie großartiger verkörperte als bei allen andern Völkern, so waren doch übrigens die Bedingungen zur gedeihlichen Entwicklung derselben mit der Herrschaft des Augustus sehr ungünstig geworden, und sie wurden mit der Zeit immer schlimmer.

Zwar die geringe Achtung, in welcher Dichter und Dichtung bei den meisten Römern des Freistaats gestanden hatten, war mit dessen Untergang gewichen. Augustus und Mäcenas fanden ihre Rechnung dabei, die poetischen Talente ihrer Zeit auf alle Weise zu fördern. Nicht nur, daß diese in vollen Tönen das Lob des neuen Herrschers und des neuen Regiments erschallen ließen: ihr Ruhm begeisterte eine Menge Zeitgenossen wie Nachkommen zur Nachfolge, so daß man sich bis an's Ende des ersten Jahrhunderts nach Christus vor den Dichtern kaum zu retten wußte. Auch in späteren Zeiten mangelte es keineswegs an poetischen Productionen; und ziemlich zahlreich sind selbst die Cäsaren im Chor der römischen Dichter vertreten. Aber mit der Quantität der Autoren, mit ihrer äußeren Werthschätzung, wuchs keineswegs der innere

Gehalt der Dichtungen. Ja man kann sagen, daß die Dichter seit dem Tode des Augustus größtentheils von dem erworbenen Gute der augusteischen Periode zehrten, so wie diese von den Griechen gezehrt hatte.

Die Verhältnisse waren zu ungünstig. Die unbedingte Freiheit der Rede, die zwar für die Poesie nicht so unumgänglich nothwendig ist wie für Beredsamkeit und Geschichte, war unwiederbringlich dahin, das innige Band, das bisher jeden Römer mit dem Staat verbunden, zum selbstbewußten Gliede eines großen und harmonischen Ganzen gemacht hatte, konnte nicht mehr bestehen, seitdem zwar nicht gesetzlich, aber doch factisch sich der Wille eines Einzelnen an die Stelle der Autorität des Senates und der Souveränität des Volkes gesetzt hatte. Die altitalische Religion hatte längst ihre Macht verloren. Zuerst hatte die begierig in sie hineingetragene Mythologie der Griechen ihr ursprüngliches Wesen verdunkelt. Gegen Ende des Freistaates machten ihr weit schlimmere Concurrrenz bei den Gebildeten die griechische Philosophie, bei dem Pöbel die aus den Gefilden des heißen Asiens und Aegyptens eingewanderten Göttergestalten. Damit verfielen die nationale Tragödie und das nationale Epos, die sonst in der römischen Geschichte eine unerschöpfliche Fundgrube gehabt hätten. Die politische Komödie, die bei den Römern schon zur Zeit des Freistaates keinen Anklang gefunden hatte, konnte begreiflicherweise in der Zeit der Cäsaren noch weniger gedeihen. Die nicht politische, wie sie die Römer der Republik im Anschluß an die neuere attische des Menander, Diphilus und Philemon eifrig cultivirt hatten, konnte, nachdem ihre vier Gattungen, die Palliata, Togata, Atellane und der Mimus sich bis zum Ende des Freistaates in zeitlicher Aufeinanderfolge entwickelt hatten, keine neuen Bahnen mehr durchlaufen. Denn die gesellschaftlichen Uebel, an denen das republikanische Rom gekrankt hatte, wurden zwar in der Kaiserzeit theils größer, theils kleiner, ihr Charakter aber veränderte sich nicht wesentlich. So entwickelte sich denn aus dem Mimus zur Zeit des Augustus der Pantomimus, das Ballet, welches mehr und mehr alles Interesse des schaulustigen Publikums absorbirte, aber seiner Natur nach ganz außerhalb der Literatur stand. Die Lyrik war seit alter Zeit bei den Römern hinter den übrigen Dichtungsarten zurückgeblieben. Selbst das Beispiel des Horaz vermochte sie in der Folge nicht populär zu machen.

So wurden denn von den höheren Gattungen der Literatur am meisten gepflegt die Tragödie und das Epos, die nicht aus der römischen Geschichte, sondern aus den griechischen Sagen der Vorzeit ihren Stoff schöpften, Producte, die nicht in Fleisch und Blut des römischen Volkes übergehen konnten, denen alle Kunst ein dauerndes Leben zu verschaffen nicht im Stande war. Eifrig ward ferner in der Kaiserzeit cultivirt die didaktische Poesie, die dem praktischen Naturell der Römer besonders zusagte und noch empfohlen ward durch den bekannten Spruch in des

Horaz „ars poetica“, welches Werk auf die spätere Poesie der Römer weit mehr Einfluß geübt hat, als man gemeiniglich annimmt:

Der hat alles erreicht, der Süßes und Nützliches mischte!

Worte, die, beiläufig gesagt, auch in der Poesie anderer Völker viel Uebel angestiftet haben. Endlich fand die Satyre, deren von dem Wesen der altrömischen „satura“ beträchtlich verschiedenen, ziemlich dem jetzigen Begriff des Wortes entsprechenden Charakter Horaz im Anschluß an Lucilius für alle Zeiten umgestaltet hatte, einen ausgezeichneten Vertreter an Juvenalis, und das ebenfals aus der vollen Realität des römischen Lebens geschöpfte Epigramm einen geschickten Bearbeiter in Martialis.

Nach dieser Darstellung wird es nicht wunderbar scheinen, wenn ich sage, daß die römische Poesie nach der Zeit des Augustus an Stoffmangel laborirte und um den zu jedem bedeutenden Werke nothwendigen Gehalt verlegen war. Und hieran ist sie auch im Wesentlichen zu Grunde gegangen. Denn an poetischer Begabung fehlte es den Römern nicht, wenn sie auch in dieser Hinsicht beträchtlich hinter den Griechen zurückstanden.

Wieviel günstiger ist dagegen das Feld für den modernen Dichter, ein wieviel dankbareres Gebiet des Schaffens gewähren ihm die Mannichfaltigkeit der Staaten und Nationalitäten, die sich heute in die Herrschaft Europas theilen, das Ringen der Parteien in Staat und Kirche, der wetteifernde Streit der Völker und Individuen auf allen Gebieten des geistigen Schaffens, die Nähe, in welche alle Theile des Erdballes für die Körper und gar für die Geister gerückt sind und so viele andere Momente.

Man wird also dem Richtigen weit näher kommen, wenn man den oben angeführten Ausspruch Platens einfach umkehrt. Sowie das moderne Leben freier, reicher und voller strömt als das monotone und mit den Jahren immer monotonere Leben der römischen Kaiserzeit, stehen heute der Poesie reichhaltigere, buntere und lohnendere Stoffe zur Verfügung als damals. Wenn also in den letzten Jahrzehnten die Zahl der großen Dichter gering war, so hat dies jedenfalls andere Gründe als Stoffmangel.

Wenn sich nun in dem 1. Jahrh. n. Chr. (aus dem 2. haben wir mit Ausnahme Juvenals, der in dasselbe hineinragt, keine Dichter) die eben geschilderten Uebelstände, an denen die Poesie der Kaiserzeit krankte, minder stark zeigten als später, theils wegen der geistigen Regsamkeit und Empfänglichkeit der damaligen römischen Gesellschaft, theils wegen des Ringens der römischen Freiheit mit der hereingebrochenen Knechtschaft, wie es Tacitus in seinen Werken verewigt hat, so wurde die Sache bedeutend schlimmer seit dem Beginn des dritten Jahrhunderts.

Die fortwährenden Thronwechsel und die damit zusammenhängenden Bürgerkriege einerseits, die immer häufigeren und immer drohenden

Einfälle der Barbaren andererseits vernichteten was noch von altrömischer Kraft und Gesittung geblieben war und zerstörten die Bildungsstätten, die noch im zweiten Jahrhundert überall geblüht hatten, jene schönsten Denkmäler der römischen Weltherrschaft, gleichsam die verkörperte Verschmelzung und Versöhnung des römischen und des griechischen Genius. Unter solchen Umständen mußte die liberale Bildung und der durch sie bedingte gute Geschmack immer mehr abnehmen.

Als im vierten Jahrhundert durch Constantin das Christenthum Staatsreligion wurde, stellte es sich, wie bekannt, zunächst feindlich gegen die antike Bildung. Erst allmählich kam ein gewisser Ausgleich zu Stande. Auch vermochte der Kampf mit geistigen Waffen, wie er, seit Christenthum und Heidenthum gleichberechtigt dastanden, ziemlich lebhaft von den Vertretern beider Richtungen geführt wurde, keineswegs der Poesie einen neuen Aufschwung zu geben. Dazu war das Geschlecht zu entkräftet, die Welt so zu sagen zu alt geworden. Vielmehr blieb die Dichtung in den ausgetretenen Bahnen. Auch die christlichen Dichter verehrten in Virgil ihr hauptsächlichstes Vorbild.

Je mehr nun der Stoffmangel einerseits und der geistige Verfall andererseits es unmöglich machten, durch das inhaltliche Interesse der Dichtungen die Gunst des lesenden Publikums dauernd zu fesseln, desto mehr suchte man durch die Form der Productionen, durch Sprache und Verkunst zu hufeln.

Wenn schon seit dem Anfange des ersten Jahrhunderts vor Christus, entsprechend der Anlage des römischen Volkes, die Rhetorik einen bedeutenden Einfluß auf alle Gebiete der Literatur so wuchs ihre Ausübung, Macht im nächsten Jahrhundert und in späteren Zeiten in's Unglaubliche. Man suchte die schon meist ziemlich stark gewürzten Ausdrücke der augusteischen Dichter noch zu überbieten, es fand nichts Gnade, was nicht ungewohnt und prickelnd war, man verlor zuletzt ganz die Fähigkeit, einen einfachen Gedanken einfach auszudrücken, wie dies nicht nur die Dichter der Kaiserzeit, sondern auch viele Prosaisker beweisen. Natürlich fehlte es nicht an Ausnahmen, aber sie werden immer feltener, je mehr die Zeit vorrückt.

Wie in Bezug auf den Sprachschatz, dienten auch in der Metrik die klassischen Dichtungen der augusteischen Periode als Grundlage, auf der man weiter arbeitete. Was die Metrik betrifft, so befolgte man die Methode, Lizenzen, die jene oft angewendet, selten, und die sie selten angewendet, gar nicht zu gestatten, außerdem aber im Versbau sich alle möglichen Spielereien und Künsteleien zu erlauben.

Spielereien und Künsteleien sind in der Poesie beinahe ebenso alt als die wirkliche Verkunst. Soll doch schon Lasus, der Lehrer des Pindarus, Gedichte verfaßt haben, in denen der Zischlaut „f“, als übel klingend, ganz vermieden war.

Als dann mit dem Untergange der griechischen Freiheit die großen Geister der Nation vom Schauplatz abtraten und die Alexandriner, die nicht auf den großen Bahnen der klassischen Dichter Griechenlands weiter-schreiten konnten oder wollten, bedacht waren, was ihnen an Geist oder ihren Stoffen an Interesse abging, durch formale Reize zu ersetzen, blühten die poetischen Spielereien der verschiedensten Art recht lustig auf. Die sogenannte griechische Anthologie gibt davon Zeugniß.

Die Römer, eifrige Schüler der alexandrischen Dichter, durch deren Vermittelung sie erst in die Heiligthümer des altgriechischen Genius gelangten, der, wie oben bemerkt, zur Zeit Alexanders des Großen seine Fadeln senkte, folgten auch in der Vorliebe für Verkünsteleien ihren Lehrmeistern, die ihrer eigenen Abneigung gegen naive Schönheit und ungeschminzte Grazie vortrefflich entsprach. Schon Ennius, der Vater der römischen Kunstpoesie, verfaßte akrostichische Spielereien. Auch später mangelt es nicht an Tändeleien jeder Art während der beiden Jahrhunderte, zwischen denen Christus Geburt liegt, also in dem sogenannten goldenen und silbernen Zeitalter von Roms Literatur. Je mehr dann in den späteren Zeiten der Stoffmangel zunahm, desto größer wurde die Neigung für Verkünsteleien jeder Art.

In diesen nun hat die Poeten aller Völker und Zeiten überboten Publilius Optatianus Porphyrius (denn so, mit einem „f“, nicht mit einem „ph“ schrieb er sich), ein Zeitgenosse des Kaisers Constantin. Wenn ich behaupte, verehrter Leser, daß dieser Mann Dir auch nicht dem Namen nach bekannt ist, so will ich damit beileibe nicht Deiner Gelehrsamkeit ein Mißtrauensvotum ausstellen. Du magst ein sehr unterrichteter Mann sein und doch ohne jeden begründeten Vorwurf keine Ahnung von Porphyrius haben. Denn selbst die Philologen und Historiker haben ihn fast nicht beachtet, obgleich sie dies hätten thun sollen. Schrieb mir doch ein bedeutender französischer Latinist, dem ich ein Exemplar meiner Ausgabe dieses Dichters übersandt hatte, „je n'avais aucune idée du Porphyrius“. Zum Theil rührt diese Unkenntniß freilich daher, daß in den früheren Ausgaben der Text mit Capitalbuchstaben ohne Worttrennung und Interpunction gedruckt war, was allerdings nöthig ist, um dem Auge die unzähligen Verkünsteleien gebührend zu veranschaulichen. Ich habe deshalb, um den Autor lesbar und, soweit dies möglich, genießbar zu machen, in meiner vor Kurzem publicirten Bearbeitung seine Gedichte nicht bloß mit großen Buchstaben, sondern außerdem in gewöhnlicher Curfuschrift drucken lassen. Bevor ich über die seltsamen Ausgeburten dieses Ingeniums referire, will ich kurz seine äußeren Schicksale schildern, was um so zweckdienlicher ist, als der größte Theil der erhaltenen Producte des Mannes einer für ihn sehr fatalen Veränderung seiner bisherigen Position den Ursprung verdankt.

Alles weist darauf hin, daß Afrika seine Heimat war. Bekannt-

lich herrschte in der römischen Provinz Afrika zur Zeit der Cäsaren ein sehr reges literarisches Leben, das den Sturz des weströmischen Reiches überlebte, noch in der Vandalenzeit recht munter florirte und erst mit der Eroberung Carthagos durch die Araber sein Ende erreichte. Auch haben wir eine große Menge lateinischer Autoren, deren Wiege in Afrika stand. War doch selbst Terenz, bekanntlich einer der ältesten römischen Dichter (denn er starb zehn Jahre vor dem dritten punischen Kriege), ein Afrikaner. Diese Autoren nun haben fast ohne Ausnahme, mögen sie geistreich oder dumm, gelehrt oder ungebildet sein, einen kleinen Sparren, der wahrscheinlich von der heißen Sonne ihrer Heimat herrührt; und an diesem litt auch Porphyrius. Deshalb zeigen ihre Schriften die Neigung für Unglaubliches, Wüßtes, Monströses.

Porphyrius gehörte ohne Zweifel zu den angesehensten Männern der Stadt Rom, die ja in der späteren Kaiserzeit die Kapacitäten der ganzen Welt an sich zog und zu Ehren und Würden brachte. Denn Kaiser Constantin nennt ihn in seinem Briefe „Theuerster Bruder“. Allein um's Jahr 323 oder 324 wurde er aus ungewissen Gründen in die Verbannung geschickt, es ist nicht bekannt wohin, nur jedenfalls an einen ziemlich traurigen Ort. Denn er klagt, daß er dort kaum das nöthige Schreibmaterial für seinen Panegyrikus auf Constantin habe aufreiben können. Getrennt von seinem Hause und seinem Sohne empfand er die Bitterkeit des Exils nicht minder schmerzlich wie einst Ovid in Scythien. Nur war er glücklicher als dieser, dem alle seine poetischen Ergüsse aus Tomi nicht zur Rückkehr verhalfen. Da nämlich um diese Zeit die Feier der zwanzigjährigen Regierung des Kaisers bevorstand, welches Ereigniß von Constantin nach dem Ende des Concils zu Nicäa mit großem Pomp erst in dieser Stadt, dann in Nicomedia, zuletzt in Rom gefeiert wurde, so verfaßte er auf ihn einen Panegyrikus, bestehend aus zwanzig, meist hexametrischen Gedichten, voll der undenkbarsten Verköstlichkeiten. Ueberreicht ward dieser dem Jubilar entweder zu Nicäa, oder, was wahrscheinlicher, zu Nicomedia (man sehe das vierte, von mir zuerst publicirte Gedicht meiner Ausgabe); weshalb auch Porphyrius noch des Crispus, des vielversprechenden Sohns des Constantinus, in schmeichelhafter Weise gedenkt, den bald darauf sein tragisches Loos ereilte. Die römischen Kaiser pflegten ihre zehn- oder zwanzigjährige Regierungsfeier (zur dreißigjährigen oder darüber kamen nur sehr wenige) immer durch Gnadenacte zu bezeichnen, und bei der genannten Gelegenheit fiel diesmal, was nicht immer sonst der Fall war, für einen Dichter etwas ab. Denn Constantin fand solchen Geschmack an dem Panegyrikus, daß er den Verfasser zurückrief. Es ist sogar nicht unwahrscheinlich, daß dieser noch weiter befördert worden und in den Jahren 329 und 333 die Präfectur der Stadt Rom, übrigens jedesmal nur einen Monat, bekleidet hat. Ueber seine weitere Lebensgeschichte ist nichts bekannt.

Porphyrius hatte ohne Zweifel schon viele Gedichte verfaßt, bevor er jenen Panegyrikus schrieb, denn dieser zeigt solche Gewandtheit in Sprache und Metrik, wie sie sich nur bei einem alten Praktiker finden konnte. Auch in Verkünsteleien hatte er sich gründlich versucht. Sonst wäre es nicht möglich, daß er den Panegyrikus auf Constantin in so kurzer Zeit vollendet hätte. Denn da seine Verbannung, wie oben erwähnt, in das Jahr 323 oder 324 nach Christus fiel, der Panegyrikus aber dem Kaiser im Laufe des Jahres 325 überreicht wurde, so kann er zur Abfassung desselben höchstens ein Jahr gebraucht haben, was bei der ungeheueren Künstlichkeit der meisten Gedichte nur einem ganz gewiegten Verkünstler möglich war.

Auch wissen wir aus einem Brief, den Porphyrius nach der Besiegung des Licinius, wol im Jahre 323, an Constantiu richtete, als Widmungsschreiben zu einer Sammlung von Gedichten äußerst künstlicher Form, daß er bereits früher dem Kaiser ein solches Gedicht überreicht hatte und gerade dessen Beifall ihn zu seiner neuen Sendung ermutigte.

Es ist bekannt, daß viele der römischen Cäsaren, die ja zum Theil äußerst gebildete Männer waren, mündlichen und schriftlichen Verkehr mit Dichtern unterhielten. So gab es im Alterthum eine Correspondenz zwischen Augustus und Virgil, aus der auch noch ein paar Bruchstücke erhalten sind. Dagegen existirt vollständig das Dankschreiben, das Constantiu an Porphyrius auf Anlaß der übersandten Gedichte geschickt hat. Dasselbe ist im krassen Curialstil der, schon an sich von aller Einfachheit des Denkens und Redens sehr entfernten, späteren Kaiserzeit gehalten, wie er sich in so vielen kaiserlichen Rescripten des Corpus Juris findet. Uebrigens aber ist es interessant genug, und da sich sonst äußerst wenig aus dem literarischen Verkehr zwischen römischen Kaisern und Dichtern erhalten hat, so mag hier sein wesentlicher Inhalt nachfolgen. Porphyrius hatte den Kaiser um Entschuldigung gebeten, daß er ihn mit so geringfügigen poetischen Spielereien behelligte. Darauf erwiederte dieser folgendermaßen:

„Der unbefiegte Constantiu, der Große, Erhabene.*)

Wenn nur Gewicht und Würde bei einem Gedicht in Betracht kämen, hätte sowol die griechische Wohlredenheit nach dem Chiischen oder Mäonischen Sängern**) als auch die römische nach dem Mantuanischen Landmann***) geschwiegen, und nicht umsonst verdienten die Tadel, die, sich

*) Es ist bekannt, daß die Kaiser ihre officiellen Titulationen auch im Briefstil beibehielten, mochten sie nun Absender oder Empfänger der Schreiben sein. — Den Namen des Unbefiegten nahm übrigens Constantiu erst seit der Besiegung des Licinius an (323).

**) Homer.

**) Virgil, wegen seines Gedichtes vom Landbau.

den Stoff nach ihrer geistigen Begabung erwählend, vergebliche Mühe aufgewendet hätten, wenn doch bei den ersten Begründern der Redekunst der ganze Ruhm bliebe, theuerster Bruder. Aber da diese Allen stets offen stand, und es keinem verwehrt war, sich das von ihr anzueignen, was die Nachwelt ergötzen könnte, so sind nicht ganz vom Genuß der Gunst ausgeschlossen die, welche, ernstere Töne verschmähend, ihre Leier zu leichteren Liedern stimmten. Der Eine hat die menschlichen Leidenschaften in den Kothurn gezwängt, in Komödien und fast alltäglichen und moralisirenden Worten redete der Andere,*) Einige sangen Elegieen mit ungleichen Füßen,**) Vieler Finger hat ein süßes Verlangen getrieben die accompagnirenden Saiten der Lyra zu berühren. Je nach dem Werth des Liebes ward dem Einzelnen die Gunst des erstrebten Ruhmes zu Theil. Den Talenten Mancher fehlte die Aufmunterung ihrer Zeitgenossen, die nicht anders den Geist der Gelehrten zu bewässern und zu nähren pflegt, als wenn ein Bach, entsprungen aus der Firsst eines hügelreichen Bergpfades, mit sprudelnder Aber die dürren Gefilde benetzt.***) Die in meinem Jahrhundert schreiben und reden, begleitet ein gnädiges Gehör meinerseits gerade wie ein günstiger Wind. Endlich wird auch der Gelehrsamkeit die verdiente Anerkennung von mir nicht versagt. Den Rednern stand immer eine unbeschränkte Bahn offen; dagegen hielt die Dichter in festen Schranken das bestimmte Gesetz des Metrums. Deshalb hat es nicht mit Unrecht die Gewohnheit geheiligt, daß, wer sich in diesem Zweig der Literatur versuchen wollte, die Spitze des Helikon oder Parnassus aufsuchte, weil der Gehalt des menschlichen Talentes nicht ausreichte und die Hülfe der Gottheit nöthig schien. Es ist mir angenehm, daß der glückliche Erfolg deiner Studien es so weit gebracht hat, daß du dir beim Bau der Verse, während du die alten Regeln bewahrtest, noch neue Gesetze schuffst. Raum haben Andere es erreicht, daß sie von engen Schranken gehemmt, ohne Zwischenkunft eines Fehlers ein tadelloses Gedicht anfertigten. Dir ist es geglückt, trotz der vielfältigen Gesetze, die du dir auferlegt hattest, deine Gedichte ohne Hinderniß zu gutem Ende zu führen. Deshalb war mir deine Widmung angenehm. Du hast die gute Schulung deines Geistes und deine glückliche Anlage bewiesen. Da du nun siehst, daß der Dank für dein Werk, den du von meinen Ohren erhofft hattest, nicht ausgeblieben ist, darfst du sowol über den Erfolg der gegenwärtigen Zeit dich freuen, als auch ein nicht unverbientes Lob durch weitere Uebung deines Talentes erstreben.“

*) Die Alten meinten, daß die Komödie wie die Satyre hauptsächlich moralischen Zwecken gewidmet sei, und deshalb wurden diese Dichtungen auch eifrig in den Schulen gelesen.

***) Weil die Elegie aus Hexametern und Pentametern besteht.

****) Diese schöne Phrase hat Constantin oder sein Secretär dem Virgil entlehnt.

Uebrigens wird das schmeichelhafte Zeugniß, welches hier Constantin selbst seinem Eifer für die Literatur und Gelehrsamkeit ausstellt, durch anderweitige Nachrichten wenig bestätigt.

Zu diesen von Porphyrius früher verfaßten Gedichten nun dürfte Alles gehören, was in der erhaltenen Sammlung nicht zu dem Panegyricus auf Constantin zu rechnen ist.

Ich will jetzt einige Veräskünsteleien dieses Dichters beschreiben. Man wird sehen, daß der erste Herausgeber des Porphyrius, Paul Welfer, aus der berühmten Augsburger Patricierfamilie, nicht ganz Unrecht hatte, wenn er meinte, Ulysses habe auf seinen zehnjährigen Irrfahrten weniger Mühe und Noth gehabt, die Heimat wieder zu erreichen, als Porphyrius bei der Anfertigung seines, gleichem Zweck bestimmten, Panegyricus.

Wenn heutzutage Dedicationsexemplare für hohe Personen sich seitens der Buchdrucker oder Buchbinder besonderer Sorgfalt zu erfreuen pflegen, so war eine solche bei den Veräskünsteleien, die Porphyrius dem Kaiser offerirte, geradezu Nothwendigkeit. Theilt er doch selbst mit, seine früheren Gedichte ähnlicher Art seien in die Hände Constantins gekommen

ganz von Purpur erglänzend, in Gold und Silber geschrieben, dazu geschmückt mit Randmalereien. Jetzt freilich, in der Verbannung, habe er nur schwarze Tinte und für die durch rothe Schrift hervorzuhebenden Buchstaben ärmlichen Mennig auftreiben können.

Jedenfalls bedurfte Porphyrius ziemlich viel Mennig, wie wir gleich sehen werden. Die meisten seiner Gedichte sind nämlich so zu sagen architektonische Kunstwerke, bei welchen die zu Anfang, am Ende, in der Mitte und sonst eingelegten Zeilen, meist Verse, einigemal sogar griechische, natürlich mit Benutzung des lateinischen Alphabets, um sie dem Auge sichtbar zu machen, durch besonders gefärbte Buchstaben klar gemacht werden mußten.

Eine ganze Anzahl hat die Gestalt eines Quadrates, d. h. besteht aus gleich viel Versen und Buchstaben, wobei dann an den vier Seiten oder als Diagonalen oder anderweit schmeichelhafte Verse zum Lob des Kaisers laufen. So gleich das erste nach der Vorrede, bestehend aus 35 Zeilen à 35 Buchstaben, in welches auf diese Weise sechsmal eingelegt ist der Vers:

Heiliger Kaiser, erbarme dich gnädiglich deines Poeten!

In ein anderes Gedicht (Nr. 18) hat Porphyrius außer den Diagonalen, die je zwei Dreiecke und je zwei Rechtecke bilden, noch ein neues Quadrat eingeschoben, so daß auf diese Weise zehn Verse, sämmtlich zum Lob des Kaisers, die Seiten der verschiedenen geometrischen Figuren bilden.

Anderere Gedichte stellen anderweitige Figuren dar. So bildet den Abschluß des Panegyricus die Darstellung einer Wasserorgel. Die Wasser-

orgeln erfreuten sich nämlich in den fünf letzten Jahrhunderten Roms und im Anfang des Mittelalters einer großen Popularität, und wurde ihre Musik bei allen möglichen Gelegenheiten mit großem Behagen gehört. Nero, der überhaupt sehr absonderliche Neigungen hatte, widmete ihnen viel Zeit, und er war nicht der einzige Kaiser, der an diesem Instrumente Geschmack fand. Das in Rede stehende Product nun besteht aus zwei sechsundzwanzigzeiligen Gedichten, von denen das erste in jambischen catalectischen Dimetern je 18 Buchstaben hat, das zweite, hexametrische, hingegen zuerst 25 und mit jedem Vers um einen zunimmt, so daß der letzte 50 hat, gerade doppelt so viel als der erste. Jenes bildet den untern, einem Rechteck gleichen, dieses (Viereck mit zwei rechten, einem stumpfen und spitzen Winkel) den obern Theil der Wasserorgel. Zwischen beiden lief als „Canon“, d. h. Schieber der Orgel der Vers:

Jetzt da Cäsar gesiegt, laffet feiern uns Dankesgelübde.

Das erste Gedicht enthält eine Darstellung der Festfeier des zwanzigjährigen Jubiläums des Kaisers, das zweite eine Beschreibung der Construction der Wasserorgel.

So findet sich bei Porphyrius außerhalb des Panegyricus ein Gedicht, das die Form einer Hirtenflöte und ein anderes, das die Gestalt eines Altars wiedergibt (26 und 27). Beide gehören zu seinen besten Leistungen. Auch in der griechischen Anthologie finden sich Gedichte, die jene Figuren darstellen, doch von geringerer Kunst, da die geometrischen Proportionen der Bestandtheile nicht in gleicher Weise wie bei dem Römer durch Ab- und Zunahme der Buchstaben der einzelnen Verse indicirt sind.

In andern Gedichten des Panegyricus sind Figuren eingelegt, wobei dann meist die Buchstabenanzahl der einzelnen Verse eine gleiche ist. So bietet Gedicht 9 eine Palme, deren Stamm und Aeste aus Versen mit Anrufungen der Musen und des Kaisers bestehen.

In Nr. 5 sind mit Abkürzung eingelegt die Worte: Augustus 20 Jahr, Cäsar 10 Jahr, weil zu gleicher Zeit, als Constantin seine zwanzigjährige Erhebung zum Augustus, sein zweitältester Sohn Constantin seine zehnjährige Ernennung zum Cäsar feierte. Bekanntlich waren seit dem Jahr 27 v. Chr. beide Titel gleichbedeutend, um die Würde des römischen Staatsoberhauptes auszudrücken, nur mit dem Unterschiede, daß jener der officielle, ceremonielle, dieser der alltägliche, populäre ist. Seit Diocletians Zeit aber waren sie so geschieden, daß die Kaiser „Augusti“, ihre Regierungsgehülfen aber, die unter ihnen im Rang standen, „Cäsaress“ hießen, wenn auch im Munde des Volkes und der Dichter „Cäsar“ immer mit Kaiser gleichbedeutend blieb.

Ferner ist in mehrere Gedichte (8, 14, 19) eingelegt das bekannte Chi Rho als Abkürzung für „Christus“, in 19 zugleich mit der Gestalt einer

antiken Galere, in 8 mit dem voll ausgeschriebenen Namen „Jesus“. Wie bekannt, hatte von allen römischen Kaisern zuerst Constantin das Christenthum zur Staatsreligion erhoben, als gleichberechtigt neben dem bisher amtlich allein anerkannten griechisch-römischen Polytheismus hingestellt, gelegentlich diesem auch vorgezogen, obwohl er sich erst auf dem Todtenbette taufen ließ. Porphyrius, als seiner Hofmann, unterläßt deshalb nicht, dem Kreuze seine Reberenz zu machen und die christliche Frömmigkeit des Kaisers zu rühmen, obwohl er selbst jedenfalls Heide war, wie er denn auch oft genug der alten Götter gedenkt und seine Gedichte mit heidnischer Mythologie schmückt. Dieselben sind das älteste Denkmal jener syncretistischen Religionsanschauungen, wie sie seit dem vierten Jahrhundert n. Chr. bei gebildeten Römern und Griechen, Heiden wie Christen, nicht selten waren, so sehr auch die Kirchenlehrer dagegen eiferten, der Ausdruck einer wechselseitig geübten und beanspruchten Toleranz („weil man auf einem Wege ein so großes Geheimniß nicht durchdringen könne“), deren edelstes und beredtestes Denkmal des Symmachus Rede für den Altar der Siegesgöttin ist, welchen Theodosius definitiv aus dem römischen Senat entfernt hatte und dessen Wiederherstellung Symmachus zu verschiedenen Malen vergeblich erstrebte. Mehr bekannt wie Porphyrius als Vertreter dieser Richtung sind von den Heiden der eben genannte Symmachus und Ausonius, beide dem Ende des 4. Jahrh. angehörig, von den Christen Sidonius Apollinaris (der sogar übrigens ein großes Licht der Kirche war und um's J. 487 in hohen kirchlichen Würden starb) und noch unter der Gothenherrschaft Boetius. — Man sieht demnach, daß der heilige Beda zu weit ging, wenn er des Porphyrius Gedichte, „weil sie heidnisch wären“, nicht in die Hand nehmen wollte. Sie sind eben so sehr oder, wenn man will, eben so wenig christlich wie heidnisch.

Es könnte mir leicht die Zeit und dem Leser die Geduld ausgehen (falls sie ihm nicht schon ausgegangen ist), wenn ich alle Verkünsteleien des Porphyrius in den 28 größeren Gedichten, die sich von ihm erhalten haben, aufzählen wollte. Außerdem läßt sich der Totaleindruck dieser für das Auge berechneten Spielereien doch nur gewinnen, wenn man sie in entsprechendem Abdruck mit Bewahrung aller Figuren und Hervorhebung aller eingelegten Verse vor sich sieht, was hier natürlich nicht geht. Deshalb nur noch kurz von zweien ohne Figuren.

Im dreizehnten Gedichte also, das aus jambischen und anacreontischen Rhythmen gemischt ist, wobei an dem Anfang und Ende heruntergehen die Worte „frommer Kaiser“, „Constantinus“, hat der Dichter es so eingerichtet, daß, wenn man die einzelnen Verse vom letzten Wort liest, wieder, ohne Aenderung des Sinnes, ganz dasselbe Metrum herauskommt. Auch solche Gedichte waren im Ausgang des Alterthums nicht selten. Einzelne machten sich sogar das Vergnüen, Verse zu produciren, die,

wenn man sie vom letzten Buchstaben laß, genau wieder dasselbe gaben, wie wenn man vom ersten anfängt.

Ein Phänomen seiner Art ist das fünfzehnte Gedicht.

In diesem besteht der erste Vers aus lauter zweifilbigen Worten (Verse aus lauter einfilbigen zu bilden, wie dies bei neueren Dichtern nicht selten, waren die Alten zu geschmackvoll), der zweite aus dreifilbigen, der dritte aus vier-, der vierte aus fünffilbigen. Der fünfte ist ein sogenannter Keulenvers, d. h. ein Vers, in dem, von dem ersten einfilbigen Wort ab, jedes folgende (es sind deren stets fünf) immer um eine Silbe wächst, also, so zu sagen, immer dicker wird, wie die Keule. Einen solchen Vers glaubten die alten Grammatiker schon bei Homer gefunden zu haben; wie denn überhaupt eine Menge der Versspielereien, an denen das ausgehende Alterthum sich ergötzte, aus Homer demonstrirt, richtiger in diesen hineingetragen wurde. — Der sechste Vers, bestehend aus fünf Worten, ist so gebaut, daß das erste und vierte, wie das zweite und dritte Wort ohne Schaden von Sinn und Metrum den Platz wechseln können (eine ähnliche, nur weit ungeheuerlichere, Spielerei dieser Art bietet Gedicht 25). Der siebente besteht aus allen acht Redetheilen, der achte nur aus Substantiven und Adjectiven. Die letzten sieben Verse sind derart, daß, wenn man sie von hinten liest, wieder Verse herauskommen, entweder gleichen Metrums oder verschiedenen. So entstehen aus den beiden letzten Zeilen durch Rückwärtslesen sog. Sotadeen, eins der seltsamsten, verzwicktesten Versmaße, und eben deshalb in manchen Dichterkreisen des Alterthums nicht unbeliebt.

Doch genug oder vielleicht zu viel von diesen Producten einer in Bezug auf die äußere Technik der Poesie längst übersättigten Zeit und der Excentricität eines afrikanischen Geschmacks! Ueber die Form der Gedichte des Porphyrius kein Wort mehr: wie aber — fragt der Leser — steht es mit dem Inhalt?

Was zunächst den materiellen Gehalt betrifft, so unterscheiden sich die panegyrischen Dichtungen des Autors nicht wesentlich von den zahlreichen anderweitigen der römischen Kaiserzeit. Vielmehr wandelt er bei der Verherrlichung Constantins die freilich längst ausgetretenen Wege, die einst Virgil, Horaz und Ovid bei Besingung des Augustus eingeschlagen hatten.

Also werden in allen möglichen Tonarten gefeiert Constantins Siege über die beiden Hauptfeinde des römischen Reiches, die Perser und Germanen, sowie über die Nebenbuhler, deren letzter, Vicinius, ihm erst zwei Jahre vor dem Jubiläum seiner zwanzigjährigen Regierung erlegen war, die Pacification des ganzen Weltreiches, des Kaisers Verdienste um die regelmäßige Getreidezufuhr für Rom, seine gesetzgeberische Thätigkeit u. a. m. Da Constantin wirklich bis zum Jahre 325 im Ganzen ein guter und dabei außerordentlich thätiger Monarch war (erst seit der Er-

mordung des Crispus wurde er merklich schlimmer), so kann man die meisten dieser Lobsprüche nicht für ganz unbegründet erachten, und wird das Transcendentale ihrer Hyperbeln theils mit dem damals schon stehend gewordenen Curialstil der Dichter des kaiserlichen Roms, theils mit der gedrückten Stimmung des Verfassers, der ja in der Verbannung schrieb, entschuldigen.

Eine Erwähnung Constantinopels oder der Gedanken und Pläne Constantins, welche der so verhängnißvollen, in ihrer geschichtlichen Bedeutung bis auf die Gegenwart wirkenden Gründung der Stadt vorausgingen, findet sich übrigens bei Porphyrius nicht, was sich eben daraus erklärt, daß die Absicht der Schöpfung eines neuen Roms erst nach des Crispus Ermordung in des Kaisers Seele aufgetaucht ist.

Fragt man nun nach dem ästhetischen Werth des Inhalts, so begreift sich, daß von einem hohen Aufschwung der Phantasie des Dichters, auch wenn er damit noch so reich begabt gewesen wäre, keine Rede sein konnte. Die unzähligen Vers-, Wort- und Buchstabenkünsteleien mußten in dieser Beziehung wie enge Schnürstiefeln wirken. Desto mehr ist es anzuerkennen, daß trotzdem mehrere Stellen ganz gelungen sind, und das Ganze, mit nicht zu vielen Ausnahmen, nicht zurückbleibt hinter der gleichmäßigen Mittelmäßigkeit, die in der römischen Poesie so zahlreich vertreten ist.

Was die Sprache betrifft, so ist sie wie durchweg bei den späteren römischen Dichtern nach den Mustern der augusteischen Zeit, besonders Virgils und Ovids gebildet. Nur leidet sie natürlich nicht selten an Geschraubtheit, Dunkelheit, sowie Wiederholungen von Worten und Gedanken, Alles Folge der technischen Schwierigkeiten. Es sind deshalb auch in der neuesten Ausgabe eine Anzahl unverständlicher Stellen stehen geblieben, und ich habe einigen Grund zu glauben, daß die meisten derselbe nie auf's Reine gebracht werden dürften. Man darf freilich überhaupt mit der Logik der afrikanischen Schriftsteller Roms nicht zu streng in's Gericht gehen.

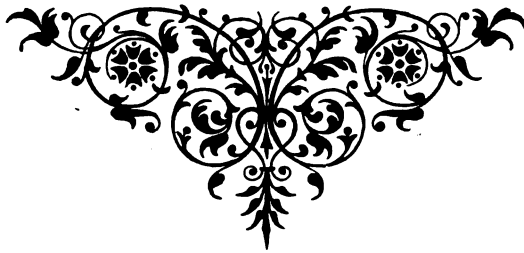
Dem unbefangenen Urtheiler, zumal wenn er seinen Geist ausschließlich an der modernen Poesie gebildet hat, werden des Porphyrius Spielereien und Künsteleien leicht absurd erscheinen, und kaum anders selbst dem, der mit den klassischen Dichtungen Roms und Griechenlands völlig vertraut ist, seinen Geschmack ganz oder doch vorwiegend an diesen Mustern groß gezogen hat. Dennoch sind sie nichts Zufälliges, Willkürliches, vielmehr nur die letzte Consequenz des zu Anfang dieses Auffages geschilderten Entwicklungsanges der antiken Poesie, die durch den fortschreitenden Stoffmangel, sowie die zunehmende geistige Entkräftung, genöthigt wurde, durch die Form zu ersetzen, was dem Inhalt abging. Zugleich aber (und dies ist noch wichtiger) ist sie die wenn auch wunderliche doch folgerechte und naturmäßige Entwicklung, freilich in ihrer höchsten Potenz bez. Entartung, jener Vollendung der äußeren Form, welche die Alten mit einem Fleiß,

einer Ausdauer und einer Vertiefung betrieben, von der die modernen Dichter, auch die gefeiltesten, keine Ahnung haben. Die eminente Begabung der Griechen und Römer für das Formelle der Sprache, Wohlklang und Harmonie der poetischen Rhythmen that dabei sehr viel, aber nicht Alles. In der Schule wurden dem Knaben die Verhältnisse von den Lehrern eingeschärft oder vielmehr im strengsten Sinn des Wortes eingebläut, mit einer Gründlichkeit, von der wir jetzt uns nichts träumen lassen. Fortwährende Lectüre der besten Muster, unausgesetzter Verkehr der Dichter unter einander und mit Grammatikern und Rhetoren sowie der ganzen geistigen Elite ihrer Heimat that dann das Uebrige. Auf jener hohen Vollendung aber der Form, ihrer Harmonie und Regelrectigkeit, wie sie sich nicht bloß bei den Dichtern, sondern auch bei vielen Prosaikern des Alterthums zeigt, zumal Historikern, Rednern und Philosophen, nicht auf dem Inhalt, wie ich schon früher an einem andern Ort bemerkt habe und trotz allen Widerspruchs aufrecht erhalten werde, beruht der Werth der klassischen Autoren für die liberale Jugendbildung, ein Werth, der so wenig anderweitig ersetzt werden kann, als man in Bezug auf die Formvollendung die neueren Autoren den alten an die Seite zu stellen vermag. Die Uebersetzungen antiker sprachlicher Kunstwerke bieten deshalb noch weit garstiger, als die modernen, bloß die umgekehrte Seite des Teppichs.

Sind also auch die Künsteleien unseres Helden wenig zu billigen und zu goutiren, so wird man sie wenigstens nach dem, was ich eben gesagt, begreifen. Und das richtige Verständniß ist zuletzt die Hauptsache bei jeder literarischen wie historischen Größe.

Die Zeitgenossen des Porphyrius übrigens und die Nachwelt länger als ein ganzes Jahrtausend waren von seinen Gedichten sehr entzückt. Der heil. Hieronymus nennt sie „ein hervorleuchtendes Werk“, und der heil. Beda schreibt ihm dies nach, indem er nur, wie wir oben gesehen, bedauert, daß er wegen des heidnischen Charakters dieser Dichtungen sich nicht habe mit ihnen befassen können. Rhabanus Maurus, der ein ganzes Buch von Gedichten „zur Ehre des heiligen Kreuzes“ mit ähnlichen, ja zum Theil noch abstruseren und verzwickteren Verkünsteleien wie Porphyrius producirt hat, bezeichnet diesen als seinen Lehrmeister, in der zweiten Hälfte des zehnten Jahrhunderts sang ein französischer Abt, Abbo von Fleury, einen der sächsischen Ottonen mit einem Gedicht an, zu dem er, wie sein Schüler und Biograph Almoimus bemerkt, das Modell ebenfalls dem Porphyrius entlehnt hatte, und noch im Anfang des sechszehnten wurde Kaiser Maximilians Ankunft in Wien von dem „poeta laureatus“ Johannes Stabius begrüßt mit einem Carmen, das er, wie er selbst bemerkt, nach dem Muster unseres vor Kurzem wieder aufgefundenen Dichters zusammengeschweift hatte. Auch sonst hat derselbe nachweislich einer ziemlichen Anzahl spätrömischer und mittelalterlicher Versificatoren zum Muster gebient.

Seit dem sechszehnten Jahrhundert aber, gegen dessen Ende er zuerst gedruckt wurde, ist er ganz in Vergessenheit gerathen, obwohl er verschiedne Male neu aufgelegt ward, und während sonst die alten Autoren, nachdem sie viele Jahrhunderte im Staub der Klosterbibliotheken ein precäres Dasein gefristet hatten, erst durch die Buchdruckerkunst recht bekannt wurden, ist gerade Porphyrius, wegen der schon oben erwähnten Unbequemlichkeit der Abdrücke, nicht bloß dem großen Publikum, sondern selbst den Gelehrten eine völlig unbekante Größe geworden. Sowie ein Vater auch die ungezogenen Kinder liebt, so vertritt ein Gelehrter stets die Autoren, die er selbst herausgegeben hat, auch wenn sie noch so kraus und seltsam sind. Und deshalb hoffe ich auf Billigung oder doch Verzeihung, daß ich es versucht habe, hier dem Porphyrius wieder zu einer gewissen Bekanntheit und einer bescheidenen Existenz zu verhelfen.





Zur Popularisirung der Kunst.

Von
Bruno Bucher.

— Wien. —

Wer heute irgendeine nicht ganz unbedeutende Stadt nach vielleicht zehnjähriger Abwesenheit besucht, wird nur mit Mühe die alten vertrauten Züge derselben wiedererkennen. „Sie hat sich verjüngt,“ erklären die Bewohner stolz dem Erstaunten; „verschminkt“ wäre in manchen Fällen das bezeichnendere Wort. Die Veränderung, welche sich uns auf Schritt und Tritt bemerklich macht, ist nur zu häufig keine ganz naturgemäße. Daß eine Stadt, wie ein Baum, Jahresringe ansetzt, ihre jungen Triebe hinausstreckt in das frühere Garten- und Ackerland, daß in immer weiterem Umkreise der todte Stein das lebendige Grün verdrängt: diesen unaufhaltbaren Proceß zu beklagen, sind wir nicht sentimental genug; und eben so wenig nehmen wir Anstoß daran, wenn Verdorrtes „abgestoßen“ wird, wenn hier und da der Lebensstrom gewaltjam die Canäle erweitert, die für einen schwächeren oder doch gemächlicheren Umlauf der Säfte eingerichtet waren — vorausgesetzt, daß wirklich nur der gebieterischen Noth nachgegeben wird, und dann auch Maß, Schonung und Achtung nicht mangeln. Doch eben da steckt es. Wo das Bedürfniß sich meldete, da setzte man gewöhnlich alle Schonung bei Seite, und wo gar kein Bedürfniß die Neuerung erzwang, da „verjüngte“ man — aus Schönheitsgefühl.

Denn, die Gerechtigkeit erfordert dieses Zugeständniß, wo wir uns über die Zerstörung des guten Alten und den Ersatz durch schlechteres Neues beschweren, da trägt zumeist nicht böse Absicht, sondern mangelhafte Einsicht die Schuld. Acte des reinen Vandalismus, wie das Abtragen des Ringbrunnens und des Rosthores in Prag, der Brunnengruppen auf dem Hof in Wien, der Gerichtslaube in Berlin, die begonnene Zerstörung

der alten Nürnberger Stadtmauer mit ihren prächtigen Rundthürmen gehören glücklicher Weise zu den Ausnahmen. Und wenigstens kann dergleichen nicht mehr geschehen, ohne daß die öffentliche Meinung energisch Protest erhebt — gewöhnlich leider zu spät.

In der Regel ist der Wille gut. Man räumt die alten verräucherten, unbequemen Gebäude hinweg, um sie durch neue schöne, lichte, wohlliche zu ersetzen; man legt die winkeligen und krummen Gassen schnurgerade und verbreitert sie, um den „Verkehr“ zu erleichtern, sollte auch unter diesem Ausdruck oft nur die bescheidene Droschknbewegung zwischen Bahnhof und Gasthof zu verstehen sein; man läßt den altmodischen, den „doppigen“ Brunnen in eine Kumpelkammer wandern und bringt an dessen Stelle das funkelneue Standbild eines Mitbürgers, von dessen Verdiensten bis dahin nur die Stadtchronik Kenntniß gehabt hatte. Raum, Luft, Licht, Schönheit, Nahrung des Patriotismus — wie berechtigt sind diese Forderungen! Nur Feinde des Fortschritts und der Aufklärung können sich dem widersetzen.

Und in den schönen neuen Häusern — Wetter, da schaut es auch anders aus, als wir es in den alten engbrüstigen zu sehen gewohnt waren. Eine Gypsvase auf dem Treppenhof, eine Flora oder Pomona in der Wandnische, die Wände so getüncht, daß man sie (bei schwacher Beleuchtung) mit eitel Marmor bekleidet wähnen könnte, wenn nicht hier und da der Kalk sich vorwitzig bemerklich machen würde; Delgemälde, Kupferwerke, alte Krüge und Schüsseln in den Zimmern, Tapeten, Vorhänge und Möbelstoffe gewissenhaft nach Falkes „Kunst im Hause“ ausgewählt. Die Schönheit, welcher außen durch Säulen und Pilaster aus Stuckmasse, durch Vossagen aus Kies und Mörtel, durch Zinkornamente und Grottesken gehuldigt wird, kommt auch innen zu ihrem Rechte.

Ja, selbst wenn wir das Modenjournal aufschlagen, welches auf dem Salontische liegt, weht uns derselbe Luftzug an. Zwar sind die Kleidertrachten, die daselbe unsern Damen vorschreibt, oft so abgeschmackt, unkleidsam, widernatürlich wie je, und die Stickmuster für Jagdtaschen mit einem Hasen, der Männchen macht, und für Reisetaschen mit einem von Rosen umgebenen Amor u. s. w. sterben noch immer nicht aus. Aber der Text predigt Stil, Geschmack, Harmonie, Schönheit.

Die bildende Kunst ist heutzutage in der Mode. Sie hatte ein Recht, endlich auch einmal an die Reihe zu kommen, nachdem in unserm Jahrhundert Politik und Religion, Philosophie und Poesie, Naturwissenschaft und Nationalökonomie abwechselnd salonfähig gewesen waren. Aber Mode kommt und Mode geht, und wenn man nach dem Verschwinden einer solchen fragt, welchen Gewinn ihr Walten der Kultur gebracht habe, so fällt der Bescheid selten recht befriedigend aus. Manche Disciplin, auf welche sich gelegentlich die gebildete Welt mit einem gewissen Heißhunger warf, konnte wol ihrer Natur nach nicht fest und tief Wurzel

schlagen; Strömungen des öffentlichen Lebens brachten gewisse Fragen vorübergehend an die Oberfläche, und vorübergehend wurde deren Bedeutung für den Einzelnen wie für die Gesamtheit überschätzt. Dilettant mag Niemand mehr heißen, die Gesellschaft verwandelt sich in lauter Forscher und Kenner, deren Lust zur Sache so lange aushält, bis sich die ersten Schwierigkeiten an derselben hervorkehren. Meistens war es das Gefühl des Unbefriedigtseins überhaupt, oder die Erkenntniß der Vergeblichkeit des Ringens nach irgend einem bestimmten Ziele, was zur hitzigen Beschäftigung mit einem in ganz anderer Richtung liegenden und bisher vernachlässigten Gegenstande trieb, — Resignation, Bemühen zu vergessen, Hoffnung auf bessere Erfolge auf einem neuen Felde.

Auch daß wir nicht mehr glauben, durch den Eintritt in einen Kunstverein und gewissenhaftes Ablaufen der Galerien in fremden Städten unserem Schönheitsbedürfniß genug zu thun, verdanken wir ja derartigen Stimmungen. Denn die Arbeit der jungen Kunstwissenschaft war das Eigenthum einer kleinen Gemeinde geblieben und nur kleine Gemeinden nahmen von dem künstlerischen Nachlaß der Vergangenheit und von dem Schaffen der Gegenwart noch anders Notiz, als wenn ihnen dieselben auf Ausstellungen entgegentraten. Es mußte die allgemeine Apathie auf den politischen Kausch folgen; es mußte wie nach der Zertrümmerung Deutschlands, so nach dem Mißglücken der Versuche, das Reich neu aufzurichten, der Eifer für die Erforschung unseres Volksthums, der Geschichte und der Bedingungen unserer Cultur wiedererwachen; es mußte die erste Londoner Ausstellung uns die Augen öffnen für die Barbarei, welche sich im Schatten der Civilisation üppig entwickelt hatte; es mußte aber auch eine Periode des rascheren und reichlicheren Gelderwerbs eintreten, damit dem wiederbelebten Sinn für feineren Lebensgenuß Befriedigung gewährt werden konnte.

Daß so mancher „plötzliche“ Kunstfreund diesem Luxus eher als jedem anderen wieder entsagen werde, das mußte Jedermann voraussehen; und es ist auch wahrlich kein Unglück, wenn nicht mehr in Kunst speculirt wird wie in Eisenbahnpapieren und Spiritus. So wenig wie die Sammler um der Lust des Sammelns willen, die Kunsthamster, so wenig förderten die Cultur Diejenigen, welche Schätze nur aufspeicherten, um vor der Welt mit dem Besitze zu prahlen, zu dem sie niemals ein intimeres Verhältniß gewannen. Allein die Gefahr ist größer, weil die wirtschaftliche Krisis so tief in alle bürgerlichen Verhältnisse eingreift. Ohne Wohlstand keine Kunstpflege. Die Zerrüttung des deutschen Wohlstandes durch die Kriege des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts ließ die frühere Liebe zur Kunst verdorren: wird das Pflänzchen jetzt schon genügend erstarkt sein, um den so früh eingetretenen Witterungswechsel überdauern zu können? Ist die Kunst wieder Lebensbedürfniß geworden, oder wird die Mode vorübergehen, ohne bleibende Spuren zu hinterlassen?

Die Dinge stehen nicht so trostlos, daß wir die letzte Frage unbedingt zu bejahen hätten, aber sie stehen auch nicht so gut, daß wir die Ausfaat der letzten beiden Jahrzehnte unbesorgt sich selbst überlassen dürften. Die Zahl Derjenigen, welchen die Beschäftigung mit der Kunst mehr bedeutet als eine noble Passion, einen Sport, ist nicht mehr gering, und einigermaßen kann doch immer darauf gerechnet werden, daß dieses Bedürfniß sich von Generation zu Generation vererben werde. Einigermaßen — nicht zu sicher. Denn wir sehen ja, daß die Kinder und Enkel kunstfreundlicher Aristokraten, welche im vorigen und noch zu Anfang unseres Jahrhunderts so stolze Bauten auführten, so glänzende Gemälde-, Bücher- und Kupferstichsammlungen anlegten, vortreffliche Hauscapellen unterhielten, nur zu oft glauben übergenug gethan zu haben, wenn sie die ererbten Sammlungen nicht gegen Rennpferde vertauschen. Und wie viel ist gesündigt worden und wird noch im Stillen gesündigt durch das sogenannte Modernisiren des Aeußeren und des Inneren von Schlössern, das Umarbeiten von noblem altem Silbergeschirr, welches wenigstens durch die ehrwürdige Familientradition gegen solchen Frevel geschützt sein sollte! Wie viele herrliche Einrichtungstücke wandern fort und fort für Spottpreise in die Hände von Händlern und dann für schweres Geld in's Ausland, nur um der nichtsnuhgigsten Modewaare Platz zu machen! Dafür wird freilich der heutigen Jugend eine solche Fülle von Lehrmaterial zu Gebote gestellt, wird es ihr so bequem gemacht, sich Kunstverstand für's Haus anzueignen . . . Meint doch Mancher, es geschehe bereits zu viel in dieser Richtung.

Vor Allem gibt es ja so viele Prätendenten, die ein älteres Recht auf die allgemeine Gunst geltend machen. Nicht bloß der Messias ist vergessen, in welchem sich vor hundert Jahren jeder Gebildete vertiefte, und Lied, und die politische Lyrik und die Käferpoesie und die Amaranth: die Poesie selber ist so ziemlich zum Aschenbrödel geworden, und so recht nach Art eines verzogenen Kindes, welches durch ein jüngeres verdrängt wird, behauptet sie (durch den Mund Friedrich Bodenstedts) mit handgreiflicher Uebertreibung sogar, sie sei unter den Künsten in Deutschland von jeher die zurückgesetzte gewesen. Philosophie und philosophische Aesthetik gedenken mit Wehmuth der fernern Zeit, da jede Dame ihnen Gefolgschaft leistete. Auch „ein Bißchen Chemie und Physiologie“ und „die Volkswirthschaftslehre in drei Stunden“ finden sich nicht so ruhig darein, daß sie aus der Mode gekommen sind. Noch insinuiren nur vereinzelte Stimmen, daß das viele Geld, welches die öffentliche Kunstpflege erfordere, und die Zeit, welche dabei draufgehe, viel nützlichere Verwendung finden könnten; allein wer weiß, wie bald sich ihnen der Chorus der praktischen Leute und guten Rechner anschließen möchte?

Vorläufig werden solche Gegner noch zum Schweigen gebracht durch den Hinweis auf Länder, welche von den der Kunstpflege und der

Erziehung zur Kunst gewidmeten Summen tausendfältige Frucht ernten. Aber man wird nun dieselben Früchte in kürzester Zeit auch bei uns pflücken wollen, und wenn das nicht angeht, so können wir mit Sicherheit ein *Raisonnement* erwarten: „Was für Frankreich paßt, paßt eben nicht für uns. Wir haben Akademien seit fünfzig, hundert, zweihundert Jahren, wie viel große Künstler haben sie uns gebracht? Neuestens werden auch allerorten Museen und Schulen für das Kunstgewerbe gegründet, aber dessen verheißener Aufschwung bleibt aus oder ist doch nicht kräftig genug, daß wir uns mit Frankreich und England messen dürften. Bei uns ist kein Boden für die Kunst, wir haben wenig Talent, wir sind nicht reich genug, uns solchen Luxus zu gewähren, sparen wir also die viele Mühe und die vielen Kosten, wer Kunst braucht, mag sie aus dem Auslande beziehen.“ Wir sind sogar nicht ohne Sorge, daß die Theorie der Geschmacksreform, wenn sie doctrinär auftritt, das Gegentheil von dem zu Wege bringen dürfte, was sie anstrebt. Je bestimmter sie den Leuten vorschreibt, was denselben gefallen dürfe und was nicht, je strenger sie den Geschmack discipliniren will, desto eher wird sich dieser, fürchten wir, nicht nur gegen solche Bevormundung, sondern überhaupt gegen jede Leitung auflehnen.

Wir betrachten es überhaupt als kein Glück, daß das Wort Geschmack in die Aesthetik aufgenommen worden ist. Geschmack ist und bleibt nun einmal etwas Individuelles, eine Empfindung, über welche wir uns selbst nicht Rechenschaft zu geben wissen, über die uns also vollends kein Anderer Rechenschaft abverlangen kann. Er steht außer allem Zusammenhange mit der Entwicklung unserer geistigen Fähigkeiten; wir werden Niemand für ungebildet oder unbegabt erklären, weil ihm Käse und Brod besser munden als eine Trüffelpastete und die vollendetste Feinschmecterei verträgt sich bekanntlich sehr wohl mit der größten Rohheit. Der Gebrauch des Wortes in ästhetischen Erörterungen richtet deshalb auch nur Verwirrung an, sobald man sich nicht darauf beschränkt, es bei eben so wenig qualificirbaren Empfindungen der höheren Sinnesorgane anzuwenden, bei dem subjectiven Gefallen oder Mißfallen. Diesem muß auch in der That der größte Spielraum gelassen werden. Auf dem Gebiete braucht sich Keiner etwas vorschreiben zu lassen; außerdem würde es verzweifelt langweilig in der Welt werden, wenn Jedermann sich irgendeinem Schönheitskatechismus fügen wollte. Zumal in unserer Zeit, die keinen eigenen Kunststil hat, ist eine Dictatur undenkbar; der Versuch, eine solche einzuführen, würde, wie gesagt, einen Widerstand herausfordern, welcher dann auch alle Bemühungen, Stilgefühl wieder bei uns einzubürgern, vereiteln dürfte.

Ein derartiger Rückschlag ist um so eher zu befürchten, je übertriebenere Erwartungen man vielfach an die neuen Gewerbemuseen knüpft. Der Glaube an Geheimmittel und Wundercuren scheint nun einmal

unausrottbar zu sein. Weil in England die große und erfolgreiche Reformbewegung mit der Gründung des South Kensington Museums begonnen hat, glauben jetzt gar viele Leute, daß ähnliche Anstalten mit einem Schlage das durch Jahrhunderte gänzlich vernachlässigte, tief gesunkene Handwerk auf die höchste Stufe des Könnens zu bringen, nicht blos Kunstbildung zu verbreiten, sondern auch Industrien, und den Industrien Absatzgebiete zu schaffen vermögen. Und wenn diese Wirkungen ausbleiben, weil nicht alle die Factoren wie in England thätig waren, so wird nicht dem unberechtigten Verlangen, nicht der ungenügenden Mitwirkung, sondern der Institution die Schuld gegeben werden. Das wäre aber um so beklagenswerther, als ja diesen Anstalten wirklich ein großer Theil der Aufgabe zufällt, die Kunst wieder populär zu machen. Und populär muß sie werden, soll sie nicht Modesache bleiben.

Denn darüber täuscht sich wol Niemand, daß die höchsten Schöpfungen der bildenden Kunst immer nur in eng begrenzten Kreisen Verständniß und aufrichtige Schätzung erwarten dürfen. Und am wenigsten wird sich Kunstliebe dort, wo sie noch nicht oder nicht mehr vorhanden ist, dadurch allein und unmittelbar in's Leben rufen lassen, daß man dem Publikum klassische Werke zugänglich macht.

Es bedarf wol keiner ausdrücklichen Betheuerung, daß hier nicht etwa der beliebte Sturmlauf gegen die klassische Bildung von einer anderen Seite als gewöhnlich versucht werden solle. Wer den Wunsch hat, die bildende Kunst kräftige Wurzeln schlagen zu sehen, und sich die Frage aufwirft, weshalb sie bisher kaum über eine Treibhausexistenz hinausgekommen sei, kann unmöglich verkennen, daß eine von den Ursachen in der Conservirung eines Theils der Hinterlassenschaft der Renaissanceperiode besteht, mit dem sich die anderen Künste und Wissenschaften längst abgefunden haben. Man hält vor gemischtem Publikum nicht mehr Festreden in lateinischer Sprache, man führt an nationalen Gedenktagen nicht die Antigone in den Theatern auf, aber die bildende Kunst läßt man zu oft noch eine Sprache sprechen, welche das Volk nicht verstehen kann. Und nichts anderes enthält der Ruf nach Popularität als das Verlangen, daß die Kunst nicht von vornherein darauf verzichte, auch außerhalb der Kreise, welche eine ganz specielle gelehrte oder künstlerische Bildung genossen haben, verstanden zu werden. Das Thema zu erschöpfen, ist nicht die Absicht dieser aphoristischen Bemerkungen, nur anregen möchten sie.

Kein Staat leugnet mehr die Verpflichtung zur Kunstpflege, unter den Städten von einiger Bedeutung ist ein wahrer Wettseifer entbrannt, und meistentheils ist man sich auch klar über das, was das Gemeinwesen für die Kunst leisten soll und kann. Dem Talente wird Gelegenheit geboten, sich auszubilden, das mittellose wird durch Stipendien u. s. w. gefördert; öffentliche Gebäude sollen wenigstens in stilvoller Architektur

und mit entsprechendem künstlerischem Schmuck aufgeführt werden — wenn hierbei oft fehlgegriffen wird, so ist in der Regel der Bauherr, Staat, Commune u. d. für nicht verantwortlich zu machen; das Denkmalsetzen ist zur Manie geworden; alte Werke der Malerei und Plastik werden eifrig gesammelt und dem allgemeinen Studium überlassen, und wenn die Sorge für alte Bauwerke noch fast überall viel zu wünschen läßt, so wird doch die Ehrenpflicht des Staates auch jenen gegenüber nirgends mehr abgelehnt. Die Künstler freilich sind damit gewöhnlich noch nicht zufrieden gestellt. In vielen Köpfen spukt da noch die Vorstellung, daß die Kunst nicht um ihrer selbst, sondern um der Künstler willen die Fürsorge des Staates genieße; sie verfechten ganz ernsthaft ein Recht auf Arbeit für sich, weil die Anstalten, auf welchen sie zu Künstlern gebildet worden sind, ja doch Staatsanstalten seien, — worauf August Reichensperger schon vor vierzehn Jahren in einer noch immer nicht veralteten Schrift*) mit der Frage antwortete, ob denn der Staat durch die Gründung von Schulen und Universitäten etwa auch die Verpflichtung übernommen habe, den Ärzten Kranke und den Advocaten Prozesse zu verschaffen, den Gelehrten ihre Manuscripte abzukaufen u. s. w. Der citirte Autor hebt eben dort auch mit vollem Rechte hervor, wie sehr es die Interessen gerade der Künstler schädigen würde, wenn die Welt sich daran gewöhnte, die Kunstpflege einfach als Staatsangelegenheit zu betrachten, anstatt dessen Eingreifen nur da zu verlangen, wo durch Privatmittel ein bedeutender Zweck nicht zu erreichen wäre.

Nicht minder zeugt von Kurzsichtigkeit der so häufig vernommene Ruf nach künstlerischen Zollschranken. Es klingt wie ein Widerspruch, wenn wir trotzdem behaupten, daß die Manchester-Doctrin auf die Kunst keine Anwendung finden dürfe. Wer Fragen dieser Art berührt und sich zu keinem der herrschenden Dogmen bekennt, muß freilich darauf gefaßt sein, von beiden Seiten der Inconsequenz geziehen zu werden. Wir glauben nun an keine unfehlbare und alleinseigmachende Wirthschaftslehre, halten da den freien Verkehr und dort den Schutz für geboten und können uns die Möglichkeit denken, daß wir auf demselben Punkte, wo wir heute das letztere System fordern, morgen das erstere befürworten würden. Für den gegebenen Fall erscheint das Beispiel Frankreichs ganz besonders lehrreich.

Denn, ist es uns Ernst damit, die unheilvollen Nachwirkungen der Epoche der Glaubenskriege, welche für unser Culturleben so verhängnißvoll geworden ist, endlich zu überwinden, so werden wir doch vor Allem die Geschichte jenes Volkes studiren müssen, dessen unbestreitbares Uebergewicht in Sachen der großen und kleinen Kunst gerade aus jener Zeit sich herschreibt, welche in fast allen übrigen Ländern die Cultur zurück-

*) Die Künstler und der Staat. Paderborn 1863.

gehen sah. Wie man auch über den Geist denken mag, welcher von den Tagen Franz I. an die französische Kunst beherrscht hat, und so unterschieden die Wissenschaft viele von den zur Hebung der inländischen Industrie angewandten Mitteln verwerfen mag: wir kämpfen doch bis heute vergeblich gegen die seit Ludwig XIV. dem ganzen Abendlande auferlegte Geschmacksdictatur — das Wort Geschmack hier in seinem eigentlichen Sinne gebraucht — an, wir müssen den Vorrang in Kunst und Kunstindustrie, wenn auch noch so ungern, Frankreich zugestehen, und seit dem letzten Kriege und den Milliarden ist es Gemeinplatz geworden, daß die Präponderanz auf jenen Gebieten zu einem sehr respectablen Factor auf ganz anderen werden kann. Gewiß dürfen bei der Aufzählung der Ursachen des Blühens aller künstlerischen Thätigkeiten in Frankreich der natürliche Reichtum des Landes einerseits, anderseits die Begabung, der Fleiß, die Sparsamkeit des Volkes nicht vergessen werden. Aber Land und Volk waren ja schon dasselbe, als noch Italien und Deutschland die Führung hatten, den Ton angaben, als italienische und niederländische Maler und Kupferstecher, deutsche und brabantische Kunsthandwerker die Lehrer der Franzosen wurden.

Daß die französische Kunst eine solche Macht geworden, dankt sie ohne Zweifel vornehmlich der Continuität der Gunst und des Schutzes. So viele Herrscher, so viele Dynastien, so viele Staatsformen das Land über sich ergehen lassen mußte, so oft alles abgeschafft werden sollte, was das vorausgegangene Regime geschaffen oder doch hochgehalten hatte: an die Traditionen der Kunstpflege rührten kein Neuerer, kein Revolutionär oder Autokrat. Politische Maßregeln, vor allem religiöse oder politische Verfolgungen schädigten zeitweilig die Entwicklung, allein es wurde stets bald Sorge getragen, den Schaden wieder zu ersetzen; es kamen Mißgriffe vor, aber die Tendenz blieb immer die nämliche. Achtete doch sogar der Fanatismus eines Karl IX. und einer Katharina von Medicis in dem Hugenotten Bernard Palissy den Künstler! Die Gunst und der Schutz, welche die Machthaber der einheimischen Kunst zuwendeten, verrathen aber nie den bornirten Standpunkt eines nationalen Ausschließungssystems in dem Sinne, wie es unsere Künstler und Industriellen häufig verlangen. Weber Franz I. noch Ludwig XIV. noch Colbert fragten Talent und Fertigkeit nach dem Heimatschein, sie zogen dieselben in's Land, woher immer sie kommen mochten, und ebenso beklagen die heutigen Franzosen sich nicht, wenn Künstler fremder Herkunft im „Salon“ erscheinen und Auszeichnungen davon tragen; sie rechnen sie einfach zu den Ihrigen. Man wußte und weiß dort wohl, daß fremde Arbeit ebenso gut zum Ruhm und Wohlstand des Landes beiträgt, wie die einheimische. Nur soll sie im Lande gemacht werden. Dagegen gewährte man ihr jeden Schutz gegen die überlegene wirklich ausländische Concurrnz. Es unterliegt keinem Zweifel, der Freihandel würde die Franzosen mit wohlfeileren Spitzen

aus den Niederlanden versorgt haben, so lange die Spitzenindustrie von Mençon noch jung war, allein dann würde diese auch nie zur Blüthe gekommen sein. Der Doctrinär kann es verdammen, daß so große Mittel anderen Zwecken entzogen sind, um „künstlich“ die Spitzen-, die Gobelins-, die Porzellan-, die Bronzeindustrie zu heben: die künstlichen Pflanzungen sind doch zu mächtigen Wäldungen geworden. Nun steht das französische Kunsthandwerk da, auf jahrhundertalter Tradition fußend, alle Technik so sicher beherrschend, daß wol in Einzelem die eine oder andere Nation sich neben, aber keine sich vor Frankreich stellen kann, mit Paris als Hauptstadt der Welt trotz alledem, welche schöpferische Kräfte aus Süd und Nord an sich zieht und sich aneignet, mit dem ganzen Erdboden als Markt. Frankreich genießt seit bald hundert Jahren die Vortheile der Gewerbefreiheit, hat aber nicht versäumt, Institutionen zu schaffen, welche Ersatz für dasjenige leisten, was Gutes am Kunstwesen war, und braucht deshalb nicht, wie andere Länder, darüber zu klagen, daß die Freiheit nur Verwilderung und Unsolidität der Arbeit gebracht habe; es kann jetzt auf manche Schutzmaßregel getrost verzichten, hat sich aber bei Abschluß von Handelsverträgen wohl gehütet, einer gefährlichen fremden Concurrenz die Thore zu öffnen, und es wendet nach wie vor unter mancherlei Formen (z. B. Subventionen, an welchen nur die Bedingung haftet, alljährlich irgend eine Arbeit an den Staat abzuliefern) sehr bedeutende Summen auf, um große kunstindustrielle Etablissements von dem Wechsel der Absatzverhältnisse insoweit unabhängig zu machen, daß sie ihre Kräfte an große Unternehmungen, an weitaussehende Versuche setzen können. Und was auf solche Weise dem Einzelnen direct gewährt wird, das fließt mittelbar dem ganzen Produktionszweige zu und wird von diesem mit Zinsen heimgezahlt: die Bronzeindustrie hat sich über die Begünstigung ihres Führers Barbedienne wahrlich nicht zu beklagen!

Eine so günstige Position wird man nicht im Sturm nehmen. Die Machtverhältnisse sind zu ungleich. Wer wird eine junge, ungeübte, ungenügend bewaffnete und ungenügend gepflegte Truppe gegen eine an Zahl und Schlagfertigkeit unendlich überlegene Armee in's offene Feld schicken! Auch die Mannschaften der Industrie müssen Zeit haben sich kampfbereit zu machen. Sogar ohne ein wenig Chauvinismus wird es nicht abgehen; die Deutschen haben übrigens so wenig Anlage dazu, daß dessen Ueberwuchern kaum zu besorgen wäre. Und da kann und muß allerdings die Hilfe „von oben“ kommen. Daß die Kaiserin Eugenie ihren indischen Shawl mit Ostentation gegen einen französischen vertauschte, wird ihr die dortige Industrie nie vergessen. Allerding's war das französische Fabrikat ein vorzügliches, wenn auch mit dem indischen nicht zu vergleichen. Und darin liegt ja auch das Mittel gegen die so oft besprochene Gefahr, daß mit dem Gefühl der Sicherheit gegen fremde Mitbewerbung das Fortwärtstreben verschwinden werde. Wenn wir die relativ

strengsten Anforderungen an die heimischen Leistungen stellen, keine Unsolidität durchgehen, nicht den Glauben aufkommen lassen, daß Schutz und Gunst jedem Inländer ohne Unterschied zu Theil werden müssen, wenn wir aber da, wo ein tüchtiges, ernstes Streben sich kund gibt, es auch mit aller Entschiedenheit bevorzugen, so werden wir eben nur thun, was beinahe alle Völker außer uns von jeher gethan haben. Und ist es denn nicht offenkundige Thatsache, daß vor der unbedingten Gewerbefreiheit auch in Deutschland in jedem Sinne besser gearbeitet wurde? Wer freilich der Ansicht ist, es habe nichts zu bedeuten, wenn ein Reich industriell in völliger Abhängigkeit von anderen lebe, der wird in letzter Instanz auch bedauern, daß die Schlachten nicht mehr von Werbefoldaten geschlagen werden. *)

Angenommen nun, der Staat, die Landes- und Ortsverwaltungen genügen den Anforderungen, welche die Kunst billigerweise an sie stellen kann, populär wird dieselbe bei alledem noch nicht. Die literarische Propaganda muß helfen. Aber wird es dem Staat schon schwer genug, die Künstler zufriedenzustellen, der Kunstwissenschaft, der Kritik gelingt das noch seltener. Das ist wol das Loos aller Kritik von Kunstleistungen. Urtheilt sie streng oder mild, tadelt oder lobt sie mit Einschränkung, lobt sie Alles oder schweigt sie gänzlich, es wird immer nicht recht sein, wenn auch zuletzt der A. nur sagt: Was kann mir ein Lob gelten, welches auch dem B. zu Theil wird?! Man wird schwer einen Künstler finden, der nicht die Ansicht hegte, daß nur das Vermögen, ein Kunstwerk zu schaffen, befähige und berechtere, ein Kunstwerk zu beurtheilen, und gerade die bildenden Künstler pflegen diese Ansicht am unbefangenen zu äußern. Wol beantwortet ein Maler eine Bemerkung solcher Art mit der Frage: „Und eines Jeden Empfindung sollte erst auf den Ausspruch eines Malers warten? In's Kloster mit Dem, der es von uns lernen will, was schön ist!“ Aber aus dem Munde dieses Malers spricht Gotthold Ephraim Lessing, und wir wissen nicht, ob es ihm jemals ein Künstler nachgesprochen hat.

Dies Thema ist so oft erörtert worden, allein man wird immer auf's Neue genöthigt es aufzugreifen. Haben wir doch unlängst in dieser Zeitschrift die Forderung gelesen, „daß der Gemäldekritiker auch einmal den Pinsel führe, sei es auch nur um zu aquarelliren, und daß der Musikkritiker mindestens ein Instrument fertig spiele; die Literaturkritik sei ein Muster guten Stils, ihr Verfasser verstehe auch einmal in guten und geordneten Versen zu improvisiren, und der Kunstrichter in der Architektur habe etwas klarere Begriffe von Bauconstructions, als seine Genossenschaft in der Regel zu Tage fördert.“ Zum Glück hat der Autor sich gleich selbst zurechtgewiesen. Weshalb verlangt er denn nicht von dem

*) Es sei ausdrücklich daran erinnert, daß hier immer nur von Kunstindustrie, technisch gesprochen: von hochfeiner Waare die Rede ist.

Kunstkritiker in der Architektur, daß er einmal die Maurerkelle geführt oder einen Grundriß entworfen habe, „sei es auch nur für ein Landhaus“ —? Er fordert und mit Recht von demselben klare Begriffe von den Bauconstructionen. Dem entspricht aber gegenüber den anderen Zweigen der bildenden Kunst nicht das Malen oder Modelliren, sondern die Einsicht in das Wesen der Technik. Sich diese Einsicht zu verschaffen, darum muß es freilich Jedem zu thun sein, der sich als Kritiker oder Historiker mit den Werken der Kunst befaßt; das stellt aber auch Niemand in Abrede. Wenn, wie auch Theodor Unger constatirt, ein erspriechliches Verhältniß zwischen Künstlern und Männern der Kunstwissenschaft so selten zu Stande kommt, so mag das Verschulden auf beiden Seiten zu suchen sein. Eine Verständigung ist und bleibt aber unmöglich, so lange die Mehrzahl der Künstler an dem Glaubenssage festhält, daß man selbst Koch sein müsse, um beurtheilen zu können, ob eine Speise gut zubereitet sei oder nicht, so lange ferner in jenen Kreisen als Endzweck der Kunstwissenschaft nichts als „die Förderung unserer heutigen Kunst und des Verständnisses für dieselbe“ angesehen und wegwerfend über die wissenschaftliche Arbeit abgesprochen wird, die man doch nur in den seltensten Fällen kennt. Wer seinerzeit den Verhandlungen der deutschen Künstler über die Gründung eines eigenen Organs für sachgemäße, unparteiische Kunstkritik beigewohnt hat, dem werden die seltsamen Ansichten, Vorschläge und Forderungen, welche dort auftauchten, unvergessen sein; überzeugten sich die Künstler doch schließlich selbst, daß es nur ein Mittel geben würde, Alle zufrieden zu stellen: für jeden Einzelnen ein eigenes Blatt. Damals aber sprach ein Maler unter dem Beifall der Versammlung aus, seine Abonnenten würden sich das gewünschte ideale Kunstblatt im Publikum suchen müssen, denn Künstler „lesen bekanntlich nicht gern“. Es dürfte ihnen kaum schaden, wenn sie im Allgemeinen sich etwas mehr um die Literatur bekümmern wollten, auch um jene Kunstgeschichten, welchen der berührte Aufsatz einen Vorwurf daraus macht, daß sie, wie die gesammte heutige Geschichtschreibung, sich als ein Theil der Culturgeschichtschreibung fühlen.

Vor Allem sollten die frondirenden Künstler sich darüber klar werden, in welchen sonderbaren Widerspruch sie mit sich selbst gerathen, wenn sie allgemeines Interesse für ihre Werke verlangen, die sie doch ganz allein zu verstehen glauben, und wie die Consequenz ihrer Ansprüche eine Kunst nur für Künstler sein würde. Vor der Behauptung, daß die heutige Kunst das, was sie ist, geworden sei ohne die Kunstwissenschaft, müßten schon die Namen Winkelmann und Lessing und ein Blick auf die Leistungen der künstlerischen Zeitgenossen dieser beiden Bahnbrecher bewahren. Nicht minder irrig ist die Meinung, daß die Forschung „das Verständniß und Interesse für unsere künstlerische Umgebung nicht sehr erweitere“. Das Gegentheil wäre richtiger. Die Tageskritik, und am meisten diejenige,

welche von den Künstlern als berechtigt anerkannt wird, steht doch immer unter dem Einflusse der Zeit (man lese nur beispielsweise von Gemälden aus den dreißiger und vierziger Jahren unseres Jahrhunderts nach, wie damals über dieselben von der wohlwollenden Kritik geurtheilt wurde!) und dazu, daß jener Einfluß nicht ein ganz ungebührlicher werde, verhilft nur das Studium der Vergangenheit; ohne Kenntniß der letzteren wird auch im Publikum niemals wirkliches Kunstverständniß allgemeiner werden, und ohne dieses wieder bleibt die Kunstliebhaberei Modefache. Nur die Kunstgeschichte lehrt das objective Betrachten der Kunstwerke, das Eingehen auf die Individualität des Schöpfers derselben, auf seinen Ideengang, auf die Bedingungen, unter welchen er geschaffen hat, und das ist es doch, was die Künstler selbst vor Allem wünschen müssen an Stelle jenes Urtheils, welches lediglich durch das subjective Gefallen begründet wird. Wenn in einzelnen Köpfen durch die Lectüre Verwirrung entsteht anstatt der Klärung, so ist dafür die Kunstwissenschaft nicht verantwortlich zu machen. Und der Gefahr, daß über lauter Kunstgeschichte und Aesthetik die Kunst selbst in Vergessenheit gerathen könnte, wie hier und da über der Literaturgeschichte die Literatur, ist glücklich vorgebeugt durch die so zahlreichen und so allgemein benutzten Mittel, um der Anschauung ihr gutes Recht neben dem theoretischen Studium zu wahren. Es erscheint ja kaum noch ein für das größere Publikum bestimmtes kunstgeschichtliches Buch, welches nicht durch Abbildungen den Text im wahren Sinne illustrierte, zu Schweigen von den massenhaften Reproductionen, die wir dem Lichtdruck u. verdanken. Wer aber — was auch bei Dichtern öfter vorkommt — den Verstorbenen es nicht gönnt, daß die Gegenwart ihrer gedenkt, oder wer da meint, die Bewunderung der alten Kunst sei eitel Alterthümelei, wenn nicht Heuchelei, von dessen Künstlerschaft dürfen wir uns erlauben ziemlich gering zu denken.

Die am meisten über die Zeit klagenden Künstler sind die Maler, die am meisten zum Klagen Ursache hätten, die Bildhauer. „Was nützt es uns,“ rufen die Ersteren, „daß die Malerei die Kunst der neueren Zeit ist und daß das Publikum lieber Gemäldegalerien als Museen der Plastik besucht, wenn die Meisten sich begnügen, unsere Bilder anzuschauen, höchstens Photographien nach denselben kaufen!“ Es ist schon richtig, daß das „Noblesse oblige“ gerade in Dingen der Kunst nur zu häufig außer Acht gelassen wird. Doch muß man der Kunstkritik wenigstens die Anerkennung zollen, daß sie früh und spät gegen die Surrogate predigt und jenen Kunstfreunden in's Gewissen redet, welche, ohne zu übertriebener Sparsamkeit gezwungen zu sein, doch kein Bedenken tragen, ihre Wände mit Farbendruckbildern und Gypsstatuetten auszustaffiren. Andererseits drängt sich Einem vor unzähligen Malereien die Frage auf: Wer soll, wer kann das kaufen? Wohin würde nach der Vorstellung des Künstlers das Bild überhaupt passen? — Die Emancipation der

Malerei von der Architektur hat es im Laufe der Zeit dahin gebracht, daß viele Künstler eine Kleinigkeit ganz vergessen, nämlich, daß jedes Gemälde doch endlich für irgend einen Raum berechnet sein muß. Natürlich sollen die Galerien Alles aufnehmen, was nirgends sonst ein Unterkommen findet!

Hätte man sich nicht gewöhnt, so in's Blaue hinein zu malen, und für den äußersten Nothfall sich auf die Galerien zu verlassen, so würde unseres Erachtens die Historienmalerei sich nicht so treibhausmäßig entwickelt haben gleich der Historiendichterei. Die landläufigen historischen Dramen verschwinden wenigstens nach kurzem Vegetiren in die Herbarien der Theaterarchive, im besten Falle verkündigt ein Heinrich Kurz ihren Titel der Nachwelt. Aber den gemalten Haupt- und Staatsactionen begegnet man in Sammlungen immer wieder, und hat ein Vergnügen von dem Anblick, als würde man gezwungen, eine Hohenstaufentragödie von Raupach zu lesen. Der Vergleich ist leider gar so treffend, man sieht immer die Komödianten in der leidigen Theatergarderobe und mit den hochtrabenden hohlen Jamben im Munde; und Maler und Dichter dürfen sich auch darauf berufen, daß man sie förmlich gedrißt habe, dergleichen zu machen. Auf diesem Punkte kann die Kunstkritik und die „gebildete öffentliche Meinung“ von Schuld nicht freigesprochen werden. Wie komisch grob fuhr einstmal's der Turnvater Jahn einen armen Kunstjünger an, der ihm gestanden hatte, „Genremaler“ werden zu wollen! Das undeutsche Wort wurde beinah vergessen in dem Entsetzen darüber, daß Jemand das gemeine tägliche Leben für einen Vorwurf der Kunst halten konnte. Je ärmer die Zeit an Thaten war, desto heftiger verlangte sie, solche auf der Leinwand zu sehen, und in den Besprechungen hatten diejenigen Biedermänner, welche in mehr oder weniger historische Costüme gesteckt und mit dem Namen historischer Persönlichkeiten versehen waren, gewiß den Vortritt vor den Genossen, welche ohne Mummerei vorgestellt wurden. Die Letzteren mochten wirklich aus dem vollen Leben gegriffen und tüchtig gemalt sein, der Vorgang mochte das unbefangene schauende Publikum auf's lebhafteste interessiren: das Verdienst wurde doch auf dessen Seite gefunden, der mühsam ein lebendes Bild zu irgend einem Capitel seiner Weltgeschichte gestellt hatte — gerade so, wie Gewohnheitsdichter behaupten, fünf Acte zusammengeschrieben zu haben, sei unter allen Umständen ein Ruhm vor Mit- und Nachwelt. Wenn nun noch der Akademie-Professor seinen Schülern Abscheu predigte vor allem „Niedrigen“, sie keinen Beruf in sich fühlten, Heilige abzutonterfeien, und zu gebildet waren, um mit der Naivetät der alten Meister sich die Geschichten der Vergangenheit für ihre malerischen Zwecke zurechtzulegen, so mußten wol die gestelzten Schildereien zu Tage kommen: es sei denn, daß sich ein Genie in das Atelier verirrt hatte, was, soviel bekannt, nicht häufig geschehen ist.

Wir haben durchgängig noch zuviel mit ererbten Vorurtheilen von vornehmern oder weniger vornehmen Kategorien des Kunstschaffens zu ringen; der Entschluß wird uns gar zu schwer, eine Richtung zu verlassen, für die unsere Kräfte nicht ausreichen und eine andere uns entsprechende einzuschlagen, wenn diese in eine „untergeordnete“ Region führt. Lieber ein Stümper mit großen Ambitionen, als ein Meister auf eng begrenztem Gebiet. Darunter litten bei uns so lange Zeit die reproducirenden Künste, darunter leiden auch die Kunstgewerbe. Vor dreißig Jahren glaubte ein akademischer Künstler sich vor seinen Collegen entschuldigen zu müssen, wenn er des Broderwerbs halber Holzschnneider wurde — das ist vorbei, der Holzschnitt hat sich seine Anerkennung erzwungen; dafür glaubt ein Jüngling, welcher halbwegs einen Gypsopf zusammengearbeitet oder gar schon „in Del gefrevelt,“ hat, herabzusteigen, wenn er „nur“ Musterzeichner würde, anstatt grundirte Leinwand kasterweis zu verbrauchen. Der Glaube an den höheren Rang alles Historischen in der Malerei ist gegenwärtig allerdings nicht mehr so verbreitet wie früher, allein man muß fürchten, daß an dessen Stelle die Unterschätzung des Gedankeninhalts überhaupt, der einseitige Cultus der Mache treten werde, und das können wir ebenso wenig wünschen, wie etwa eine bornirte Reaction gegen die Behandlung großer, geschichtlicher Stoffe. Uebrigens halten wir die letztere Gefahr für weniger drohend. Sollten uns Künstlernaturen wie Cornelius, Schnorr, Kethel, Leys erstehen, so werden sie ihren Weg finden, gleichviel ob sie aus einer Schule der „gediegenen Langweile“ oder aus einer modern-realistischen hervorgehen. Nur sollte der Jugend (wir sagen abermals: der dichtenden und der malenden) nicht der Wahn eingepfist werden, daß eine große, nationale, patriotische Kunst einzig von der Vergangenheit sich nähren könne. Welches Beispiel läge uns näher und welches wäre geeigneter, die Anschauungen über dieses Verhältniß zu klären, als das Beispiel der niederländischen Malerei des siebzehnten Jahrhunderts, zumal der holländischen. Was die Rembrandt, van der Helst, Raebstijn, Frans Hals u. s. w. gemalt haben, ist doch gewiß große, nationale, patriotische Kunst, ist historisch, eben weil es in der Gegenwart wurzelt.

Und sollte nicht auch die Art, wie Jene die biblischen Geschichten behandelt haben, sollten nicht die Vorbilder Dürers und Holbeins uns einen Fingerzeig geben, wie die moderne Malerei endlich wieder ein gesundes Verhältniß zu den religiösen Stoffen gewinnen könnte? Wenn der Künstler sich an den menschlichen Inhalt der Legenden hält, wird er auch wieder mit vollem Herzen bei der Sache sein und zum Herzen seiner Zeit- und Landesgenossen sprechen können, während jetzt die Meisten sich abmühen, eine ihnen fremde Sprache zu reden, sobald ihre Kunst für die Kirche in Anspruch genommen wird. Der Gedanke, von welchem Knaut bei seinem Madonnenbilde ausging, war gewiß

richtig, wäre er nur bei der Ausführung unbefangener dem ersten Antriebe gefolgt.

Wer uns aber eine fernere historische Zeit vor Augen führen will, der nehme die Sache nicht so leicht, glaube nicht, daß mit treuen Costümen schon alles gethan sei. Darum wirken die Gemälde von Leys im Antwerpener Rathssaale so überwältigend auf jeden Beschauer, darum stechen Adolf Menzels Bilder aus dem Leben Friedrichs des Großen so erquickend aus ihrer Umgebung hervor, weil diese Maler sich wirklich in den Geist der geschilderten Zeiten versenkt haben.

Was die monumentale Malerei (und Plastik) anbelangt, so ist wol der Wunsch gerechtfertigt, daß sie da, wo sie sich an die ganze Bevölkerung wenden soll, an den Außenwänden und in den Vorhallen öffentlicher Gebäude, nicht ausdrücklich auf Popularität verzichten möge. Wenn sie, um verstanden zu werden, klassische Bildung und zwar gewöhnlich ein bedeutendes Maß derselben voraussetzt, oder wenigstens die Fähigkeit und Übung, einer Allegorie auf all' ihren versteckten Pfaden zu folgen, so erfüllt sie ihren Zweck doch wol nicht. Die Völker des Alterthums sahen ihre nationalen Mythen verkörpert, die römische Bildung der Renaissance-Periode fand sich ohne Schwierigkeit in den Gedankengang ihrer das Heidenthum wieder belebenden großen Künstler, aber wir werden mit allem Schulunterricht unsere Zeit im Großen und Ganzen nicht dahin bringen, in den Göttern und Helden und symbolischen Gestalten *al fresco*, welche nicht bereits von alterer Heimatsrecht im Vorstellungskreise des Volkes besitzen, etwas anderes zu erblicken als Maskenball- oder Theaterfiguren. Solche Darstellungen erweitern nur immer mehr die Kluft zwischen Kunst und Volk, bestärken das Letztere in der Vorstellung, daß die Kunst nichts sei als eine kostspielige Liebhaberei der Großen. Und es sollte ja doch wol möglich sein, dem Begriffsvermögen auch der Nichthochgebildeten entgegenzukommen; der Sinn für Allegorie und Symbolik fehlt nicht, nur muß das Bild auch ohne gelehrten Commentar faßbar, die Idee eine in der Zeit noch lebendige sein.

Der Bildhauer ist, wie gesagt, weit übler daran. Zum Theil, weil bei uns Nordländern der Sinn für Plastik weniger entwickelt ist. Aber auch die Marotte trägt dazu bei, welche jedes kleine Talent antreibt, Großes schaffen zu wollen, und der Gang, welchen das Denkmalsetzen bei uns genommen hat. Fast jede Concurrenz für ein Monument führt zu einem öffentlichen Unglücksfall; die armen Preisrichter ringen die Hände zwischen all' den Entwürfen, welche entweder im Gedanken oder in der Form oder in beiden Beziehungen so traurig erscheinen, man fängt an zu parlamentiren, es wird umgearbeitet, vielleicht gar Mehreres zusammengeschmolzen, und endlich steht wieder ein neues in der langen Reihe von Werken da, welche Einem die ganze Plastik verleiden könnten. Und trotzdem wird die Welt nicht müde, das grausame Spiel immer von

neuem zu beginnen. Kaum hat ein Mann von Ruf die Augen geschlossen, so ist auch schon das Comité da, welches an dessen Manen die Schuld der Dankbarkeit abtragen will und in seinem edlen Eifer nie fragt, ob denn die Erscheinung des Verstorbenen eine Aufgabe für den Bildhauer sei oder nicht? Man denkt immer nur daran, das Gedächtniß eines Mitbürgers zu feiern, nicht aber daran, daß es sich auch um ein Kunstwerk handelt. Man hat sich an den Gedanken gewöhnt, daß es gar kein anderes Mittel, einen Dahingegangenen zu ehren, gebe, als die Aufstellung einer Porträtstatue. Man maßt sich endlich, dem Gefühle der Pietät folgend, ein Urtheil an, welches in den meisten Fällen erst der Nachwelt zufließt. Zum Ueberfluß spielt der Localpatriotismus mit: hat Krähwinkel seine eherne Berühmtheit, so muß Wolkenkuckucksheim ja auch die seinige haben, und müßte dazu der Burgemeister herhalten, dessen Tod als Befreiung der Stadt vom Tyrannen begrüßt worden ist. Hohe Zeit ist es offenbar, daß diesem Unwesen gesteuert werde, nicht zum geringsten Theil im Interesse der Kunst.

Die letztere braucht deshalb materiell nicht zu kurz zu kommen, wir möchten ihr im Gegentheil mehr Aufträge zuwenden. Zunächst setze man das Grabmal wieder in die ihm gebührenden Rechte ein. Es ist zu beklagen, daß mit der Verweisung der Grabstätten aus dem Innern und der Umgebung der Kirchen die neueren unter diesen um den herrlichen Schmuck gekommen sind, welchen den älteren die Grabmäler aus dem Mittelalter, der Renaissance- und Barockzeit gewähren. Welche Wunderwerke figuraler und ornamentaler Plastik bergen die Gotteshäuser Italiens, Frankreichs, Deutschlands, der Niederlande u. s. w.! Und es ist im Grunde nicht abzusehn, weshalb Bürgern, welche sich um ihre Gemeinde verdient gemacht haben, die Ehre einer solchen großen oder kleinen, schön umrahmten Gedenktafel an der Kirchenwand verweigert werden soll, wenn Angehörige und Freunde ihrer Dankbarkeit bleibenden Ausdruck geben wollen. Den Bildhauern würde sich damit ein Feld der Thätigkeit öffnen, welches jetzt so gut wie verschlossen ist, und die meist so nüchternen modernen Kirchen hätten auch keinen Grund sich zu beklagen. Außerdem bleibt das Gräberfeld da für die Bethätigung der Pietät. Man begnüge sich eben nicht mit den Kreuzen und Stelen, welche in den Fabriken vorrätzig gehalten werden. Die Symbole des Todes und der Unsterblichkeit haben ja von jeher der künstlerischen Phantasie reiche Anregung gegeben. Und wie überschwänglich sich die Liebe der Hinterbliebenen äußern möge, auf jenem Boden ist das ihre Privatsache.

Aber wie ein öffentliches Denkmal für eine gewisse Entfernung gedacht sein muß, so lasse man auch die Entfernung durch die Zeit wirken, bevor man einem Todten diese höchste Ehre zuerkennt. Der frische Schmerz über den Verlust hat nicht das unbefangene Urtheil. Diese Frage ist aber zugleich künstlerisch von Bedeutung. Soll dem soeben erst

Geschiedenen ein Denkmal errichtet werden, so verlangt man ihn in voller Porträtähnlichkeit und zwar so zu sehen, wie er zuletzt sich zeigte. Was das sagen will, wurde bei der Concurrrenz für ein Standbild Grillparzers recht deutlich. Neun Zehntel der Projecte zeigten den Dichter als den gebrechlichen, mürrischen Greis, als welchen das Wien der letzten zehn Jahre ihn kannte, und vor den wenigen, deren Schöpfer ihn in der Vollkraft dargestellt hatten, fragten die Beschauer: Das soll der Grillparzer sein?! Liegt ein Zeitraum auch nur von einigen Jahrzehnten zwischen dem Todestage und dem Denkmalsetzen, so hat der Künstler viel freiere Hand, er kann das Lebensalter wählen, welches ihm das passendste zu sein scheint und man fordert von seinem Werke nicht mehr die gemeine, photographische Treue.

Und weshalb um aller Heiligen willen muß denn jede Berühmtheit in ganzer Figur abgebildet werden? Weshalb insbesondere die Kopfarbeiter, deren Leibesbeschaffenheit so selten dem Canon menschlicher Schönheit entspricht? Als ob eine vollendet ausgeführte Büste weniger Kunstwerk wäre und weniger Ehre brächte! Als ob der rechte Künstler nicht etwas wahrhaft Großes schaffen würde, auch ohne ein anderes Abbild des Gefeierten als eine Büste oder ein Relief! Vor so manchem der Schillerdenkmale, mit denen Deutschland jetzt so überreich gesegnet ist, überlegt man, ob sich nicht das Ganze um so viel besser ausnehmen würde, wenn eine der allegorischen Figuren des Postaments, wie z. B. die Göttin der Freiheit oder die Poesie, und der unglückliche Dichter ihre Plätze wechseln könnten. Auch damit, daß man das völlige Freistehen eines jeden Monumentes als selbstverständliche, unverlezhliche Bedingung betrachtet, erschwert man sich so oft die Sache ganz unnötig. Tausende sehen jährlich die Fontaine Molière, aber daß sie mit Nutzen gesehen worden wäre, haben wir noch aus keiner Concurrrenz entnommen. In Wien begrüßte man es allerseits als eine wahre Befreiung, als ein Bildhauer den Muth gehabt hatte, den Grillparzer in eine Nische in der Tiefe einer Gredra zu postiren, deren Innenseite mit Reliefdarstellungen zu des Dichters Werken geschmückt werden sollte, und man hoffte von diesem Beispiel günstigen Einfluß; statt dessen hat der Künstler selbst sich verleiten lassen, in einem neuen Entwurfe die Porträtfigur auf einen curulischen Sessel im Centrum des Halbkreises zu setzen, so daß man vom Hemicycle aus nur die Rückseite derselben sehen würde.

Ein sehr merkwürdiges Beispiel, wie unsere Zeit rathlos einem Versuche gegenübersteht, das ausgefahrene Geleise zu verlassen, bietet das Reformationsmonument in Worms. Die gesammte Anordnung desselben setzt voraus, daß es einen Hintergrund erhalte. Bruno Meyer, der das Werk noch in Lauchhammer, wo es gegossen worden, sah, berichtet, daß es dort auch ganz entsprechend „auf einem Hügel gegen den

Wald gelehnt“ aufgestellt gewesen.*) In Worms hat man es umgekehrt postirt, so daß es sich vom freien Himmel abhebt und noch dazu die Nachmittagssonne im Rücken hat, eine Stellung, welche es thatsächlich um den größten Theil seiner Wirkung bringt und die nicht seltenen abfälligen Urtheile mitverschuldet. Anstatt, wozu es ganz geschaffen wäre, das Einerlei der Säulenheiligen auf einem „Ofen“, an dem sich einige Allegorien wärmen, zu brechen, gilt es nun der großen Menge als eine unglückliche Abirrung vom Wege des Herkömmlichen.

Das Denkmal für Kolière könnte aber in zweierlei Beziehungen auf neue Gedanken bringen: als an die Wand sich anlehndes Monument und als Brunnenmonument. Dem Wasser gegenüber haben wir uns die längste Zeit als rechte Barbaren erwiesen und dürfen uns schämen vor allen Jahrtausenden und Jahrhunderten bis in das vorige, bis in die verrufene Periode des Pops hinaus. So weit wir in die Vergangenheit zurückblicken können, sehen wir die Quelle von den dankbaren Menschen geschmückt, erkennen wir, wie durch sie des Künstlers Phantasie in der mannichfaltigsten Weise beschäftigt worden ist, und noch im vorigen Jahrhundert wußte man sehr genau die festen Linien des architektonischen Gerüsts und des plastischen Schmucks mit den flüssigen des Wassers zu einem harmonischen Ganzen zu verbinden. Erst unsere Zeit verlor auch dafür das natürliche Gefühl. Für gewöhnlich stattete man die Brunnen in einer Weise aus, welche ästhetisch sich nicht um eines Haares Breite über die Methode des Gebirgsbewohners erhebt, den Quell in ein hölzernes Rohr zu zwingen; und sollte etwas Besonderes geliefert werden, so ließ man entweder den Wasserstrahl nackt und bloß zwischen den Steinmassen der Häuser aufsteigen, wo er sich so verlassen vorkommen muß (welche Vorstellung der Springquell mit Hintergrund von Bäumen und Büschen bekanntlich nicht erweckt) — oder behandelte ihn wie zufälliges Beiwerk der allegorischen Figuren, welche sich unter einem kolossalen Präsentirtbrett oder um den Ständer eines Leuchters gruppirt haben oder an einer Wand Schildwache stehen.

Der Brunnen — gibt es eine dankbarere unter den populären Aufgaben für den Bildner? Wenn man, gewohnt in Städten zu leben, welche nach dem Winkelmaß regulirt und von Polizeiwegen uniformirt zu sein scheinen, in einen Ort kommt, der sich noch einen Rest alter Ungebundenheit und Erinnerungen an die Vergangenheit gewahrt hat, so übt kaum irgend etwas einen solchen Zauber aus, nenne man ihn romantisch, alterthümlich oder einfach malerisch, wie die alten Brunnen. Jeder gibt ein Bild. Die steinernen Stufen und Brüstungen, die Gitter von gediegener Schmiedearbeit, die Figuren, vielleicht recht wunderliche Heilige, bemooft und verstümmelt niederschauend auf die plaudernden Mägde

*) Meyer, Studien und Kritiken. Stuttgart 1877.

mit Krügen auf Kopf oder Schulter: es braucht nichts hinzugethan zu werden. Und von da zu den Nürnberger, den Salzburger, den italienischen Brunnen, welch' ein unererschöpflicher Reichthum der Ideen und Motive! Und wir achten ja in der Gegenwart das Wasser wieder höher, sind durchdrungen von der Wichtigkeit desselben für die Existenz des Menschen und bewilligen die größten Summen, um es rein und reichlich zu erhalten. Da gebe man den Bildhauern zu thun, man wird ihnen und der Kunst einen größeren Dienst erweisen als mit den ewigen Porträtstatuen, die schließlich einander so ähnlich werden, daß ein Riesenkind, welches die Monumente verschiedener Städte vertauschen wollte, mit seinem Schabernad kaum Effect machen würde, und von denen viele schon den Menschen des nächsten Jahrhunderts so fremd anblicken werden, wie uns irgend ein Ortsheiliger aus der Barockzeit.

Dem Ornamentbildhauer hat sich wenigstens dort, wo die Architektur sich des Lasters der Zink- und Stuckplastik erwehrt, durch die neue Bauperiode ein ergibiges Feld erschlossen. Aber gegen die Kunstindustrie verhalten sich noch so viele Künstler spröde, die durch ihr Talent doch ganz deutlich auf kleine Verhältnisse hingewiesen werden. Daß es nun einmal auch unter diesem Gesichtspunkte ganz verschiedene Begabungen gibt, daß so mancher ausgezeichnete Maler kleiner Figuren ohnmächtig ist gegenüber einem großen Format, daß mancher fein Bestes stets in der Skizze gibt und es in der Ausführung jedes Mal verdirbt u. dergl. m. sollte allgemein bekannt sein; und es kommt auch seltener vor, daß ein Malertalent für das Kleine und Zierliche meint, durch einfache Vergrößerung könne das Kleine „groß“ gemacht werden. Daß Bildhauer sich öfter über diesen Punkt täuschen, mag aus der Gewohnheit zu erklären sein, den eigenen Entwurf klein zu machen und das große Modell durch andere Hände ausführen zu lassen. Wie viele aber, die fort und fort sich an große Aufgaben wagen, verbittert werden und Mangel leiden, weil die Welt sich um ihre Arbeiten nicht kümmert, könnten der Industrie und sich selbst helfen. Ist auch einer der schönsten Zweige der kleinen Plastik, die Elfenbeinschnitzerei, aus der Mode, so lechzen die Goldschmiedekunst, der Bronze- und Eisenguß, die Möbelschlerei zc. förmlich nach der Unterstützung durch künstlerische Kräfte.

Wenn etwas uns Hoffnung auf die Dauer der jetzigen kunstfreundlichen Richtung geben kann, so ist es das allgemeine Interesse an der Architektur. Darin hat sich während der letzten Jahrzehnte wirklich ein ungeheurer Umschwung vollzogen. Heute kann man sich kaum noch vorstellen, wie einflußlos die officielle Bauhätigkeit unter Ludwig I., Friedrich Wilhelm III. und IV., das Birken Sempers in Dresden blieb. Und wer hätte damals geahnt, wie reich wir an Talenten sein würden, sobald sich nur das Bedürfniß äußerte. An „Aber“ ist dabei wol kein Mangel. Hier klagt man über die Façaden-Architektur, welche vergift, daß ein

Gebäude, welcher Art es sei, vor allen Dingen zweckmäßig zu sein habe und nicht um der schönen Außenseite willen da sei; dort über schablonenmäßiges Bauen, das nur des alten Schlendrians und der alten Monotonie neuere Phase, und fürchtet mit Recht, daß die unzählige Male sich wiederholenden, wie aus einer Form gegossenen Pilaster, Karyatiden und Balcone endlich eben so langweilig werden müssen, wie die frühere Nüchternheit und Schmutzlosigkeit; am dritten Orte rügt man die Züchtung von Baubureaukraten, welche ihre jungen Jahre in Landstädten und an die gleichgültigsten Aufgaben verlieren, nach der Anciennetät vorrücken und endlich, ohne genug gesehen, ohne ihre Kräfte geübt zu haben, oft schon stumpf und verknöchert, an Plätze gestellt werden, welche einen Künstler im vollen Umfange des Wortes und zugleich einen gewiegten Praktiker erheischen. Doch dies nur im Vorübergehen! In der Hauptsache halten wir den Entwicklungsgang für einen gesunden, hoffnungsreichen, und betrachten namentlich das immer allgemeiner hervortretende Einlenken in den Stil der deutschen Renaissance für eine sehr glückliche Wendung.

Das Aussprechen dieser Ansicht wird von den Classicisten häufig als eine Kriegserklärung aufgefaßt. In der That ist die Frage nur die, ob unter allen menschlichen Dingen allein der bildende Kunst die natürliche Entwicklung versagt werden soll oder nicht. Die Architekten, welche diese Frage wenigstens für ihre Kunst bejahen, brechen damit über ihre eigene Thätigkeit den Stab, denn sie werden doch schwerlich behaupten wollen, daß ihre Werke von den Zeitgenossen des Perikles oder des Hadrian würden als ihren Bauten ebenbürtig angesehen werden. Geben sie aber zu, was sich von selbst versteht, daß der heutige Mensch es trotz aller Anstrengung nicht dahin bringen könnte, zu denken, zu empfinden, sich auszudrücken wie der Bürger einer Welt, welche um zwei Jahrtausende hinter uns liegt, und daß, selbst wenn das möglich wäre, doch die neuen Lebensformen ihn zu Neubildungen zwingen würden: dann erkennen sie die Berechtigung der Renaissance an und verlangen nur, daß die ganze Arbeit des modernen Geistes während des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts als nichtgeschehen betrachtet und noch einmal begonnen werden solle. Das ist nicht anders, als ob das gebildete Abendland plötzlich wieder sich bemühen sollte, griechisch und lateinisch zu sprechen, damit aus der Mischung der alten Sprachen der Gebildeten und der Volkssprachen wieder neue hervorgehen könnten. Niemand bestreitet die Unentbehrlichkeit der alten Sprachen und der alten Stile als Bildungs-, als Schulungselement, Niemand verkennet, daß das gründliche Studium der Alten stets verjüngend und läuternd wirken wird auf die Production der Gegenwart. Aber damit auch genug. All' das gebaute Griechen- und Römerthum bleibt uns ja doch fremde und kalte Erscheinung wie Murets Reden, Racines Tragödien und Davids Gemälde, so sehr wir im einzelnen Falle die Kunst des Meisters bewundern mögen.

Einzelne Stimmen wollen die Renaissance allenfalls noch gelten lassen, aber nur die italienische, in welcher noch der verwandtschaftliche Zug an das Römerthum erinnert, selbstverständlich nur die Früh- und Hochrenaissance. Hier soll aber Wall und Mauer aufgeführt werden. Denn, würden diese überschritten, ginge man bis zu den Mundarten über, welche durch das Vordringen der Renaissance in die verschiedenen anderen Länder entstanden sind, dann — rettete uns nichts von Barock, Roccoco, Verwilderung, Barbarei. So wird behauptet, allein wie steht's um den Beweis des Sages? Wiederholt sich denn überhaupt jemals etwas Zug für Zug? Sind die Weltverhältnisse heute dieselben wie damals, als König L'état c'est moi Europa Gesetze gab? Und würde ohne die französische Dictatur die deutsche Renaissance denselben Weg gegangen sein? Sehen wir doch, daß trotz der Nachäffung der Versailler Moden durch die Fürsten und Großen die deutsche Bausprache so gut wie die deutsche Schriftsprache fortgelebt hat, wol nüchterner und roher geworden ist, aber doch immer den heimischen Stamm erkennen läßt, bis unser Jahrhundert auch da die allgemeine Verflachung brachte. Was die Rigoristen unter den Anhängern der italienischen Renaissance Verderbniß, Ausartung nennen an der deutschen Renaissance, ist ja bei Lichte besehen nichts anderes als der national-germanische Zug, welchen wir in der romanischen Architektur erkennen, der aus unserer Gothik und aus dem Stil spricht, welcher der Vermählung der Gothik mit dem „Antikischen“ sein Dasein verdankt. Und dieser Zug berührt uns eben wie ein heimischer Laut, Jeden, der nicht erst sein Schulcompendium fragt, was ihm sympathisch sein dürfe.

Die Renaissance im Allgemeinen wird sich ihre Stellung als Sprache der modernen Cultur nicht abdisputiren lassen, die Sache eines jeden Volkes scheint es zu sein, seinem Dialect derselben die Pflege und Ausbildung angedeihen zu lassen, daß er hinter den anderen nicht zurückbleibe, nicht von einem anderen verdrängt werden könne. Darin liegt schon, daß wir es nicht für nachahmenswerth halten, mit obsoleten Ausdrücken zu renommiren und zu kokettiren, wozu in München Neigung vorhanden zu sein scheint, und es bedarf wol nicht der Versicherung, daß wir unserer Zeit so wenig zumuthen, das Deutlich des Weiskönig wie das Latein des Cicero sich als Umgangssprache anzueignen. Was wir im neunzehnten Jahrhundert bauen, wird ja immer ganz anders aussehen, als es etwa der Heidelberger Baumeister Jakob Haidern gemacht haben würde. Und eben deshalb scheint auf diesem Wege der Stil der neuen Zeit zu liegen, der so viel vergeblich gesucht worden ist und den zu suchen wol stets vergebene Mühe bleiben würde.



Zur Psychologie der Bauern.

Die fromme Kathrin'.

Von

Ludwig Anzengruber.

— Wien. —

Ich saß neben ihr. Der Leser wird wohlmeinend verwarnt, keinen irgend schwärmerischen Nachdruck auf das „ihr“ zu legen, denn sie war ein altes, bresthaftes Weib und ich saß neben ihr auf der Bank unter dem breitblättrigen Kastanienbaume, der vor dem „armen Leut'-Haus“ stand.

Es gibt wol Dörfer, in welchen fast jedes Haus so ein „armen Leut'-Haus“ ist, und wenn da Einer noch obendrein sein Obdach verliert, so muß er Jahr über als sogenannter „Einleger“ die ganze Gemeinde Hütte für Hütte durchwandern. Jeder hält ihn, so lang es eben angehen mag und Alle halten ihn schlecht; hat der Einleger die letzte Hütte verlassen, so spricht er wieder in der ersten zu, von beiden Theilen aber freut sich keiner sonderlich auf das Wiedersehn. Reichere Ortschaften halten so ein „armen Leut'-Haus“, wo der verschämte Arme Obdach und kärgliche Verpflegung findet und der unverschämte Bettler die letzte Zuflucht, wenn er körperlicher Gebrechen halber nimmer auf der offenen Landstraße herumstreichen kann, denn so lang das noch angeht, lacht er über die Zumuthung, im „armen Leut'-Haus“ sich versperren zu lassen.

„Schau, schau,“ sagte das Mütterchen an meiner Seite, „hätt's nicht gedacht, daß sich so ein schöner Herr noch neben mich altes Weib setzen möcht', vor fünfzig Jahren wär's nit zum Verwundern gewest, aber heut' nehm' ich's Keinem für übel, wenn er lieber vor mir davonläuft, als bleibt.“

„Ich hab' es nie sonderlich gescheidt finden können, wenn man einem Alten vorhielt, daß er nimmer jung sei. Jünger kann Keiner gewesen sein, als wir's gewesen sind, aber älter kann Eines wol werden als das Andere und alt wollen wir Alle werden, ob wir uns und Andern dabei gefallen oder nicht. Ihr seid ja auch einmal jung gewesen, Frau Mutter!“

„Ei freilich,“ sagte sie und sah dabei ganz glücklich darein, als wär' ihr eine große Gnade damit erwiesen worden, daß sie auch einmal jung war. „Ei freilich, nur merkt man halt jetzt nichts mehr davon. Geld, es ist schön da heroben und deswegen habt Ihr Euch hergesehzt und nehmt so 'ne unbefchaffene Nachbarschaft mit in' Kauf?“

Es war auch schön. Das Armenhaus stand auf einer Anhöhe, von der man das Dorf und ein gut Stück flachen Landes übersah. Die Gegend lag im Abendsonnenschein, rosig leuchteten die kahlen Felsen der nicht allzu fernen Berge und die bewaldeten Stellen umgab ein goldig brauner Schimmer. Die Häuschen lagen scharf im Schatten oder mit glühenden Fenstern im Licht, der Dach funkelte und brannte und erlosch, wo er in den Schatten der Berge einbog. Eine stille, friedliche Welt im Festgewande.

„Gefällt's Euch da?“

„Ausnehmend, das will ich meinen.“

„Das freut mich, daß Ihr das lobt, lieber Herr, denn es ist meine Heimat. Zu viel tausendmal hab' ich's schon gesehen; Ihr glaubt es nicht, wie schön es da selbst zur Winterszeit ist. Ich verdient' blind zu werden, — wovor mich Gott und unsere liebe Frau in Gnaden bewahren mögen, — wenn mir's nimmer gefiele! Denn da auf dem Fleck bin ich geboren und auf dem Fleck Erd' geh' ich auch zur Ruh', von der andern Welt, so weit und nah sie herumliegt, weiß ich spottwenig. Es muß gar eigen sein, wenn ein Mensch viel in der Welt herumkommt, da geboren wird, weit davon heirathet, an einem dritten Ort wirthschaftet und an einem vierten, wo er's gar nie gedacht hat, den Tod erwartet. Herr, ich kann mir's nit vorstellen, wie sich so Einer in Gedanken strecken und reden muß, daß er auf jedes Fleckerl Erden reicht und sein Erinnern zusammenfaßt, — so ist Dir's da ergangen und da, — mag wol auch viel daneben fallen, ich fürcht', ich thät' mich völlig selbst verlieren, wenn ich mir von aller Welt Enden so stückweis mein Leben zusammenlesen müßt'. Gehört ein starker Kopf dazu, wer den nicht hat, verzettelt sich in der Welt. Ich hab' es immer gar kläglich gefunden, wenn man Leut' von ihrer Heimat ausgetrieben hat, man nimmt ihnen ein gut Stück Leben weg und läßt ihnen ein unklar Träumen; lieber Herr, das ist halt so mein Reden, Ihr müßt mich nur versteh'n! Hehe, als kleines Mädel wollt' ich durchaus in unserm Dörfel gefirmt werden, — verzeih' mir die Sünd', — sonst lieber gar nicht. Es hat viel Zureden gekostet, bis sie mich in die Stadt gebracht haben, denn kommt man auch im Ort zu jeder andern Tröstung und Gnabspendung, den heiligen Geist muß man sich schon von weiter herholen. So bin ich denn auf einen Tag in der Stadt gewesen, bin in dem Gewirr und Gewog' wie träumend einhergegangen und herumgestoßen worden, weiß heut' nit, zählt der Tag oder nit. Ich hab's nit viel weiter

gebracht wie das Käferl auf der Stauden, aber da kenn' ich, wie das, jedes Blättchen. Weiß meine Wege ein und aus. Seht gerad' vor Euch hin! Das große Haus mit den leuchtenden Fenstern, 's ist mein Elternhaus, da hab ich manch Paar kleine Schühern vertreten und später dort in dem Gasthof manch ein größeres zur Kirchweih vertantz, am andern End', schon fast am Waldrand, sieht die Hütte her, wo ich als Weib gehauft hab' und von da biegt sich der Weg und hat mich mit auf die Höh' geführt, gar bis da herauf in's arme Leut-Haus. Ja. Und inmitten steht die Kirch', dort bin ich getauft und copulirt worden und noch Eins wird mir nicht ausbleiben und dann geht mein Weg erst recht aufwärts, bis dort gegenüber auf die Waldwiesen; seht Ihr den Freit-hof, lieber Herr? Ja, ich weiß meine letzten Weg' zum voraus, wie ich all' meine andern weiß, so weit der Mensch ein Erinnern hat."

"So genau?"

"Ah ja, eben weil mir Alles so vor Augen liegt von Kind auf. Eins ist freilich spaßig, wenn ich's so überdenk', und fast getrau' ich mich dann nit zu sagen, ich wüßt' Alles so genau. Denn seht, lieber Herr, wenn ich so tagüber da sitz', kommen aller Art Leut' vorbei, jetzt ein klein's übermüthig Menschel, das keine zwei Schritt gehen kann, ohne ein halb Duzend darauf zu springen, daß dem Schulzeug in dem Böger angst und bang wird, darauf eine flinke Dirn, dann ein brav' lustig' Weiberl, das mir ein «Grüß Gott» zuruft und wieder ein alt' freundlich Mütterl, und wenn ich so denk', all' das, Eins nach'm Andern, bin auch ich geweest, wie ich da neben Euch hod', nit anders, — es ist ein Mirakel, Herr! — Du lieber Gott, ich schwäg' und schwäg' und Ihr denkt Euch vielleicht schon in der Still': was will mir denn die alte Plaudertaschen?"

"Das müßt' ich in die Haut hineinlügen. Schwätzt zu, Frau Mutter, ich hör' Euch gern zu."

"Na, Ihr wißt halt, daß alte Weiber gern schwätzen und es ihnen wie eine Wohlthat ist, wenn man ihnen Gehör gibt und da sagt Ihr so, um mir die Freud' nit zu verderben."

"Nochmal, ich müßt's lügen. Ausgerastet hätt' ich mich rechtschaffen, gesehen auch, was es zu sehen gibt, gäh's nichts zu hören, säß' ich schon nimmer da. Mir ist's recht, wenn Ihr ebenso gern plaudert, wie ich zuhör'. Sagt mir einmal, wie man Euch nennt."

"Ich heiß' Kathrin' Haberlechner, als Mädchel hab' ich Niedtmeier geheiß'n."

"Nehmt's nicht übel. Die Leute in einem Ort taufen sich gerne unter einander um, so daß kaum Einer seinen rechten Namen behält, manchmal geschieht es blos aus Spaß, mitunter auch — was schlimmer ist, — aus Neid und Bosheit, es kommt aber auch vor, daß der Ruf-name schier der richtige ist. Habt Ihr etwa einen solchen?"

„Nein. — Das heißt wol, ich möcht' ihn aber nit nennen.“

„Ist er so unbeschaffen?“

„Das jußt nit.“

In diesem Augenblicke ging ein Mann mit einer Kreunze voll Gras vorüber. „Guten Abend, fromme Kathrin!“, grüßte er.

„Also «fromme Kathrin» heißt man Euch?“

Sie schüttelte etwas ärgerlich den Kopf, während sie den Gruß zurück gab. „Guten Abend, Claus!“

„Ihr betet wol fleißig und geht oft in die Kirche?“

„Ah, lieber Herr, müßt nicht denken, es komm' daher, es gibt viel Frömmere, ich bet' nit mehrer und geh' nit öfter in die Kirch' als Andere; ich weiß nit, wie die Leut' auf den Einfall gekommen sind, mich zu heißen, wie Ihr gehört habt.“

„Ei, Mutterl, kein Ding ohne Ursach'! Vielleicht werd' ich es wissen, wenn Ihr mir erzählen wollt, wie Ihr dazu gekommen seid und daß Ihr's thut, darum bitt' ich Euch!“

„Nun nöthigen werd' ich mich nit lassen, aber Euch darf es nicht gereuen, wenn Ihr eine Geschichte hört, wie viel' andere.“

„Meine Eltern hab' ich nur als das gekannt; wie es früher um sie gestanden, davon weiß ich nichts. Das ist wol manchmal recht gut für die Kinder, freilich könnt' man ihnen oft durch eine wahre Aufrichtigkeit ein gut' Theil eigener Mühsal ersparen und sie gerad' aus und sicherer auf'n Lebensweg weisen, als sich das später so von selbst macht, aber das ist Einem halt nicht gegeben, man schämt sich und weiß man gleich nicht warum, man schämt sich und will's nit gelten lassen, daß man auch nichts viel Bravers war, als die andern Leut' und will als Vater oder Mutter ganz was Besonders vorstellen.“

Meine Mutter war eine tüchtige Wirthschafterin und hat ihre Arbeit gethan und dabei wenig Worte verloren, war überhaupt ein stilles Weiberl, der Vater hat sich desto lauter im Haus vernehmen lassen und beim Spektakelmachen haben wir Kinder, wir waren unser sieben, ihm rechtchaffen geholfen.

Troß arbeiten und sparen war aber kein Gedeihen zu vermerken, denn, lieber Herr, sieben Kinder die zehren über kurz oder lang ihre Eltern auf, da mag ein Bauerngut oder eine ganze Herrschaft daranhängen. Das ist nit lustig, gar nit, das ist, wie wenn Einer sich auf einer Berglehn' an einer Stell' erhalten möcht', aber immer find't er kein' Halt, unter seinen Füßen bröckelt's los und er mag thun was er will, er kommt immer tiefer, wie er sich auch stemmt und sperrt; da verlegt sich halt gewöhnlich der Mann auf's Fluchen und das Weib auf's Beten. So war's auch bei uns. Der Vater hat geflucht, das haben ihm die

Brüder abgelernt und die Mutter hat uns Dirndeln fleißig zur Kirche mitgenommen.

Nun von da her schreibt sich wenig Frommheit. Wir sind gern mitgelaufen, in der Kirche war's so schön, hat immer was zu schauen gegeben, Bilder, Lichter, Leut', — im Gebetherfagen und Singen hat man sich hervorthun können und ist belobt worden, alles Andere vermag doch ein Kind nit zu bekümmern, das noch keine Noth kennt und dem Unterhalt und Spielwert, Nöthig's und Unnöthig's, wie vom Himmel fallen oder aus der Erd' wachsen. Mühsal und Noth sind wol auch nur dem Menschen beigeßelt, daß er merkt, zum Gutgesche'nlassen allein ist die Welt nit da und er nit auf ihr.

Ich war das erstgeborene Kind und nach mir ist meine Schwester, die Ploni gekommen, wie wir Beide mannbare Dirnen gewesen sind, da sind wir noch lieber in die Kirche gegangen. Junge Dirnen sehen gerne nach den Burschen und die nach den Dirnen, das ist halt einmal so eine alte Einrichtung, wird auch nit leicht abzuschaffen sein. Einer hätt' mir besonders gefallen, das war der Sohn vom Müller im Ort, — die Müh!' liegt dort, wo der Bach gegen den Wald einbiegt, die kann man von hier aus nit seh'n. Vincenz hat er geheißten, war ein großer, starker Bursch und sauber, mit seinen braunen Augen unter dem pechschwarzen Haar hat er fest in die Welt geschaut. Ich war nit die Einzige, die ihn hätt' gut leiden mögen und das hab' ich wol gemerkt und da hab' ich mir 's erste Mal gedacht, wenn das Beten was nütz' sein thät', so möcht' ich mich wol auf's Frommsein verlegen und mir den Vincenz erbeten.

Ob Andere auch so thöricht waren, weiß ich nit, mag's aber wol glauben, denn in dem Alter ist jedes auf gleiche Dummheit aus. Ja, Herr, das war ein recht andächtig's Wesen dazumal.

Wenn man immer nach Einem schaut, so muß der doch am End' einmal einen Blick auffangen. So geschieht es eines Nachmittags nach'm Segen, daß der Müllerssohn neben mir und meiner Schwester steht und sagt: Dirndeln, ich geh' mit Euch!

Wenn Du nichts versäumst, sagen wir, kannst ja nebenher gehen.

So ist er nebenher gegangen. Nach dem einen Mal hat er sich uns öfter angeschlossen, immer hat er nur mit mir geredet und die Ploni, wie ein armes Waiserk, an der Seit' schleichen lassen; erst hat's mir völlig leid gethan, dann aber hab' ich mir gedacht, geschieht ihr recht, was muß sie nah' bleiben, paar Schritt hintennach käm' sie gerad' so gut nach Haus.

Dann haben wir uns öfter zu sehen versucht, auf'm Feld, auf der Berghalb', wo sich's eben hat schiden wollen, unter Gottes freiem Himmel oder im Walddunkel wären wir aber nicht, wie auf dem Weg aus der Kirche, mitten unter Leuten, sondern mutterseelenallein gewesen und da hab' ich auch nichts dagegen gehabt, wenn sich die Ploni zu uns gefunden hat und das ist jedmal geschehen.

Ich war zur Zeit ein lustiges Dirndl, wie erlaubt und recht ist, die Ploni aber das war gar ein Unend, so toll und wild. Oft hab' ich sie auf dem Stellbichein-Platzel schon vor mir mit dem Vincenz zusammen getroffen, manchmal, wenn er hat auf sich warten lassen, hat sie sich versteckt, ist dann hervor und hat ihm die Händ' vor die Augen gehalten und gefragt, was er gar wohl hat errathen können: wer es ist? Und wenn er gegangen ist, ist sie ihm oft eine Strecke nachgerannt; zu all' dem ausgelassenen Wesen hat er aber sauer gesehen und ihr manchmal harte Worte gegeben. Mich hat er dafür einmal über's andere die Ehrbarste geheißt, die er kennt.

Ei ja. Darüber ist ein halb Jahr vergangen, End' October war's geworden. An einem Tag, so schön wie einer sein mag, sind wieder wir alle, der Vincenz, ich und die Ploni, dort am Waldsaum geseßen. Die letzte Zeit über hat der Wuthwill' die Ploni nit mehr so arg geplagt wie früher und wenn sie sich auch übermüthig geberdt hat, so war's just, als wollt' sie damit sagen: Ihr müßt nit meinen, ich wär' nimmer die Alte! — Ich wußt' nit warum.

Ich bin auf einem Baumstrunk geseßen, hab' das Köckel kleinwenig heraufgezogen, daß ich die farbigen Zwickel von meinen Strümpfen hab' sehen können und hab' mit einem Bertel nach meiner Schuhspiz geschlagen, eben deswegen, weil mich der Vincenz wieder gar ehrenhaft genannt hat. So sag' ich nach der Seite hin, wo er geseßen ist: Nun, wenn ich Dir ehrbar genug bin und auch sonst nit z'wider, so könntest doch einmal mit Deinen Leuten reden, was die dazu meinen. Mein Herz hängt an Dir, das weißt D'; nun möcht' ich Dich aber auch so sicher, wie ich Dir bin.

Da sagt er darauf: Ich werd' schon reden.

Und die Ploni, die einen Schritt hinter uns, zwischen den beiden Strünken, an einem Baum gelehnt ist, sagt: Zeit wär's!

In der Meinung, sie will sich meiner annehmen, schau' ich lachend auf und wend' mich nach ihr, da ist mir aber das Lachen vergangen. Herr, Du mein Gott! Was war das für ein Gesicht!

's ist einmal ein Thierbändiger durch's Ort gereist. Herr, nit anders wie ein wild' Thier, das seinen Peiniger zerreißen möcht' und doch Furcht vor ihm bezeigt, hat die Ploni den Vincenz angesehen.

Da ist's mir jäh durch den Kopf geschossen: Du warst blind, zwischen den Zweien ist es nit in der Ordnung! Ich heb' mich vom Sitz und fass' die Beiden in's Aug. Nie zuvor ist mir's aufgefallen, aber da zur Stell' hab' ich mit Verwunderung nach meiner Schwester geschaut, wie schön die war, wie groß und wohlgewachsen, was sie für dunkles, reiches Haar, für leuchtende Augen, für blanke Zähn' gehabt hat. Recht klein und nichtig bin ich mir daneben vorgekommen, aber nur einen Augenblick hat das gedauert, wie eine Wilde bin ich aufgefahren: Ihr habt mich betrogen!

Darauf ist der Bursch langsam aufgestanden, sieht erst mich an, dann die Ploni, nach der hin hat er die Augen so zusammengekniffen, daß er nichts Schönes mehr im Gesicht behalten hat; wendet sich, sagt: Macht das unter einander ab — und geht.

Da ist die Ploni an der Stell', wo sie gestanden, wie leblos hingefallen. Es war aber früher nie an ihr so ein hinfällig Wesen zu vermerken. Hätt' ich ihr's vor einer Minute noch wünschen mögen, daß sie todt hinfiel, wie ich sie hab' zusammenbrechen sehen, bin ich ihr schnell beigefprungen. So überkommt's den Menschen, wenn er plötzlich seines Gleichen in Noth und Gefahr sieht, daß er Alles darüber vergißt, so ist das Herz uns in die Brust gegeben, es verhärten und üble und böse Gedanken hineintragen thun nur wir selbst.

Wie die Ploni ist wieder zu sich gekommen, da war ihr erstes Wort: Kathrin', Du mußt mir ihn lassen! Auf das hab' ich mich von ihrer Seite erhoben, ihr den Rücken gekehrt und bin voran den Weg nach unserm Elternhaus geschritten. Sie ist paar Schritte hinter mir her, und ist sie mir nah' gekommen, hat sie gesagt: Den Vincenz mußt Du mir lassen! Darauf bin ich immer etwas schneller gegangen, von ihr weg.

Beim Bach sind wir steh'n geblieben, haben uns Beide das Gesicht gewaschen und mit den Schürzen sorglich abgetrocknet und sind in's Haus getreten.

Ich und meine Schwester sind in einer Stube gelegen, vom Schlafen war keine Red', hab' ich mit dem Weinen ein wenig eingehalten, so hab' ich sie an der andern Wand können schluchzen hören. Der Mond hat durch die obern Scheiben, die nicht verhangen waren, hereingeleuchtet, Mitternacht hat's gerade vom Thurm geschlagen, da steht die Ploni neben meinem Bett, beugt sich über mich herab.

Kathrin', hörst?

Ich rüd' ungeduldig.

Da neigt sie sich herab bis zu meinem Ohr und sagt leij': Um aller Heiligen willen, laß' mir ihn. Es geht bei mir in's zweite Monat —

Da ist mir ein kalter Schauer über den Leib gefahren, ich hab' die Decke über mich gezogen und bin ein Stück nach der Wand zu gerückt. Sie ist nach ihrem Bett zurückgegangen.

Den nächsten Tag sind wir Schwestern uns ausgewichen, die Ploni hat sich die Augen nicht gegen mich aufzuschlagen getraut. Gegen Abend kommt uns ein Nachbar in die Stube gestolpert, Einer von jenen, die gern Neuigkeiten austragen. — Wißt Ihr's schon, sagt der, der Müller verheirath' nächsten Fasching seinen Vincenz mit der Wirthstöchter.

Was Du sagst, meinte die Mutter.

So, sagt der Vater und klopft sich die Pfeife an der Tischkante aus.

In der Küche aber wär' die Ploni fast so zusammengebrochen wie gestern im Wald, hätt' sie sich nit rasch an dem Küchenschrank erhalten.

Ich aber bin hinausgestrichen wie eine böse Raß', an ihr vorbei, die dagestanden ist, weiß wie die Wand und in einem Herzkrampf, daß sie Einem nit um die Welt ein gut' oder übel Wort hätt' zurückgeben können, und hab' gesagt: Siehst, er mag Dich nit einmal!

Herr, wenn ich bedenkt', wie boshaft der Mensch zu sein vermag, da geht's mir nit ein, wie er sich beklagen kann, irgend eine Heim-suchung, die ihm der Himmel schickt, wär' zu hart. Es ist immer viel Nachgesehenes dabei; wenn Jedem geschäh', wie er's eigentlich verdient, da wär' schwer zu besteh'n. Was hätt' mir gebührt nach dem, wie ich damal gegen das hülf- und rathlose, gott- und weltverlassene Geschöpf gethan hab', das noch obendrein meine leibliche Schwester war?

Aber nit denken, daß mir das in dem Augenblick eingefallen wär'. Ich war ja so viel ehrbar. Der Vincenz war ein Lump, der in Un-ehren Umgang mit meiner Schwester gesucht hat, die Bloni war ein leichtfertig's Ding, das sich's hat g'fallen lassen, ich aber nur der betrogene, schuldlose Vorwand, damit sich die Beiden leichter zusammenfinden. Die mögen mich oft hinterrücks brav ausgelacht haben, nun kommt's ihnen heim, ich vergönn's ihnen.

Morgens darauf bin ich zur Kirche und hab' angehoben so schön zu beten, wie nur ein Pharisäer beten kann, wovon in der Schrift die Rede ist. — Gott, ich dank' Dir, daß ich nit bin wie die Beiden! Und auch dafür sei bedankt, daß Du so streng und gerecht bist und es den Betrügnern so einträufst, wie sie es um mich verdient haben! — Mitten darunter, wie ich das in verbitterter Schadenfreud' und gehässiger Freude-keit herplapper', fällt mein Blick auf das Muttergottesbild am Hochaltar, ich seh' das Kinderl auf ihrem Arm, wie es so zum Segen die drei winzigen Finger hebt, da ist mir das Amen in der Kehle stecken geblieben und das Kreuzschlagen vergangen.

Lieber Gott, denk' ich, die Schwester! da soll so ein armer Wurm auf die Welt, um den sich Niemand annimmt, die Schand' seiner Mutter und eine Ueberlast in unserm Haus und der allerschuldloseste Theil. Das kann doch nit Eines als Straf' treffen, worunter ein Zweites schuldlos zumeist leiden müßt'!

Freilich hätt' es nit so kommen müssen, die Schwester hätt' sich für-seh'n sollen. Denn wenn Gott dem Menschen Verstand gegeben hat, so hat er ihn doch zu was.

Da ist mir aber eingefallen, daß nit alle Menschen einerlei Temperament haben, wie denn meine Schwester von je anders geartet war als ich, und daß in der Schrift steht, wie der Geist oft willig wär', das Fleisch aber schwach.

Und da hab' ich denn auch Alles verstanden, wie es zugegangen ist. Zu Anfang hat es der Bursch wol ehrlich gemeint und hat zu mir halten wollen, aber meiner Schwester hat er eben so gefallen und sie hat es

ihm in ihrer heißblütigen Art gar unbedacht merken lassen, da war für ihn billig Handels einß zu werden, da ist er gestrauchelt und hat Eins das Andere mitgerissen, wie zwei Trunkene, wo sich keiner auf sich verlassen kann und jeder auf den andern verläßt. Da wollten mir schier Beide erbarmen und gefragt hab' ich mich, ob ich so stark gewesen wär', daß, wenn der Bursch seinen Willen gegen den meinen gesetzt hätte, er's nit hätt' gewinnen mögen und ich hab' mir zu tieffst ehrlich befannt, ich könnt' es nit sagen, ob ich nicht gleich meiner Schwester die Ehr' verspielt hätte.

Da hab' ich meine Hände aufgehoben und hab' zu Gott gebetet: daß er Alles wohl machen möcht' zwischen denen Beiden, daß er mir vergeben möge, daß ich bald einen Stein gegen sie hätt' gehoben und hab' ihm aus tiefster Seel' gedankt, daß mir die Versuchung vorüber gegangen ist, — und dasmal hab' ich herzlich Amen sagen können.

Aber länger als sonst hab' ich mich darüber in der Kirche verhalten und wie ich heimkomm', fragt die Mutter: wo warst denn so lange? Mich hat ein entschlossen Wesen überkommen und mit leuchtenden Augen sag' ich: die alte Kathrin' hab' ich in der Kirche umgetauscht und eine Fürbitterin bring' ich von da her mit.

Was schwächst da?

Hör' mir zu. So hab' ich die Mutter neben mich auf die Ofenbank gezogen und ihr Alles gesagt, auch nit verschwiegen, wie ich in der Kirche darüber hab' denken gelernt. Die Mutter hat sich Anfangs wie närrisch geberdt, je weiter ich aber red', je stiller ist sie geworden, dann hat sie zum Weinen angehoben und ich hab' müssen die Ploni hereinholen; die hat es der Mutter angemerkt, die weiß, wie es um die Sache steht, aufgeschrien hat sie, daß es Einem in's Herz gegriffen hat, und ist ihr um den Hals gefallen. Die Mutter hat sie um den Hals genommen, hat gemurmelt, als möcht' sie sie schelten, hat aber kein Wort hervorgebracht und 's ist ihr der Kopf auf der Ploni ihre Achsel gesunken, die hat es am ganzen Körper geschüttelt, kaum vermocht' sie es, „Mutter“ heraus zu stöhnen, dann haben sich die Beiden hart in den Armen aneinandergepreßt und ich hab' leis' die Thür hinter mir zugezogen und sie allein gelassen.

Wie lang' es mag gedauert haben, ich weiß es nit, darauf ist die Ploni wieder herausgetreten und hat zu mir gesagt: Vergelt' Dir's Gott! Jetzt ist mir leichter, ich hab' die Tag' her gemeint, ich müßt' ersticken. Die Mutter will es heut' zur Nacht dem Vater sagen, sie meint, er soll es auch wissen, darauf thu' ich mich aber fürchten.

Fürcht' Dich nit, sag' ich, ich bin bei Dir.

Nacht ist's geworden, wir sind in unserer Stube gelegen, das Licht haben wir brennen lassen, die Ploni hat gefiebert, auch ich bin in großer Angst gelegen und wir haben nach jedem Laut in der stillen Nacht, nach jedem Geräusch im schlafenden Haus gehorcht.

Da wird unten die Stubenthür aufgerissen, der Vater flucht, die Mutter bittet und weint, dann kommt's die Stiege hinan, als stürmte Eines vorauf und hinterher versucht' es ein Anderes zurück zu halten, die Thür wird aufgerissen, der Vater tritt in dieselbe, eine blanke Holzhauerart in der Rechten, paar Stufen unter ihm lehnt die Mutter zitternd an der Mauer, die Füß' haben sie nimmer weiter getragen.

Wo ist das Schandmensch? schreit er und stürzt auf die Ploni zu, die auf einmal so ruhig aufrecht neben ihrem Bett' gestanden ist, als ging sie die Sache nichts an. Da schwingt die Axt in der Luft, ich stürz' dazwischen und der Schlag, der ihr vermeint war, trifft mich.

Wie mich der Vater hat auf dem Boden ausgestreckt liegen gesehen, da ist er wieder zur Besinnung gekommen, aber hinab nach der Stube war er nimmer zu bringen, die Mutter hat die Ploni mit sich genommen und er ist neben meinem Bette sitzen geblieben, heißt, nachdem sie mich säuberlich hineingelegt hatten.

Es war ein wunderlicher Mann, der Vater, nie hat er sonst einem von uns Kindern ein gut Wort gegeben, nachträglich nun hat mir die Mutter erzählt, sie wär' in derselben Nacht manchmal zur Kammerthür heraufgeschlichen und da hätt' sie den Vater mit mir reden gehört. Alles Gute und Schöne hätt' er mich geheißt. Mich gefragt, was er um meinethwillen beginnen soll: Willst, daß ich der Ploni verzeih? Es soll ihr verziehen sein. Nur verstirb uns nicht, trag' uns keinen Schaden davon, werd' gesund, — und so hätt' er geschwätzt bis zum frühen Morgen. Nun, ich hätt' niemals ein Sterbenswörtlein von all' den vielen erfahren, die er damat geredt hat, wär' die Mutter nit, aber er ist nit von meinem Bett' gewichen und das Erste, was ich gesehen, oder eigentlich verspürt hab', wie ich wieder zu mir gekommen bin, das war er. Es war hell am Mittag, wie ich mich so halb und halb besinn'; da fixelt mich was an der Nase und wie ich mich rühr', fährt's an der Wange hinunter, ich hab' mir nit denken können, was das sein mag und sag': Du Sappermentsvieh! Da aber hebt sich langsam neben mir aus dem Polster erst die Zipfelhaube, von der die Quaste mir vorhin über die Wange gestrichen ist, und dann darunter das verschlafene Gesicht von meinem Vater, der mich ganz bekümmert anschaut. Er war über dem langen Wachen eingenickt.

Da hab' ich schnunzeln müssen und hab' ihm die Hand hingehalten, die hat er eine Weil' in der feinen gehalten und dann hat er's sorgsam auf die Bettdecke zurückgelegt, als fürchtet' er sich, er könnt's brechen. Und wie ich darüber wieder lach', steht er am Bettend'. Kathi, hat er gelacht, mein eisern' Dirndl! Damit langt er mit beiden Händen hinunter nach der Bettdecke und drückt mir die Fußspitzen darunter.

War's auch eine Weile, lang' hab' ich's im Bett nit ausgehalten und wie ich wieder hab' unter die Leut' gehen können, da war Vieles

anders geworden. In einem so kleinen Ort, wo Eins auf dem Andern sitzt, können solche Vorgäng' wie in unserm Haus nit verschwiegen bleiben. Wie die Wirthstochter gehört hat, was sich mit meiner Schwester zuge- tragen, da ist ihr der Vincenz nimmer zu Gesicht gestanden. Der Pfarrer hat dem alten Müller zugeredet und der hat zwar gar nit eilig gethan, aber wie ich wieder auf den Beinen war, da hat er gesagt, es wär' Alles in Ordnung, wenn nur ich auf die Mitgift verzichten thät', die mir vermeint ist, und sie zu der der Ploni schlagen ließ'. Damit meiner Schwester Kind einen ehrlichen Namen mit auf die Welt bringt, hab' ich es so geschehen lassen, war eine der Andächtigtsten in der Kirche bei der stillen Trauung meiner Schwester und eine der Lustigtsten beim Hoch- zeitschmauß in der Mühl' und seither war ich nimmer die Haberlechner- Kathi, sondern die fromme Kathrin'.

Nun da hab' ich mir gedacht, jezt hast Du Deinen Namen, jezt mußt Du ihm auch zu Gefallen leben. Im Ort haben wir einen Knecht gehabt, der hat paarmal aus Spaß, weil er früher wach war, eh' der Hahn gekräht hat, dem Vieh sein Geschrei nachgespottet, auf einmal haben sie ihn den „Kikeriki-Beitl“ geheissen, zuletzt hat er geglaubt, er kann in keine Stube mehr eingehen, ohne daß er, statt zu grüßen, „kikeriki“ schreit. Ja, das macht so ein Name. Nun und so hab' ich mir's halt auch an- gelegen sein lassen, mich allweil hübsch mit unserm lieben Herrgott ab- zufinden, damit ich nichts Unfrommes sag' oder begeh'.

Und das ist nit so schwer, als sich etwa Eins vorstellt, seht, Ihr braucht nur keine Hoffahrt zu bezeigen, keine Schlechtigkeit zu begehen, und keiner Feindschaft zu entgegnen. Ja, lieber Herr, das ist dem Menschen für's Inwendige gut. All' die Mühsal und Noth, die ihn von außen bedrängen kann, ist freilich auf der Welt unter Fromme und Unfromme so ziemlich gleich vertheilt und kriegt oft der Fromme gar den mehreren Theil, aber, Herr, ich entsinn' mich noch immer, wie die Fuhr- leut' die Straße durch unsern Ort gefahren sind, zur Zeit da ich noch ein klein Menschel war; allmächtig große Kisten und Ballen haben oft umgeladen werden müssen, da sind aus Zug die stärksten Bursche hinzu- getreten und haben zu helfen versucht, nicht ihrer drei oder vier waren im Stande, so ein Lastgut von der Stell' zu rücken, aber der Fuhr- knecht, Einer allein, hat es zu wenden und zu stürzen vermocht. Nun seht, die Last ist nit geringer worden, aber wer den Vorthheil hat, über- wind't sie leichter.

Ich hab' rechtschaffen meinen Theil getragen. Auf meiner Mitgift hat kein Segen geruht, die auf der Mühl' haben nicht gut zusammen gewirthschafet. Aber ich hab' auch ohne Mitgift einen braven Mann bekommen und recht liebe Kinder haben wir gehabt, die haben wir erst eins um das andere verloren, dann ist mein Lorenz gestorben; Testament hat er kein's hinterlassen, wer hätt's auch gedacht, daß eines nöthig wär'?

Da sind die Gerichtsleute gekommen, haben gesagt, ein Weib erbt nicht nach dem Manne, die Verwandten haben mich aus der Hütte getrieben und seitdem sitz' ich da heroben im „armen Leut'-Haus“.

Nun seht, mein Leben war wol zwei Drittheil Kummerniß und Mühsal, und es hätt' sich Eins wol darüber mit dem lieben Herrgott zertragen mögen, aber wenn er mich fragen möcht', hier heroben auf der Höh' vor'm „armen Leut'-Haus“, ob ich lieber nit hätt' erleben mögen, was ich erlebt hab'? Ich möcht' ihm sagen: O, lieber Herrgott, mir ist's ja recht, was ich erlebt hab'!

Wir sind ja wie Kinder gegen ihn und so ist es recht, daß das Leben nit mehr als ein Spiel ist, in dem wir vom Ernst und Spasß lernen, mag ja sein, daß wir, einmal groß gewachsen, es besser verstehen!“

„Und wenn das nicht der Fall wär', fromme Kathrin!“, sagte ich.

„Wie meint Ihr's?“ fragte sie.

„Wenn wir eben mit diesem Leben ganz und gar fertig wärem.“

„I nun“, sagte sie und sah mir ernst in's Gesicht, „es könnt' ja wol sein, der liebe Gott wird besser wissen, was uns taugt.“

„Wenn der nun selbst nicht wär'?“

„Ei geht“, sie sah lächelnd auf, „wie Ihr nur reden mögt! Er würd' nicht sein, — ist ja doch die Welt! Und mag ihn Einer auch nit glauben, er kann wol sich selbst, aber nit ihm zuwider leben.“

„Und was denkt Ihr von Allen, die anders glauben?“

„Mein lieber Herr“, sagte sie und stemmte den Krückstock gegen den Boden, „fromm können wir Alle sein, die Frommheit kommt Jedem selber zu gute, unserm Herrgott kann es doch gleich sein, ob unsereins ihn glaubt oder nicht, ich denk', auch der Ungläubigste kann fromm sein, wenn er friedsam ist, denn friedsam nennt man ja auch fromm!“

Ich erhob mich.

„Was sagt Ihr, Herr?“

„Ich? Nichts! Doch ja, ich wünschte, alle Frommen wärem wie Ihr. Lebt wohl, fromme Kathrin!“

18
19
20
21
22
23
24
25
26
27
28
29
30
31
32
33
34
35
36
37
38
39
40
41
42
43
44
45
46
47
48
49
50
51
52
53
54
55
56
57
58
59
60
61
62
63
64
65
66
67
68
69
70
71
72
73
74
75
76
77
78
79
80
81
82
83
84
85
86
87
88
89
90
91
92
93
94
95
96
97
98
99
100

F. Lombard

WILLY BIRDY



W. B. Birdy

Willy Birdy



Herzendsämmerung.

Novelle

von

Friedrich Uhl.

— Wien. —

Die Begebenheit, welche hier erzählt wird, ereignete sich vor einigen Jahren in Wien. Das Ungefähr hatte folgende Personen in Beziehungen zu einander gebracht: Herrn Gottfried von Leutner, einen etwa sechsunddreißig Jahre alten, wohlhabenden Mann, der von seinen Renten seinem Vergnügen lebte und immer nur diesem gelebt hatte; Herrn Josef Brand, dessen Gattin Adalgunde und deren Tochter Marie, die aus Frankfurt am Main nach Wien übersiedelt waren, wo Brand als Agent und Correspondent größerer Geschäftshäuser sein Fortkommen gesucht und gefunden, und endlich Herrn Hermann Quistrow, einen aus Berlin nach der österreichischen Hauptstadt berufenen Journalisten.

Gottfried von Leutner hatte Josef Brand in einem Wiener Kaffeehause, das er täglich des Nachmittags zu besuchen pflegte, kennen gelernt. Man macht in Wiener Kaffeehäusern leicht und rasch Bekanntschaft. Die Zeitungen, das Karten- und Billardspiel bieten Annäherungs- und Anknüpfungspunkte zur Genüge. Die Gäste eines Kaffeehauses bilden eine Art von Familie. Wenn man einige Tage hintereinander ein Wiener Kaffeehaus besucht, so kennt man die Stammgäste desselben, man ist in den Bund aufgenommen. Die Marqueure bilden die Ceremonienmeister, die Fremdeneinführer, veranlassen es, daß fremde Elemente sich einander nähern, mit einander bekannt werden. Sie stellen die Spielpartien zusammen und überlassen es den Herren, sich gegenseitig Stand und Namen mitzutheilen. Das Wiener Kaffeehaus bildet einen der wenigen Kreise, wo sich der Geselligkeitstrieb des Wieners, der sich ehemals allüberall kundgab, fast noch ungeschwächt geltend macht. Eines der vornehmeren und eleganteren Kaffeehäuser zu besuchen, gibt eine Art Anspruch auf Respectabilität. Man setzt

voraus, daß Jeder, der den Muth hat in die Gesellschaft einzutreten, von dem Bewußtsein, in diese Gesellschaft zu gehören, erfüllt sei, daß er Anspruch auf Achtung besitze.

Leutner hatte an Brand rasch Gefallen gefunden. Gottfried von Leutner war wirklich ein Edelmann. Er leitete seinen Adel nicht von dem Wiener Sprachgebrauche ab, der bis zum heutigen Tage Denjenigen, die er als eine Art von Gentlemen betrachtet, das von beilegt. Josef Brand wußte sich die Zuneigung Leutners durch sein freundliches, gefälliges, zuvorkommendes Wesen zu erwerben. Vom Beginne der Bekanntschaft an hatte er jedes Wort mit einer Art von Hochachtung an Leutner gerichtet und sich, wenn dieser einen Wunsch aussprach, rasch erboten, denselben zu erfüllen. Das gefiel Leutner, schmeichelte ihm, das war ihm bequem, angenehm, erweckte das Gefühl der Dankbarkeit in ihm. Leutner sehnte sich fast danach, Herrn Brand Beweise zu geben, daß er ihm wohlwolle. Die Gelegenheit dazu stellte sich bald ein. Brand hatte Leutner mitgetheilt, daß er auch für große Cigarrenhäuser der Havana Bestellungen annehme, und Leutner erbat seinen Besuch, um einige Sorten sehen und prüfen zu können. Er machte bei Brand eine ansehnliche Bestellung, und seit dieser Zeit erschien Brand oft im Hause Leutners und wurde von diesem vielfach zu Rathe gezogen. Er speiste hie und da mit ihm, fuhr ab und zu mit ihm aus. Leutner erwies Brand auch einen nicht unwesentlichen Dienst dadurch, daß er ihm ohne Bedenken eine größere Summe lieh, deren dieser zum Abschlusse eines bedeutenderen Geschäftes bedurfte. Leutner erkundigte sich gelegentlich um die Familienverhältnisse Brands und erfuhr von diesem, daß er eine Frau und eine Tochter besitze. Trotz des vielfachen Verkehrs Weider hatte Brand doch nie gewagt, Herrn von Leutner einzuladen, ihn zu besuchen, um ihn seiner Familie vorzustellen, und Leutner nie den Wunsch danach geäußert. Es kennzeichnete dies den Abstand, welcher zwischen Weiden herrschte und welchen Jeder von ihnen mit größerem oder geringerem Bewußtsein empfand. Herr von Leutner zwar hätte es nicht als Anmaßung betrachtet, wenn Brand das Ersuchen ausgesprochen haben würde, ihn in seine Familie einführen zu dürfen, vielleicht würde er einen Moment lang gestutzt, aber dennoch der Aufforderung Folge geleistet haben. Brand aber wagte es nicht, vielleicht auch wünschte er es nicht. Die Weiden wären auf diese Art lange neben einander einhergeschritten, wenn nicht ein Zufall Herrn von Leutner mit der Familie Brand in einem Gasthause, das diese manchmal besuchte, zusammengeführt hätte. Brand, dessen Frau und Tochter waren bei Leutners Eintreffen bereits anwesend. Als dieser die Tochter Brands erblickte, blieb er überrascht stehen und betrachtete sie einige Zeit, ohne ein Wort zu finden. „Das ist ja eine Germania, wie sie von den Künstlern exträümt wird!“ dachte er bei sich, näherte sich sodann der Familie, wurde von Brand vorgestellt, und dieser fragte ihn vaterseelig: „Meine

Tochter ist Ihnen aufgefallen, ich habe es bemerkt. Sie haben wol auch, wie so Viele bereits, gedacht, daß Marie Aehnlichkeit mit der Germania besitze?" Leutner gab dies lächelnd zu und richtete einige Worte der Bewunderung an das erröthende Mädchen, das groß, kräftig, stark, mit seinem goldgelben Haare, den blauen Augen und den weiß-rothen Wangen in der That jedem Künstler als Modell der Personification Deutschlands hätte dienen können. „Ich muß," fuhr Brand fort, „alle Mittel und Kunstgriffe anwenden, wenn ich in Künstlerkreise gerathe, um meine Tochter Marie vor den Bewerbungen, als Modell stehen oder sitzen zu sollen, zu bewahren. Während wir im letzten Sommer in Salzburg dem Künstlerfeste beiwohnten, wäre Marie bald die Ursache gewesen, daß die gewählte Salzburger Germania auf unverdiente Art eine herbe Kränkung erfahren hätte. Als die Veranstalter des Festes Marie erblickten, bestürmten sie mich und das Kind, die Rolle der Germania zu übernehmen, ohne Rücksicht auf die Liebenswürdigkeit, mit der die schöne Salzburgerin ihrem Rufe bereitwillig Folge gegeben, und es bedurfte aller Anstrengung von meiner Seite, um die patriotisch entflammten Arrangeure zum ersten Gegenstande ihrer Wahl zurückzuführen."

Marie Brand war während dieser Rede still, ruhig und unbewegt geblieben. Sie hatte diese, ihre Schönheit preisenden Mittheilungen auf die natürlichste Weise aufgenommen. Sie war an dieselben gewöhnt, sie machten sie nicht eitel, noch bestimmten sie das Mädchen zu verschämten Ablehnungen. Sie nahm das Preisen der Vorzüge, welche ihr die Natur geschenkt, wie ein junges, schönes Bauernweib entgegen, welches, das Kind an der Brust, von Malern zu Madonnenstudien ausersehen wird und sich lächelnd diesem Ansinnen fügt. Nur lächelte Marie nicht, sie blieb ernst und einsilbig auch während des weiterhin sich entwickelnden Gespräches. Sie nahm an demselben nur Theil, wenn eine Frage an sie geradeaus gerichtet wurde, und dann antwortete sie kurz und ruhig. Man hatte aber die Empfindung, daß die spärlichen Aeußerungen Mariens den Schluß auf ein ärmliches inneres Leben nicht zuließen. Jedes Wort, das Marie sprach, verrieth, daß sie dem Gespräche genau gefolgt war und daß nur Bescheidenheit sie zurückhielt, sich gleichberechtigt der Unterhaltung anzuschließen. Wenn man das große, kräftige, auffallend schöne Mädchen, das Einem, gleich einer Statue, imponirend entgegentrat, zuerst erblickte, hätte man nicht vermuthet, daß demselben die große, natürliche Bescheidenheit der Jugend innewohne.

Auch Frau Adelgunde Brand sprach und gab sich mit einer Art von mädchenhafter Zurückhaltung. Die Frau war kleiner, zierlicher als ihre Tochter, gleich dieser weiß und roth gefärbt, mit feiner Farbenmischung. Ihr Haar war lichtbraun, von jenem Braun, in welches das ursprüngliche Kinder-Blond nach und nach mit den Jahren hinüberdunkelt. Frau Brand nahm an dem Gespräche mit berechtigter Selbstschätzung Antheil.

Sie drängte sich nicht vor, hielt sich aber auch nicht zurück. Die Worte, welche sie liebenswürdig, freundlich und bescheiden im Tone hervorbrachte, zielten dahin, der Auseinandersetzung die Entscheidung, dem Gespräche die Leitung und Wendung zu geben. Sie äußerte sich gewählt, zierlich, in einer Fassung und Fügung der Worte und Anordnung des Baues ihrer Reden, daß man die Vermuthung faßte, die Dame sei nicht nur literarisch gebildet, sondern auch geübt in literarischer Darstellung ihrer Empfindungen und Wahrnehmungen. Die immer auf dem Sprunge, gefällig und hülfreich zu sein, sich haltende zuthunliche Liebenswürdigkeit Brands, die vornehme Frauenwürde und Frauenreinheit seiner Gattin und die prachtvolle, helle, farbenschimmernde, große Blume, Marie, deren veilchenartig verbergendes Zurückhalten und in sich Zurückziehen so eigenthümlich contrastirten, schuf eine Art von klarer, durchsichtiger, reiner Atmosphäre, in der sich Leutner überaus wohl fühlte. Er sah eine Familie vor sich, in deren Mitte das Glück zu thronen schien, ein Glück, das innerste Befriedigung, dauernde Freude brachte. Leutner war nicht gewohnt in solcher Atmosphäre zu leben. Dieses Glück war ihm fremd geblieben. Es dünkte ihn, als ob er fern von der Großstadt, die Alpen emporflimmend, in der reinen Luft höherer Regionen weile. Der geheimnißvoll beglückende Segen des Familienlebens ging ihm hier auf. Er mahnte ihn an den Duft der Nadelwälder, den er, über grüne Lichtungen am sonnigen Mittage dahinschreitend, einzuathmen liebte.

Leutner und die Gesellschaft blieben längere Zeit beisammen, als man sonst einer Mahlzeit widmet. Frau Brand hatte Leutner manches Wort des Dankes für die liebenswürdige Aufnahme ihres Gatten gesagt. Derselbe habe wiederholt ihr und ihrer Tochter Herrn von Leutner geschildert und nicht genug das so seltene, ungewohnte Entgegenkommen desselben dankbar zu preisen vermocht. Leicht und fast zaghaft schlüpfte zwischen ihren Reden die bittende Aufforderung hindurch, Herr von Leutner möge der Familie die Ehre seines Besuches geben, und nicht minder leicht hin dankte Leutner für die Einladung. Eine Art von Scheu hielt ihn zurück, geradeaus, rasch und freudig die Aufforderung anzunehmen. Leutner war an Umgang mit jungen Mädchen wenig gewöhnt. Er hatte sich zumeist in Herrengesellschaft bewegt, und jenen Frauen und Mädchen gegenüber, die ihm nahe gestanden waren und noch nahe standen, durfte er die Sprache und die Formen dieses Verkehrs beibehalten. Sie hatten es ihm erlaubt, oder er hatte es sich selbst erlaubt. Sein Herz war nie von Liebesfeuer ganz erfaßt, nie von voller Gluth erfüllt worden. Aufkeimende Reigungen waren in ihm wol für kurze Zeit erblüht, bald aber wieder verdorrt. Er hatte oft Liebe zu fühlen geglaubt, nie aber wahrhaft geliebt. Sein Herz liebte in Fortsetzungen; in jeder Fortsetzung spielte eine andere Frauengestalt die Hauptrolle. Seine Liebe zerstäubte sich in Funken; er war einer jener Männer, die oft lieben.

Er hatte die Liebe nie gesucht, er hatte sie aber oft gefunden. Er hatte nie nach einem Weibe mit seinem ganzen Herzen, mit seiner ganzen Seele, mit seinem ganzen Denken und Empfinden gestrebt; nie gekämpft und gerungen, nie den ganzen Mann eingesetzt, um zu fesseln, um geliebt zu werden. Leutner hatte sich erobern, sich lieben lassen. Seine Liebe entstammte stets der Dankbarkeit; sie war Erwiderung der Neigung. Da er bemerkte, daß Marie Eindruck auf ihn hervorgebracht, so stand der Entschluß in ihm fest, ihren Anblick zu meiden, zu fliehen. Er empfand Furcht vor solcher Liebe. Leutner war tiefinnerst bescheiden. Er glaubte nicht der Mann zu sein, dem sich die Neigung eines jungen Mädchens voll zuwenden könnte. Was sollte ein junges Mädchen auch an ihm Liebenswerthes entdecken, und besonders dieses schöne, reine, frühlingsfrische Mädchen an dem ältern Manne, der sich mit einem Baume verglich, dessen Kern gut, dessen reichbelaubte Krone aber nicht darüber täuschen konnte, daß der Stamm von der Wurzel bis nahe an den Gipfel im Laufe der Jahre kahl geworden war. Nachdem Leutner deshalb den Damen einen Besuch, welchen die Artigkeit unumgänglich heischte, abgestattet, war er längere Zeit hindurch mit denselben nicht wieder zusammengetroffen und hatte nur hie und da im Theater oder in Concerten Mutter und Tochter aus der Entfernung gesehen, nie aber, ohne daß der Anblick Mariens hohes Wohlgefallen in ihm hervorgerufen hätte.

Die Beziehungen Leutners zu Brand selbst hatten sich indessen immer freundschaftlicher gestaltet. Brand war dem des Verkehrs mit Freunden und kleiner Dienstleistungen bedürftigen Leutner fast unentbehrlich geworden. Speiste dieser hie und da des Abends zu Hause, so bat er Brand, sein Gast zu sein. Es geschah dies auch einmal, als eine Sängerin, deren Gunst sich Leutner erfreute, das mit seltenem Geschmacke arrangirte kleine Souper mit Weiden theilte. Brand schien die Zuneigung und das Vertrauen Leutners zu erwidern. Er theilte ihm wichtigere Erlebnisse mit und berichtete über bemerkenswerthe Vorkommnisse in seinem Hause. Leutner unterließ es bei solcher Gelegenheit nie, sich um das Befinden und Wohlergehen der Damen zu erkundigen.

So vergingen Wochen, Monate. Da, eines Tages, stürzte Brand bleich, zitternd und fast athemlos in Leutners Wohnung und schöpfte tief Athem, als er denselben erblickte. Er betrachtete den Umstand, daß Leutner sich zu Hause befand, völlig als einen Glücksfall. Er warf sich auf ein Sopha, der Sprache kaum mächtig. Leutner eilte auf ihn zu, bestürmte ihn mit Fragen, bat und beschwor ihn zu sprechen. Endlich rief Brand: „Gott sei Dank, daß Sie zu Hause sind!“

„Was ist geschehen, was ist vorgefallen?“

„Ich habe Sie um einen großen Gefallen, um einen großen Dienst zu bitten.“

„Sprechen Sie! Ich bin zu Allem bereit, Sie wissen ja, daß ich Ihnen gern zu Diensten stehe. Was soll ich thun?“

„Ich bitte, kleiden Sie sich an und kommen Sie mit mir!“

„Wohin?“

„Zu mir.“

„Was hat sich ereignet? Wem ist ein Unglück zugestoßen?“

„Meiner Tochter.“

„Sie erschrecken mich!“

„Ich beschwöre Sie, fassen Sie keine üble Meinung von dem Kinde! Es ist ein gutes, edles, braves Kind, nur etwas unklar, verworren in seinen Gefühlen, in seinen Gedanken. Fassen Sie auch von uns, den Eltern, keine üble Meinung. Wir sind schuldlos und das Kind nur dem Anscheine nach strafbar!“

„Sie foltern mich! Sagen Sie mir doch mit einem Worte, was Marie gethan!“

„Mit einem Worte! — So Entsetzliches! Ich wage kaum es anzudeuten! Ein Unglück dieser Art kann geschehen, aber wie soll der Vater das Wort finden, um einem Dritten, und wäre es auch ein Freund und Gönner, wie Sie, es zu nennen? . . . Marie wollte sich vergiften!“

„Vergiften! Wann? Womit? Warum? Lebt sie? Ist sie todt? Nein, nein, sonst wären Sie nicht hier! Sie wollte sich nur vergiften, und sie lebt! Ist sie außer aller Gefahr? Was haben Sie für Vorkehrungen getroffen? Haben Sie ärztliche Hülfe herbeigerufen? Ist Alles geschehen, um üble Folgen abzuwenden? Gewiß, gewiß! Ich verliere Worte. Sie sind ja hier, hier bei mir, Sie, der Vater! Sie konnten ja erst hergeißelt sein, nachdem alle Gefahr verschwunden war. Verzeihen Sie! Ihre Mittheilung hat mich überrascht, hat mich tief ergriffen, ich habe die Fassung verloren und bin fast verzagter wie Sie! Das ist man immer, wenn man nicht selbst Zeuge einer entsetzlichen Begebenheit war, wenn der Bericht über dieselbe urplötzlich wie ein zusammenbrechendes Gebäude auf uns niederfällt! Doch was soll ich thun? Was kann ich thun?“

„Marie retten!“

„Ich, Marie retten? Ich dachte, die Gefahr sei verschwunden?“

„Die That ist vereitelt; allein wer bürgt dafür, daß mein Kind nicht wieder Hand an sich zu legen versuchen wird? Es gilt auf Marie, ihr Herz und ihren Geist einzuwirken, sie zu beruhigen, ihr klar zu machen, was sie gethan und sie abzuhalten von jedem weiteren verderblichen Schritte. Ich beschwöre Sie, ich bitte Sie darum; die Zukunft des Mädchens liegt in Ihrer Hand!“

„In meiner Hand? Aber Sie und Ihre Frau, Sie, die Eltern? —“

„Wir haben Alles aufgeboten, vergebens! Wir verzagen, wir verzweifeln!“

„Erklären Sie mir doch das Vertrauen, welches Sie in mich setzen! Machen Sie mir begreiflich, was Ihnen die Sicherheit gibt, daß ich die Fähigkeit besitze, auf das Mädchen zu wirken! Woher vermuthen Sie, daß Marie mir Einfluß auf ihr Denken, ihr Empfinden gestatten werde? Fürchte ich doch fast, daß sie mich zurückweist, wenn ich es wage, mit ihr über die grauenvolle That zu sprechen!“

„Marie hegt für Sie große Hochachtung, ja eine Art von Verehrung. Die Freundschaft, mit welcher Sie mich auszeichnen, hat Ihnen die Dankbarkeit meines Kindes zugewendet. Es hat von Ihnen nie anders als wie von einem Manne gesprochen, dessen Wesen, dessen offene, gerade, vornehme Art und Weise es bewundert. Marie hat sich täglich nach Ihnen erkundigt, sich Alles erzählen lassen, was wir gethan, wohin wir uns zusammen begeben, was wir gesehen, was wir erlebt haben, Alles, was Sie betraf, interessirte Marie. Ich habe die feste Ueberzeugung, daß Marie Sie hören, daß Ihre Worte Klarheit in ihr Denken und Empfinden bringen, daß Sie den wirren Schwall, der ihr Inneres durchtobt, eindämmen werden. Marie wird ruhig werden, wenn Sie zu ihr gesprochen haben. Sie wird ablassen von dem Entschlusse, sich zu verderben und uns in die größte Betrübniß zu stürzen.“

Leutner hatte sich während der letzten Worte Brands hastig angekleidet und rief diesem zu: „Eilen wir, eilen wir! Versäumen wir keine Minute! Ich stehe zu Ihren Diensten. Trotzdem ich erschüttert bin, trotzdem mein ganzes Denken und Fühlen in Aufruhr ist, trotzdem ich nicht weiß, was ich denke, was ich fragen soll, folge ich blind Ihrer Aufforderung. Was ich Marie sagen werde, was ich thun werde, ich weiß es nicht. Es muß eben Alles dem Augenblicke, der Eingebung desselben überlassen werden. Ich kann mich nicht vorbereiten. Wie soll ich ruhig zu dem Mädchen sprechen; selbst in so hohem Grade beunruhigt? Können Sie mir keinen Aufschluß geben? Können Sie mir nicht den Grund mittheilen, der das reine Mädchen zu solch einem Schritte geführt?“

„Wir wollten in Marie nicht dringen, nachdem sie es im ersten Augenblicke abgelehnt, uns zu sagen, was sie zu diesem entsetzlichen Entschlusse gebracht. Später machte sie uns einige Andeutungen, die aber nicht hinreichende Klarheit über die Motive der That verbreiten. Wie eine Eingebung entsprang in mir der Gedanke, zu Ihnen zu eilen, Sie zu bitten, uns beizustehen. Ich theilte Marie meinen Entschluß mit und sie nickte bejahend mit dem Kopfe.“

„Marie weiß, daß Sie zu mir geeilt sind? Sie ist einverstanden? Sie sehen also in mir eine Art von Seelenarzt?“ fragte Leutner, welcher sich inzwischen einigermaßen gefaßt hatte, mit schmerzlichem Lächeln.

„Wenn ich nur Ihr Vertrauen rechtfertige! Ich gestehe, daß ich selbst sehr geringe Zuversicht zu mir habe!“

Leutner und Brand fuhren nach der in einer Vorstadt Wiens gelegenen Wohnung des Letzteren. Leutner sprang aus dem Wagen und eilte die Treppe so rasch empor, daß ihm Brand kaum zu folgen vermochte. Bei der Wohnung angelangt, blieb er einen Augenblick lang stehen, um Athem zu gewinnen und Brand abzuwarten. Er ließ diesen voranschreiten. Frau Brand kam ihnen entgegen, bleich, fast gebrochen, aber keine Thräne im Auge. Sie reichte Leutner die Hand und verließ ihn rasch, nach dem Nebenzimmer weisend. Er trat ein. Marie saß am Fenster. Die leichte Röthe war von ihren Wangen gewichen, ihr Antlitz bleich, das Auge eingesunken. Sie wollte sich erheben, allein Leutner schritt rasch auf sie zu und sprach: „Bitte, bleiben Sie!“ Er behielt ihre Hand einige Augenblicke in der seinen und sah das Mädchen, welches den Blick muthig und offen zu ihm emporgerichtet hatte, warm und innig an. Marie erwiderte leicht seinen Händedruck. Wenn Leutners Blick ihr gesagt hatte: Hier ist ein Freund, der es gut mit dir meint, ehrlich und offen, er will dich stützen, er will dir rathen, er will dir helfen, ihm kannst du vertrauen, ihn darfst du in dein Herz blicken lassen, so antwortete ihm die Hand des Mädchens: ich weiß es, ich bin davon überzeugt, ich vertraue! Allein je forschender Leutner in das Auge Mariens sah, in das fast leer gewordene, öde, auf ihn gerichtete Auge, desto betrübender trat ihm der Gedanke entgegen, welcher Mariens Seele erfüllte und der, in Worte gefaßt, ihm sagte: wenn ich dir auch vertraue, so kannst du mir doch nicht helfen. Du kannst mir nicht helfen, weil mir Niemand helfen kann!

„Marie,“ sagte Leutner, „Ihr Blick erschreckt mich fast noch mehr, als die entsetzliche Kunde, welche mir Ihr Vater überbracht hat! Ich will Sie jetzt nicht fragen, nicht in Sie dringen, Sie nicht quälen. Ich bitte Sie nur um Eines: versprechen Sie mir, daß Sie wenigstens in den nächsten Stunden, in den nächsten Tagen, so lange, als bis Sie mir Alles mitgetheilt, als bis ich im Stande bin, mir ein klares Bild von den Vorgängen in Ihrem Innern zu bilden, keinen Schritt unternehmen werden, der Ihnen Unheil bringen, der Ihre Eltern zur Verzweiflung treiben müßte! Ich weiß nicht, ob ich der Mann bin, der Ihnen rathen, der Sie beruhigen kann. Ich weiß nicht, ob ich Worte zur Verfügung habe, um überzeugend zu Ihnen zu sprechen, um Ihnen begreiflich zu machen, was Sie thun wollten, um Sie abzuhalten, einen Schritt zu wiederholen, den ich für einen unglückseligen halte! Ich weiß nicht, ob es mir gegönnt sein wird, die schöne That zu vollbringen, die schönste That vielleicht meines Lebens: Sie dem Leben, dem reinen, heiteren, glücklichen Leben zu erhalten, Sie die Lebensfreudigkeit, des Lebens Glück begreifen und fühlen zu lehren. O könnte ich einen Schatz

von Gaben auffinden und Sie überzeugen, daß es unrecht, unrecht vor Allem gegen Sie war, was Sie gesonnen und geplant. Sie sind berufen, glücklich zu sein und glücklich zu machen! Kehren Sie zu Ihrem besseren Ich zurück und Sie werden den Halt in sich finden, den Sie verloren zu haben scheinen. Sie werden den Kampf des Lebens nicht aus Feigheit aufgeben, da Sie doch ein Mädchen von geistiger Kraft sind, um ihn durchzukämpfen. Sie dürfen den Wirrnissen und Widerwärtigkeiten des Daseins nicht zu entfliehen suchen, da doch der Kampf gegen dieselben, der vom sicheren Siege endlich gekrönte Kampf, der schönste Lohn des tugendhaftesten, des edlen Menschen ist! Leben heißt kämpfen, überwinden. Siegen gibt dem Menschen die stolze Freude der Erkenntniß seiner moralischen Kraft! Der Muth erhöht, die Flucht aus dem Leben aber befleckt noch nach dem Tode. Das Sterben ist das Nichts, Leben ist Alles!"

Marie bewegte verneinend das Haupt und sagte mit schwacher Stimme: „Ich habe das Nichts des Lebens erkannt. Für mich hat der Tod keine Schrecken!"

„Marie, was hat Ihr Auge so sehr getrübt, Ihren Geist so sehr verwirrt? Ich beschwöre Sie: versprechen Sie mir, was ich von Ihnen erfleht! Wollen Sie mich hören, wollen Sie erwägen, prüfen, was ich Ihnen sagen werde? Dürfen Ihre Eltern der Zukunft ohne zitternde Furcht entgegen blicken? Darf ich es?"

„Ja!" sagte Marie und reichte Leutner die Hand.

Er führte sie, wie ein kleines Kind geleitet wird, ihren Eltern zu, welche im Speisezimmer harrten. Das Mittagessen war bereits aufgetragen. Brand und dessen Frau schritten ihrer Tochter entgegen. Während sie fragende Blicke auf Leutner richteten, reichten sie Marie die Hände. Einen Augenblick lang fiel Leutner dieser anscheinende Mangel inneren Bewegteins der Eltern auf; allein die Freude seines Herzens, wenigstens vorläufig Marien von dem unheilvollen Vorsatze abgewendet zu haben, verwischte rasch den Eindruck des Wahrgenommenen, und indem er Herrn und Frau Brand einen verheißenden Blick zuwarf, sagte er: „Fräulein Marie hat mir zugesagt, ruhig zu sein, brav und gut!"

Man lud Leutner ein, an dem Mahle theilzunehmen. Trotzdem er sich nicht sonderlich geneigt fühlte, in dem Zustande der Aufregung, in welchem er sich befand, zu speisen, so setzte er sich doch zu Tische und kostete hie und da von den Speisen. Er that dies, um auch Marien zu bestimmen, Nahrung zu sich zu nehmen. Allein diese saß, die Speisen nicht ablehnend aber auch nicht berührend, stumm bei Tische, nur von Zeit zu Zeit einen ruhigen, forschenden Blick Leutner zuwendend. Der Gast des Hauses gab sich alle Mühe, ein Gespräch in Gang zu bringen und es durch erkünstelte Heiterkeit und Laune zu beleben; allein es wollte nicht gelingen. Die Familie war eigenthümlich verzagt und nieder-

geschlagen. Die Speisen kamen und gingen unberührt. Es war ein recht trauriges Mahl. Leutner glaubte, bei einer Todtenfeier zugegen zu sein. Das schnürte ihm die Kehle zusammen. Er erhob sich deshalb so rasch als die Schicklichkeit es zuließ, versprach den Bitten der Eltern, sie bald wieder zu besuchen, nachzukommen und verließ, von ihnen und Marie, die ihm beim Scheiden die Hand reichte, begleitet, die Stätte des Leibes und der Trauer.

Als er seiner Wohnung zuschritt und der Sturm der Gedanken und Empfindungen, in welchen er geworfen worden war, sich einigermaßen legte, sagte sich Leutner: „Wie bin ich doch in dieses Familien-Wirrsal gerathen? Wie kam ich dazu, Rath und Hülfe einer Familie bringen zu müssen, während doch die Liebe des Kindes zu den Eltern denselben nicht jene Macht bot, um das Kind aufrecht zu erhalten, das Hand an sich legen wollte? Wie kamen Leid und Unglück über diese Familie, die ich noch vor Kurzem so ruhigheiter, so stillglücklich erblickt, die ich den Hort der lautesten Zufriedenheit wähnte? Wie hat sich diese schwarze Wolke an dem anscheinend ungetrübbten Himmel erheben und verwüstend, fast zu Tode treffend entladen können?“ Leutner stand vor einem Räthsel, das er sich nicht zu erklären vermochte. Es quälte und beängstigte ihn, denn er war nicht gewohnt, auf wirren Pfaden des Lebens dahin zu schreiten, und nun sah er sich in ein fremdes Labyrinth geworfen und war aufgerufen worden, Jenen, die in demselben umherirrten, den rechten Pfad zu zeigen. Warum hatte er so rasch und bereitwillig die Rolle übernommen, die man ihm zugemuthet? Warum hatte er sich dieselbe auferlegen lassen? Er mußte sich sagen, daß das Interesse für Marie stille in ihm geschlummert hatte, daß die Menschenfreundlichkeit seines Wesens allein kaum hingereicht haben würde, den Leidenden und Bekümmerten beizustehen, wenn nicht das Bild des von Gefahren bedrohten schönen, jungen Mädchens vor ihm gestanden wäre. Vergebens rief ihm ab und zu die ruhige Stimme seines Verstandes zu, es abzulehnen, das unternommene Werk weiterzuführen, immer tauchte die Erscheinung des Mädchens vor ihm auf, immer wieder sah er das verzweifelte Auge auf sich gerichtet. Es bestärkte ihn in seinem wol vom Anfange an feststehenden Vorsatze, Marien beizustehen, bis er sie aufrecht, kräftig und gefaßt erblickt habe, befähigt, allein einherzuschreiten.

Er besuchte deshalb am nächsten Tage die Familie wieder und fand Frau Brand und Marien zu Hause. Er blieb mit dem Mädchen allein und drang in dasselbe, ihm offen Alles zu sagen, zu erzählen. Marie theilte ihm mit, daß sie eine Freundin besitze, welche sie öfter besucht, mit der sie einen freundschaftlichen Verkehr unterhalten habe. Vor einiger Zeit sei der Bruder derselben, ein Schiffsarzt, beurlaubt, in das elterliche Haus gekommen, habe durch sein heiteres offenes Wesen Eindruck auf Marie gemacht und dies um so mehr, als er sich angelegentlich um sie

bemühte und sie mit Aufmerksamkeiten aller Art überhäufte. Er habe Marien aus seiner Neigung für sie kein Hehl gemacht und ihr Herz habe sich ihm zugewendet. Sie sei mit dem jungen Manne öfter zusammengekommen, immer aber nur in größerer Gesellschaft, deren laute Freude zwar wenig zu ihrem Wesen paßte, welche aber Anziehung für sie durch die Gegenwart des Mannes erhielt, zu dem sie ihre Neigung zog. Sie habe geglaubt, daß ihm trotz seiner Heiterkeit und Laune ernstes Denken und Empfinden, wie es sie selbst erfülle, innewohne. Vor zwei Tagen habe sie den Abend wieder bei ihrer Freundin zugebracht; der Bruder derselben habe aber, als der Tanz eine Ruhepause darbot und sie nach seinen Plänen für die Zukunft fragte, lachend geantwortet: „Pläne für die Zukunft? Ich? Wie käme ich zu Plänen? Wie sollte ich mich mit der Zukunft beschäftigen? Meine Aussichten sind gering. Ich habe nie an die Zukunft gedacht. Ich bin ein Schiffszarzt, der noch geraumer Zeit bedarf, bis er zu einer halbwegs selbständigen Stellung gelangen kann. Mein Urlaub ist bald zu Ende und ich werde mich wieder nach meinem Schiffe begeben, hinaussegeln in die Ferne — unbekanntem Ländern und einer unbestimmten Zukunft entgegen! Unter solchen Verhältnissen mir den Frohsinn zu erhalten, ist Alles, wonach ich strebe, was ich wünsche!“ — Marie sei zu Tode erschrocken, hätte nicht ein Wort darauf erwidert. Sie habe sich im Geiste ein Bild ihres zukünftigen Lebens an der Seite des Mannes, der sich um sie zu bewerben schien, gebildet und nun sei daselbe von der Hand, auf welche sie sich stützen zu können gewöhnt, zertrümmert worden. Das hätte sie aber nicht so sehr zu Tode getroffen, wenn nicht der Hohn, der aus den Worten des Mannes herausgelacht, sie belehrt haben würde, wie sehr sie sich getäuscht habe, wie sehr sie erniedrigt worden sei. Sie habe sich zum Spielzeuge herabgewürdigt gesehen, geglaubt: entwürdigt, entehrt zu sein. Freudelos wäre ihre Jugend gewesen, umbüstert . . . und nun sei dieselbe mit einem dichten schwarzen Flore, mit dem von eigener Hand gewebten Schleier der Täuschung verhängt worden. Da habe sich Alles in ihr verfinstert. Ihr Leben sei ihr hoffnungslos erschienen, sie habe an sich und an der Welt verzweifelt und den Entschluß gefaßt, ihrer Schmach, einem ganzen Leben voll Betrübniß zu entfliehen!

Leutner versuchte während der Erzählung sich ein Bild des Denkens und Fühlens Mariens zu entwerfen. Es wollte ihm nicht gelingen. Er hatte sich mit jungen Mädchen nie ernstlich beschäftigt, nie tiefer über ihr Wesen nachgedacht. Marie zu sagen, daß ihm ihr Schicksal nicht so fürchtbar ernst vorkomme, wie sie dasselbe erblicke, wagte er nicht, denn er wußte, daß man bei Verirrungen des Geistes und Herzens in das Denken und Empfinden des Leidenden eingehen müsse, wolle man ihm Trost und Rettung bringen. Er bemühte sich deshalb, Marie zu eingehenderer Mittheilung durch Fragen zu bestimmen, und so erfuhr er denn den Namen

ihrer Freundin und den Namen des Mannes, welcher das junge Herz so tief gekränkt. Es fiel ihm ein, daß, als er vor einigen Tagen einem Carnevalsfeite bewohnte, er den ausgelassensten und lärmendsten Schalksnarren, der im Kostüme eines Wilden die ganze Gesellschaft durch seinen Uebermuth mit sich fortgerissen, mit jenem Namen bezeichnen hörte, den er eben von Marien vernommen. Und dieser Wirbelwind von Mann, welcher auf den, tobenden Lustausbrüchen etwas abgeneigten Leutner keinen angenehmen Eindruck hervorgebracht, hatte Mariens Herz so sehr gefesselt, daß sie ihm ihr Leben anvertrauen wollte! Armes Kind! dachte Leutner. Er sprach Marien Trost zu, stieß aber dabei auf eine Lebensanschauung, die ihn erschreckte und entsetzte. Er fand sich einem jungen Mädchen gegenüber, das die Welt im fahlen Lichte der Freudenleere und des Unglücks sah. Wie war Marie dazu gekommen, die schöne, blühende, heitere Welt, die Jedem farbenfrisch und fruchtebringend erscheint, der sein Auge nur nicht dem Frohsinne, dem Lenze zu verschließen Willens ist, so todesfahl zu schauen? Leutner hegte den Verdacht, daß nicht das letzte Erlebniß allein die Trauerkleider über Marien geworfen, allein alle seine Fragen vermochten nicht, sie zu weiteren Mittheilungen zu bewegen. Sie schloß jede Auseinandersetzung mit den Worten: „Was soll ich auf der Welt? Was kann die Welt mir bieten? Ich bin angewidert, ich verabscheue all' das, was mir bisher entgegentrat! Ich bin hoffnungsleer, freudeleer. Ich habe keine Empfindung für das, was Andere Glück nennen. Mir hat es nie gelächelt, ich habe es nie gefunden und werde es nie finden!“ Leutner, so ungewohnt er es auch war, dieses Gebiet zu betreten, sprach Marien von Religion, sprach ihr von Pflicht, er suchte alle Gründe, die sich unmittelbar einstellten und deren er sich erinnerte, auf, um Marien das Verabscheuungswürdige begreiflich zu machen, das dem Selbstmorde anhafte. Allein ein wehmüthiges Kopfschütteln war die einzige Wirkung seiner Worte. Nun suchte Leutner das letzte Mittel in dem Bemühen, Mariens Hoffnung neu aufzubeleben, ihren Sinn für die Freude wiederzuerwecken. Er schilderte ihr in buntesten und lebhaftesten Farben die Freuden des Lebens, Alles, was dieses irdische Dasein an schönem Genusse, an Erhebung, an Beglückung darbietet. Er fand auf diesem ihm geläufigsten Gebiete beredte Worte, strahlende Farben, und glaubte zu bemerken, daß Marie in diesem Lichte sich ein wenig erhebe, neues Leben, einen Strahl der Zuversicht gewinne. Ihre Worte drangen nicht mehr eiskalt aus ihrem Munde hervor; sie wurde wärmer. Ihr Herz schien aufzuthauen, zu neuem Leben zu gelangen, lebhafter zu schlagen. Leutner verließ das Mädchen beruhigter. Er war zufrieden mit sich. Er verabredete mit der Mutter Mariens für den nächsten Tag eine Spazierfahrt nach einem schönen, unweit von Wien gelegenen Orte und bat, Brand zur Theilnahme aufzufordern, wenn er nicht selbst Gelegenheit fände, ihm von dem Plane Kenntniß zu geben.

Am nächsten Tage wurde die Spazierfahrt wirklich unternommen. Es war ein schöner, milder, sonniger Winternachmittag. Die frische Luft that Allen wohl. Man stieg in der Keinen Stadt, dem Ziele der Fahrt, aus. Ein großes weitläufiges Kloster wurde besucht; eine gothische Kirche, ein Kreuzgang durchwandelt, durch dessen mit alten farbenbunten Glasgemälden gezierte Fenster das Licht einfiel und schöne Denkmale des Mittelalters wie im Schimmer des Regenbogens erscheinen ließ. Leutner führte Marien am Arme. Er blieb mit ihr vor einem herrlichen romanischen Email-Altare, vor hohen baumartigen gothischen Leuchtern, vor altdeutschen Bildern, auf denen sich andachtsvolle Heiligengestalten von dem Goldgrunde, welcher wie der Abendhimmel leuchtete, abhoben, stehen, und erklärte Marien die eigenthümlichen Schönheiten der Kunstwerke, die trotz der geringen Durchbildung der Formen durch die Innigkeit der Empfindung, welche aus den Gesichtern sprach, anzogen und fesselten. Marie hörte aufmerksam zu, ihr Auge schien beschäftigt nachzuforschen, zu ergründen. Ihr Arm ruhte auf jenem Leutners, ihr Auge kehrte sich öfter dem seinen zu. Bei einer raschen Wendung streifte Leutners Hand zufällig die Rechte Mariens. Er ließ sie einen Augenblick lang ruhen und fühlte, als er seine Hand zurückziehen wollte, sie festgehalten. Er erschrock, verwirrt und beglückt zugleich. Er sah nach Marien; sie hatte das Auge gesenkt. Leutners Herz schlug auf. Wärme erfüllte seinen Körper. Fester faßte und drückte er Mariens Hand. Sie entzog sie ihm nicht. Sie ruhte wie das Vertrauen, wie der Glaube, die Zuversicht, die Hingebung in der seinen. So wandelten die Beiden ohne zu sprechen in dem Kreuzgange dahin, der sich im Zwielichte mit seinen feinen gezierten Rippen über ihnen wölbte. Das tiefgesättigte Roth, Gelb und Blau der alten Glasfenster schien feuriger zu schimmern, der Goldgrund der Bilder stärker zu leuchten, die grauen Capitale der Säulen schienen ihre Blätter prächtiger zu entfalten und von den Consolen die Gesichter der Riesen und Zwerge, Engel und Genien heiterer herabzulächeln, ja die Eidechsen, die kleinen fabelhaften Thiere, welche hie und da ober den Capitälen angebracht waren, schienen neugierig hervorzulugen mit ihren dunklen Augen und einander das Geheimniß zuzuraunen, welches an ihnen vorbeischiitt.

Marie und Leutner durchschritten die Halle, in welche der Kreuzgang mündete. Schon schlug das Licht vom Außenhofe voll und breit durch das geöffnete Thor. Da blieb Leutner stehen, blickte fragend in die ihm offen und lebensvoll zugekehrten Augen Mariens, faßte die beiden Hände des Mädchens und sprach zu ihm: „Marie, wollen Sie mich lieben?“

Marie sagte: „Ich liebe Sie! Ich will leben, für Sie!“

Leutner war glückselig, aber seine Empfindung fand keine Worte. Er sog das Bild des schönen Mädchens wie den goldenen Strom des Lichtes ein! Von diesem Augenblicke an erfüllte es ihn ganz, erhob, be-

glückte, befeelte ihn! Die Eltern waren vorangeschritten und hatten schon vor längerer Zeit die Halle verlassen. Schritt für Schritt, zaghaft, jeden Augenblick festhaltend, um das Glück des seligen Verweilens dieser Stunde auszudehnen, gingen die Beiden durch die Halle. Ihr Glück schien ihnen eine Ewigkeit zu dauern, als sie aber auf den Rasengrund, der die Kirche umgab, hinausgetreten waren, nur einen Augenblick gewährt zu haben! Die Eltern Mariens luden zur Rast, um sich mit dem duftigen Weine des Stiftes zu laben. Mariens Anblick wirkte hoch erfreulich auf sie und sie dankten tiefinnigst Leutner, der das Kind von seinem verzweiflungsvollen Trübfinne geheilt zu haben schien. Sie gaben sich dem ihnen wieder zulächelnden Glücke freudig hin und ahnten nicht, daß der Schein der Freude, welcher Marie und Leutner umfloß, die erwachte Liebesflamme verkünde, die in dem Herzen der Beiden entglommen! Als der Abend dunkelte, fuhrn die vier Menschen, die unglücklich hinausgefahren, glücklich zurück. Leutner und Marie, welche einander gegenüber saßen, hatten während der ganzen Dauer der nächtlichen Fahrt die Hände ineinandergelegt. Die Wellen des Blutes schlugen aneinander, theilten einander das Glück der Herzen mit, der Herzen, denen sie entstammten, zu denen sie wiederkehrten!

Nach Wien zurückgekehrt nahm Leutner Abschied von der Familie. Er hatte Marien zugesagt, das Haus ihrer Eltern am nächsten Tage zu besuchen, um sie zu sehen, zu sprechen. Leutner kam betäubt und doch beglückt nach Hause. Entgegen seiner Gewohnheit verließ er dasselbe nicht mehr. Er blieb mit sich allein. Er hatte das Glück in sich gefunden, es schritt wie ein Genius neben ihm einher. Leutner wollte ungestört bleiben, um den Sturm, welcher in den letzten Tagen über das ruhige Gefilde seines Lebens dahin gebraust und soeben der erquickenden Heiterkeit des wieder sonnig aufleuchtenden Himmels gewichen war, in seinem Geiste zu überschauen, die einzelnen Momente desselben zu ordnen, zu fügen. Er wollte ruhig nachdenken, überlegen, was mit ihm geschehen sei, war aber so bewegt, daß es ihm vorkam, als müsse er sich über sich selbst besinnen, sich selbst erst wieder kennen lernen. Er war sich selbst fremd geworden. Es gelang ihm nicht, seine Gedanken völlig zu entwirren. Die Empfindung waltete vor. Wenn er die ersten Beziehungen überdachte, welche ihn an die Familie Brand geknüpft, wenn er über die Charaktere des Vaters und der Mutter Mariens nachsinnen wollte, über die entseßliche That des Mädchens, so schoß die Empfindung ihre Purpurfäden in das Gedankenspininst. Die Freude, daß er, Leutner, der solcher Liebe, wie er glaubte, unwürdig war, von einem engelshönen Mädchen geliebt werde, setzte sein Blut in Bewegung und das Denken wurde ihm schwer. Sein Glück verscheuchte alle Einwendungen, alle Einwürfe, die der Verstand vorzubringen versuchte. Von dem Untergrunde des Denkens und Empfindens Leutners wollten sich Zweifel erheben,

allein sie vermochten die blühende Decke der beseligenden Hoffnung nicht zu durchdringen. Riefen sie Leutner zu: Wie kann Marie dich lieben, heute bereits dich lieben, nachdem sie noch vor wenigen Tagen für einen anderen Mann so glühend empfunden, daß sie, in ihren Hoffnungen und Erwartungen getäuscht, sich den Tod geben wollte? Wie konntest du dich aus der schönen Ruhe deines friedlichen Daseins von fremder Hand in fremde Kreise einem Walle gleich hinüberwerfen lassen und nun Alles willenlos aufgeben, was dein eigen war, was du selbst warst, um einzig und allein von fremden Händen bewegt zu werden? Wo ist das schöne, ewig heitere Glück, welches in dieser Familie festzustehen schien, um immer zu leuchten? Welcher jähe Riß ist in dieses Himmelzelt gefahren und was für Unheil mag es noch verhüllen? Was birgt die stumme verzweiflungsvolle Hilflosigkeit der Eltern ihrem Kinde gegenüber, das den Tod gesucht? Wodurch haben sie die Macht über ihr Kind verloren, um bei einem Fremden Hilfe und Rettung des Eigensten suchen zu müssen? Wie ereignete sich das Unwahrscheinlichste: daß du die Liebe Mariens fandest, und zwar unmittelbar an einem eben aufgeworfenen, offenen Grabe die sich wieder aufrichtende Lilie! Die Liebe Mariens ist unwahrscheinlich! rief es ihm zu. Sie ist unwahrscheinlich . . . aber sie ist wahr! Sie ist unmöglich . . . aber sie lebt! Sie ist unglaublich . . . aber ich wurde von ihr überzeugt! antwortete er sich. . . . Kann ein Mädchen von einem Augenblicke zum andern, vom Aufgange bis zum Niedergange des Tages sich wie eine Sonnenblume neu aufgehendem Glücke zuwenden? Doch; denn Marie hat sich mir zugewendet! Ein Zweifel an ihr ist nicht gestattet. Sie ist einfach, durchsichtig, rein und klar wie der Quell! Sie kann Niemanden täuschen. . . . Und wenn sie sich selbst täuschte? . . . Wenn sie sich selbst täuschte! . . . Warum sollte sie es? Ich habe sie nicht gesucht, habe auf sie nicht eingewirkt zu meinen Gunsten. Ich habe nicht um ihre Liebe geworben, gebeten, gefleht. Sie ist mir geworden, mir zugefallen wie ein Meteor, das leuchtend von der Höhe des Firmamentes herabschießt. Wie liebe ich das Mädchen! . . . Liebst du es wirklich? . . . Gewiß! Ich habe solche Liebe nie empfunden. Das Gefühl beglückt mich, erhebt mich, erhöht mich! Ich will mich ihm hingeben, seinen Segen genießen in vollen Zügen!

Marien zu heirathen, das war ein Gedanke, der sich unmittelbar und natürlich in Leutner eingestellt hatte. Er war nicht einen Augenblick lang im Zweifel darüber geblieben, daß er dies thun wolle, thun müsse. Empfindung, Wunsch und Entschluß lagen ineinander wie Blüthe, Blätter und Hülle der Knospe. Der Wunsch, Mariens Hand zu erringen, erweckte in Leutner nicht einmal die Betrachtung: daß er so lange Zeit

hindurch, ohne an eine Verbindung zu denken, heiter und ruhig durch das Leben geschritten, ja daß er einer solchen, wenn sie sich nur in der Ferne freundlich grüßend zeigte, sorgsam ausgewichen war, während er nun Marien seine Hand ohne Bedenken reichte. Er hatte dies gethan wie ein Kind, das dem Fremden, welcher es freundlich anblickt oder ihm gute Worte gibt, seine kleine, rosige Hand entgegenhält. Leutner beabsichtigte von Mariens Vater die Hand der Tochter an einem der nächsten Tage zu erbitten. An einem der nächsten Tage, nicht augenblicklich. Er hatte Marien noch so viel zu sagen, so Vieles von ihr zu vernehmen! In so hohem Grade er auch Marien vertraute, hie und da fragte er sich doch zagend: Liebt sie dich wirklich? Liebt sie dich so sehr als sie dich lieben müßte, um ganz dein zu sein und immer dein zu bleiben?

Niemand hat den Genußgarten des Lebens geraume Zeit hindurch ohne Einbuße an Unmittelbarkeit und Einfachheit durchwandelt. Auch Leutners Empfindung war verfeinertem Genuße zugeneigt. Das Geheimniß, welches ihn und die Geliebte umschloß, sie von Allem, was um sie her lebte, abtrennte, aus ihnen eine Art von erstem Menschenpaare schuf, das unsichtbar, unerkannt dahinwandelte, bildete einen Reiz sondergleichen für Leutner. Eine „Liebe, von der Niemand was weiß“, war in seinem Leben nicht vorgekommen! Von diesem Weben des Geheimnisses vermochte er sich nicht zu trennen. Von Mariens Eltern die Hand der Tochter allsogleich erbitten, hieß den schönen Zauber zerreißen. Er glaubte das Kleinste, Beste, Werthvollste aufgeben, verlieren zu müssen, wenn seine Liebe, die jetzt holdselig wie ein neugeborenes Kind in der Wiege lächelnd und die kleinen Hände emporstreckend lag, erwachsen unter die Menschen träte, unter die wildfremden, neugierigen, fragenden, hämischen, spöttelnden Menschen. Er wollte seine Empfindung, sein Glück still und ruhig im Thauglänze des Frühmorgens für sich allein besitzen, für sich allein genießen. In diesem Sinne sprach er auch zu Marien, er bat sie, einige Tage hindurch das Geheimniß bewahren zu dürfen. Marie nahm Leutners Absicht als etwas Natürliches, Selbstverständliches auf. Sie sei mit Allem einverstanden, was er zu thun gedenke, sagte sie. Das Geheimniß der Liebenden war um so leichter aufrecht zu erhalten, als Brand und dessen Frau die täglichen Besuche Leutners und dessen Bemühen um Marie einzig und allein mit dem Bestreben des Freundes in Verbindung brachten, ihrer Tochter hülfreich zur Seite zu stehen.

Leutner versenkte sich während dieser Zeit mit Marien in Auseinandersetzungen über ihre Empfindungen. Er konnte nicht oft genug das Geständniß hören, daß Marie ihn liebe, fragte immer wieder und jede bestätigende Antwort beglückte ihn, als ob er das Geständniß zum ersten Male vernommen hätte. Er überschüttete Marie nicht mit Bethuerungen und Versicherungen seiner Liebe, hielt sich, soweit er dies im Stande war, ruhig und legte Maß an Alles, was, sein Innere erfüllend, nach

Ausdruck rang. Er vermied es nicht nur, sich in ein günstiges Licht zu stellen, sondern war bemüht, Mariens Klarheit über sein Wesen, seine frühere Lebensweise, seine Gewohnheiten und Neigungen zu verschaffen. Er tastete feinfühlig an Mariens Herz, suchte zu erforschen, ob die jüngst- vergangene Liebe nicht noch herübertöne und wurde freudig bewegt, als ihm Marie gestand: sie glaube sich getäuscht, sich selbst mißverstanden zu haben. Sie habe den Mann, welcher sie so sehr verletzt, wol nicht geliebt. Das werde ihr jetzt offenbar, jetzt, da ihr Herz wirkliche Liebe, die Liebe zu Leutner empfinde. Sie erzählte ihm: daß er, als sie ihn zum ersten Male erblickt, Eindruck auf sie gemacht habe. Sie habe nie einen so offenen, heiter und klar wie der Tag blickenden, Licht und Wärme verbreitenden guten, edlen Menschen kennen gelernt. Es sei ihr vorgekommen, als ob jeder seiner Blicke einem Quell von Licht, jedes Wort einem Born von Güte entsprungen wäre. Es sei ihr Alles natürlich, Nichts gekünstelt an ihm erschienen, Nichts beengt und eckig, wie bei den Menschen, die sie bis dahin gekannt, welche, kleinlichen Verhältnissen entstammend, kleinlich und ängstlich geblieben. Hätte Leutner hie und da ein Wort gesagt, das sie nicht verstanden, das sie zum Nachforschen und Nachsinnen genöthigt, so sei doch rasch das Seltsame von der Wahrnehmung verdrängt worden, daß sich Leutner ohne Berechnung, ohne jede Absicht gab wie er war. Sie habe Leutners nie vergessen seit dem ersten Zusammentreffen mit ihm. Sei sie irgendwo eingetreten, wo er sich befand, so hätte sich ihr Blick ihm unwillkürlich zugewandt. Sie hätte immer geahnt, gefühlt, daß er zugegen sei, ehe sie ihn noch gesehen. Es habe sie in Leutners Nähe gezogen und deshalb hätte sie oft ihren Vater, wenn dieser sich zu Leutner begeben, begleitet. Ja, sie sei manchmal vor dem Hausthore stehen geblieben und hätte den Vater erwartet, wenn dieser gesagt, daß er nur kürzere Zeit sich bei Leutner aufhalten würde. Dann habe sie die Menschen betrachtet und beobachtet, welche sich zu Leutner begeben und im Stillen Alle glücklich gepriesen, denen dies gegönnt gewesen wäre! Eines Tages, als Marie vor Leutners Hause geharrt, sei eine schöne Dame an ihr vorbeigekritten, stolz wie im Triumph. Ihr Anblick hätte Marien erschreckt, in Aufruhr versetzt. Sie habe die Dame erkannt; es wäre eine bekannte Sängerin gewesen, die sie im Theater gesehen und gehört. Mariens Herz habe sich krampfhaft zusammengezogen. Sie hätte gefühlt, daß Eifersucht sie anfasse. Ohne ihren Vater abzuwarten, wäre sie davongeeilt und hätte tiefbetrübt zu Hause gegrübelt und gelitten.

Leutner führte das Gespräch immer wieder auf die unglückselige That Mariens und deren Veranlassung zurück. Er fragte und forschte, aber Mariens Aeußerungen und Angaben waren nicht mehr so bestimmt, wie an jenem Tage, wo Leutner zuerst sie zu ergründen bemüht gewesen. Die Vergangenheit schien in Mariens Geiste abgeblaßt, entblättert worden zu sein, die Gegenwart allein im vollen Lichte zu stehen. Marie wieder-

holte Leutner, und dies immer bestimmter, sie sehe ein, daß sie den Bruder ihrer Freundin nicht geliebt habe und eigentlich, fügte sie zögernd und erröthend hinzu, wäre die Neigung zu Leutner, welche sie aus ihrem Herzen zu reißen gezwungen gewesen sei, die erste, die wahre Ursache ihres Schmerzes gewesen. Diese Hoffnungslosigkeit hätte sie verdüstert, ihr die Welt so finster erscheinen lassen.

Leutner hörte beglückt und entzückt diese Geständnisse. Er glaubte, weil er so gern glaubte. Er grübelte nicht, er forschte nicht, so lange er unter dem Zauber der Worte Mariens stand. Er vertraute ihr. All' das, was er vernahm, kam ihm, sah er Mariens Blicke, hörte er Mariens Worte, so einfach, so klar, so natürlich vor, so überzeugend, so wahrhaftig! So mußte es gewesen sein; es konnte nicht anders gewesen sein! Liebe und Eigenliebe vereinten sich, um Leutner von der Wahrheit das Vernommenen zu überzeugen. Ueberdachte er aber für sich allein Mariens Aeußerungen und Mittheilungen, so schwand das klare Licht, er glaubte in der Abenddämmerung zu weilen, die Gestalten und Dinge verschwanden, flossen in einander, wallten auf und ab, trennten sich, vereinigten sich, blickten wirre und verwirrend auf Leutner. Er zweifelte in solchen Augenblicken an Marien, er zweifelte an sich. Unsicherheit und Furcht ergriffen ihn, da er sich selbst in solcher Unklarheit fand. Er suchte sich daraus zu befreien, zu retten. Er wollte klar sehen, klar denken, klar empfinden, allein er liebte und die Liebe legte ihre warme Hand auf seine Stirne, auf das Auge, auf den Verstand, auf das Herz; sie schläferete ein, duldete nichts neben sich. Sie wollte allein entscheiden, allein den Geist, den Blick und die Empfindung lenken und bestimmen. Leutner liebte und er wurde wieder geliebt! Warum auch sollte Marie ihm sagen, daß sie ihn liebe, wenn sie ihn nicht liebte? Und wenn sie es auch nicht gesagt hätte, ihre zitternde Hand, der innige Blick, das zitternde Erwarten, wenn er kommen, das Zögern und Zurückhalten, wenn er scheiden sollte, wenn Marie bat, daß er noch einen Augenblick, nur einen Augenblick lang bleiben möge, verkündeten ja ihre Liebe! All' das, sah, empfand, fühlte er es denn nicht, war es nicht klar wie der Tag, einfach wie das Licht? Konnte solche Liebe täuschen? Nein! Marie liebe ihn, sie liebe wirklich und wenn auch jüngsthin die Herzensdämmerung des jungen, aufkeimenden, sich nach Liebe sehnennden Mädchens Marie in den Irrthum versetzt hatte, das erste Entgegenbeben des Mädchenherzens für Liebe zu halten, jetzt wäre Marie sich klar geworden, jetzt liebe sie wirklich, jetzt liebe sie ihn. Und nicht erst jetzt, denn sie hatte es ihm ja gestanden, sie habe ihn geliebt, ehe sie den Schiffsarzt gekannt! Die Hoffnungslosigkeit habe sie dazu getrieben, den freundlichen Worten des heitern Mannes zu lauschen, Verzweiflung habe sie erfüllt, als ihre Hoffnung abermals zu nichte geworden und die Liebe zu ihm sei die erste Ursache ihres entsetzlichen Entschlusses gewesen. Die Liebe zu ihm! So legten sich die Schatten der Dämmerung des Herzens auch

auf seinen Geist. Sie kamen von Marien, strichen wie leichte Wolken, die den Gipfel des Berges abzutrennen scheinen, um Leutners Haupt, legten sich um dasselbe und zogen sich von da wieder zu Marien hinüber.

Aus diesem Dämmerleben wurde Leutner nur während einzelner Augenblicke durch seine Bescheidenheit aufgeschreckt und aufgerüttelt. Da überkam ihn peinigende Angst und das Pflichtgefühl wurde rege. In einem solchen Momente sagte er zu dem Mädchen: „Marie, wenn Sie sich abermals täuschten? Wenn die Liebe, die Sie zu empfinden glauben, nur Freundschaft, nur das Sehnen eines jungen Mädchens wäre, die allerfassende, unendliche Liebe einer jungen Seele, welche das, was sie sucht, in dem Manne zu erblicken wähnt, der ihr zuerst entgegengetreten, der gütig gegen sie war, dessen Eigenschaften sie schätzt und den sie überschätzt, den sie erhöht? Wenn nach Jahren Sie sich klar würden über Ihren Irrthum, über Ihre Täuschung? Wie unglücklich würden Sie werden, wie unglücklich würden Sie mich machen! Sprechen Sie, Marie! Haben Sie nachgedacht, geforscht, haben Sie geprüft?“

Marie blickte ihn innig an und sagte: „Ich liebe Sie!“

„Wie glücklich machen Sie mich, Marie! Allein es geziemt mir, dem älteren Manne, über uns Beiden zu wachen, und Sie vor Allem vor den Folgen einer Täuschung zu bewahren. Ja, ich glaube, Marie, daß Sie mich lieben! Wollen Sie unverbrüchlich fest an mir halten, was auch kommen möge?“

„Ich will es!“

„Nun denn, ich vertraue Ihnen. Aber hören Sie: in dem Augenblicke, wo Sie schwanken, wo Sie wankend werden, wo Sie an mir zweifeln, in dem Augenblicke, wo ich wahrnehme, daß Ihre Hand zaudert, sich von mir zurückzieht, in jenem Augenblicke werde ich zurücktreten und Sie werden frei sein!“

„Ich gehöre Ihnen, ich liebe Sie!“

Nachdem einige Tage des Liebesfrühlings Leutners verflossen waren, faßte er den Entschluß, Brand von der innigen Neigung zu seiner Tochter zu unterrichten und ihn um die Hand Mariens zu bitten. Leutner hatte sich diesen Schritt so einfach und natürlich vorgestellt, daß die Art und Weise, wie er denselben unternehmen sollte, gar nicht Gegenstand seines Nachdenkens gewesen war. Als es sich aber darum handelte, Tag und Stunde zu bestimmen, als er Marien mittheilte: „Morgen werde ich den Vater um Ihre Hand bitten,“ da überkam ihn eigenthümliches Zagen. Er wollte dasselbe weglächeln, entfernen, wie man einen Tropfen von der Stirne wischt, allein das Zagen kehrte immer wieder und wurde immer stärker. „Ich komme mir vor, wie in meiner Kinderzeit,“ sagte Leutner zu Marie, „als ich vor meine Eltern treten und sie um eine Gabe bitten sollte, deren Gewährung ich nicht ganz sicher war. Wenn Ihr Vater mir Ihre Hand versagte, Marie?“

„Er wird es nicht.“

„Wenn aber doch?“

„Warum sollte er es? Wollen Sie mich nicht glücklich machen, werden Sie mich nicht beglücken? Mein Vater kennt Sie, ist mit Ihnen befreundet.“

„Das habe ich mir Alles selbst gesagt, wiederholt gesagt, allein die Furcht läßt sich durch Gründe nicht bannen. Sie wächst immer wieder nach, so scharf die Art auch ist, welche man an ihre Wurzel legt.“

„Mein Vater ist gut und liebt mich.“

„Das ist es mit, Marie, was mich ängstigt. Er liebt Sie! Wird er mich auch Ihres Besitzes würdig erachten? Ich weiß selbst nur zu gut, was gegen unsere Verbindung spricht, als daß ich nicht besorgen sollte, er werde es mir vorhalten und mich bitten, abzustehen. Was würden Sie thun, Marie, wenn er nein sagte?“

„Sie lieben!“

„Werden Sie an Ihrer Liebe festhalten?“

„Ganz und treu stehe ich zu Ihnen.“

„Ihre Liebe gibt mir Kraft, erhebt mich vor mir selbst! Ihre Liebe macht mich vergessen, was ich so gerne vergesse. Ich werde es wagen, morgen mit Ihrem Vater zu sprechen.“

Als Brand am nächsten Tage Leutner besuchte, kam ihm dieser schüchtern, scheu und bekümmert entgegen. Brand hatte zwar während der letzten Tage eine Aenderung in dem Benehmen Leutners gegen ihn wahrgenommen, er hatte Leutner wärmer, milder, weicher, freundschaftlicher gefunden als sonst. Die Ueberlegenheit, welche früher Leutner über Brand ausgeübt, von Letzterem freiwillig zugestanden und Leutner zur Gewohnheit geworden, war nicht mehr vorhanden. Brand schrieb dies dem innigen Verkehr Leutners mit seiner Familie, der er sich unter so eigenthümlichen Verhältnissen angeschlossen, zu. Er glaubte, der größere Grad von Güte und Liebenswürdigkeit beruhe in der Herzlichkeit Leutners, welche es vermeiden wolle, irgendwie hervorzutreten, daß Leutner der Familie Gutes erwiesen, ihr als wahrer Freund zur Seite gestanden. Als aber Brand, nachdem ihn Leutner gebeten, ihn zu hören, da er ihm eine Mittheilung von Wichtigkeit zu machen habe, bemerkte, daß dessen Stimme zitterte, daß er erregt sei, fragte er ihn nach der Ursache der an ihm ungewohnten Erscheinung. Er fragte, ob ein Unfall Leutner betroffen habe, ob er ihm dienen könne.

„Ich habe vielmehr eine Bitte an Sie zu richten,“ sagte Leutner, „von deren Erfüllung mein Lebensglück abhängt! Dieses ruht in Ihren Händen.“

„Sprechen Sie, Herr von Leutner, ich verstehe Sie nicht.“

„Ich bitte Sie um die Hand Ihrer Tochter! . . . Verzeihen Sie,

daß ich das so kurz und bündig herausfage; allein ich bin zu bewegt, um meine Werbung in weit ausholender Rede vorzubringen.“

Brand erschrak sichtlich, als er die Worte Leutners vernahm. Dieser bemerkte die Wirkung, welche seine Bitte auf Brand hervorgebracht, und forschte in dessen Zügen. Mit leiser, bebender Stimme sagte er zu Brand: „Sie sprechen nicht, Sie antworten nicht?“

„Was soll ich Ihnen sagen, was antworten? Ihre Werbung hat mich überrascht! Wie kann ich Ihnen eine entscheidende Antwort geben, jetzt geben? Sie wissen, ich schätze Sie, ich verehere Sie; allein bevor ich eine Entscheidung treffe, muß ich wissen, wie es gekommen ist, daß Sie Liebe zu Marien gefaßt haben. Ich hatte keine Ahnung von Ihren Gefühlen! Lassen Sie mir Zeit. Ich muß erwägen, überlegen, meine Frau zu Mathe ziehen, mit Marien sprechen... Verzeihen Sie, wenn meine Stimme versagt; ich kann meine Bewegung kaum bemeistern. Wie hätte ich den Gedanken fassen sollen, daß Sie Marie lieben. Sie waren erst vor einigen Tagen so freundlich, in mein Haus zu kommen, um mir beizustehen, Marie wieder zur Besonnenheit, zur Pflicht zurückzuführen. Ich hatte Sie gebeten, mein Haus zu betreten, wie Sie damals sagten, — als Seelenarzt. Das Mädchen war dem Tode nahe. Es war entschlossen gewesen, Hand an sich zu legen, weil es in seiner Schwärmerei geglaubt, ein Mann, dem es zugeneigt war, habe es beleidigt. Seither ist Mariens Verzweiflung gewichen, und Sie, dem ich mein volles Vertrauen geschenkt, Sie bitten mich heute um die Hand meiner Tochter, Sie sagen, daß Sie Marie lieben? Wie ist dies möglich? Wie hat sich das Alles gestaltet? Ist es überhaupt möglich?“

„Liegt ein Vorwurf in Ihren Worten? Fast will es mich bedünken, daß ich einen solchen heraushöre. Sie würden mir Unrecht thun, Herr Brand, wenn Sie meine Absicht in Zweifel zögen, meine Absicht an dem Tage, an welchem ich Ihr Haus betrat, um Marie zu sehen, meine Absicht heute, wo es mein innigster Wunsch ist, Marie glücklich zu machen! Das ist mein einziges Ziel! Was gekommen ist, kam ohne Vorsatz, ohne Vorhaben, ohne mein Zuthun. Sie wissen, ich habe Ihr Haus vermieden, und heute dürften Sie errathen, warum ich dies gethan. Ich wollte mich nicht in die Gefahr begeben, Liebe zu Marie zu fassen. Sie hatte auf mich beim ersten Anblicke Eindruck gemacht. Ich habe mich nicht genähert, ich habe mich fern gehalten. Als ich aber Marien kennen lernte, durch Sie kennen lernte, als ich die Schönheit, die Reinheit, das Herz und den Geist Mariens in all' ihrem Zauber wahrnahm, empfand und fühlte, da brach die Liebe zu ihr wie ein Brand in mir aus, hüllte mich gänzlich ein und verzehrte mich. Ist es so widernatürlich, so schrecklich, so entsetzlich, daß ich Marie liebe? Habe ich nicht das Recht zu lieben, nicht Anspruch auf Glück?“

„Gewiß, gewiß!... Allein ich glaubte Sie gefesselt! Das war, ich

gestehe es, mit ein Grund, der mich bestimmte, Sie, eben Sie zu bitten, mir in meiner Verzweiflung beizustehen. Empfinden Sie nicht meine Pein, Ihnen dies andeuten zu müssen?"

„Sie haben volles Recht zu sagen, was Sie sagen, vielmehr, Sie hatten es vor einigen Tagen, heute nicht mehr. Ich bin frei. Ich habe alle Bande gelöst, welche mich fesselten, welche mich zu fesseln schienen, denn sie waren leicht, ich kann sagen, daß sie fast nicht bestanden. An dem Tage, an welchem ich Marien meine Liebe gestanden, wenige Stunden darauf, als meine Lippen ihr das Geständniß ablegten, waren auch die dünnen Fäden entzweigesehritten, durch welche Sie mich gebunden wähten. Ich habe offen und ehrlich, mit jener Rücksicht, welche ich allen Menschen gegenüber beobachte, die mir freundlich gesinnt waren, die Verbindung gelöst, welche von beiden Seiten mit dem Bewußtsein eingegangen war und gepflegt wurde, daß der Tag sie gebracht, daß der Tag sie nehmen werde.“

„Das entzieht meiner Empfindung nicht ganz den Stachel, den der Gedanke verursacht, die Dame, welche ich bei Ihnen kennen gelernt, könne glauben, wir seien Schuld daran, daß Sie den Umgang mit ihr abgebrochen. . . Haben Sie sich gegen Marie bereits ausgesprochen?"

„Ja.“

„Hat Sie Kenntniß von Ihrer Werbung?"

„Sie hat mich ermuthigt, vor ihre Eltern zu treten.“

„Das Mädchen hat mich mit keinem Worte davon in Kenntniß gesetzt.“

„Ich habe Marien gebeten, zu warten, bis ich mit Ihnen gesprochen. Verzeihen Sie, wenn ich Unrecht gethan.“

„Hat Ihnen Marie gesagt, daß sie Sie liebt?"

„Wir haben uns in demselben Augenblicke unsere Liebe gestanden. Ehe noch unserem Munde das Geständniß entschlüpfte, sagten es uns unsere Augen, sagten es unsere Hände. Die Hände hatten den Bund geschlossen, die Worte folgten nach.“

„Marie liebt Sie? Sie liebt Sie? Sie hat es Ihnen gesagt? Gestanden?"

„Offen und unumwunden!"

„Es ist nicht möglich! Es ist undenkbar! Ueberlegen Sie doch selbst. Gehen Sie mit sich zu Rathe. Sie wissen ja, was vorgefallen. Sie haben Marie gesehen, beobachtet, erforscht. Sahen Sie denn nicht das Kind am Rande des Abgrundes, in welchen es sich stürzen wollte, als es sich in seiner Liebe zu einem Manne getäuscht sah? Marie ist ja ein Mädchen, sie ist nicht aus der Art geschlagen, sie hat ein Herz, einen Geist wie andere Menschen, sie ist ja kein ausnahmzweises Geschöpf, das anders empfindet, anders denkt, als Andere! Wie kann sie, vor wenigen Tagen noch mit einem Fuße im Grabe, über Alles hinweg,

Ihnen die Hand reichen, Sie lieben, mit Ihnen unmittelbar nach der Katastrophe zum Altare schreiten wollen? Sie täuscht sich, oder sie täuscht Sie! Nein, sie kann Sie nicht täuschen, sie ist brav, offen, gut, das Kind kann also nur sich selbst täuschen und davor möchte ich es bewahren. Ich bin Ihnen immer dankbar ergeben gewesen, ich bin Ihr Freund! Bemühen Sie sich, ruhig zu denken, suchen Sie Klarheit zu gewinnen und Sie werden mir beistimmen, Sie selbst werden zu der Erkenntniß gelangen, daß ich richtig denke, richtig urtheile, richtig empfinde.“

„Sie irren, denn Sie gehen von einer falschen Voraussetzung aus. Marie hat mich von Allem in Kenntniß gesetzt, mir Alles klargelegt, sie liebt mich. Sie hat die Neigung zu mir an dem Tage gefaßt, wo wir uns zuerst begegneten. Das hat mir Marie selbst gestanden. Als sie gewähnt, daß es ihr nicht gestattet sei, an mich zu denken, sich mit mir zu beschäftigen, als sie hierauf den Bruder ihrer Freundin kennen lernte und dieser sich um Marien bemühte: da täuschte sie sich über sich selbst und neigte sich dem Manne zu, dessen kaltes, frivoles Wesen Marien aus ihrer Illusion scheuchte und sie zurücktrieb; all' das verjagte Marie in jene verzweiflungsvolle Stimmung, welche sie bald in das Verderben gestürzt hätte. Jetzt aber liebt mich Marie, darf mich lieben und sieht ihr Glück an meiner Seite! Treten Sie uns nicht entgegen, machen Sie uns glücklich!“

„Ich kann Ihnen heute keine entscheidende Antwort geben, lassen Sie mir Zeit, lassen Sie mich zur Ruhe, zu einem Entschlusse kommen. Nichts drängt, nichts treibt zur Eile. Es ist ein ernster Schritt, den Sie vorhaben, ein ernster Schritt, welchen Marie thun will. Ich bin der Vater, ich muß an ihrer Seite stehen, muß ihr rathen. Ich muß vor Allem mit Marien sprechen, ihr Herz zu erforschen, zu ergründen suchen. Ich muß mich mit meiner Frau verständigen. Auch ist eine ernste Unterredung dieser mit Marien unumgänglich nothwendig. Lassen Sie uns Zeit, legen Sie sich selbst Geduld auf.“

„Sie versagen mir Mariens Hand?“

„Ich verschiebe meinen Entschluß. Geben Sie es also auf, mir heute ein Ja abzupressen, abzuringen; ich kann, ich darf heute keine Entscheidung treffen. Seien Sie überzeugt, daß ich Ihrem Wunsche nicht entgentreten werde, wenn ich geprüft und mit Bestimmtheit erkannt habe, daß ein Bund zwischen Ihnen und Marien glückbringend werden kann für Beide, für uns Alle.“

„Darf ich Ihr Haus bis dahin nicht mehr betreten?“

„Besuchen Sie uns nach wie vor. Ich hasse Gewaltthätigkeit, ich vermeide das Aufstellen von Hindernissen. Versprechen Sie nur, daß Sie Marien nicht hindern wollen, die Worte, die ich ihr zu sagen habe, ruhig zu überlegen, damit sie gefaßt und besonnen erwäge. Verwirren Sie das Mädchen nicht, betäuben Sie es nicht. Ueben Sie nicht die Gewalt und

Macht über Marien aus, welche einem Manne so leicht zu Diensten steht, der von einem Mädchen geliebt wird, oder den das Mädchen wenigstens zu lieben wähnt.“

„Ich verspreche es. Ich danke Ihnen.“

Leutner fand Marien, als er dieselbe einige Stunden später aufsuchte, still und ruhig. Sie war bleich und einsilbig, aber gefaßt und beharrend. Der Vater habe mit ihr lange und eingehend gesprochen, theilte sie Leutner mit, sie sei jedoch fest und standhaft in ihrem Entschlusse geblieben, kein Wort des Vaters habe sie wankend zu machen vermocht.

„Und Ihre Mutter?“ fragte Leutner.

„Meine Mutter ist uns günstig, sie hat keine Einwendung gemacht.“

Leutner fand, als er Frau Brand aufsuchte, die Worte Mariens bestätigt. Frau Brand erklärte, daß sie einer Verbindung Leutners mit ihrer Tochter nicht abgeneigt sei, daß sie glaube, Marie könne an der Seite Leutners glücklich werden. Brand seien die Geheimnisse eines Frauenherzens, besonders die eines jungen, aufsteigenden, über sich und die Welt noch nicht klar gewordenen Mädchens ziemlich fremd, er finde die Stürme und Wandlungen der Leidenschaften und Empfindungen unbegreiflich, unglaublich, während sie doch nicht ganz unerklärlich seien, allerdings aber erkannt und begriffen werden wollen. Brand nehme auch die ganze Angelegenheit zu schwer. Das Ueberraschende erschrecke ihn, das Ungewöhnliche mache ihn zaghaft; er wolle allzusehr die Zukunft, ja noch die fernste Zukunft kommender Geschlechter, die sich der Lenkung durch unsere Hände vollkommen entzieht, geordnet und geregelt sehen. Leutner möge dies nicht mißverstehen. Brand sei Geschäftsmann, der das Regelrechte, das Gemessene, das richtig Gestellte und Gezählte suche und schätze; augenblicklich Unfaßbares sei nicht seine Sache. Sie selbst sei hierin etwas anderer Meinung; ihr Sinn sei weicher, milder, mehr dem Empfindungsleben geneigt, und sie glaube nicht ohne Verständniß desselben zu sein.

Marie, welche zugegen war, warf die Worte ein: „Die Mutter ist Schriftstellerin, Dichterin.“

Frau Brand erröthete gleich einem jungen Mädchen, warf Marie einen Blick leichten Vorwurfes zu und sagte: „Mißverstehen Sie Marie nicht und nicht mich, Herr von Leutner. Marie wollte mit dieser Bemerkung nur sagen, daß wir uns Beide, nachdem wir uns ausgesprochen, verstehen, daß wir Freundinnen waren und sind; daß ich zwar nicht Alles gutheiße und billige, was Marie denkt und thut, daß ich manchmal dem Fluge der ihr entwirrenden Gedanken und Empfindungen mit Wangen nachblicke und glücklich bin, wenn sie wieder wie die Tauben nach ihrem Schläge zurückkehren; daß ich aber Hoffnung hege, die Tage ruhigerer, weicherer Stimmung seien Marien nicht ferne, . . . Tage, an denen man minder hart und strenge gegen Andere und minder nachsichtig gegen sich selbst ist.“

Leutner verstand die letzten Worte nicht. Indessen, erfreut durch die Zustimmung der Frau Brand, dachte er nicht weiter über die ihm unklar gebliebene Bemerkung nach, und, an die Mittheilung Mariens, Frau Brand sei Schriftstellerin, anknüpfend, sagte er: „Ich habe Mariens Andeutung durchaus nicht falsch beurtheilt! Ich bin erfreut zu vernehmen, daß Sie, wie ich vermuthet, literarische Beschäftigung lieben. Sie dichten?“

„Nicht doch!“ sagte Frau Brand. „Ich habe hie und da versucht, eine kleine Erzählung niederzuschreiben, Verhältnisse zu schildern, die ich beobachtet, Vorfälle, die ich theilweise selbst erlebt. Man war nachsichtig, hat die Erzählungen in Zeitschriften gedruckt und das war Alles.“

„Darf ich Sie bitten, mir zu sagen, was ich zu thun habe, um Herrn Brand günstig zu stimmen, meiner Verbindung mit Marien geneigt zu machen?“

„Gönnen Sie ihm Zeit. Lassen Sie einige Tage, vielleicht einige Wochen vorüber gehen. Er muß sich mit dem Ereignisse vertraut machen, das ihn überraschte. Er kommt in Lebenswendungen und Krisen nur langsam tastend zu einem Entschlusse. Marie liebt Sie; ich werde ihr rathend und fördernd zur Seite stehen und so wird, wie ich hoffe, Alles gedeihlich geführt werden.“

Der Frühling währt lange, doch wie viel wahrhaft schöne Lenztage zählt er! Wie viel vollglückliche ein Liebeslenz! Das weiß man erst, wenn man zurückdenkt an den Frühling und an die erste Zeit des Liebeslebens. Beneidenswerth, wer die Zahl der Grazien zusammenbringt! So klagte Leutner, über dessen Liebeshimmel sich eine graue, bergende Hülle gezogen. Zwar Marie war liebevoll, milde und gut, aber Leutners Verhältniß zu Brand wollte sich nicht klären. Auch Frau Brand schien den Bund der Liebenden und deren Pläne mehr zu dulden, ruhig hinzunehmen, als zu fördern und das demselben Entgegenstehende zu beseitigen. Sie bezeichnete sogar Leutner gegenüber nicht klar und offen den Haupteinwand, welchen Brand gegen den Ehebund erhebe, was ihn zumeist zurückhalte, seine Einwilligung zu geben. Auch Marie konnte den Geliebten darüber nicht vollständig aufklären. Dieses Verhältniß war für Leutner eine Folter, und doch wagte er nicht, Brand zu einem Entschlusse zu drängen, denn sein Verhalten gegen denselben hatte sich vollständig geändert. Zwar Brand war freundlich und zuvorkommend wie ehedem, allein Leutner fühlte eine Art Scheu, Furcht und Bangen, wenn er sich Brand gegenüber befand. Er war es, der jetzt jedem Worte Brands wie einer Gnadenspende lauschte, der jedem leise ausgesprochenen Wunsche desselben zuvorzukommen sich bemühte. Leutner sah in Brand nur noch den Mann, von welchem sein ganzes Glück abhing, in dessen Händen sein Schicksal ruhte, der sein Schwiegervater werden sollte und zögerte, es zu werden. Wiederholt hatte er Unterredungen mit Brand gepflogen, nie war er aber zu einem günstigen Resultate gelangt. Brand hielt ihn

hin, indem er ihn versicherte, er sinne, erwäge, überlege noch immer, leider ohne Erfolg. Wenn Alles in ihm Ja sage, eine innere Stimme rufe übertönend: Nein! Es sei ihm nicht gelungen, seine eigenen Bedenken zu zerstreuen. Im Gegentheile, es hätten sich immer neue hinzugesellt und das Gewicht der ersten verstärkt.

Auf die Bitte Leutners, die neuen Bedenken zu bezeichnen, sagte Brand: „Sie wünschen, daß ich offen und aufrichtig mit Ihnen rede? Es sei! Halten Sie mich nicht für eigennützig. Allein der Vater muß weiter sehen als das Kind, dessen Horizont nie über den Blumengarten, an dem es sich eben erfreut, hinausgeht. Sie sind nicht reich, Herr von Leutner, höchstens wohlhabend, und dies nur so lange Sie allein leben. Sie sind gewöhnt, das Leben zu genießen, voll und schön zu genießen. Sie haben sich nie etwas versagt, und ich erlaube mir zu bezweifeln, daß Sie im Stande sind, sich etwas zu versagen. Sie leben von Ihrer Rente, haben Ihr Vermögen nie vermehrt und sind auch wol kaum im Stande, es zu vermehren durch nußbringende Arbeit, durch erfolgreiche Thätigkeit.“ Als Leutner Einsprache erheben wollte, fuhr Brand fort: „Ich zweifle nicht daran, daß Sie den besten Willen haben, Alles aufzubieten, um eine Stellung zu gewinnen, um eine Beschäftigung zu suchen, um sich nußbringend zu machen, Ihr Einkommen zu vermehren. Allein es ist ungewiß, ob es Ihnen gelingt, ungewiß, ob Sie auf die Dauer die Kraft gewinnen werden zu starker, anhaltender Arbeit, und für eine Familie reicht Ihr Vermögen nicht aus. Was wäre die Folge? Sie würden alle Ihre Gewohnheiten, all' das, was Ihnen das Leben bisher lebenswerth gemacht hat, aufgeben müssen, um Ihre Familie zu erhalten; und wie groß auch die Liebe zu Ihrer Frau und Ihren Kindern wäre, der Stachel, sich geopfert zu haben, sich täglich und stündlich opfern zu müssen, würde doch in Ihnen bleiben. Wenn ich dies Alles voraussehend erwäge, so denke ich für Sie, Sorge für Sie, bewahre Sie vor einem Mißgriff, vor liebetödtender Reue, und mein Kind vor einer Zukunft, die unausbleiblich wäre und über die mich wenigstens all' die Vergoldung der Liebe, welche heute das rauhe, harte Metall des Lebens gleißend überzieht, nicht zu täuschen vermag.“

Leutner versicherte Brand, daß dieser irre. Er kenne ihn nicht, er beurtheile ihn falsch. Wenn er einen neuen Lebenszweck vor Augen habe, so wisse er auch, was seine Lebensaufgabe sei. Er fühle nicht nur die Kraft, sondern auch die Lust in sich, eine Stellung zu suchen, und er werde sie, Dank seinen Verbindungen, auch finden. Wenn er den Lugal, den er bisher nicht gescheut, nur nicht auffuche, so werde sein Einkommen, wenigstens für die ersten Jahre, vollauf für einen größeren Haushalt genügen. Das könne nicht der Hauptgrund sein, der Brand bestimme.

„Nun denn, es ist auch nicht der Hauptgrund. Warum soll ich mich scheuen es auszusprechen? Ich bin Katholik; ein guter, frommer, gläu-

biger Katholik. Es hat mir längst wehe gethan, Ihren Indifferentismus wahrzunehmen. Vollends gebietet mir die Religion, mein Kind, welches leider, sicherlich nicht durch mein Verschulden, im Glauben wankend geworden, von demselben nicht völlig ablenken zu lassen. Es würde dies unfehlbar geschehen, wenn Marie in dem Manne, dem sie ihre Hand reicht, Gesinnungen vorfände, welche den ihren nicht nur gleich, sondern noch weiter abseits von der Lehre liegen, in welcher Marie aufgezogen wurde. So lange Sie uns nicht näher getreten sind, hatte ich kein Recht, mit Ihnen über Ihre Ansichten zu sprechen, heute aber kann ich dieselben nicht aus dem Kreise meiner Beurtheilung entfernen. Ich fühle mich in meinem Gewissen verpflichtet, Sorge zu tragen, daß die Seele meines Kindes nicht gefährdet werde."

„Glauben Sie, Herr Brand, daß ich schädigend auf Marien einwirken würde, durch mein Wort oder durch mein Beispiel? Nie ist mir etwas ferner gelegen, als bestimmend auf die Ansichten Anderer einzuwirken. Mir ist jeder Glaube werth, welcher der Ueberzeugung entspringt. Ich habe ihn nie angetastet und würde es nie wagen, ihn anzutasten. Ist ein Weib gläubig, so ist dies ein Segen für dasselbe. Wie sollte der Mann, dessen innigster Wunsch es sein muß, daß sein Weib zufrieden und glücklich sei, den Glauben desselben erschüttern! Wird er die Seelenruhe des Weibes zerstören, wird er es aus dem sicheren Hafen auf das stürmische Meer des Zweifels und vielleicht der Verzweiflung hinausstoßen?"

„Das habe ich nicht vorausgesetzt. Dessen bedarf es auch nicht, um ein Weib zu bestimmen. Das Weib soll dem Manne folgen, das ist sein Schicksal, und es folgt auch dem Manne, den es liebt, in Allem und Jedem. Nicht die Lehre, das Beispiel entscheidet. Und solches Beispiel von meinem Kinde fern zu halten, ist meine Pflicht. Ich ziehe einen eifrigen Protestanten dem Indifferenten, der vielleicht sogar ein Leugner ist, vor. Das ist einer meiner Hauptgründe, Herr von Leutner. Sie sehen, ich bin offen und wahr gegen Sie. Darum lassen Sie mir Zeit. Ich muß mit mir zu Rathe gehen und vor Allem, ich muß Marien prüfen, prüfen auf die Dauerhaftigkeit ihrer Gefühle. Ueber diese kann mich nur die Zeit belehren, und Alles, was die Zeit bringt, was sie bringen kann."

Dieses Widerstreben Brands änderte indessen nichts an seinem Verlehn mit Leutner. Er verstand es, wenn dieser nicht eben das Gespräch auf die Erfüllung seines innigsten Wunsches leitete, das Band ihrer Freundschaft zu erhalten. Leutner lud die Familie öfter zu gemeinsamen Ausflügen in die Umgegend Wiens ein. Er holte dieselbe in offenem Wagen ab, weil Frau Brand und Marie selbst im Winter längere Zeit hindurch freie Luft einzuathmen liebten. Leutner war mit der ganzen Lebenskunst, die ihm zu Gebote stand, auf diesen Ausflügen beflissen, die Freude des Tages zu erhöhen und er kannte kein größeres Vergnügen,

als wenn er die Familie Brand froh, heiter, zufriedengestellt, ja, durch seine Vorkehrungen überrascht, von ihnen entzückt sah. Diese Ausflüge wiederholten sich. Brand machte nie eine Einwendung dagegen und Leutner bemerkte nicht den herben Zug, der sich um den Mund Mariens legte, wenn die Gesellschaft den Saal verließ, in welchem sie sich den Freuden des stärkenden und erheiternden Mahles hingegeben hatte. . . . Leutner verstand Marie auch nicht, als sie eines Tages ihn bat, doch nicht gar so häufig ihre Eltern und sie einzuladen, Ausflüge mit ihm zu unternehmen. Genüge ihr doch ein Spaziergang an der Seite Leutners, ja er mache sie ebenso glücklich, als die große Kosten verursachende Fahrt nach einem weit entfernten Ziele.

Es vergingen Wochen, und Leutner kam der Erfüllung seines Wunsches nicht um einen Schritt näher. Eine neue Unterredung mit Brand hatte die Wiederholung aller schon vorgebrachten Zweifel und Gründe zur Folge, und zu ihnen gesellte sich noch ein neuer, dem Brand mit folgenden Worten Ausdruck gab: „Ich habe, Herr von Leutner, einen Punkt bisher nicht berührt und doch muß auch dieser zu Sprache gebracht werden. Sie erinnern sich, daß wir vor einigen Tagen, in dem Garten des Hauses, in welchem ich wohne, zugegen waren, als Marie, einige ihrer Freundinnen und mehrere junge Männer auf dem Kiesplatze Ball spielten. Die jungen Leute waren rasch, flink und beweglich, glücklich und selig, wie Kinder, die sie noch sind. Sie suchten einander den Ball zuzuworfen, eilten dem ihren Händen entschlüpfen nach, scherzten und lachten, glühten vor Aufregung und Freude wie die Rosen. Wir aber, Sie, Herr von Leutner, und ich, standen abseits, sahen dem Spiele zu und empfanden an der Lust der Kinder die Freude der Aeltern. Wir betheiligten uns nicht an den Neckereien und Belustigungen der jungen Leute. Wir fühlten, daß wir nicht mehr rasch und elastisch genug dazu sind, wir fühlten, daß wir nicht als Gleiche unter Gleichen unseren Platz in diesem Kreise zu suchen haben. Ich beobachtete Sie aufmerksam, Herr von Leutner, und sah, daß sie seufzten. Ich habe es wol bemerkt und Ihre Gedanken errathen. Ich errieth auch, was in Ihrem Innern vorging, als ein Jüngling Marie nacheilte und den ihm neckisch entrissenen Ball aus ihrer Hand nehmen wollte. Er hatte sie dabei an dem Arme gefaßt, ja einen Augenblick lang berührte er ihre Taille. Ihr Gesicht, Herr von Leutner, verfinsterte sich, Ihre Augenbrauen zogen sich zornig zusammen und die Eifersucht sprühte Funken aus Ihren drohenden Augen. Erinnern Sie sich daran, werther Freund? War dem nicht so? Habe ich richtig gesehen, richtig beobachtet?“

„Ich bin kein Greis,“ sprach Leutner lächelnd. „Meine Jahre drücken mich nicht und beängstigen mich nicht. Es gilt als Regel und man sagt es allgemein: Ein Unterschied der Jahre, wie er zwischen Marien und mir besteht, sei einer Ehe nicht hinderlich, vielmehr, der-

artige Paare würden zumeist glücklich miteinander. Ich will nicht leugnen, daß mich der Vorfall unangenehm berührte. Allein ich war nicht besorgt um mich. In mir wurde nur der Unwille des ehrbaren Mannes, des liebenden Mannes wach, dem es unter allen Umständen peinlich sein muß, wenn eine fremde Hand den geheiligten Körper des Mädchens berührt, das für ihn auf dem Altare der Verehrung steht. Nein, all' die Einwände, welche Sie, Herr Brand, gegen unsere Verbindung erheben, kann ich nicht als schwerwiegend genug ansehen, um mich durch Sie von meiner Werbung um Marien abbringen zu lassen. Ich bin es als Mann mir selbst schuldig, für das, was ich als das höchste Gut meines Lebens ansehe, zu kämpfen und zu ringen, und dazu gehört auch, daß ich mich mit Geduld waffne und warte, bis Sie Ihren Widerstand aufgegeben haben. Ich bin es nicht nur meiner Liebe, sondern auch jener Mariens schuldig, nicht abzulassen, nicht zu wanken. Ich muß mich auch gegen Sie vertheidigen, Herr Brand, und Marien mit meinem Arme deckend, beschützen, so lange ihre Hand in der meinen ruht, so lange sie mir zuruft: Ich liebe Dich, ich bin Dein, kämpfe gegen die, die unserer Verbindung entgegenstehen, streite gegen sie, wenn sie uns auseinanderreißen wollen! Deshalb werde ich auch gegen Sie, Herr Brand, kämpfen, wenn auch nur mit den Waffen, welche die Freundschaft und Achtung in dem Streite mit Ihnen mir gestatten. Mein vergangenes Leben liegt hinter mir. Ich bin ein neuer Mensch geworden. Mein Einkommen genügt für jetzt und für die nächste Zukunft. Ich bin entschlossen, mir eine Stellung zu gründen, zu arbeiten, um Marien ein Dasein zu schaffen, wie Sie es wünschen. Die Ruhe der Seele Mariens ist mir so theuer, wie meine eigene Ueberzeugung, und, meine Jahre zu zählen, dazu haben Sie doch wol nur all' die anderen Gründe veranlaßt, die Sie gegen unsere Verbindung vorgebracht. Geben Sie mir Mariens Hand! Willigen Sie endlich ein."

„Ich kann es nicht, heute noch nicht.“

„Wann aber werden Sie sich aussprechen?“

„Ich weiß es nicht.“

Leutner theilte Marien auch diese Unterredung mit. Sie hörte ihm aufmerksam, ernst und ruhig zu und sagte: „Mein Vater hat gegen mich und auch in Gegenwart meiner Mutter all' das wiederholt vorgebracht, und immer von mir die Worte gehört: Ich liebe Leutner, Du hast mich nicht überzeugt. All' das, was Du sagst, kann ihn mir nicht minder werth machen . . . Nun denn, ich selbst will die Entscheidung herbeiführen.“

„Was wollen Sie thun, Marie? Ich beschwöre Sie, lassen Sie sich zu keiner Uebereilung hinreißen.“

„Ich werde mich,“ sprach Marie lächelnd, „nicht übereilen, fürchten Sie dies nicht! Ich werde keinen Gewaltstreich ausführen. Ich will nur,

achtungsvoll aber nicht minder bestimmt, meinem Vater beweisen, daß ich Sie liebe, daß ich nicht von Ihnen lasse. Fragen Sie nicht weiter! Gestatten Sie mir, Sie zu überraschen. Ich will Ihnen die Freude bereiten, welche Sie verdienen“

„Wann, Marie?“

„Früher als Sie vermuthen. Vielleicht heute noch.“

Leutner besuchte des Abends mit der Familie das Gasthaus, in welchem er zuerst Marie erblickt. Sie war noch ernster als sonst und blickte sinnend vor sich. Leutners Auge ruhte forschend auf Marien. Das Souper ging ohne Zwischenfall vorbei. Beim Nachtsche erst, als eben ein allgemeines Stillschweigen eingetreten war, wandte sich Marie plötzlich zu ihren Eltern und sagte: „Erlaubt Ihr, daß ich diesen Turquoise-Ring, den ich von meiner Großmutter, Deiner Mutter, mein Vater, empfangen habe, Herrn Leutner gebe, als ein Zeichen meiner Liebe, meiner Verehrung?“

Das schöne kräftige Mädchen, dessen weißrothes Antlitz von den reichen blonden Locken umwallt war, hielt sich bei diesen Worten hoch aufrecht und der blaue Stein des von ihren weißen, langen Fingern gefaßten Ringes funkelte im Lichte. Vater und Mutter sahen ihr Kind erstaunt und sprachlos an. Brand schien mit sich zu kämpfen und zu ringen. Endlich erhellte sich sein Antlitz und er sagte: „Ich habe Dir Alles gesagt, mein Kind, ich habe Dir Alles vorgestellt! Du hältst an Herrn von Leutner fest, ich sehe, daß Du ihn liebst, gib ihm den Ring.“

„Ich bin glücklich,“ sprach Frau Brand, still und ruhig, „daß Du Dein Jawort gegeben. Das meine hat Herr von Leutner und Marie schon lange besessen.“

„Lassen Sie mir,“ sagte Marie zu Leutner gewendet, „den Ring noch einige Tage. Ich will ihn umformen lassen, damit Sie ihn tragen können.“

„Marie!“ rief Leutner, ihr die Hand reichend. „Wann werde ich so glücklich sein, die Verlobung feiern zu dürfen?“ sagte er, sich zu Brand wendend.

„Wenn der Ring gefaßt ist,“ antwortete Brand, „an dem Tage, wo ihn Marie in Ihre Hand legt.“

Leutner und Marie schritten auf die Eltern zu und dankten ihnen.

Leutner fühlte sich glücklich. Er war der Ungewißheit entzogen und glaubte, endlich festen Boden unter seinen Füßen zu haben. Auf diesen konnte er sich stellen, ruhig harrend stehen und dem Glücke entgegenblicken. Leutner ließ es sich aber nicht bloß an der Freude, daß seiner Liebe schöne Tage geworden, genügen. Er wollte Vorbereitungen treffen für das zukünftige Hauswesen. Besprechungen hierüber mit Mariens Mutter und mit Marie selbst wurden von ihm nach einigen Tagen eifrigst gesucht und gepflogen. Auch mit Brand bemühte sich Leutner Einzel-

heiten, Fragen des vorausichtlichen Bedarfes, zu erörtern. Aber er fand auf keiner Seite jenes liebevolle Eingehen auf seine Wünsche und jenes freudige Selbststreben, jenes Planen und Vorbereiten, welche sonst ein Haus zu erfüllen pflegen, wenn eine Braut in demselben, glücklichen Schrittes, gehobenen Hauptes, mit gerötheten Wangen einherschreitet. Es schien Leutner: man lasse ihn fühlen, daß seine Bewerbung um Marie zwar angenommen, allein das Jawort erzwungen worden war. Die Eltern Mariens nahmen an den Vorbereitungen nicht mit jener vollen Freudigkeit Theil, welche das tiefinnerst Gewünschte und Erreichte begleitet. Leutner wollte diese Wahrnehmung aus seinem Sinne scheuchen und sagte sich: er habe ja die Eltern gewonnen und der Liebe Mariens sei er sicher. Die Kämpfe und Aufregungen der vergangenen Wochen hätten ihn zaghaft, feig gemacht, seinen Sinn getrübt; er sehe ohne Veranlassung schwarz in die Zukunft, das sei ein fremder Zug in seinem Wesen, den müsse er ausscheiden. Er gab sich alle Mühe, allein es wollte nicht gelingen. Leutner konnte nicht Herr über sich selbst werden. Unruhe erfüllte und beherrschte ihn. Er sagte sich, er wandle auf einem Boden, der unter seinen Füßen erbebe; er gehe den Schritt des Geschreckten, des Unheil Fürchtenden. Er wurde verzagt, böse Ahnungen erfüllten ihn. Er glaubte seine Liebe von Gefahren, sich selbst von unsichtbaren Feinden bedroht.

Leutner sollte eines Tages bei Brand zu Mittag speisen. Er befand sich mit Marien in einem Zimmer, aus dessen Fenstern man nach der Straße sehen konnte. Frau Brand war mit häuslicher Arbeit beschäftigt, ihr Gatte noch nicht zurückgekehrt. Leutner schilderte Marien seine Stimmung. Diese suchte ihn zu beruhigen, zu erheitern, allein es wollte ihr nicht gelingen. Leutner war den ganzen Vormittag über bereits unruhig gewesen, gequält, gepeinigt, ohne eigentliche Ursache, ohne bestimmte Veranlassung. Er sagte Marien, es käme ihm vor, als fehle es seinem Geiste und seinem Herzen an Lebenslust. Sein Herz ziehe sich zusammen. Er begreife nun einen Zustand, den er selbst vorher an Männern so oft belacht und verspottet, weil er ihn nicht gekannt. Er habe es an anderen Männern weibisches Wesen genannt, wenn sie ihm ihre Herzenspein schilderten. Er selbst habe nun die Nerven einer Frau. Er schäme sich dieses Zustandes, da Marie sich ruhiger und kräftiger halte als er.

Leutner schloß die Schilderung seiner Stimmung mit den Worten: „So bewegt und furchterfüllt, wie heute, war ich noch nie. Lachen Sie über mich, aber ich gestehe Ihnen, daß ich ahne: wir Beide seien von einem unglücklichen Ereignisse bedroht, heute bedroht. Es schwebt über unseren Häuptern.“

„Was befürchten Sie, was besorgen Sie?“ sagte Marie, ihn liebevoll anblickend.

„Ich weiß es nicht,“ sagte Leutner.

In diesem Augenblicke hörten Beide das Geräusch eines auf der Straße rasch rollenden Wagens. Dieser nahte dem Hause. Der Kutscher hielt die Pferde mit einem jähen Risse an und der Wagen hielt. Marie blickte nach der Straße hinab und erbebte. Ihr Antlitz entfärbte sich. Ihr Blick war starr, als wenn das Unheil selbst vor ihr stände. Leutner bemerkte es und fragte Marie: „Was ist geschehen, was hat Sie so sehr erschreckt?“

Marie vermochte kein Wort hervorzubringen. Endlich hauchte sie: „Er! Wieder er! Er ist da! Er kommt!“

„Wer, Marie? Wer?“

„Der böse Dämon unseres Hauses.“

Leutner blickte nach der Straße. Er sah, wie sich in dem Wagen ein großer, starker, hochragender Mann, seine Blicke den Fenstern zugewandt, langsam und schwer emporrichtete, dann nicht ohne Anstrengung ausstieg und dem Hause zuschritt.

„Meinen Sie den Mann, der soeben den Wagen verlassen?“

„Ja.“

„Wer ist er?“

„Herr Quistrow, ein Freund . . . ein Bekannter meines Vaters.“

„Und doch Dämon?“

In diesem Augenblicke trat Frau Brand in das Zimmer. Sie hielt eine Schüssel, auf welcher sich Obst befand, in der Hand. Marie blickte, sich umwendend, die Mutter an. Frau Brand bemerkte die Aufregung, in der sich ihre Tochter befand und rief:

„Was hast Du? Was geht in Dir vor, Marie?“

„Er ist wieder gekommen und schreitet eben die Treppe empor! Er wird bald hier sein.“

„Wer?“

„Quistrow!“

Als Frau Brand diesen Namen vernommen, schoß helle Gluth in ihre Wangen. Sie erbebte, zitterte am ganzen Körper und die Schüssel entglitt einen Augenblick lang ihrer Hand; aber rasch gefaßt, hatte sie dieselbe, fast im Fluge, wieder aufgefangen. Frau Brand sammelte sich und ging schwankenden Schrittes, öfter innehaltend, dem Tische zu. Sie stellte die Schüssel auf demselben nieder und verließ das Zimmer.

Marie blickte wieder starr nach der Straße. Sie glich einem Marmorbilde. Leutner, welcher den Vorgang genau beobachtet, wagte es kaum, ein Wort an das Mädchen zu richten. Als er es doch that und Marie bat, sie möge ihm den Vorfall erklären, das Räthsel lösen, welches ihn umfange, sagte Marie: „Bitte, lassen Sie mir einige Augenblicke Zeit, daß ich mich fasse, überdenke, was geschehen ist, was noch geschehen kann.“

„Wäre es nicht besser, Marie, wenn Sie mir mittheilten, was Sie

bewegt, was Sie befürchten? Wir könnten dann gemeinsam erwägen, beschließen.“

„Ich habe kaum den Muth. Das Geheimniß betrifft auch Andere. Und doch, ich will mein Wort brechen, ich werde Ihnen, wenn auch nicht Alles, doch das Wichtigste mittheilen müssen. Sie gehören ja zu uns, Ihr Schicksal ist mit dem unseren verflochten. Ich fürchte, Ihre Ahnung hat Sie nicht getäuscht. Die Gefahr ist nahe, ja sie ist schon da. Gefahr für uns Alle, auch für Sie, lieber Freund. Was geschehen wird, weiß ich nicht; allein wenn dieser Mann erscheint, tritt mit ihm das Unheil, das Verderben ein. Ich habe ihn den bösen Dämon genannt, er war es schon viel zu lange für unser Haus. Ich habe Ihnen all' das verschwiegen, verschweigen müssen, ich konnte nicht anders, ich war gebunden.“

Marie hatte während diesen Worten öfter angehalten und gehorcht, ob sie kein Gespräch höre. Der Angekommene mußte bereits eingetreten sein; man vernahm aber kein Wort.

„Kommt Herr Quistrow in dieses Zimmer?“ fragte Leutner.

„Jetzt nicht, vorerst nicht, wie es scheint,“ sprach Marie. Die Finger ihrer eiskalten Hand zitterten. „Meine Mutter wird ihn in das rückwärtige Zimmer geleitet haben, sie werden dort miteinander sprechen.“

„Und was werden sie sich sagen, was hat er ihr zu sagen? Bitte, Marie, sprechen Sie offen zu mir, ich bin gefaßt, Sie werden mich stark und muthig finden. Offener Gefahr gegenüber bin ich nie wehrlos!“

„Verzeihen Sie, wenn ich unzusammenhängend spreche; aber mein Kopf ist so wirr, mein Herz so bewegt! Der Mann erschien seit längerer Zeit nicht mehr in unserem Hause. Mit seinem Scheiden waren der Friede und die Ruhe, die es geschlossen, wieder in dasselbe zurückgekehrt. Nun ist Herr Quistrow wieder da und mit ihm neue Gefahr! Was hat ihn zu uns geführt? Was will er? Ich kann es nicht ergründen, ich kann es kaum ahnen.“

„Welcher Art war die Gefahr, die er früher gebracht, welcher Art das Unheil, das er in Ihrem Hause gestiftet?“

„Meine Mutter liebte ihn.“

„Ah!“ rief Leutner überrascht aus.

„Denken Sie nicht schlecht von meiner Mutter, lieber Freund, ich bitte Sie, beurtheilen Sie sie nicht falsch. Wenn Sie wüßten, was sie gelitten, wie sie gekämpft, gerungen, was sie erduldet und ertragen ihr Leben hindurch, wie sie, unbegriffen und mißverstanden, lange Jahre einsam ihren Weg gegangen, Sie würden sie milde beurtheilen.“

Leutner sah Marie erschreckt in das Auge. Woher diese Sprache, woher diese Worte in dem Munde des jungen Mädchens? Wie ein Rettungsstrahl erglänzte Leutner der Gedanke: Was vermag Kindesliebe nicht! Die entschlichen Worte spricht Marie nach, sie sind nicht ihrem

Herzen entfeimt. Sie spricht nach, was man ihr vorgesagt, was sie vernommen; das ist nicht innerlich erlebt, hat sich nicht ihrem eigenen Herzen entrungen, das ist angeflogen, nur abgelauscht und wird nur nachgesagt. Doch er wollte Marie nicht stören, er war begierig, aus ihrem Munde Alles zu vernehmen und sagte deshalb: „Fahren Sie fort, Marie!“

„Als Quistrow in unser Haus kam, war ich fast noch ein Kind. Das Gefühl meiner Mutter ist rege, sie empfindet zart und warm. Ein Mann trat ihr entgegen, stark, groß, kühn, fast erhaben, wie sie glaubte, ein Mann voll Schwung, voll Liebe in seinem Herzen, der von seiner Höhe herab die Blüthen des Geistes auf sie streute. Der Schriftsteller, dessen Gaben meine Mutter fesselten und entzückten, fand leicht den Weg zu ihrem Geiste, dessen höherem Fluge er sich freudig selbst zuwendete. So lernte sie seine Liebe würdigen, an dieselbe glauben. Sie kämpfte gegen ihre Empfindung wie eine Heldin, vergebens. Diese war nicht aus ihrem Herzen zu reißen. Allein die Pflicht war nicht einen Augenblick lang in ihr erschüttert worden. Ich sah meine Mutter kämpfen, ringen, leiden, ich wurde von Mitleid erfüllt, bemühte mich, ihr alles Liebe und Gute zu thun, dessen ich fähig war. Meine Mutter war gerührt, hingerissen, sie sagte, ich sei ihre einzige Freude, ich sei immer um sie, ich sei ihr Kind, ihr großes, erwachsenes Kind. Sie könne, sie dürfe vor mir nichts verbergen, sie müsse mir Alles mittheilen, und so weichte mich meine Mutter in ihr Geheimniß ein. Mich machte ihr Vertrauen stolz und fast glücklich, wenn man glücklich sein kann inmitten solchen Unheils. Ich war Zeugin der Leiden meiner Mutter, ihrer Kämpfe, ihrer Thränen, ihrer kleinen Freuden, wenn sie hier und da einige Zeilen von Herrn Quistrow erhielt, wenn ein Spaziergang oder ein Ausflug uns Alle vereinigte. Dann unternahmen wir eine Reise, wir Alle in Gemeinschaft.“

„Mutter, Vater, Quistrow und Sie?“ fragte Leutner.

„Ja! Wir reisten in Tirol. Aber die Freude schien nicht Willens, mit uns zu reisen. Ich war von Bangen und Furcht erfüllt und meine Mutter schien nicht glücklich zu sein. Mein Vater, zerstreut und mürrisch, nahm geringen Antheil an unseren Gesprächen, an unseren kleineren Ausflügen und Quistrow selbst schien sich unbehaglich zu fühlen. Ich weiß nicht, was gesprochen wurde, was vorgefallen ist; allein eines Morgens in Innsbruck erhielt meine Mutter einen Brief, worin ihr Herr Quistrow mittheilte, daß er gezwungen sei, rasch nach Wien zurückzukehren. Er nahm schriftlich von ihr Abschied und bat sie, meinem Vater die Abreise Quistrows mitzutheilen. Die Mutter, welche am Abende zuvor schon leidend gewesen, gerieth in große Aufregung, welcher Niedergeschlagenheit folgte. Auch wir beendeten bald darauf die Reise und kehrten nach Wien zurück. Seither haben wir Quistrow nicht wiedergesehen. Meine Mutter wurde ruhiger, heiterer und heute nun ist der Mann, die Quelle des

Unglücks und der Beunruhigung wieder erschienen! Er ist wieder da! Was kommen wird, was geschehen soll? Ich weiß es nicht. Ich weiß nur, daß mich all' das unfählich unglücklich gemacht, fast zur Verzweiflung getrieben hat. Quistrow hat den ersten großen Schmerz meines Lebens veranlaßt, die Quelle all' meiner Leiden erschlossen! Von dem Augenblicke an, als ich erkannte, was sein Erscheinen in unserem Hause bedeute, war ich unglücklich! Rechnen Sie die Pein meiner Empfindung mit zu den Ursachen, ja glauben Sie, daß es die Hauptursache der immerwährenden Aufregung gewesen ist, welche mich endlich zu dem Schritte geführt hat, den Sie kennen. Quistrow lehrte mich, die Menschen gering zu schätzen und die Welt als das zu Fliehende zu betrachten!"

„Entsetzlich!“ rief Leutner aus. Seine Gedanken und Empfindungen jagten wie das wilde Heer in seinem Innern. Er wagte kaum an das zu glauben, was er gehört. Er vermochte kaum, Marien anzublicken. Ihn graute. Als er aber die Augen aufschlug und das Mädchen vor sich sah, so hell, von so mildem Lichte umflossen, so rein die Stirne, das Auge, die ganze Gestalt, als sei sie eben aus der Hand des Bildners hervorgegangen, da durchbrach der Strom der Liebe wie Lava die Lagerungen und Bildungen, welche ihn einhüllten, drückten und mitten durch sie sich Bahn brechend, die umfangende Decke rechts und links zur Seite schiebend, siegte über Alles die Empfindung für Marien. Mitleid erfüllte ihn ganz. Er fühlte, daß Liebe nicht allein zu erfreuen habe, daß sie auch die Hand reichen müsse, Trost bringen, Hülfe. Er fühlte, daß es seine Pflicht war, Marien zur Seite zu stehen, sie zu stützen, diesen reinen, aber durch Erziehung und Beispiel aus der geraden Bahn gebrachten Geist aufzurichten und wegweisend zu leiten. Er fühlte, daß die Liebe sich zu bewähren habe in Wirrsal und Unglück. Er sagte sich: „Kein Vorwurf, kein rauhes Wort, keine erschreckende Aeußerung! Hier ist Krankheit im Gemütthe, in der Anschauung, im Urtheile. Da muß Besonnenheit leiten Schritt für Schritt!“

Es war ihm auch nicht Zeit gegönnt, weitere Mittheilungen Mariens zu erbitten; denn Herr Brand war nach Hause zurückgekehrt und trat mit seiner Frau und Herrn Quistrow in das Zimmer. Leutner und Quistrow wurden einander vorgestellt. Die Blicke der Beiden trafen sich wie Stein und Stahl. Beide beobachteten einander scharf, im Fluge. Leutner blieb ernst und ruhig, wortkarg. Quistrow aber lächelte und sprach in verbindlichen Worten das Vergnügen aus, Herrn Leutner kennen zu lernen. Er hielt, wie alle großen Männer, den Kopf etwas vorgebeugt und setzte sich etwas mühsam und schwerfällig auf das Sopha, gewöhnt, gleichsam den ersten Platz, den Ehrenplatz im Hause einzunehmen, die erste Rolle in demselben zu spielen. Gebietende, bezwingende Kraft, Gewohnheit zu befehlen und zu beherrschen, zu commandiren, den Ton anzugeben, lagen in der Haltung, Bewegung und im ganzen Wesen Quistrows. Damit

contrastirte die ausgefucht liebenswürdige und freundliche Form seines Gespräches, die Wahl seiner Worte nach dem Zierlichen hin. Er befahl und entschied im Tone der Bitte. Auch sprach er nicht so laut, als man vermuthete, daß seine Stimme erschallen müsse, wenn man diese große, starke Gestalt wahrnahm. Er lispelte, articulirte aber scharf und bestimmt, so daß keines seiner Worte verloren ging. Man sah und hörte, daß der Mann gewohnt war, sich in guter Gesellschaft zu bewegen. Man empfand, er wolle es hervortreten und deutlich machen, welchem Kreise er entstamme und daß er in ihm nicht die letzte Rolle spiele. Was den Mann ferner kennzeichnete, war: der Contrast, den seine Größe und Stärke und die gewisse Art von Leichtigkeit bildete, mit der er sich bewegte, erhob, setzte und dahinschritt. Es war eine Kraft, der es versagt schien, sich zu äußern, die im Innern zurückzubleiben schien, gefesselt, als sei sie zurückgehalten, gehemmt. Quistrow glich einem Riesen, der zur Ohnmacht verdammt war. Dabei warf sich die Frage auf, ob dem Geiste ebenso die Kraftentfaltung versagt sei, wie dem Körper, ob er ebenso schwer beweglich sei wie dieser, und ob, wenn sein Strom gehemmt, er nicht vielleicht in tausend kleinen Willensfäden zerstreut fließe und ein Labyrinth schaffe.

Leutner konnte sich diese Fragen nicht sogleich beantworten. Er beobachtete Quistrow, Herrn und Frau Brand und Marie. Brand gab sich freundlich, heiter, zuthunlich gegen Alle, wie immer, und in Frau Brand schien die Freude, Quistrow wieder zu sehen, in seiner Nähe zu weilen, ihn zu hören, ihm zu lauschen, einen Schmerz, welchen Leutner nicht zu errathen vermochte, zu bekämpfen. Marie saß unbeweglich, als sei sie aus Stein gehauen.

Brand und seine Frau richteten unzählige Fragen an Quistrow. Er solle erzählen, mittheilen, wie es ihm ergangen, was er erlebt, erduldet. Leutner hörte hoch auf. Erduldet? Was sollte Quistrow erduldet haben? Dieser hielt die Hand vor seine Augen und bat, die Vorhänge an den Fenstern gütigst herabzulassen. Seine Augen hätten gelitten, sie seien ein Opfer der Tyrannei geworden. Quistrow sagte dies in der Form des Scherzes, aber man empfand, daß er es in seinem Innern ernsthaft meinte. Frau Brand erhob sich rasch und zog die Gardinen zu. Quistrow nahm die Hand von seinen Augen, lächelte freundlich, verneigte sich gegen Frau Brand und sagte: „Ich danke Ihnen verbindlichst!“ Er erzählte, daß er am Tage zuvor aus dem Gefängnisse entlassen worden sei, in welches ihn ein über die Zeitung, welche er leitete, verhängter Proceß gebracht habe. Er schilderte die Leiden und Entbehrungen, die Qual und Pein der Haft, den Mangel an freier Luft und geselligem Verkehre, an gewöhntem Comfort, an der Befriedigung all' der tausend kleinen Bedürfnisse, welche ein Mann von seinen Gewohnheiten mehr entbehre als die Freiheit selbst. Er spottete und ver-

höhnte eine starke Regierung, welche die Feder und das Wort eines Schriftstellers fürchte, das in der Form nie die Methode eines gebildeten Schriftstellers verlassen. Er fühle sich wie gebrochen, seine Augen hätten gelitten, seine Gesundheit sei erschüttert. Er schilderte seine Leiden ausführlich, in Einzelheiten eingehend, und je mehr er sich den Anschein gab, daß er das Martyrium, welches er soeben überstanden, nicht allzu schwer betonen wolle, es als freier Geist, wie etwas, das ihn nicht allzu tief berühre, hinnehme, desto mehr verstand er es, das Mitleid seiner Zuhörer zu erregen, welche sich sagten, wie hart und grausam eine Regierung sein müsse, die einen solch vornehmen Geist hemme und den Körper, welcher denselben berge, beinahe in Fesseln schlage!

Leutner selbst wurde durch die Art und Weise, in welcher Quistrow seine Erlebnisse schilderte, von Mitleid erfüllt. Er sagte sich, eine derartige Strafe sei denn doch überflüssige Grausamkeit gegen einen Schriftsteller. Auch er stand unter der Herrschaft der Anschauung, daß ein mit der Feder versehter Stoß nicht in die Reihe der Vergehen gehöre, die mit Banden und Ketten, mit Kerker und Haft zu bestrafen wären. Je länger Quistrow sprach, desto mehr vergaß Leutner, was er von dem Manne wußte und daß er den Vorsatz gefaßt, sich kalt, kühl und beobachtend zu verhalten. Nicht einmal der Gedanke tauchte in ihm auf, daß er einen aus der Fremde herbeigerufenen Journalisten vor sich habe, welcher in einem Lande, dessen Sohn er, Leutner, selbst war, politische Doctrinen zu lehren und zu verbreiten bemüht war, die Alles bekämpften, was sein Vaterland erwünscht, erreicht und erhalten. Er vergaß, daß Quistrow der Sprecher der Partei eines fremden Staates sei, welche selbst im eigenen Lande nicht zur Herrschaft zu gelangen vermochte. Er vergaß, daß dieser fremde Journalist in Leutners Heimat eine Regierung angreife und bekämpfe, welche von den Sympathien der Majorität der Bevölkerung getragen wurde. Auch Leutner unterlag der Macht, welche das Neue, das Fremde stets auf den Wiener ausübt, wenn auch heute bereits in geringerem Grade, als es ehemals der Fall gewesen.

Quistrow nahm an dem Mahle Theil und einige Stunden vergingen in anregendem Gespräche. Leutner verließ mit Quistrow das Haus. Die Beiden gingen nach der Stadt. Das Gespräch war einige Zeit hindurch farblos. Plötzlich wandte sich Quistrow an Leutner mit der Frage: „Ich habe wol Glück zu wünschen? Sie sind mit Marien verlobt?“

„Noch nicht! Aber ich hoffe, daß mir dieses Glück demnächst zu Theil wird.“

„Sie hoffen? Gibt es noch Hindernisse?“

„Nicht eigentlich Hindernisse, allein ich habe nur mit Anstrengung und nach langen Kämpfen Herrn Brand dahin gebracht, daß er es aufgab, zu zweifeln und zu zögern und ich fürchte, daß ich seiner noch nicht völlig sicher bin, daß irgend ein Zufall mein Glück vernichten könne.“

„Nicht doch!“ sagte Quistrow. „Der Liebe eines solchen Mädchens gewiß, kann man sich wahrhaft glücklich fühlen. Marie liebt Sie?“

Leutner wurde durch diese Frage unangenehm berührt, aufgeschreckt. Er sah Quistrow scharf und forschend an. Allein das Lächeln, welches bei dieser Frage um den Mund gespielt hatte, war längst zurückgezogen worden. Quistrow sah ihn mit einem gutmüthig freundlichen Blicke an und Leutner antwortete: „Ja, Marie liebt mich!“

„Nun denn!“ sprach Quistrow, „was haben Sie zu besorgen, was zu befürchten? Sollte sich übrigens ein Hinderniß ergeben, so wenden Sie sich an mich. Ich gelte etwas in dem Hause des Herrn Brand. Ich bin nicht ohne Einfluß auf ihn. Ich werde mich bemühen, wenn dies noch irgend nöthig ist, Ihnen sein volles Vertrauen, seine volle Neigung zuzuwenden!“

„Ich danke Ihnen sehr, Herr Quistrow!“ sagte Leutner. „Sie sind sehr befreundet mit Herrn und Frau Brand?“

Quistrow schlug das Auge nicht auf und sagte: „Ich schätze Frau Brand sehr. Herr Brand ist mir wohlgeneigt und ich bemühe mich, seine Anhänglichkeit mir zu erhalten. Er ist ein guter Gesellschafter und treuer Begleiter; er trägt die Kosten . . . der Unterhaltung. Ich liebe Leute, die an meinem Vergnügen Theil nehmen, an meinen Ausflügen, an meinen Reisen. Das Geld hat keinen Werth für mich . . . desto größeren für Herrn Brand. So verstehen wir uns vortrefflich.“

„Sie haben mit der Familie eine Reise nach Tirol gemacht?“

„Ja wol, aber nicht auf gemeinschaftliche Kosten. Ueberdies war ich sehr beengt. In Innsbruck interessirte mich der Dialekt einer schönen Kellnerin in dem Gasthose, in welchem wir wohnten. Ich liebe es manchmal, kleine Billets zu schreiben. Man verständigt sich leichter, wenn man des Dialektes nicht mächtig ist. Es scheint aber, daß die schöne Kellnerin mich trotzdem mißverstand und daß ein weiteres Mißverständnis sie veranlaßte, mein Billet Frau Brand einzuhändigen. Das war mir unangenehm und ich reiste ab. Herr Brand soll untröstlich gewesen sein, nicht mehr . . . in meiner Gesellschaft reisen zu können!“

Leutner nahm rasch und kurz Abschied von Quistrow. Wenn er auch kurze Zeit hindurch unter dem Zauber Quistrows gestanden, so hatte er doch bald nachdem er den Mann verlassen, klaren Blick und ruhiges Urtheil wieder gewonnen. Leutner war weich, rascher und lebhafter Einbrücke fähig, gerieth aber nur dann auf die Dauer in eigene Gefangenschaft, wenn sein Herz sprach und die Erkenntniß nicht zu Worte kommen ließ. Leutner erkannte die Doppelzüngigkeit und Doppelmiene Quistrows, er mißtraute ihm, er fürchtete ihn. Marie gegen diesen Mann zu schützen, sich ihm in den Weg zu stellen, ihn zu bekämpfen: dieser Entschluß stand fest in Leutner. Aber welchen Blick hatte er in Mariens Seele gethan, welche Worte von ihr vernommen! In welcher Atmosphäre war das

arme Kind aufgewachsen! Unter der banalen Versicherung, die beste Freundin der eigenen Tochter zu sein, hatte die Mutter das junge, ungeschuldige Mädchen, das eigene Kind in ihre Neigung, in ihre Leidenschaft eingeweiht! Die Mutter das eigene Kind! Sie hatte es zur Frühreife getrieben, seine Phantasie erhitzt, es mit dem Unrechte bekannt, vertraut gemacht, sein Urtheil schief geleitet, Nachsicht und Milde für Pflichtverletzung wachzurufen verstanden und das Mitleid, die Liebe des Kindes zu seiner Mutter als Helfer auserkoren, um Entschuldigung der Schuld zu ermöglichen!

Was sollte Leutner thun? Konnte, durfte er das Kind hinwegreißen von der Quelle solchen Irrthums, solcher Schuld, die ununterbrochen, unaufhörlich floß im Elternhause? Marie so rasch als möglich durch seine eheliche Verbindung mit ihr aus diesem Hause zu entfernen, das stand in ihm fest. Bis zu jenem Augenblicke aber, dessen war er sich bewußt, galt es, Tag für Tag dem Uebel, in welcher Gestalt es ihm auch entgegentrete, fest zu begegnen, nicht von dem zu weichen, was er für Recht hielt.

Was war aber in der Stunde zwischen dem neuerlichen Erscheinen Quistroms bei Frau Brand und dem Augenblicke, wo er mit ihr in das Zimmer trat, in welchem sich Leutner und Marie befanden, vorgefallen? Das zu erfahren, schien Leutner vorerst das Wichtigste. Er eilte deshalb am nächsten Tage zu Marien und fragte, ob sie in Kenntniß gesetzt worden sei, welcher Beweggrund Quistrom wieder in das Haus ihrer Mutter geführt, was er mit ihr gesprochen habe.

Marie schlug die Augen zu Boden und erröthete . . . „Meine Mutter hat mir Alles mitgetheilt,“ sagte sie.

„Darf auch ich es wissen?“

„Ja! Meine Mutter hat mir die Ermächtigung gegeben.“

„Wie haben Sie dieselbe erhalten?“

„Ich habe der Mutter offen gestanden, daß ich Sie in unser Geheimniß eingeweiht habe. Sie hat zugegeben, daß ich vor Ihnen kein Geheimniß haben dürfe, sie hat mir Recht gegeben. Als Quistrom uns gestern verließ und ich mit meiner Mutter allein war, warf sie sich verzweifelnd an mein Herz und weinte bitterlich. Es hat in der That eine fast übermenschliche Anstrengung dazu gehört, daß sie sich so lange Zeit hindurch aufrecht erhielt. Sie litt entsetzlich! Quistrom setzte in dem Gespräche mit meiner Mutter seine Gedanken und Empfindungen während der Dauer seiner Gefangenschaft auseinander. Er fühlte, sagte er, er habe sie tief gekränkt, habe ihre Freundschaft verkränkt, und so wäre es denn sein fortwährendes Sinnen im Kerker gewesen, wie er sein Unrecht gut machen, das Geschehene sühnen und Alles gedeihlich einem guten Ende zuführen könne. Da er glaubte, daß die Mutter ihm nicht mehr so gewogen sei, wie ehemals, so sei plötzlich, wie durch eine Eingebung,

der Gedanke in ihm entstanden: wie, wenn ich versuchte, das Wohlwollen, welches Frau Brand für mich empfand, durch einen Freundschaftsbund, durch nicht zu lösende, immer fortbauernde Freundschaft zu derselben wieder zu erwecken? Wie, wenn ich ihr kindlich nahe träte, . . . ihr Schwiegersohn zu werden versuchte? Vielleicht würde es mir glücken, die Zuneigung Mariens zu gewinnen? Ich gehörte dann zur Familie der Frau Brand. Die Bande der Dankbarkeit, der Hochachtung und Verehrung würden mir gestatten, ihr ein Leben voll unvergänglicher Aufmerksamkeit und Ergebenheit zu widmen, und auf diese Art würde Alles zur reinsten Klarheit, zur wohlthwendigsten Wärme gelangen . . . Die Mutter war von dieser Mittheilung tödtlich getroffen. Sie fühlte nur das Verletzende derselben. Sie hörte aus derselben heraus, daß Quistrow ihr klar und einfach sagte: daß die Neigung, welche er ehemals für sie empfunden, auf immer verschwunden sei. Sie war empört, entrüstet, wußte sich aber in den Schranken der Ruhe und Mäßigung zu erhalten. Als Quistrow geschlossen hatte, fand sie nicht gleich das richtige Wort. Er glaubte, sie bestürmen zu müssen und stellte ihr vor, wie segensvoll sie auf sein Geschick einwirken könnte, wenn sie seine Wünsche fördern würde. Sein unständes, unruhiges Leben würde durch eine Heirath mit mir ein Ende finden. Sie wäre die Frau, welcher das Verdienst zukäme, einem Manne die Seelenruhe und das Lebensglück gegeben zu haben, welcher, wie sie selbst es wiederholt anerkannt und ausgesprochen, zu Hohem berufen sei, zu Schönem und Edlem . . . Die Mutter ließ sich aber durch all diese Worte nicht bewegen, auch nur einen Augenblick lang zu schwanken und sie sagte Quistrow gerade und offen, daß wir bereits mit einander verlobt seien, daß ich Sie heirathen wolle und werde. Das habe auf Quistrow einen niederschmetternden Eindruck gemacht. Er sei meiner Mutter sprachlos gegenübergesessen, habe sie angestarrt und die Hand mit den Worten erhoben: «So bin ich denn zu spät gekommen! Auch diese getäuschte Hoffnung bildet eine jener Strafen, zu welchen ich durch meine Verurtheilung verdammt wurde. Ich muß schwer büßen dafür, daß ich das Recht vertheidigt.» Er hatte meine Mutter ersucht, mit ihr in das Zimmer, wo wir uns befanden, eintreten zu dürfen und so ist er vor uns erschienen.“

Leutner war durch die Mittheilung Mariens tiefinnerst getroffen. Das war also die Gefahr, welche er geahnt! Marie schien zu glauben, daß dieselbe vorübergezogen, wie ein Gewitter, welches sich nicht entladen. Leutner war nicht dieser Ansicht. Er hatte einen Blick in die Verhältnisse gethan und Menschen kennen gelernt, denen er Alles zutraute, deren verzerrte Phantasie, übler Wille, Bosheit und Hang zur Intrigue Alles zu wagen im Stande waren. Er warnte Marie und suchte ihren Blick, so schmerzlich es ihm auch war, in die kindliche Liebe einschneiden zu müssen, zu schärfen. Er suchte sie zu ergründen, ihre Empfindung, ihren

Willen und forderte sie auf, standhaft zu bleiben, fest und entschlossen, welches Anfinnen man auch an sie richten möge.

Marie versprach es. Sie hoffe, sagte sie, Quistrow werde nach dem, was er gehört und gesehen, das Haus nicht mehr besuchen, denn seine Anwesenheit, das müsse er gefühlt haben, sei nicht erwünscht, sie wirke peinlich. Warum sollte er noch kommen?

Leutner bewegte zweifelnd das Haupt. Er wußte, daß Quistrow wieder kommen werde und er bemühte sich, Marie vor ihm zu warnen. Er theilte ihr mit, ihn welchem Sinne, in welchem Tone Quistrow von ihrem Vater rede, in welchem Lichte er den Vater Mariens Leutner gegenüber dargestellt hatte!

Marie wurde durch diese Mittheilung tief ergriffen. Der Unmuth zeichnete sich in flammender Röthe auf ihrer Stirne. Scham und Entrüstung kämpften in ihr um die Oberhand. Sie murmelte: „Das ist niederträchtig!“

Leutner, den die Aufregung Mariens schmerzlich berührte, gab sich Mühe, durch einige Bemerkungen der Aeußerung Quistrows Schärfe und Härte zu nehmen. Vergeblich. Leutner ahnte nicht, welchen Stachel er in das Herz der Tochter Brands gedrückt. Er ahnte nicht, daß er selbst seinem Schicksale die entscheidende Wendung gegeben.

Marie empfand doppelt die Schmach, da sie selbst für ihren Vater wiederholt erröthet war. Leutner hingegen hatte unbefangen Marien die Mittheilung gemacht, nur um Quistrow zu kennzeichnen. Wie groß auch die Dienste und Gefälligkeiten waren, die er selbst Brand erwiesen, er hatte sie nie hoch angeschlagen. Erst bei der Mittheilung Quistrows über die Art und Weise, wie Brand die Beziehungen zu seinen Freunden auszunutzen suche und auszunutzen verstehe, in dem Momente, als Quistrow in wenigen Worten den kleinlichen Eigennuz Brands markirte, war Leutner zur Einsicht gelangt, daß Brand sich ihm gegenüber ebenso verhalten, und daß Quistrow vielleicht einige Veranlassung habe, Brand gering zu schätzen.

Leutner suchte eine Unterredung mit Mariens Mutter. Als er in das Zimmer eintrat, nahm er wahr, daß sie geweint. Sie war bleich und abgehärmt. Marie verließ die Weiden und als sie den Blicken Leutners entschwunden war, sagte Frau Brand: „Sie sind meinem Wunsche nach einer Unterredung zuvorgekommen. Ich danke Ihnen. Meine Tochter hat Ihnen Alles gesagt. Sie sind vertraut mit dem, was vorgefallen. Beurtheilen Sie mich nicht falsch. In dem Verhältnisse, das Sie uns nahegebracht, das Sie zu einem der Unseren gemacht, ist es nothwendig, einander zu kennen, um einander Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Was Ihnen Marie nicht gesagt, nicht sagen konnte, weil sie selbst nicht völlig genau unterrichtet ist, das sei Ihnen hiermit in Kürze kundgethan. Mein Mann hat mich wenige Jahre nach unserer Verheirathung hinter-

gangen, getäuscht, verrathen. Wir haben im Geiste nie übereingestimmt, und mit dem Bruche der Treue waren auch unsere Herzen auseinandergerissen, getrennt. Ich habe getrauert, gelitten, gekämpft und gerungen. Ich war immer meiner Pflicht getreu und bin ihr auch bis heute nicht untreu geworden. So verlebte ich viele Kummerjahre. Da trat ein Mann vor mich, ein Mann von Bedeutung, von großen Anlagen, den man allerdings auch von manchen kleinen Schwächen nicht freisprechen kann; allein mit soviel Kraft und Begabung sind kleine Schatten fast stets verbunden. Dieser Mann nun verehrte mich, erhöhte mich, liebte mich. Es gibt ein Recht auf Liebe für jeden Menschen! Dieses Recht habe auch ich mir zuerkannt, als der Mann mich anflehte, mir seine Huldigung darbringen zu dürfen. Er hat meinem Leben Glück und Wonne gebracht, die Dankbarkeit des Herzens in mir erweckt. Diese wird nicht verschwinden, sollten auch die Tage seiner Reigung vorüber sein. Sie sahen ihn. — Sagen Sie selbst, ist es nicht ein Mann des Geistes, der Alles überragt, was um ihn herum sich bewegt? Lassen Sie sich nicht dadurch, daß er um Marie warb, gegen ihn einnehmen, es war ein Spiel seiner Phantasie, ein Gedanke, in langen Kerker Nächten erwacht. Er glaubte auf diese Weise mir seine Dankbarkeit bezeugen zu können. Er wollte nur dies! Er fürchtete meine Liebe verloren zu haben, und wollte durch die Heirath mit Marien wenigstens meine Freundschaft gewinnen, mir als Schwiegersohn näher treten. Ich habe ihm offen gesagt, daß Marie Ihnen ihre Hand reichen will, ihre Hand reichen wird, dieses Wort genügte ihm, um sich nicht ferner mit dem Bilde seiner Phantasie zu beschäftigen. Sie sind mein Freund, Herr von Leutner. Wollen Sie mir Ihre Freundschaft beweisen?"

„Was soll ich thun?"

„Mir sagen, daß Sie mich gerecht beurtheilen, mich achten!"

Leutner rang nach Fassung. Er hätte von dieser Frau am liebsten Rechenschaft verlangt darüber, daß sie Mariens junge Seele beunruhigt, vergiftet, verführt. Er hätte ihr gesagt: Wie konnten Sie den Geist Ihres Kindes mit trügerischem Gedankengange erfüllen? Wie konnten Sie Ihr Kind von der Pflicht abwenden dadurch, daß Sie entschuldigten, was nie und nimmer zu entschuldigen ist, daß Sie es lehrten, in einem ähnlichen Falle selbst ebenso zu handeln! Allein Leutner drängte die Empörung zurück. Er sagte sich, das wäre ein Bruch nicht nur mit der Mutter, sondern auch mit der Tochter. Er könnte Marien nicht mehr zur Seite stehen. Aufrichtigkeit gegen die Mutter wäre das Verderben der Tochter. Hier sei Ruhe, Klugheit, Schweigen das Glück.

Leutner antwortete deshalb auf die Frage der Frau Brand, ob er sie achte, mit den Worten: „Sie sind ja die Mutter des Mädchen, das ich liebe!"

Frau Brand gab sich mit dieser Antwort zufrieden. Mochte sie nicht

nachdrücklich auf einer klaren Antwort bestehen oder genügte ihr diese Versicherung? Sie verrieth sich nicht. „Wollen Sie mir einen Beweis Ihrer Freundschaft geben?“

„Gewiß.“

„So bitte ich Sie um Folgendes: Gehen Sie zu Quistrow. Er ist Ihrer Freundschaft werth. Reichen Sie ihm die Hand. Erwerben Sie sich seine Freundschaft, erwerben Sie seine Sympathie, sagen Sie ihm, was ich Ihnen mitgetheilt. Sagen Sie ihm, daß ich ihm verzeihe, daß ich dessen nicht mehr gedenke, was ich durch ihn erlitten, daß ich ihn hochschätze, und daß es mir große Freude bereiten würde, wenn er uns bald wieder aufsuchte.“

Leutner meinte, er müsse in den Boden versinken. Hatte er falsch gehört oder hatte er richtig vernommen? Ihm, Leutner, dem Manne, der seine Ehre immer wie ein unbeflecktes Panier stolz und freudig emporgetragen, ihm wurde derlei zugemuthet?! Und zugemuthet von der Mutter des Mädchens, das er liebte, das er zu heirathen entschlossen war! Was hatte er gethan, was verbrochen, daß man an ihn eine solche Zumuthung stellte? Woher nahm die Frau, die da vor ihm saß, sinnend, freundlich, schmeichelnd, mit dem Blicke eines Kindes und den Lippen einer Jungfrau, den Muth zu solcher Beleidigung? War dies Beginnen Wahnsinn? Gewiß! Denn so weit konnte die Verderbtheit nicht reichen! Welcher Art mußte die Leidenschaft einer Frau sein, die nicht nur ihr Kind mit sich in die Feuereffereiß, sondern auch den Mann in diese ehrverfälschende Gluth ziehen wollte, welcher der Lebensgefährte der Tochter zu sein erbat? Und nicht genug, daß dieser Mann sich selbst beflecken, daß er die Verachtung seiner zukünftigen Frau gegen sich aufrufen sollte, ihm wurde Doppelzüngigkeit, Heuchelei, kurz alle Niedrigkeit des Benehmens Brand gegenüber zugemuthet, welcher ihm die Hand seiner Tochter versprochen, der sein Schwiegervater werden sollte! Und dies von der Frau Brands, von Mariens Mutter! Das war zu viel! Das war eine Speculation auf seine Feigheit, die Feigheit seiner Liebe! Leutner stammelte, glühend im Antlitz, die Worte: „Verzeihen Sie, das kann ich nicht thun, das werde ich nicht thun!“

„Wie Sie wollen,“ sagte Frau Brand. „Es war eben nur ein Vorschlag, eine Bitte. Ich knüpfe daran das Ersuchen, daß Sie meinem Mann und meiner Tochter gegenüber kein Wort von dem mittheilen, was zwischen uns vorgefallen.“

„Das werde ich um meiner selbst willen nicht thun, halten Sie sich davon überzeugt.“

Leutner nahm kurz Abschied von Marie und verließ schweren Herzens das Haus. Den Vater kaum gewonnen und nun die Mutter sich zur Feindin gemacht! So stand er. Was sollte er thun? Den Kampf aufgeben? Das Haus fliehen, das der geöffneten Büchse der Pandora gleich?

Leutner prüfte sich auf die Tiefe der Empfindung für Marien, und

er mußte sich sagen, daß er das Mädchen leidenschaftlich liebe, nach wie vor liebe. Diese Liebe rief ihn zur Erfüllung seiner Pflicht, wies ihm sein Verhalten an, kräftigte ihn zum Kampfe, den er in drohendster Gestalt vor sich erblickte. Er sah ihm nicht ohne Bangen entgegen. Er hatte nunmehr nichts für sich, als Mariens Liebe. Liebe ist eine feste Burg, eine unbezwingbare Burg, wenn sie aus sich selbst die Kraft zu steter Erneuerung zieht. War er einer solchen Ausdauer an Liebe bei Marien sicher? Daran zu zweifeln gestattete sich Leutner nicht. Wem sollte er vertrauen, wenn nicht der Liebe eines jungen Herzens! Daran hielt er fest.

Der bevorstehende Kampf aber drohte hart, gefährlich zu werden.

Der Vater Mariens hatte nur gezwungen sein Jawort gegeben, wie leicht konnte er wieder in's Schwanken gerathen! Die Mutter Mariens, bisher dem Bunde günstig, war Leutners Todseindin geworden. Mehr noch als Beide fürchtete er die Macht Quistrows auf Frau Brand und durch diese auf deren Gatten. Manches bestärkte ihn in dieser Befürchtung, besonders eine Mittheilung Mariens. Als er diese am nächsten Tage wieder sah, theilte sie ihm mit: Der Gedanke, um sie zu werben, sei in Quistrow nicht erst in der letzten Zeit, nicht erst während des Aufenthaltes im Gefängnisse aufgetaucht. Schon vor mehreren Monden, als die Familie mit ihm einen Ausflug unternommen, habe er Marien während des Spazierganges den Arm geboten, sie später, als sie hinter den Eltern zurückgeblieben waren, bei der Hand gefaßt und gefragt: Was würden Sie sagen, wenn ich Ihre Eltern um diese schöne Hand bäte? Marie sei von Schauer ergriffen worden, und habe wie zu dem Unglaublichen, Unfaßbaren zu Quistrow aufgeschaut. Ist das ein Mensch, habe sie gedacht, oder ein übernatürliches Wesen, das es wagt, mit der Tochter von Liebe, von einer Verbindung zu sprechen, während es doch die Mutter erst kurz vorher versicherte, daß es sie anbetete? Von da ab hätte sie sich fern von Quistrow gehalten, sei ihm ausgewichen und habe es ihm unmöglich gemacht, sich ihr zu nähern. Der Mutter habe sie keine Mittheilung von dem Vorfalle gemacht, um sie nicht zur Verzweiflung zu bringen.

Marie las in den Augen Leutners die besorgte Frage, ob er ihr vertrauen, ob er auf sie bauen dürfe, ob sie sich klar sei über ihre Empfindungen. Sie zog ein kleines Päckchen hervor, öffnete dasselbe, nahm einen Ring zwischen ihre Finger, steckte ihn an Leutners Hand und sagte: „Hier ist der Ring, den ich Ihnen versprochen. Es ist der Stein, den ich Jahre lang getragen. Tragen Sie ihn fortan.“

„Ich nehme ihn, Marie, so liebevoll, wie Sie mir ihn geben, und hoffe, daß ich ihn tragen darf, bis mein Auge bricht. Sollten Sie aber wanken, Marie, sollten Sie mir Ihr Vertrauen, Ihre Liebe entziehen, so erhalten Sie mit ihm auch Ihr Wort zurück. Meine Lippen werden stumm sein; dieser Ring wird Ihnen Alles sagen.“

Leutners Befürchtung ging in Erfüllung. Quistrow blieb dem Hause nicht fern; er war wieder erschienen und setzte seine Besuche häufig fort. Marie konnte sich seiner Gegenwart nicht immer entziehen, ja es schien Leutner, daß die Geliebte Quistrow mehr fürchte als verabscheue. Er unterließ es nicht, den Mann darzustellen, wie er war, Marie zu warnen. Die Versicherungen Mariens, daß sie Leutner liebe, daß sie sich nicht geändert habe, beruhigten ihn, wenn auch nicht vollkommen. Marie hielt mit ihren Mittheilungen über die Unterredungen, welche zwischen der Mutter und Quistrow stattfanden, und denen auch Marie und Brand manchmal bewohnten, zurück. Sie verheimlichte Leutner, was die Mutter über ihn sprach, ob sie das Herz der Tochter von ihm abzulenken suche, ob sie Gewalt über sie zu erlangen sich bemühe. Leutner vermochte sich keine Klarheit über die Stimmung gegen ihn, über die Schritte, welche zur Untergrabung seines Glückes unternommen wurden, über die Pläne, die man gegen ihn gefaßt, zu schaffen. Es war offenbar, daß Marie heimlich litt, daß sie kämpfte und rang. Er fühlte das aus dem Blicke, aus dem Tone ihrer Stimme, aus dem Einhalten im Gespräche, dem Vermeiden und Ausweichen in ihren Mittheilungen heraus. Leutner empfand, daß Marie ihn nicht beunruhigen, nicht quälen wolle, daß sie ihn von Besorgniß und Schmerz fern zu halten bemüht war. Leutner sagte sich: Gegen diese heimliche Macht gibt es keine Gegenmimen! Ich muß warten, bis man die Feindseligkeiten gegen mich eröffnet, bis man mir mit Beschuldigungen und Anklagen entgegentritt. Dann werde ich mich verteidigen; mich und Marie zu schützen wissen.

Leutner erwartete einen Auftritt, ein Drama; allein nichts von alle dem wollte sich einstellen! Statt eines Gewitters folgten einander peinliche, trübe Frosttage. Statt einer offenen Waffe hatte man eben schleichendes Gift gewählt. Wenn die Eltern Mariens und Quistrow zusammentamen, so bildete das Verhältniß Leutners zu Marie den Gegenstand der Unterhaltung. Quistrow verspottete seinen Gegner, griff ihn mit allen Waffen an und fand nicht nur aufmerksame, sondern sehr entgegenkommende Zuhörer. Brand, der ehemals allein gestanden und von allen Seiten um das Jawort bestürmt worden war, fühlte sich nun, durch Zustimmung verstärkt und gekräftigt, wieder zu seinen früheren Ansichten bekehrt. Frau Brand ging weiter. Sie haßte Leutner; sie war unversöhnlich, unerbittlich! Der Widerstand, den er ihr geleistet, hatte ihr klar gemacht, daß sie von diesem Manne nichts zu erwarten habe. Sie hatte vollständig mit Leutner gebrochen, ihn aufgegeben. In Folge dessen war auch die Verbindung Leutners mit ihrer Tochter, wie sie meinte, selbstverständlich unmöglich geworden. Quistrow pflichtete ihr bei; ein Grund mehr, um den Bruch mit Leutner rasch herbeizuführen. Auch ihre Beziehungen zu Quistrow bestimmten sie mit. Frau Brand hatte seine Bewerbungen um Marie zurückgewiesen, weil sie ihn vollständig ver-

Ioren haben würde; Quistrow sich zu erhalten war aber das Hauptziel ihres Lebens. Diesem opferte sie Alles. Sie hatte ihre Tochter zur Vertrauten gemacht, durch sie Leutner einweihen lassen und ihn selbst einweihet. Sie wollte auch ihn zum Verbündeten haben und als dies mißlang, als sie im Gegentheile wahrnahm, daß er nie ihre Neigung fördern, daß er im Gegentheile eine Schranke gegen dieselbe bilden würde, wendete sie sich gegen ihn. Wie aber Quistrow festhalten? Festhalten wenigstens bis zu dem Augenblicke, wo sich die Verhältnisse geklärt haben würden? Vorerst dadurch, daß die Beziehungen Leutners zu Marien gelöst würden, dann, da Quistrow hier und da auf seinen Wunsch, Marien die Hand zu reichen, zurückkam, durch Hinhalten, unbestimmtes Antworten, Nichtabweisen, aber auch Nichtzusagen. Sei nur erst Leutner zurückgetreten, so werde es nicht schwer werden, Quistrows Bewerbung freundlich abzulehnen. Frau Brand hatte in Marien darin eine sichere Bundesgenossin. Vor einer solchen Wendung war sie bewahrt!

Was aber war gegen Leutner zu unternehmen? Frau Brand schöpfte ihren Plan aus der Wunde, die ihr Leutner geschlagen. Er hatte sie verlegt, tödtlich beleidigt. Daran knüpfte sie an. Ein Mann, welcher die Eltern des geliebten Mädchens nicht ehrt, welcher schlecht von ihnen denkt und spricht, ja sie verachtet, wie kann dieser ihr Kind glücklich machen? Ein solcher Mann müßte das Unglück des geliebten Kindes herbeiführen. Er würde dem Kinde die Erfüllung der Pflicht, die Eltern zu achten, zu ehren und zu lieben, nicht gestatten, die heiligsten Gefühle im Herzen des Kindes untergraben, es zur Uebertretung urewiger Gesetze verleiten, es zur Sünde, zum Frevel zwingen. Er würde Marie lehren, ihre Eltern zu verabscheuen! Welches Bild der Zukunft! Die Gefahr, das geliebte Kind nicht mehr zu sehen, die Gefahr, daß diesem der Verkehr mit den Eltern unterjagt werde, daß es leiden müßte zugleich mit den Eltern, ließ sich so lebhaft schildern. Eine Reihe von Qualen, von Conflicten, von Kämpfen, all' das drohe die Verbindung Mariens mit Leutner herbeizuführen. Das dürfe nicht sein, das dürfe nicht zugegeben werden!

Das war der Plan, den Frau Brand erfonnen hatte. Sie führte ihn in ihrer Art, wie sie Alles that, aus: ruhig, still, sanft auftretend, langsam vorbereitend, unablässig Stein auf Stein fügend, bereit, alle Umstände auszunützen, geduldig zu harren, wenn sich keine Gelegenheit darbot und auf den Moment zu lauern, in welchem sie ihrem Gegner den tödtlichen Schlag versetzen konnte. Sie drängte Marien nicht, sie wirkte anscheinend nicht bestimmend auf sie ein, sie machte die Tochter nicht scheu, aber sie flüsterte ihr Tag für Tag, Stunde für Stunde, in jedem Augenblicke liebevolle Warnungen zu. Sie machte sie aufmerksam, sie stellte ihr anheim nachzudenken, bat sie zu überlegen, kurz die Worte fielen wie einzelne Tropfen ohne Unterlaß höhlend auf das Herz Mariens.

Leutner hatte keine Kenntniß von der Art der Mine, die gegen ihn gegraben wurde, er wußte nicht, von welcher Seite der Angriff erfolgen werde. Endlich war der Augenblick gekommen, welcher Frau Brand die Entscheidung in die Hand gab. Als sie eines Tages Marien wieder die Unmöglichkeit geschildert, eine Ehe einzugehen, welche nur dazu führen könnte, Zwietracht und Haß zwischen dem Kinde und den Eltern zu erwecken und zu erhalten, vertheidigte Marie Leutner. Sie stellte ihrer Mutter vor, daß nicht Leutner es war, welcher die Eltern schmähete, daß vielmehr Quistrow den guten, liebenswürdigen, den Eltern mit aller Achtung entgegenkommenden Leutner verdächtigen wollte, daß Quistrow es gewesen, der Leutner Geringschätzung ihres Vaters beigebracht, daß er diesen in dem übelsten Lichte geschildert. Sie erzählte ihrer Mutter die Aeußerungen Quistrows über Brand, die er an dem Tage, als er Leutner zum ersten Male gesehen, vorgebracht habe.

Frau Brand kehrte sogleich die Waffe um und bewies Marie, daß Quistrow unmöglich ihren Vater verleumbet haben könne. Marie solle sich erinnern, wie achtungsvoll Quistrow stets mit ihrem Vater verkehrt und noch verkehre. Das seien Leutners Anschauungen, die er nur Quistrow in den Mund gelegt habe, um Gift in Mariens Herz zu träufeln, das Ansehen ihres Vaters zu untergraben, die Liebe des Kindes zu tödten! „Er verachtet mich, er verachtet Deinen Vater! Das ist der Mann, dem Du Deine Hand reichen willst! Darfst Du sie ihm reichen?“

Derart gespannt war bereits die Atmosphäre in dem Hause, als Leutner, noch immer treu seiner Pflicht, eifrig und sorgsam, geduldig und ohne Unterlassung gleich einer Schildwache den Schatz seiner Liebe hütete. Als er eines Tages eintrat, theilten ihm Marie und deren Mutter mit, daß Herr Brand am nächsten Tage mit Quistrow eine Bergnügungsreise unternehmen werde. Man hoffe, daß er bald nach Hause komme, um von Leutner Abschied zu nehmen. Die unaufhörlichen Aufregungen hatten Leutner die Ruhe geraubt. Er war nicht mehr fähig, der Aufwallung Herr zu werden und flammte deshalb, als er die Mittheilung vernommen, hoch auf. Er wurde mit Schrecken gewahr, wie mächtig der Einfluß Quistrows wieder geworden, und ihn, den Mann, welchem die männliche Würde vor Allem galt, empörte die Stellung, in welche sich Brand Quistrow gegenüber wieder begeben, und in die man Leutner selbst gebracht. Von Leidenschaft erfüllt, rief er deshalb: „Herr Brand reist mit Quistrow? Dazu konnte er sich entschließen, dazu konnte er sich hergeben? Und Sie dulden es, Sie erheben keine Einsprache?“

„Warum sollte ich das?“

„Wollen Sie denn durchaus, daß Herr Quistrow mit vernichtendem Hohne, wie er es bereits einmal mir gegenüber gethan, aller Welt erzählt, daß Herr Brand mit ihm reise, aber nicht auf — gemeinschaftliche Kosten?“

„Sie wagen, ein solches Wort vor Marien auszusprechen?“ rief Frau Brand, „Sie wagen in der Gegenwart der Tochter den Vater zu beschimpfen, meinen Gatten zu erniedrigen? Das ist unerhört! Das darf nicht sein, das darf ich nicht dulden! Es ist meine Pflicht, die Ehre Brands zu vertheidigen, ihn zu schützen gegen derartigen Verdacht, gegen solche Verleumdung! Brand hat mich gekränkt; ich habe aber Jahre lang ruhig gelitten und geduldet; ich hätte alle Ursache, über ihn zu klagen, ich habe es nicht gethan; ihn von einem Fremden angreifen, Schimpf auf ihn häufen zu lassen, das ist eine Zumuthung, die ich zurückweisen muß! Vor mir und meinem Kinde darf ein solches Wort nicht gesprochen werden und ich hoffe, Sie werden kaum Gelegenheit erhalten, es je zu wiederholen! Ich ziehe die Zustimmung zu Ihrer Verbindung mit meiner Tochter zurück. Ich werde, nach diesem Vorfalle, nie in Ihre Verbindung mit Marien willigen!“

Leutner wußte nicht, was er thun, was er sagen sollte. Sollte er sich vertheidigen? War er noch verpflichtet sich hier zu vertheidigen? Er wurde irre an sich und an dieser Frau. Wo lag die Schuld, wo die Unschuld? Hatte er gefehlt, ein Verbrechen begangen, Unwahres behauptet, Unedles gewollt und angestrebt, um diese Flamme der Entrüstung in dieser Frau zu erwecken? Wo war die Wahrheit, wo die Lüge? War dieser Ausbruch anscheinend gerechter Entrüstung echt, so war Leutner in der That verdammenswerth. War aber das Alles, was er sah und hörte, Heuchelei, war es Tücke, Bosheit, ausgefacht, erfonnen und ausgeführt, um ihn zu verderben, dann mußte Entsetzen Jeden aus dem Kreise treiben, in dem die Kraft des Bösen dämonisch waltete. Solche Tücke schien Leutner unmöglich! Das Gute zum Bösen, das Schlechte zum Guten zu verdrehen und zu wenden, dessen wäre eine Frau, eine Mutter, die vorgab, ihr Kind zu lieben und das Wohl desselben zu wünschen und anzustreben, fähig? Den Ursprung der Quelle zu vergiften, welche Leutners beste, edelste Regungen mit sich führte, und zu sagen, daß dies Leutners eigenstes Gift sei, darauf war er nicht gefaßt gewesen, dem gegenüber fühlte er sich kraftlos, machtlos. Er versuchte sich zu fassen, Frau Brand zu beschwichtigen, zu widerlegen. Er that dies, weniger um auf sie noch einzuwirken, als um sich vor Marien zu rechtfertigen, um zu verhindern, daß diese ihn falsch beurtheile, in ihrem Glauben an ihn erschüttert werde.

Ob es ihm gelungen, wußte er nicht. Marie war in Unbeweglichkeit, in Starrheit versunken. Sie hielt sich Leutner zur Seite, sie blieb körperlich bei ihm stehen, als befürchtete sie, daß auch ihr Herz von ihm gezogen werden könnte, wenn sie einen Augenblick lang von seiner Seite weichen würde. Sie sprach kein Wort, stellte sich der Mutter nicht gegenüber, trat aber auch nicht für den Mann auf, welchem sie für alle Zeiten zur Seite stehen sollte.

„Die Aufregung, in welcher Sie sich befinden, scheint eine Verstän-

digung heute unmöglich zu machen. Ich werde morgen wiederkommen. Ich werde mich morgen bemühen, mich zu rechtfertigen," sprach Leutner, verbeugte sich und verließ, begleitet von Marien, das Haus. Sie sagte ihm beim Abschiede: „Beruhigen Sie sich! Ich werde mich bemühen, meine Mutter wieder zu begütigen.“

Je länger Leutner über den Vorfall nachdachte, je mehr er zur Besinnung kam, desto trostloser wurde sein Herz. Er erkannte den Abgrund, an dessen Rand man ihn gelockt, er kämpfte und rang mit sich. Ist das die Familie, in deren Mitte aufgenommen zu werden, dein heißester Wunsch war? sagte er sich. Ist es dir erlaubt, dies noch zu wünschen? Die Liebe Leutners wäre unterlegen in diesem Kampfe. Sein Wort, seine Pflicht aber hielten ihn zurück. Er verkehrte nach wie vor in dem Hause der Eltern des geliebten Mädchens. Der Austritt hatte anscheinend keine Folgen, aber trotz Mariens Liebe, trotz ihrer Zärtlichkeit fühlte Leutner, daß unsichtbare Feinde gegen ihn kämpften. Er war vereinzelt, er stritt als verlorener Posten. Er war in dem Kampfe bereits unterlegen, wenn er es auch nicht wußte, trotzdem man neben einander einherschritt, als wandelten Freunde Hand in Hand.

Brand und dessen Frau wichen jeder Erörterung über die Festsetzung des Tages, an welchem die Vermählung Leutners und Mariens stattfinden sollte, aus, und Quistrow vermied es, Leutner zu begegnen. Er besuchte nicht mehr das Haus der Eltern Mariens, sondern lud sie häufig zu sich ein. Er hatte sie wiederholt gebeten, Marien mitzubringen, diese aber lehnte standhaft die Einladung ab und Leutner fand sie an solchen Abenden allein zu Hause.

Leutner glaubte, das Gewitter habe sich verzogen, Alles sei wieder in ruhigen Gang gekommen, als plötzlich, unvermuthet der Blitz niederfahren sollte, der den Herzensbund Leutners und Mariens trennte. Marie war eines Abends allein zu Hause, die Eltern befanden sich bei Quistrow. Marie war geladen, den Abend in der Familie einer Freundin, welche dasselbe Haus bewohnte, zuzubringen. Sie bat Leutner, sie zu begleiten; die Eltern ihrer Freundin hätten wiederholt den Wunsch ausgesprochen, ihn kennen zu lernen. Leutner begleitete Marie. Die Gesellschaft war lebhaft, heiter. Es wurde getanzt, und Leutner ließ sich sogar von Marien bewegen, an dem Tanze Theil zu nehmen. Er ersreute sich an dem Vergnügen der Geliebten. Nichts deutete darauf, daß ihre Liebe zu ihm erschüttert worden sei und er nahm zärtlichen Abschied von ihr.

Des anderen Tages, als Leutner Marie besuchte, fand er sie nicht in der Wohnung. Bloß Frau Brand war anwesend. Dies fiel Leutner auf. Marie hatte sonst immer zu der Stunde, um welche er sie zu besuchen pflegte, ihn erwartet, mit Sehnsucht und Liebe seiner geharrt.

„Wo ist Marie?“ fragte er Frau Brand. Als er diese anblickte, ahnte, wußte er Alles. Frau Brand saß ruhig, still, fast bewegungslos

da. Aber ein tödtlicher Blick, ein zuckender gelber Blitz ihres Auges verrieth ihm, daß ein unheilvoller Vorfall das Schlimmste herbeigeführt haben müsse.

„Ich glaube, im Garten,“ sagte Frau Brand.

„Wollen Sie nicht die Güte haben, Marie benachrichtigen zu lassen, daß ich hier bin?“

„Nein, und ich würde Ihnen den Rath ertheilen, Marie auch nicht aufzusuchen.“

„Warum sollte ich das nicht thun?“

„Weil es unnütz ist. Marie wünscht Sie nicht mehr zu sehen, nicht mehr zu sprechen. Sie hat mich gebeten, Ihnen zu sagen, daß sie Sie Ihres Wortes entbinde.“

„Was ist geschehen, was vorgefallen? Gestern noch nahm Marie von mir zärtlich Abschied. Wir sagten uns voll Herzlichkeit Lebewohl und heute wird meine Liebe, meine Hand zurückgestoßen, werde ich abgewiesen mit einem harten Worte, wie ein zudringlicher Bettler? Was habe ich gethan, was habe ich verbrochen? Was liegt zwischen gestern und heute?“

„Ich weiß es nicht. Ich kann Ihnen keine Aufklärung geben. Ich bin der ganzen Sache fremd. Sie wissen, daß Sie auf mich nicht mehr rechnen durften; aber ich habe nichts gegen Sie gethan. Es ist der freie Entschluß, der freie Wille Mariens, der die Entscheidung herbeigeführt hat. Sie scheint eingesehen zu haben, daß eine Verbindung mit Ihnen ein Mädchen wie Marie nicht beglücken kann.“

Leutner ließ sein Auge auf Frau Brand ruhen. Diese aber schlug das ihre nicht zu Boden. Er sprach rasch: „Das Alles muß ich aus dem Munde Mariens hören. Ich muß Marien sprechen. Was Sie mir sagen, ist so unglaublich, so ganz und gar unmöglich, daß nur der Blick aus Mariens Augen, das Wort aus ihrem Munde, die Hand, die sie mir verweigert, mich überzeugen kann: die Welt biete solche Erscheinungen.“

Leutner schritt an das Fenster, das nach dem Garten führte, riß dasselbe auf, erblickte Marien in Gesellschaft einiger Freundinnen im Garten auf- und abgehen und rief ihren Namen. Er sah ihr kaltes, leeres Auge auf sich gerichtet, jenes Auge, in das er geschaut, als er Marien nach der entsetzlichen That hülfreich bei der Hand gefaßt. Dieses Auge schien ihn knapp und kurz zu fragen: Was wünschen Sie, was soll ich Ihnen noch sagen? Warum wollen Sie aus meinem Munde vernehmen, was Sie bereits wissen?

Leutner rief Marien die Bitte zu, den Garten zu verlassen und sich zu ihm zu begeben.

Marie reichte den Freundinnen die Hand und schritt langsam, nicht ohne Anstrengung, aus dem Garten über den Hof. Endlich öffnete sich die Thüre und sie trat in das Zimmer, in welchem Leutner stand. Er

war im Begriffe, Marien die Hand zu reichen, allein er sah, daß die Rechte des Mädchens sich nicht bewegte und hielt inne.

Leutner sprach: „Marie, Ihre Mutter hat mir gesagt, daß Sie mich abweisen, daß Sie mich aufgeben. Ist dem so?“

Marie nickte mit dem Kopfe.

„Ich habe Ihnen nichts mehr zu sagen,“ sprach Leutner, zog den Ring, welchen er von Marien erhalten hatte, von dem Finger und wollte ihn Marien reichen. Sie aber bewegte sich nicht. Leutner hielt den Ring zögernd, angstvoll und bewegt den Blick auf Marien gerichtet, erwartungsvoll, ob sie ihm mit Blicken oder Worten nicht sagen würde: Behalten Sie den Ring, behalten Sie mich! Als dies aber nicht geschah, als Marie unbewegt blieb, da erklang ein Ton auf der steinernen Platte des kleinen Tisches, wohin Leutner den Ring niederlegte.

Er glaubte, eine zerspringende Saite zu vernehmen. Ihm war, als falle eine Scholle Erde auf den Sarg seiner Liebe, seines Glückes, welcher eben in die Gruft versenkt werde.

„Marie,“ sprach Leutner, „ich habe Ihnen gesagt, daß Sie in dem Augenblicke, wo Sie an mir zu zweifeln beginnen, frei sind. Sie sind frei! Leben Sie wohl!“

Er schritt an dem unbeweglich stehenden Mädchen vorbei und ging von dannen, um nie mehr zurückzukehren.

Leutner verließ das Haus, in welches man ihn gerufen hatte, in welchem er Liebe gefunden und verloren; wie betäubt schritt er seiner Wohnung zu. Er konnte es nicht fassen, wie das Alles gekommen, geschehen war. Allein rasch, wie durch einen Zauber, beruhigte sich sein ganzes Wesen. Er athmete auf. Geist und Herz schienen entlastet zu sein. Ein stolzes Wonnegefühl hob seine Brust. Er hatte Marien verloren, die Liebe verloren, aber er hatte sich selbst wieder gewonnen. Er hatte ein Weib verloren, aber er hatte sich selbst, den Mann wieder gefunden. Er sah klar. Wohin hatte man ihn gebracht! War es denn möglich, daß er so lange Zeit in diesen Verhältnissen geathmet hatte, daß er so lange Zeit in ihnen zu leben vermocht? Er hatte eine Familie gefunden, heiter wie der sonnigste Tag, rein wie die Unschuld, still, ruhig und glücklich. Er hatte geglaubt, den Sitz des Glückes selbst zu entdecken und wie war nach und nach Blatt um Blatt, Hülle um Hülle gefallen! Wie hatte sich das schöne Bild abgeblättert, gleich einem alten Gemälde! Wie war die Nacktheit, die Widrigkeit, wie waren all' die bösen Züge, die Leutner in diesem Augenblicke Abscheu einflößten, garstig hervorgetreten! Wie hatten sie Leutner beunruhigt, bedrängt, wehe gethan, ihn erniedrigt! Wie hatte sich der Himmel zur Hölle verwandeln können? Welche Männer hatte er kennen gelernt, welch' eine Frau und Mutter! Und selbst das Mädchen, anscheinend die Standhaftigkeit, der Muth, die Kraft selbst, wie war es schwankend geworden! Leutner war

glücklich, von diesen Fesseln und Banden befreit zu sein. Er schritt stolz einher, gehobenen Hauptes. Er fühlte sich selbst wieder!

Was aber war zwischen dem glücklichen Abende und dem unglückbringenden Morgen vorgefallen? Was hatte Marien abzuwenden, umzustimmen, so sehr umzuwandeln vermocht? Leutner vermochte es nicht zu errathen und hat es nie genau erfahren. Er hatte keine Ahnung von der unaufhörlichen, endlosen Bedrängung Mariens gehabt, die sie durch ihre Mutter erlitten. Frau Brand hatte ihr Kind in den Conflict der Liebe zu einem Manne und der Liebe zu ihren Eltern gesetzt. Die tausend Dolche, mit welchen sie das Herz ihres Kindes täglich und stündlich verwundete und quälte, stammten theils von ihr, theils waren sie ihr von Quistrow in die Hand gedrückt worden. Dieser hatte die Aeußerungen des Hohnes, welche er über Brand im Gespräche mit Leutner ausgeschüttet, mit geheuchelter Entrüstung in Abrede gestellt und versichert, daß Leutner es gewesen sei, der geringschätzend über Brand und Mariens Mutter sich geäußert. Quistrow rief sein ganzes Verhalten, die Hochachtung, welche er der Familie bei jeder Gelegenheit bewiesen, ihr in das Gedächtniß. Er fragte: ob man ihn einer derartigen Niedrigkeit für fähig halte. Er wiederholte das Alles in Gegenwart Mariens. Die Eltern stellten ihr die Zukunft vor, welche ihrer harre, wenn sie, um den unaufhörlichen Zwiespalt zwischen ihrem Gatten und der Familie ein Ende zu machen, zu einem Entschlusse gedrängt werden würde. Sie würde den Gatten verlassen oder ihre Eltern aufgeben müssen! Unglück harre ihrer unter allen Verhältnissen, wenn sie Leutner die Hand reiche. So möge sie denn einer Verbindung, ehe dieselbe geschlossen sei, entsagen! Quistrow war an dem letzten Abende, als Mariens Eltern sich bei ihm befanden, mit dem Aufwande all' seiner Beredtsamkeit in diese gedrungen, dem Verhältnisse ein Ende zu machen, welches auf die Länge die Ehre des Mädchens selbst zu gefährden drohe . . . falls es noch möglich sei, noch nicht zu spät sei, Marien von Leutner zu trennen. Dieses Wort entschied. Mariens Eltern, nach Hause eilend, hatten bis zum frühen Morgen in Marie gedrungen, sie gebeten, sie beschworen, bis sie halb überredet, halb überzeugt, völlig erschöpft, den Eltern versprochen, Leutner zu entsagen.

Sie hat mich nicht geliebt, nie geliebt! sagte sich Leutner. Diese Erkenntniß war sein Trost. Er irrte nicht. Das Mädchen, welches in der Erregung seines jungen Herzens zwei Männer zu lieben geglaubt, hatte keinen von beiden geliebt. Das erkannte und empfand Marie erst, als sie später einen Mann wirklich liebte und an seiner Seite das Glück fand.

Leutner kehrte zu den ruhigen Freuden seines früheren Lebens zurück. Er hat nicht geheirathet. Quistrow aber fand, und dies erzählte der sonst gutmüthige Leutner nicht ohne Schadenfreude, einen tragikomischen

Tod. Er war beim Ausbruche des Krieges zwischen Preußen und Oesterreich aus dem Lande, in welches er gerufen worden war, um dessen Interessen mit der Feder zu vertheidigen, in seine Heimat zurückgerufen worden, um als Soldat in die Armee einzutreten, welche den Krieg gegen Oesterreich zu führen hatte. Quistrow, der es liebte zu fahren und als die unbequemste Art, durch das Leben zu schreiten, den Gang zu Fuße bezeichnet hatte, mußte als Soldat erschöpfende Märsche mitmachen. Er erlag den ungewohnten Anstrengungen. Es war kein Heldentod! meinte Leutner.





Uebersetzungen

von

Ferdinand Freiligrath.

Aus dessen Nachlaß.

I.

Nach Robert Herrick.

Bobert Herrick, der Zeitgenosse Shakespeares und Miltons, der Freund Ben Jonsons, „einer der anmuthigsten und lebenswürdigsten englischen Anakreontiker, der Thomas Moore des siebzehnten Jahrhunderts, der letzte dichterische Repräsentant jenes mit ihm zu Ende gehenden Merry Old England, dessen Blumen und Frauen, dessen Gebräuche und ländlichen Aberglauben er uns so reizend geschildert hat“. (Siehe Freiligraths Gesammelte Dichtungen, Band IV, Seite 66.)

Ein Hymnus an die Laren.

Allzeit mein Sorgen war es,
Und ist es, euch, die Laren,
Mit grünsten Kerbelkronen
Und Schnittlauch reich zu lohnen;
Zum Dank daß ihr gewärmt mich,
Und nie mit Feu'r gehärmt mich;
Daß heiternd meinen Heerd hier
Arglose Lust gelehrt ihr,
So zwar, daß, weil die Kumm' hier,
Mit Landbier geht rundum hier,

Auch nicht ein Wörtchen fällt hier,
 Das uns die Luft vergällt hier!
 Wofür, o Schornstein-Feger,
 (Ich will nicht sagen: = Feger),
 So lang ich hier mag walten
 Und ländlich Tafel halten,
 Groß sei mein Mahl, sei's klein hier,
 Aufeß' und trink' ich's rein hier.

An den Lar.

Nicht mehr, nun ich vertrieben bin von hier,
 Widm' ich hinfüro meinen Weihrauch dir;
 Nicht mehr, zu ehren dich, am Balkenknäuf
 Häng' ich mein Krönchen Petersilie auf;
 Auch nimmer, fürcht' ich, wie es sonst mein Brauch,
 Bring' ich zum Opfer Zwiebeln dir und Lauch;
 Nie mehr, von nun an, schmettert in mein Ohr
 Am Feuer hier ein lustig Heimchenchor;
 Wo ich auch geh', — du bleib', glücklicher Lar,
 Am sprüh'nden Heerde warm das ganze Jahr!

The Wassail*).

Auf, auf, ihr Thore, und gewinnt
 'Nen leichten Segen eurem Spind
 Und Korb, — nur laßt uns ein geschwind!

Habt so viel Stollen zum Verbrauch,
 Habt so viel Fleisch allzeit im Rauch,
 Daß, äßen tausend, tausend auch:

*) Wassail — angeblich der Gruß und Zutrunk der Tochter Hengist's, König oder Rowena an König Vortiger, woraus auf den Dörfern am Neujahrs-
 abend ein Brauch ward, mit solchem Zutrunk von Haus zu Haus zu gehen, wobei
 es zuweilen etwas toll hergehen mochte.

Wassail, Waës-heil, that is literally: Health be to you.

„The king does wake to -night, and takes his rouse,
 Keeps wassail.“

Shak.

„The victors abandoned themselves to feasting and wassailing.“

Prescott.

„A jolly wassail-bowl,
 A wassail of good ale.“

Old song.

Dennoch, eh' wirbelnd sich erneu'n
Zwölf Monde, klar dann mög' es sein:
Biel ging hinaus, mehr kam herein!

Mag so gedeih'n eu'r Milchhaus dann,
Daß, ebten jemals Krug und Kann',
So mehr die Fluth nur steig' heran.

Gleich wie ein Strom, der festlich mild
Hinwält durch Lilien im Gefild,
Die reinsten Thau von Primeln füllt.

Von Obst sei'n eure Bäume krumm,
Eu'r Bienenstand sei niemals stumm,
Nein, lautenähnlich, voll Gesumm.

Eu'r Huhn und eure Ente schrei'
Zum Tritt des Hahns: Amen, es sei!
Zehn Eier legend, nicht bloß zwei.

Zulezt, mag Egg' und Pflug und Rad,
Mag Scheunen, Schober, würz'ge Mahd,
Gedeih'n, wie euer Fleh'n es bat.

O weh', wir steh'n und segnen hier,
Doch Keiner kommt und bringt uns Bier;
Im trocknen Haus kargt Alles dir.

Schau'n wir denn länger nicht empor,
Wo Kost und Spinnweb sperr'n das Thor,
Wo Feder darbt noch und fror;

Wo Schlöte weinen, frostgeplagt,
Wo leere Mägen, bis es tagt,
Mit Lärm wach halten Knecht und Magd.

Bergebne Mühe, hier zu steh'n!
Wir wollen fort; wozu noch fleh'n?
Doch dies den Laren, eh' wir geh'n: —

Die Stunde naht, da tragt ihr Leid,
Weil ihr des Glücks verlustig seid,
Das haben ihr gekonnt allzeit!

Weihnachtsgebräuche.

• Zündet den Weihnachtsbrand, und drauf,
Wenn er bis Nachts geglommen,
Löschst wohl ihn aus, und hebt ihn auf,
Bis Weihnacht neu gekommen.

• Men Theil verwahrt, um nächstes Jahr
Den Festkloß anzuglimmen;
Wo das ihr thut, da mag kein Haar
Der böse Feind euch krümmen.

* * *

Kommt, bringt mit Halloh,
Meine Jungens froh,
Den Weihnachtskloß für die Feurung;
Meine Hausfrau, sie sagt:
Nehmt, was euch behagt,
Und trinkt, wir haben nicht Theurung!

Mit des Vorjahrs Scheit
Steckt den Kloß an heut,
Und, daß Heil begleite sein Sprühen,
Spielt zur Harfe ein Stück,
Daß euch komme das Glück,
Derweil der Bloß ist am Glühen.

Trinkt das starke Bier
Nun zum Weißbrod hier,
Derweil das Fleisch zur Pasteten
Gehackt wird fein,
Und das Obst im Schrein,
Zu füllen den Teig, den sie kneten!

• Sankt Kunkel-Tag.*)

• Halb der Lust und halb der Plage
Weihet euch am Sankt Kunkel-Tage;
Spannt vom Pflug die Rosse früh,
Dann nach Haus und füttert sie!
Woll'n die Mädchen spinnen, — stracks
Setzt in Flammen Werg und Flachs;

*) St. Distaff's day. Der Tag nach dem heil. Dreikönigs-Fest.

Unbrennt ihre Röcke gar:
 Nur versengt kein Jungfernhhaar.
 Eimer Wassers dann herein: —
 Wascht die Männer, Mägdelein!
 Gebt was recht, der Kunkel heut, —
 Gute Nacht der Weihnachtszeit!
 Jeder geh' am nächsten Tag
 Wieder seiner Arbeit nach.

Gebräuche am Abend vor Lichtmess.

Fort Lorbeer nun und Rosmarin,
 Fort nun die Mistel flugs!
 Und statt des Hulstes dunkeln Grün
 Pflanzt auf den hellern Buchs!

Vor herrschte Hulst, — nun hab' im Hag
 Und Hause Buchs die Macht,
 Bis naht der tanzende Ostertag,
 Bis naht die Osternacht.

Alsdann der junge Buchs, bestellt
 Zum Schmuck für euer Haus,
 Geaktert räumt auch er das Feld,
 Und weicht der Eibe fraus.

Wenn Eibe weilt, wird Birke grün,
 Sammt Blumen früh bereit,
 Mit Duft und Glanz und freud'gem Blüh'n
 Zu ehren Pfingstzeit.

Dann grüne Buchen für und für,
 Und Eichenzweige werth,
 Erbieten sich zu holder Bier,
 Und schmücken neu den Heerd.

So wechseln Zeiten; Alles nach der Reihe;
 Was ist, wird alt, und stets folgt ihm das Neue.

Die Heze.

Die Heze setzt schritt-
 lings auf sich zum Ritt,
 Mit dem Teufel heut jagt sie zusammen;
 Ueber Stock, über Stein,
 Bald heraus, bald herein,
 Und stände der Himmel in Flammen!

Ne Klette, 'nen Dorn,
 Die nimmt sie zum Sporn;
 Mit 'ner Ranke, da kommt sie gesprengt nun;
 Ueber Bruch', über Bruch,
 Ueber Gräben im Flug
 Folgt hinaus sie dem Geist, der da lenkt nun.

Zu weiden, kein Thier
 Wagt jetzt sich herfür,
 In den Lagern lauscht es, den Bauen;
 Während diese, zur See
 Und zu Lande, das Weh
 Und das Unheil um Mitternacht brauen.

Der Sturmwind mit Macht
 Wird wüthen heut Nacht,
 Und, zu mehrerem Wunder und Zeichen,
 Hebt der Geist sich erschreckt
 Aus dem Grabe, geweckt
 Von des Donners gewaltigen Streichen.

Der alten Weiber Gebet.

Heilig-Kreuz, sei unser Schild
 In der Stadt und im Gefild;
 Schirm' uns, jetzt und bis an's End',
 Vor der Gluth, die Tages brennt,
 Und dem Lärm, der bang uns macht
 In der stillen dumpfen Nacht;
 Geist und Unhold scheuch' hindann,
 Wann zum Ersten kräht der Hahn!

Die Feen.

Wollt bei Mab ihr Gnade finden:
 Stellt die Schüsseln in die Spinden!
 Raft das Feuer auf, und bringt
 Wasser, eh' die Sonne sinkt!
 Milchereimer scheuert rein —
 Schlumpen sind verhaßt den Feien!
 Fegt das Haus! — die 's anders treibt,
 Wird von Mab in's Wein gekneipt!

Zauberformeln und Gebräuche.

Fürchtet ihr vor des Bösen Macht euch,
 Ueberrascht einmal die Nacht euch:
 Tragt nur, dann hat's keine Noth,
 Im Gewand 'ne Kruste Brod;
 Heilig Brod, und das ist wahr,
 Bannt die Furcht und die Gefahr.

* * *

Hebt ihr früh vom Lager euch,
 Hände wascht und Augen gleich;
 Um euch her sodann mit Fleiß
 Spritzt das Wasser weit im Kreis;
 Denn, so weit es niederfällt,
 Fern der böse Geist sich hält!

* * *

Wascht die Hände, weil der Heerd
 Sonst nicht brennt, wie ihr's begehrt;
 Mädchen, wißt: unsaubre Hand,
 Ob ihr blaßt auch, dämpft den Brand!

* * *

Dies beiläufig sag' ich euch:
 Mädchen, mengt ihr Sauerteig,
 Flugs bekreuzt ihn! schneller dann
 Wird der Schub von euch gethan!

Der Maibaum.

Der Maibaum ragt frei;
 Das Glas nun herbei!
 Zubring' ich es feinen Guirlanden!
 Doch zuerst bring' ich's euch,
 Deren Hände so reich
 Und so voll ihn mit Blumen umwanden!

Meinen Mädchen ein Hoch!
 Mögen Grafen sie noch,
 Mögen Lords sie zu Männern erwischen!
 Und legt ihr euch fein
 In's Brautbett hinein,
 Ei so mehret euch alle gleich Fischen!

Der Nachtwächter.

Kein Lärm von Feuern schreck' euch je,
 Kein Mordschrei, — Benedicite!
 Noch sonst ein Unheil, wie es leicht
 Den süßen Schummer euch verscheucht!
 Schütz' euch die Gnad', und halte Drut
 Und Kobold fern euch, wenn ihr ruht!
 Ein Uhr vorbei, Zwei auf den Schlag,
 Nun, all' ihr Herren: Guten Tag!

Auf den Verlust seines Fingers.

Von den fünf stracken Nesten meiner Hand
 Fiel einer schon; der Rest hält nur noch Stand,
 Harrend des Falls, — und harret wol lange kaum:
 Erst stirbt das Blatt, der Zweig dann, dann der Baum.

II.

Nach Th. B. Aldrich.

(Cloth of Gold and other Poems.)

Schlösser.

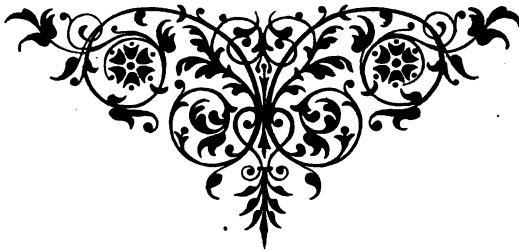
Ein lieblich Bild verläßt mich nicht: —
 Durch ferne Regenschleier bricht
 Wie Feuersgluth der Sonne Licht,
 Weithin die Auen
 Bergoldend und den braunen Strand,
 Den Leuchttthurm dort, 'ne Stund' vom Land,
 Und hier zwei Liebende Hand in Hand,
 Die Schlösser bauen.

Im Apfelbaum zu Zwei'n und Drei'n
 Singen vergnügt die Rothbrüstlein,
 Und jedes Weh'n wirft auf den Rain
 'Ne Blütenflocke;
 Er denkt dabei: Glücksel'ger Wind,
 Der Knospen küßt und Blüten nimmt,
 Und, o! auf ihrem Busen lind
 Die weiche Locke!

Ah! Graubart! nicht, ein herrlich Ding,
 Im lust'gen Mai, so lang es ging,
 Auf's Leben durch den Hochzeiterring
 Zu schau'n der Liebe?
 Die Welt wie schön, wie wunderbar!
 Elysium rings, wenn je eins war!
 Ah, schwellende Lippen, goldnes Haar, —
 Wenn's nur so bliebe!

Wohl, wohl! ich dent' nicht an die Zwei,
 Daß nicht die alte Wunde neu
 Aufbricht und blutet, ganz als sei
 Sie frisch geschlagen;
 Im heißen Aug' die Thräne quillt;
 Denn drüben wahn' ich, himmlisch mild
 Liegt ein holdselig Frauenbild
 Todt auf dem Schragen.

Gannstatt, 13. Januar 1876.





Schädliche Nahrungsmittel.

Ein Beitrag zur Entstehungsgeschichte der Krankheiten.

Von

E. Klebs.

— Prag. —



Es ist seit kurzer Zeit ist das Interesse für die Fragen nach dem Wesen und der Entstehung der Krankheiten in ein größeres, gebildetes Publikum eingedrungen, und zwar verdanken wir, die den sogenannten gelehrten Klassen angehörigen Leute, diese in der That erfreuliche Sinnesänderung den Bestrebungen der Hygieniker, welche genöthigt waren, um ihre Projecte in die Wirklichkeit treten zu lassen, an ein größeres Publikum sich zu wenden. England, auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens voranschreitend, machte auch hier den Anfang in großartigem Maßstabe, Deutschland folgte etwas später, jedoch in nicht unrühmlicher Weise nach. Der Sinn der Deutschen ist aber, wie aus ihrer ganzen geschichtlichen Entwicklung hervorgeht, in allen Fragen der Praxis auch zu gleicher Zeit auf ein tieferes Verständniß der Dinge gerichtet, — der Deutsche begnügt sich nicht, wie der Engländer, wenn die Erfahrung gezeigt hat, daß gewisse, im Interesse des öffentlichen Wohls unternommene Maßregeln in der That nützliche Folgen haben, mit dieser Thatfache, sondern er möchte auch den Grund dieses Erfolges erfahren. Ich glaube mich nicht zu täuschen, wenn ich in dieser Eigenschaft, die sehr weit von dem „pourquoi du pourquoi“ entfernt ist, mit welchem Leibniz die fraglustige Königin abwies, den Grund sehe, daß unser Volk mehr Denker, aber weniger Praktiker erzeugt hat, als unsere Stammesgenossen jenseits des Canals. Man kann darüber streiten, welches von beiden Ländern mit seiner Methode weiter gekommen; doch wäre es ein unfruchtbarer Streit, denn wir können eine im Laufe der

Zahrtausende entwickelte Eigenschaft, die Folge zahlloser Umstände nicht vertuschen, indem wir Warnrufe ertönen lassen. Wie gute Kinder werden wir sie zu Herzen nehmen, um im nächsten Augenblicke denselben Fehler wieder zu begehen. Uebrigens haben wir uns bis jetzt mit diesem Fehler nicht übel gestanden und mögen wir ihn um so eher cultiviren, als ja die Zeit von Blut und Eisen auch bei uns ein thatkräftigeres Geschlecht heranzuziehen im Begriff ist. Hoffen wir vielmehr, daß es uns gelingen werde, beide Eigenschaften in harmonischer Weise zur Entwicklung gelangen zu lassen.

Viel schlimmer wäre es, wenn die ausbleibende Aufklärung über nothwendig zu erhebende Fragen zu einem unfruchtbaren Scepticismus führte, welcher schließlich alle Thatkraft im Keime oder nach den ersten, in jedem neuen Unternehmen unvermeidlichen Mißerfolgen erstickt.

Wenn daher, wie es auf dem Gebiete der öffentlichen Gesundheitspflege gegenwärtig der Fall ist, Probleme als dringend auftauchen und ihre Lösung von Seiten der Gelehrten in Anspruch genommen wird, so ist es wol geboten, den gebildeten Geistern der Nation diese Thatfachen zugänglich zu machen. Wir leben nicht mehr in einer Zeit, in welcher der Gelehrte sich vornehm in sein Studirzimmer einschließt und ängstlich die Schaar der Unberufenen abwehrt. Schwer ist wol die Arbeit des Forschers, aber die Resultate, welche er erzielt, müssen einfach und klar sein, wie alle Dinge in der Natur. Es hat sehr lange Zeit und viele Arbeit gekostet, bis man die Gesetze erkannte, welche die Bewegung der Gestirne beherrschen, aber das einmal erkannte Gesetz der Massenanziehung, welches auch die Gestirne beherrscht, ist dem Verständniß eines Jeden zugänglich, gewährt diesem die gewünschte Einsicht, während es allerdings in der Hand des wahren Gelehrten eine Wünschelruthen wird, welche neue, ungeahnte Fernen aufdeckt; so fand Leverrier den Neptun, so berechnet der Artillerist die Bahn des Geschosses, so versteht es der Knabe, weshalb der in die Luft geschleuderte Ball zur Erde zurückkehrt.

Obwol es durch diese Betrachtungen gerechtfertigt erscheinen dürfte, wenn ich den Versuch mache, einige die Entstehungsgeschichte der Krankheiten betreffende Punkte hier zu besprechen, sind dennoch einige Vorbemerkungen nöthig, welche erläutern, weshalb die bisherigen Versuche, medicinische Fragen zu popularisiren, keinen besonders glücklichen Erfolg haben konnten. — Der Grund davon ist in der bisher vorzugsweise festgehaltenen Richtung der Medicin zu suchen, welche entweder nur die im Innern des Körpers selbst in Krankheiten geschehenden Vorgänge oder die äußeren Erscheinungen der Krankheitsproceße, was wir die Symptome der Krankheit nennen, berücksichtigte, dagegen sehr wenig von den Krankheitsursachen Notiz nahm. Die Wissenschaft befriedigte damit die nächstliegenden Aufgaben des Arztes, aber nicht dasjenige Bedürfniß, welches erst die neueren Bemühungen um die öffentliche Gesundheitspflege Allen

deutlich machten. Wir haben es daher mit einem noch jungen Sprosse des großen medicinischen Wissensbaumes zu thun und so mag es denn von vornherein bemerkt sein, daß auf diesem Gebiete noch nicht Alles so klar gestellt werden konnte, wie es bei Jahrhunderte alten Forschungsgebieten der Fall ist. Bevor aber diese Richtung anfang zur Geltung zu gelangen, bestand in der That der für die Heilungsaufgabe wesentliche Theil der medicinischen Kenntnisse in einer allerdings äußerst umfangreichen, aber eben deshalb nur durch lange Arbeit zu beherrschenden Masse von Einzelerfahrungen, die am Krankenbett und an den Körpern der Verstorbenen gewonnen war. Während der erfahrene Arzt über eine reiche Summe von Kenntnissen verfügte, war es eine Unmöglichkeit, dieselben in einer allgemein verständlichen Form mitzutheilen, und die bestgemeinten derartigen Versuche führten in der Wirklichkeit nur zur Mißleitung auch einsichtiger Leser, zur Schaffung zahlloser eingebildeter Leiden.

Dieser Fehler der populären Medicin soll hier vermieden werden; es liegt uns nicht ob, die Leiden des Einzelnen zu berücksichtigen, ihm diejenigen Vorschriften mitzutheilen, welche gerade nur für seinen Zustand passen und bezüglich deren ihm nach wie vor nur die Inanspruchnahme eines sein Vertrauen besitzenden Arztes übrig bleiben wird, sondern wir beabsichtigen vielmehr, die Summe der gewonnenen Kenntnisse von den Krankheitsursachen in einem enger begrenzten Gebiet für einen gebildeten Leserkreis darzustellen.

Das Resultat aller neueren Forschungen über die ersten Ursachen der Krankheitsprocesse scheint mir in dem Satze zusammengefaßt werden zu können, daß dieselben äußere Einflüsse darstellen, welche das normale Getriebe des Körpers stören. Das ist ein einfacher, verständlicher, eigentlich ein selbstverständlicher Satz; denn ebenso wie in einem gut construirten Uhrwerk können in keiner anderen Weise Störungen auftreten, als durch die Einwirkung äußerer Umstände; ist es auch die Abnutzung der Räder, welche den greisenhaften Schnellgang einer Uhr erzeugt, so ist dennoch klar, daß selbst in diesem Fall, der so gänzlich den eigentlichen inneren Störungen anzugehören scheint, es im Wesentlichen äußere Umstände sind, welche dieses Ereigniß vorzeitig herbeiführen. Um es zu vermeiden, lassen wir den Uhrmacher zu rechter Zeit alle eingedrungenen Staubpartikel entfernen, die Räder mit Del einschmieren, damit die Reibung möglichst verringert werde. — So verhält es sich mit den Krankheiten der Uhren und ebenso im Wesentlichen mit denjenigen der Menschen. Der Unterschied zwischen beiden besteht nur darin, daß an dem menschlichen Leibe seine eigenen Organe die Geschäfte des Uhrmachers zum großen Theil übernehmen, die von den Ärzten gerühmte Heilkraft der Natur, durch welche theilweise die eingedrungenen Unreinigkeiten entfernt, die abgenutzten Theile aber ergänzt werden können.

Es kann dies um so leichter geschehen, als der menschliche und ebenso

der thierische Körper eigentlich nicht einem einzigen, sondern einer großen Masse von Uhrwerken verglichen werden muß, die in der allermännichfaltigsten Weise mit einander verknüpft sind zur gemeinsamen Erfüllung der Lebensaufgabe, der körperlichen, wie der geistigen. Indem jedes dieser Uhrwerkchen, gewöhnlich „Zellen“ genannt, gemeinhin an seine richtige Stelle gesetzt und mit passenden Aufgaben betraut ist, entsteht der Anschein der zweckmäßigen Organisation, welche als Resultat und Beweis prämeditirter Schöpfung galt. Dem gegenüber steht die Darwinistische Anschauung oder die entwickelungsgeschichtliche Theorie, welche auch in diesem Falle annehmen läßt, daß Form, Function und sämtliche Eigenschaften dieser kleinen Centren des organischen Lebens durch Anpassung, Zuchtwahl und im Kampfe um's Dasein sich ihre Stellung errungen haben. Der Naturforscher muß zum Zweck seiner Forschungen der letzteren Anschauung den Vorzug geben, denn sie allein gestattet ein Verständniß der geschichtlichen Entwicklung des Organismus, während es allerdings auch von Niemandem bestritten werden kann, sich andere Anschauungen von dem Vorgange der Entstehung und Umgestaltung lebender Wesen zu bilden.

Der menschliche Körper kann demnach auch als eine Colonie kleinster Organismen aufgefaßt werden, der zelligen Elemente oder Elementarorganismen, welche wie die Korallen in einem durch ihre eigene Thätigkeit geschaffenen Gehäuse wohnen, jedes bis zu einem gewissen Grade von den anderen unabhängig, weiterhin aber auf die Bedingungen angewiesen, welche seine eigene Organisation verlangt und welche ihm von seinen Nachbarn gewährt werden. Jedes derselben ist nicht allein mit reichen Mitteln zur Erhaltung seiner Existenz und zur Erfüllung seiner Aufgabe ausgestattet, sondern auch mit jener, allen lebenden Wesen eigenen, wunderbaren Eigenschaft der Vermehrungsfähigkeit, der Proliferation, wie dies Virchow sehr schön bezeichnet hat, ausgerüstet. Jedes leistet Wichtiges, aber keines ist unentbehrlich, so wie im Staate die Leistung eines jeden Bürgers in seinem Kreise werthvoll, für das Ganze aber, mit seltenen Ausnahmen, entbehrlich ist.

Krankheit entsteht nun in diesem Zellenstaate, wenn eines oder mehrere dieser Elemente ihre Pflicht nicht erfüllen, wenn sie zu viel oder zu wenig oder in unrichtiger Weise ihre besonderen Aufgaben erfüllen. Für den Arzt tritt nun im erkrankten Organismus, wie für den Staatsmann im erkrankten Staatskörper, die Aufgabe ein, die Heilung anzustreben. Da wird der allgemeinen Aufgabe Widerstrebendes selbst mit Gewalt in die richtigen Bahnen gezwungen, je nach Umständen angetrieben oder gemäßigt, unbrauchbar Gewordenes aber entfernt; Ersatz für das Verlorene leistet die reiche Ausstattung des Organismus in Fülle. Aber der tiefer blickende Arzt und Staatsmann begnügt sich nicht mit der Heilung offener Schäden, sondern, indem er findet, daß es Uebel gibt,

welche trotz scheinbarer Heilung immer wieder ausbrechen, wird er es für seine wichtigste Aufgabe halten müssen, dieselben an ihrer Wurzel anzugreifen. Im Staatsleben suchen wir dies in der inneren Verwaltung durch Gesetze zu erreichen und durch die Regelung unserer Beziehung zu den fremden Staaten, mit denen wir in Berührung treten; im menschlichen Körper in ähnlicher Weise durch Anordnung der den Verhältnissen entsprechenden Lebensweise und durch die Abhaltung von Schädlichkeiten, welche den Organismus von Außen her bedrohen. So ist der Arzt seinem Patienten gegenüber nicht bloß Minister der inneren Angelegenheiten, sondern auch das auswärtige Departement muß seine Aufmerksamkeit in vollem Maße in Anspruch nehmen.

Wir wollen hier gar keinen Vergleich bezüglich des Werthes dieser beiden Methoden anstellen, es genügt, beide für werthvoll zu erklären und zu constatiren, daß die letztere durch die neueren Untersuchungen eine sichere Grundlage gewonnen hat: während man sich vordem meist damit begnügte, den allgemeinen, den Körper treffenden Einflüssen der Außenwelt, der Nahrung, den atmosphärischen Verhältnissen einen krankheitszerzeugenden Einfluß zuzuschreiben, wird man gegenwärtig mehr und mehr dazu gedrängt, besonderen, in ihrem Wesen ganz genau bestimmten Körpern diese Eigenschaft beizulegen, so daß für jede der besonderen Krankheiten eine besondere, spezifische Krankheitsursache zu existiren scheint.

Es gilt dieses namentlich für diejenigen Krankheiten, von denen wir gleichzeitig eine größere Anzahl von Individuen befallen sehen, die endemischen oder epidemischen, die an beschränkterer Localität einheimischen oder die von Ort zu Ort weiterschreitenden Krankheiten, die auch Volkskrankheiten genannt werden, weil bei denselben nicht mehr bloß der Einzelne, sondern die Gesammtheit der Bevölkerung der Gefahr ausgesetzt ist. Unter diesen können wir wiederum zwei große Reihen von Processen unterscheiden, solche, bei denen die Krankheitsursache sich mit der Zahl der Erkrankten vermehrt, und solche, bei denen eine einmal gegebene, unveränderliche Masse als Krankheitsursache in Wirksamkeit tritt. Im letzteren Fall können dies unorganische Stoffe sein, z. B. die Abfälle der Anilinfabriken, welche in den Boden oder das zum Gebrauch verwendete Wasser gelangen und durch Getreide oder in der Form des Trinkwassers in den menschlichen Körper gelangen. Eine große Zahl davon betroffener Individuen kann schwere Leiden durch diese Vergiftung erfahren, nichtsdestoweniger ist die Gefahr für das Allgemeine eine bei weitem geringere, als in der zweiten Klasse dieser Prozesse, bei welchen ein jeder Kranke eine Quelle neuer Erkrankung werden kann.

Diese Vermehrung des Krankheitsstoffes in dem erkrankten Körper deutet nun darauf hin, daß es sich in diesen Fällen um organisirte Wesen handelt, welche die Erzeuger und Träger des Krankheitsgiftes sind, eine Annahme so alt, wie die Medicin selbst; im Volksmunde überall

gekennzeichnet durch Ausdrücke wie diejenigen des Befallenwerdens von einer Krankheit, des Blühens und Vergehens derselben. Auch die gelehrten Ärzte personificirten in gewissen Zeiten die Krankheiten, ein Standpunkt, der mit Recht bekämpft wurde, denn nicht der Krankheit, jener Summe von Erscheinungen, welche theils von der Krankheitsursache, theils von den durch dieselbe im Körper hervorgerufenen Erscheinungen, den Symptomen abhängen, kann diese Eigenschaft logischer Weise zugeschrieben werden, sondern nur den Krankheitsursachen.

Erst die letzten 10—20 Jahre haben nun Beweise gebracht, daß in der That die Vermuthung der alten Medicin eine richtige war, daß organisirte, mit Vermehrungsfähigkeit ausgestattete, d. h. belebte Wesen die Ursache zahlreicher Volkskrankheiten, oder, wie die medicinische Sprache sagt, der Infectionskrankheiten seien.

Bezüglich der Haltung, welche sowol das gebildete Publicum, wie der Arzt und der gelehrte Forscher gegenüber dieser Thatsache einnehmen sollen, können begreiflicher Weise verschiedene Auffassungen geltend gemacht werden. Die Einen und darunter sehr bedeutende Forscher auf diesem Wissensgebiet, wollen ihre Meinung so lange zurückhalten, bis in jedem einzelnen Fall und für jeden einzelnen Krankheitsproceß der Nachweis dieser Organismen als Krankheitserreger und ihre Wirksamkeit nachgewiesen ist, während Andere wenigstens in den Fällen, in denen dies nach ihrer Auffassung geschehen ist, die aus der gewonnenen Thatsache hervorgehenden Consequenzen gezogen wissen wollen. Ich muß über diese Differenz der Anschauungen auf meinen in der Münchener Naturforscherversammlung gehaltenen Vortrag verweisen und auf die Entgegnung, welche ich der durch Virchow zum Ausdruck gebrachten gegentheiligen Meinung gegenüber zu stellen für nöthig fand. Indem ich mich bemühte, an dem ersteren Orte zu zeigen, daß bereits für eine jede der größeren Gruppen von Infectionskrankheiten dieser Nachweis in einem oder mehreren Fällen gelungen ist, glaubte ich den Schluß ziehen zu müssen, daß auch für die übrigen ganz ähnlichen Prozesse ein gewisser und ziemlich bedeutender Grad von Wahrscheinlichkeit für ein gleiches Verhalten der Krankheitsursache vorliegt. Da die Thatsachen von meinem verehrten Gegner nicht bestritten sind, wird auch die Zulässigkeit der Schlußfolgerung nicht in Zweifel gezogen werden können, zumal der Nachweis für jeden einzelnen Erkrankungsfall wol niemals wird erbracht werden können. Ueberall in der Naturwissenschaft sind wir zu Analogieschlüssen gezwungen und fällt es beispielsweise Niemandem ein, an der Ausathmung der Kohlensäure bei allen Warmblütern zu zweifeln, obgleich es doch ganz unmöglich ist, das Factum auch nur bei einem einzigen Individuum einer jeden Species nachzuweisen, geschweige denn bei allen.

Für die Gesundheitspflege der Einzelnen wie der Nationen ist es aber ohne Zweifel von der weitreichendsten Bedeutung, daß dieser Gesichts-

punkt, auch wenn er eine geringere Wahrscheinlichkeit besäße, als dies wirklich der Fall ist, von der Nation aufgenommen werde, damit sie an der neuen Wahrheit nachher weiter arbeiten könne, wie dies Virchow sehr schön, aber in entgegengesetzter Absicht ausdrückte. Ich bedauere, dieser Auffassung meines verehrten Lehrers und Freundes nicht nachkommen zu können, da ich der Meinung bin, daß diese Zeit gekommen ist, wo unsere Frage so weit spruchreif geworden, um in das öffentliche Bewußtsein einzudringen und durch die allgemeine Theilnahme weiter gefördert zu werden. Der Lehrsatz, auf welchem diese Anschauung beruht, ist in der That vollkommen fertig, seine Anwendung im einzelnen Fall ist noch Gegenstand weiterer Forschung.

Die folgenden Mittheilungen sollen nun auf Grund dieser neu-
gewonnenen Theorie ein Gebiet behandeln, welches im Ganzen weniger von der modernen Hygiene berücksichtigt ist, als dieses seit den Untersuchungen von Pettenkofer über die Verbreitungsweise der Cholera mit Boden und Luft als Träger von Krankheitskeimen der Fall ist. Ich schließe dabei diejenigen Schädlichkeiten vollkommen von der Betrachtung aus, welche unserer Nahrung entweder durch unzumuthmäßigen Gebrauch oder durch Vergiftung und Verfälschung zukommen können. Vielmehr will ich mich auf diejenigen Fälle beschränken, in denen die Nahrungsmittel zugleich Träger von krankheitserregenden Organismen, sogenannten Parasiten sind, welche nach der Nahrungsaufnahme sich im menschlichen Körper ansiedeln.

Die beiden großen Naturreiche der belebten und unbelebten Dinge liefern mit der Nahrung dem Menschen auch Krankheiten, aber in außerordentlich verschiedener Menge und zwar ist diese Verschiedenheit darin begründet, daß alle als Krankheitserreger wirkenden Organismen nur schwer im menschlichen Körper zur Ansiedlung gelangen und diese Schwierigkeit mit der Verschiedenartigkeit ihrer Lebensbedingungen vor und nach der Aufnahme wächst. Es liegt hier also dieselbe Eigenthümlichkeit vor, welche sich bei jeder Acclimatation lebender Wesen auf einem fremden Boden geltend macht. Je differenter das Medium, in welchem die Organismen vor und nach der Ueberfiedlung leben, um so fraglicher wird ihr Gedeihen an dem zweiten Orte. Es entspinnt sich zwischen dem Wirththier und dem eindringenden Parasiten ein Kampf um das Dasein, welcher erst dann zu Gunsten des angreifenden Theils entschieden wird, wenn derselbe sich den neuen Lebensbedingungen anpaßt. In der Regel erfolgt diese Anpassung erst sehr allmählich, nach wiederholten mißglückten Versuchen und ist es deshalb wohl begreiflich, weshalb wir zu gewissen Zeiten neue Krankheiten auftreten oder schon früher vorhandene sich ausbreiten oder wiederum verschwinden sehen. Vor Allem sind es demnach

Parasiten, welche vordem schon auf Pflanzen und Thieren schmarozten, welche dem menschlichen Körper Gefahr drohen und auch auf dem Wege der Nahrung ihm zugeführt werden können.

Die unorganischen Nahrungsmittel befinden sich schon in Folge ihrer Gewinnung, wie dies z. B. für das Salz gilt, in einem Zustande so vollkommener Reinheit und werden auch im Allgemeinen in so kleinen Mengen genossen, daß sie für unsere Frage sehr wenig in Betracht kommen. Nur das Wasser verdient unsere Berücksichtigung in höherem Grade. Zwar ist in der neueren Zeit dasselbe vielfach als Träger von Krankheitskeimen so sehr verdächtigt worden, daß der Spruch des griechischen Weisen: *ἀριστον μὲν ὕδωρ*, „das Beste ist allzeit das Wasser“, in Gefahr schien, unter die Ammenmärchen verwiesen zu werden. Indessen gelangen die neueren hygienischen Forschungen doch wieder zu einer Bestätigung des alten Satzes: das Wasser kann allerdings zuweilen Träger von Infectionstoffen sein, aber es ist auch eines der besten Zerstörungsmittel derselben, so lange es als reines Wasser diesen Namen überhaupt verdient. Wol können, wie es z. B. im letzten Jahre in Wien der Fall war, als für einige Stadttheile die alten Wasserröhren wieder in Benutzung genommen wurden, hierdurch Krankheitserreger dem Trinkwasser beigemischt werden, aber es sind dies rein mechanische Beimengungen, keineswegs Organismen, welche dauernd in dem Wasser vegetiren können. Es genügt also, um sich gegen diese Möglichkeit zu schützen, daß reines Quellwasser den Städten zugeführt und daß dasselbe vor dem Hineingelangen solcher schädlichen Stoffe bewahrt werde. Stagnirendes Wasser dagegen, in Reservoirs und Filtrirbassins ist immer verwerflich, weil von diesem solche Verunreinigungen niemals mit Sicherheit fern gehalten werden. Ebenso gefährlich sind aus demselben Grunde die intermittirenden Wasserzuflüsse, welche stets, wenn auch vorübergehende Stagnation des Wassers bedingen. Leider sind dieselben nicht immer zu umgehen an Orten, wo in kürzeren Zeiträumen größere Wassermassen gebraucht werden; für Trinkwasser sollte dieses System aber durchaus verboten werden.

Unter den Organismen, welche in reinem Quellwasser leben, kennen wir nur eine einzige Form, welche auch im menschlichen Körper zur Ansiedlung geeignet ist und schwere Störungen daselbst hervorrufen kann. Es sind dies außerordentlich kleine, der Klasse der Infusorien angehörige Thierchen, welche gerade in den klarsten Quellen von Gebirgsländern vorkommen und, wie meine Untersuchungen gezeigt haben, als die Ursache der Kröpfe und des Kretinismus, die in solchen Gegenden heimisch sind, angesehen werden müssen. Die erstere, die kropferzeugende Wirkung wurde dadurch nachgewiesen, daß es mir gelang, mit geringen Mengen derartigen Quellwassers, welches aus dem Salzburgerischen herrührte, dem Trinkwasser von Versuchsthieren dieselbe kropferzeugende Eigenschaft zu geben, welche das ursprüngliche Wasser besessen hatte.

Untersucht man aber, wie ich dies an Ort und Stelle gethan, den Ursprung solcher Quellen, so überzeugt man sich leicht, daß dieselben im Boden stagnirendem Wasser ihren Ursprung verdanken; gewöhnlich entspringen sie einem schlecht drainirten Wiesboden. Aus diesem Grunde sehen wir auch jene scheußlichen Deformitäten verschwinden unter dem Einfluß einer verbesserten Bodenbearbeitung, wie dies thatsächlich in der Umgebung der Stadt Bern der Fall ist. Auch die Umgebung von Salzburg läßt Aehnliches erkennen, wo schon die souveränen Bischöfe die Gegend durch Anlegung von Kanälen reinigten und assanirten.

Endlich sei noch erwähnt, daß die Eier und Larven gewisser Eingeweidewürmer mit dem Wasser in den menschlichen Körper importirt werden können; immer aber handelt es sich hierbei um directe Verunreinigung des Wassers, so bei den Eiern der Spulwürmer (*Ascariden*) oder um stagnirende Wassermassen, wie bei den Embryonen des breiten Bandwurms, welche besonders in großen Seen mit mangelhaftem Zuflusse freilebend gedeihen; daher die bekannte Thatsache, daß diese Form der Eingeweidewürmer vorzugsweise in den Seegegenden von Rußland, Ostpreußen und der Schweiz vorkommt. Es muß also auch das süße Wasser der Seebecken als untauglich zum Trinken bezeichnet werden.

Was nun die dem großen Reich lebender, organisirter Wesen entnommenen Nahrungsmittel betrifft, so sind es fast ausnahmslos selber parasitäre Organismen, welche, mit der Nahrung in den menschlichen Körper eingeführt und daselbst sich weiter entwickelnd, als Krankheitserreger wirken. Ein kurzer Ueberblick über die parasitären Vorkommnisse in diesen beiden Gebieten wird uns darüber belehren, in welcher Ausdehnung jedes derselben Krankheitserreger zu liefern im Stande sein wird.

Es liegt schon in dem Begriff des Parasitismus, d. h. in dem Verhältniß des Nahrungsgebers zu dem denselben bewohnenden Nahrungsenehmer, daß der letztere eine niedrigere oder, richtiger ausgedrückt, eine einfachere Organisation besitzt, als jener. Er bedarf, im Darwinischen Sinn, keiner höheren Entwicklung, indem er Nutzen zieht von den besser entwickelten Organen des Wirththiers, welches für ihn arbeitet, die Nahrung vorbereitet und ihm zugleich den sichersten Schutz gewährt. Selbst die Zerstörung des Nahrungsgebers gibt ihm in vielen Fällen neue Bedingungen theils höherer, theils für seine weitere Existenz nothwendiger Lebensbedingungen. Man sieht daraus, daß das parasitäre Dasein auch in naturwissenschaftlichem Sinn für die bequeme Gestaltung des Lebens recht günstige Verhältnisse darbietet; es fehlt aber in demselben der Antrieb zu weiterer Entwicklung, zur Erfüllung höherer Lebensaufgaben; tout comme chez nous.

Während die auf Pflanzen vegetirenden Parasiten selbst Pflanzen und zwar solche einfacherer Organisation sind, als die Ernährer derselben, liefert das reichlicher mit Existenzmitteln ausgestattete Thierreich auch

zahlreicheren Organismen, Pflanzen wie Thieren, Gelegenheit zu schmalerem Dasein und kann somit schon aus diesem Grunde dem Menschen eine viel größere Reihe von Krankheitsursachen liefern. Außerdem aber kommt hierbei auch die weitere Uebereinstimmung in Bau, Function und Zusammenziehung hinzu, welche einer Aufnahme von Parasiten des Thierreichs bei weitem günstigere Lebensbedingungen gewährt, als solchen Organismen, welche zuvor auf Pflanzen vegetirten.

Dagegen ist leicht ersichtlich, daß Ausnahmen von dieser Regel bestehen können, wenn es Organismen gibt, welche in universellster Weise unter den verschiedensten Lebensbedingungen gedeihen können. Solcher gibt es allerdings und zwar gehören sie der Klasse der Spaltpilze an, niedrigste Formen belebter Wesen, gegen welche selbst die seit Leeuwenhoeck als Wunder des Mikrokosmos angestaunten Infusorien außerordentlich hochbegabte Organismen darstellen. Jene stellen kleinste Kugeln und Stäbchen dar, welche durch Spaltung ihrer Körper sich meist in äußerst rapider Weise und in kürzestem Zeitraum fast in's Unendliche vermehren können. Dieselben bilden einen überaus wichtigen Bestandtheil der belebten Natur, indem wir ihnen die Zerstörung der abgestorbenen Bestandtheile aller Pflanzen und Thiere vorzugsweise zu verdanken haben. Ohne dieselben würden wir aber auch einer großen Menge von nützlichen Nahrungsstoffen entbehren, indem sie uns durch den Vorgang der Gährung Wein, Bier, Essig, Käse u. s. w. bereiten. Dem Feinschmecker aber verhelfen sie zu jenem Genuß, welchen die französische Küche als *haut goût* bezeichnet.

Diese Organismen sind es auch, welche, nachdem die hohe Organisation der Infusionsthierchen erkannt ist, zu der immer wieder auftauchenden Sage der Urzeugung Belege liefern mußten, indem die weite Verbreitung und die Kleinheit ihrer Keime die Bewahrung von Substanzen, welche ihnen günstige Lebensbedingungen gewähren, vor ihrem Eindringen außerordentlich erschwert. Indes haben die sorgfältigsten und des Vertrauens am meisten würdigen Forscher sich auch gegen die Entstehung dieser Formen des Lebens aus unbelebtem Material entschieden ausgesprochen und muß daher den Vertretern der entgegengesetzten Anschauung aufgegeben werden, den Beweis für dieselbe zu erbringen.

So wichtig diese, auch jetzt wieder lebhaft in Fluß gerathene Discussion über die Urzeugung ist, so besitzt dieselbe für unseren Gegenstand, die Entstehungsgeschichte der Krankheiten, vorläufig ein geringes Interesse, da sowol die Neuerzeugung der ansteckenden Krankheiten durch die Erfahrung widerlegt wird, als auch sich zeigen läßt, daß die dieselben verursachenden Organismen unter Bedingungen im menschlichen Körper aufgefunden werden, welche nur die Annahme eines von außen Hineingelagens derselben zulassen. Die Thatsache aber, daß durch das Fernhalten aller von außen auf die Körperoberfläche gelangenden Körper

derartige Krankheitsformen, wie z. B. die schweren fieberhaften Zustände, welche die hohe Sterblichkeit der im Kriege verwundeten oder operirten Menschen bedingten, vermieden werden können, liefern für jene Annahme den zwingendsten Beweis, denn nur hierdurch sind die glänzenden Resultate der modernen Chirurgie verständlich, welche seit Listers Entdeckung des antiseptischen Verfahrens Tag für Tag in gleicher Weise von den verschiedensten Operateuren gewonnen werden.

Die höher organisirten pflanzlichen Parasiten haben gegenüber den Spaltpilzen nur wenig Chancen zur Einbürgerung im menschlichen Körper; dies ist namentlich der Fall mit den sogenannten Fadenpilzen, welche das größte Contingent für die Krankheiten der Pflanzen selbst liefern; fast nur an der Oberfläche derselben lebend, bedürfen sie zu ihrer Entwicklung einer großen Sauerstoffmenge, welche in den kohlenstoffreichen Geweben des menschlichen Körpers nicht vorgefunden wird. Ähnlich verhält es sich mit den Algen, welche nur an den der Luft zugänglichen Theilen des Körpers Wurzel fassen können. Die Keime beider gelangen zwar unter Umständen auch in das Innere der Organe des menschlichen Körpers, meistens aber ohne erhebliche Störungen herbeizuführen, da sie sich im Innern des Organismus nicht vermehren können. Diese an der Oberfläche des Körpers wuchernden Parasiten bilden dagegen die Grundlage zahlreicher, oft sehr hartnäckiger, aber nur selten das Leben gefährdender Erkrankungen der Haut und gewisser Schleimhäute des menschlichen Körpers.

In einzelnen Fällen indessen findet ein tieferes Eindringen dieser Organismen in den menschlichen Körper statt; so gibt es in Indien eine unter dem Namen des Madurafußes bekannte Krankheit, in welcher tiefgreifende, gewöhnlich an dem Fuß sich entwickelnde Geschwüre auftreten, welche, wie der englische Forscher Carter gezeigt hat, von dem Eindringen eines Fadenpilzes verursacht werden; und neuerdings hat Prof. Bollinger in München bei Kindern eine ebenfalls durch Fadenpilze erzeugte, selbst die Knochen zerstörende Affection kennen gelehrt, welche aber vom Munde ausgeht; sehr möglich, daß noch andere, in ihrem Wesen bisher unbekannte Krankheiten in dieser Weise entstehen; immer aber werden sie voraussichtlich oberflächliche oder wenigstens in der Nähe von Oberflächen sich entwickelnde Störungen darstellen.

Auch unter den Algen, jenen zarten, oft schön grün gefärbten Fäden, die wir an Wasserrändern, namentlich an Brunnenausläufen so oft entstehen sehen, findet sich eine Form, welche in ähnlicher Weise auf den menschlichen Körper wirken kann, deren Lebensverhältnisse außerhalb desselben aber noch nicht sicher gestellt sind. Es ist dieser derjenige Parasit, welcher die Zerstörung unserer Zähne, die sogenannte Zahncaries herbeiführt und uns hierdurch um den Genuß mancher dem Lebensgenuß oder der Arbeit gewidmeten Stunde bringen kann. Diese Pflanze bildet auch

den sogenannten Weinstein an den Zähnen und gehört zu den Kalkniederschläge bildenden Algen, unter denen einige Formen sogar einen bedeutenden Einfluß auf die Gestaltung der Erdoberfläche besitzen, indem sie durch den in Folge ihrer Lebensthätigkeit aus dem Wasser niedergeschlagenen Kalk umfangreiche Kalkablagerungen bilden, so die Lithothamnien des Leithalalks, welche Prof. Gumbel in München näher kennen gelernt hat.

Die feinen Fäden dieser Algen bilden nicht wie ihre Genossen grüne Farbstoffe, wol aber Stärke, welche mit Jod eine schöne, blaue Färbung gibt und dadurch auch geringe Mengen dieser Organismen leicht erkennen läßt. Meine Untersuchungen haben ergeben, daß dieselben nicht allein, wie dies schon vor einiger Zeit Leber und Kottenstein gezeigt haben, innerhalb der Röhrchen des erkrankten Zahnbeins, sondern auch in einer Reihe von anderen Steinbildungen im menschlichen Körper, so in denjenigen der Speichelgänge und den kohlensauren Kalksteinen der Harnblase vorkommen.

Viel schwerere und in manchen Fällen durch die Zahl der erkrankten Personen an die gewöhnlichen Verhältnisse epidemischer Krankheiten erinnernde Erkrankungen werden durch manche Producte parasitärer Bildungen im Pflanzenreich hervorgebracht. Namentlich gehören hierher die Vergiftungen mit Mutterkorn, welches den wirksamen Stoff der bekannten schwarzbraunen Anschwellungen der Getreidekörner bildet. Namentlich im 15. und 16. Jahrhundert wurden durch die Aufnahme dieses Körpers mit der Nahrung ausgedehnte Epidemien herbeigeführt, die zu ihrer Zeit mit dem Namen der Kriebelkrankheit oder des heiligen Feuers bezeichnet wurden wegen der leichteren oder heftigeren Schmerzen, welche dabei auftraten. Weiterhin konnte es auch zum Absterben der Glieder kommen.

Wir wissen gegenwärtig, daß die giftige Wirkung des Mutterkornes durch eine kräftige Wirkung desselben auf alle sogenannten glatten Muskelfasern zu Stande kommt, welche dadurch in einen heftigen, krampfhaften Erregungszustand versetzt werden. Die kleinen Arterien, welche reich an diesem Gewebe sind, verengern sich in Folge dieser Giftwirkung so bedeutend, daß das Blut nicht mehr in genügender Menge zu den äußersten Theilen der Glieder gelangen kann, welche dann „absterben“, wie nach der längeren Einwirkung kalten Wassers, je nach der Intensität der Einwirkung entweder vorübergehend oder aber dauernd.

Man wird aus dieser kurzen Schilderung schon erkennen, daß die Art dieser Erkrankungen gänzlich verschieden von derjenigen der Infectionskrankheiten ist, indem denselben die Vermehrungsfähigkeit des Krankheitsstoffs in dem erkrankten Körper abgeht, dieser letztere daher nicht der Ausgangspunkt neuer Erkrankungen werden kann.

Ganz ähnlich verhält es sich auch mit der Pellagra, einem Leiden, welches in solchen Gegenden heimisch ist, deren Bevölkerung vorzugsweise

auf Maisnahrung angewiesen. Hauterkrankungen und schwere geistige Störungen können den Befallenen treffen.

Gegenüber der geringen Bedeutung, welche die Erkrankungen der zu unserer Nahrung dienenden Pflanzen für die Entstehung von Krankheiten im menschlichen Körper besitzen, tritt die Massenhaftigkeit und Mannichfaltigkeit der Störungen, welche durch thierische Nahrung uns drohen, so auffallend hervor, daß man sich allerdings die Frage vorlegen muß, ob es nicht weiser wäre, den Consum der letzteren, wenn auch nicht völlig zu meiden, doch erheblich zu beschränken. In der That besitzt die enthaltsame Nahrungsweise der Vegetarianer, der offenbare Genuß, mit dem dieselben die geringe und wenig mannichfaltige Kost, welche sie gebrauchen, zu sich nehmen, so viel Anziehendes, daß es zu bedauern ist, daß diese Ernährungsweise noch nicht eingehend nach wissenschaftlichen Methoden untersucht ist und die Grenzen ihrer Leistungsfähigkeit festgestellt sind. Als Thatsache kann wol angenommen werden, daß eine reichlichere Verwendung von Stoffen aus dem Pflanzenreich, als dies vielerorts, namentlich in England der Fall ist, nicht die Kraft und Leistungsfähigkeit des Individuums verringert, sondern, wenn wir die Franzosen als ein Beispiel für die Verwendung gemischter Kost ansehen wollen, vielleicht sogar zur Erhöhung und Verfeinerung der geistigen und körperlichen Leistungen beitragen mag. Eine ausschließliche vegetarianische Kost dagegen dürfte weder in nationalökonomischer Beziehung empfehlenswerth noch auch für die erste Zeit des Lebens, in der wir die thierische Kost in der Form der Milch nur schwer gänzlich entbehren können, zulässig sein.

Nur selten dürfte sich hier ein ähnliches Verhältniß wie im Pflanzenreich herausstellen, daß nicht die in der Nahrung übertragenen Parasiten die eigentliche Krankheitsursache bilden, sondern giftige Stoffe, welche von denselben vor der Verwendung der Stoffe als Nahrungsmittel gebildet sind. Denn meistens sehen wir die durch thierische Nahrung hervorgerufenen Krankheiten jenen progressiven Charakter annehmen, welcher schon seit alter Zeit als ein wesentliches Kennzeichen der Infectionskrankheiten aufgefaßt wurde und eben von der allmählich vor sich gehenden Entwicklung der Parasiten in dem befallenen Organismus abhängt.

Vielleicht sind hierher gewisse leichtere Störungen der Verdauung zu rechnen, welche nach dem Genuße verdorbenen Fleisches auftreten können. Allein die Entscheidung über diesen Punkt ist nicht leicht, weil erfahrungsgemäß die in der Küche übliche Zubereitung nicht immer die Zerstörung aller in solchem Fleische enthaltenen Keime sichert. Am wenigsten ist dies natürlich der Fall bei derjenigen Zubereitungsweise, welche sich von England her auch bei uns eingebürgert hat und in einem unvollständigen Braten oder Rösten des Fleisches besteht.

Von den thierischen Nahrungsmitteln, durch welche Krankheitserreger übertragen werden können, kommen vorzugsweise Fleisch und Milch in Betracht. Die durch beide hervorgerufenen Krankheitsprocesse bieten so viele Verschiedenheiten dar, daß eine gesonderte Betrachtung derselben nothwendig ist.

Was zunächst die Parasiten des Fleisches unserer gewöhnlich zur Nahrung verwendeten Thiere betrifft, so wächst deren Gefährlichkeit im umgekehrten Verhältniß zu ihrer Größe; es besteht demnach hier das entgegengesetzte Verhältniß, wie in den Beziehungen des Menschen zu den eigentlichen Raubthieren, die uns um so gefährlicher dünken, je größer und stärker sie entwickelt sind. Der Grund dieser Verschiedenheit liegt darin, daß die in den Körper eingedrungenen Gäste, je größer sie sind, um so schwieriger im Innern des Körpers vordringen und ihren Weg zu wichtigeren Organen finden können; indeß macht auch hier das Alter und das Entwicklungsstadium, in welchem das Eindringen stattfindet, manchen Unterschied und werden unter Umständen diejenigen Formen besonders schwere Störungen herbeiführen, welche, in der Jugend in die Organe eindringend, innerhalb derselben später zu bedeutender Größe heranwachsen. So ist es der Fall mit den Chinococcen, welche als Embryonen einwandern, dann aber in den Theilen, in denen sie sich ansiedeln, oft zu enormen, mehr als kopfgroßen Blasen heranwachsen. Doch wirken diese Parasiten, die übrigens nicht durch die Nahrung uns zugeführt werden, nur mechanisch durch ihre Größe, nicht vergiftend durch die Producte ihres Stoffwechsels.

Ähnlich verhält es sich mit den gewöhnlichsten Parasiten des zur Nahrung dienenden Fleisches, den Finnen oder Blasenwürmern, von denen das Fleisch der Rinder und der Schweine je eine besondere Art beherbergt. Beide stellen länglich ovale Blasen dar, von denen die Schweinefinne, welche bei dem Menschen vorzugsweise vorkommt, höchstens die Größe einer Bohne erreicht. Schwere Störungen werden durch diesen Parasiten nur dann hervorgerufen, wenn sich derselbe in größerer Anzahl im Gehirn ansiedelt. Uebrigens ist es noch keineswegs festgestellt, auf welche Weise diese Organismen in den menschlichen Körper gelangen; im Fleisch unserer Hausthiere aufgenommen, verwandeln sie sich im Darmkanal in Bandwürmer, welche daselbst geschlechtsreif werden, Eier und Embryonen produciren; ob aber diese letzteren nun sofort im Körper des Menschen weiter wandern und sich als Finnen in den Muskeln und anderen Theilen ansiedeln können oder ob dieser Vorgang erst auf Umwegen geschieht, ist noch nicht ermittelt. Für den ersteren Weg, die Selbstinfection, würde das häufige Nebeneinandervorkommen von Finnen und Bandwürmern bei demselben Individuum sprechen. Immerhin wird schon diese Möglichkeit zu besonderer Vorsicht bei der Benutzung des Fleisches auffordern, was in jeder Haushaltung leicht

geschehen kann ohne alle anderen Hülfsmittel, als durch eine sorgfältige Betrachtung desselben. Unmöglich ist dagegen die Erkennung der Finnen im gehackten Fleische, welches daher nicht vom Fleischer bezogen werden sollte.

Völlig unzureichend ist ferner diese häusliche Controle bei dem Schweinefleische, in welchem Trichinen sich angesiedelt haben und sind bekanntlich in der letzten Zeit recht schwere, zum Theil sogar tödtliche Erkrankungen vorgekommen, durch Würst hervorgerufen, welche angeblich nur aus vorher mikroskopisch untersuchtem Fleische bereitet war. Es muß natürlich die Möglichkeit zugegeben werden, daß aus Nachlässigkeit nicht untersuchtes Fleisch verwendet oder mit untersuchtem vermischt worden sei. Allein andererseits wird auch derjenige, welcher, wie Schreiber dieser Zeilen aus eigener Erfahrung berichten kann, die Schwierigkeit der mikroskopischen Untersuchung auf Trichinen kennt, zugeben müssen, daß eine solche, wenn sie nicht von technisch geübten und mit den besten Mitteln ausgerüsteten Leuten ausgeführt wird, die sich außerdem noch in dem vollen Besitze aller Kenntnisse bezüglich der Verbreitungsweise dieser Parasiten in dem erkrankten Thiere befinden, keine absolute Sicherheit darbietet. Es wird also wol besser sein, dem Genuß des rohen Schweinefleisches, auch der unvollkommen geräucherten Würste zu entsagen. Gibt es doch ganze Länder, wie die deutsche Schweiz und Böhmen, in denen es der landesüblichen Bereitungsweise der Speisen zu verdanken ist, daß diese schwere Krankheit daselbst völlig unbekannt ist. Dicht an der böhmischen Grenze dagegen, ebenso in der italienischen Schweiz sind Trichinosefälle vorgekommen; es ist also weder die mangelhafte Erkenntniß der Aerzte, noch eine besondere Eigenthümlichkeit dieser Regionen, durch welche diese locale Immanität scheinbar oder wirklich bedingt wird; der Röchin allein verdanken jene Länder diesen Vorzug.

Endlich liefert aber auch für die Spaltpilze das Fleisch eine sehr günstige Entwicklungsstätte und wird durch dieselben zum Träger der gefährlichsten Krankheitserreger. Da diese Organismen in gewissen Organen des thierischen Körpers fast nie fehlen, so kann durch ihre Vermehrung nach dem Tode des Schlachtthieres der Genuß sonst guten Fleisches giftig und krankheitserregend werden. Die seit Alters üblichen Vorschriften für die Behandlung des geschlachteten Thieres, die sofortige Entfernung des Blutes und der Eingeweide aus dem Körper, bezwecken die Verhinderung dieser nach dem Tode eintretenden Verbreitung der Spaltpilze. Um eine Umgehung dieser durchaus durch die neueren Forschungen gerechtfertigten Vorschriften zu verhüten, muß die Einfuhr von getödteten Thieren oder, von Fleisch in die Städte durchaus verboten oder sollten wenigstens die strengsten Controlmaßregeln angewendet werden, um bei eingeführtem Fleische die regelrecht ausgeführte Schlachtung zu constatiren. In dieser Beziehung dürften sich die noch in dem Besitze der Schlachtsteuer befindlichen Städte eines nicht gering anzuschlagenden Vorzuges

erfreuen; dieses möchte aber auch der Grund sein, weshalb nach Aufhebung dieser Steuer der Preis des durch Schlachtung am Orte gewonnenen Fleisches keineswegs gesunken ist, wie man früher erwartete. Der Consument bezahlt eben gern einen höheren Preis, wenn für die Qualität der Waare genügende Sicherheit geboten wird.

Ferner gibt es eine Anzahl von durch Spaltpilze bedingten Krankheiten der Schlachtthiere, welche das Fleisch scheinbar unverändert lassen, trotzdem dasselbe im höchsten Grade infectiös wirken kann. In noch höherem Maß gilt dasselbe von den drüsigen Organen, namentlich der Leber, welche so vielfach als beliebtes Nahrungsmittel gebraucht wird.

Unter diese Prozesse gehört vor allem der Milzbrand, jene Krankheit, bei der zuerst die Anwesenheit von Spaltpilzen im Blut der erkrankten Thiere nachgewiesen wurde und bei der am eingehendsten die Frage der Bedeutung dieser Organismen für die Entstehung der Krankheit untersucht und, wie ich glaube, in befriedigendster Weise zum Abschluß gebracht wurde.

Es kann hier nicht meine Aufgabe sein, die Erscheinungen, welche diese Erkrankung hervorruft oder die Umstände, unter denen sie auftreten kann, zu schildern; dagegen scheint es mir geboten, an diesem Beispiel zu zeigen, welchen Grad der Sicherheit die medicinische Forschung erlangt hat; daraus möge Jeder entnehmen, ob unseren Resultaten eine hinreichende Beweiskraft zukommt.

Auch bei dieser Krankheit wurde lange Zeit, nachdem die Milzbrandbacillen, wie sie jetzt heißen, entdeckt waren, zuerst ihre Bedeutung als Organismen, dann als Krankheitserreger in Zweifel gezogen. Die Einen hielten sie für Krystalle, die Anderen wollten sie in Thieren nicht gefunden haben, welche der Krankheit erlagen.

Die Wissenschaft ist über beide Anschauungen zur Tagesordnung übergegangen, indem sich hier wiederum die alte Thatsache bewährte, daß Etwas nicht zu finden leichter ist, als es zu finden. Suchet, so werdet ihr finden.

Der Beweis, daß diese Bacillen Organismen seien, wurde durch den Nachweis ihrer Vermehrungsfähigkeit geliefert, neuerdings von F. Cohn und Koch auch ihre Stellung im botanischen System genauer festgestellt. Daß aber die Krankheit nur durch die Uebertragung dieser Bacillen hervorgebracht wird, das lehrte das Experiment am Thiere und zwar zeigte zunächst Davaine, daß es genüge, eine ganz geringe Zahl derselben in den Körper des Versuchsthieres einzuführen, um in kürzester Zeit unter der zahllosen Vermehrung dieser Organismen den Tod des Thieres eintreten zu sehen. Da aber auch bei der Uebertragung einiger weniger Bacillen immer etwas denselben anhaftende fremde Substanz mitübertragen wird, wurde der Versuch dahin abgeändert, daß man die Flüssigkeit, in welcher die Bacillen gezüchtet waren, von allen darin ent-

haltenen körperlichen Theilchen befreite, was durch Filtriren durch gebrannten Thon oder Gyps unter Anwendung eines höheren Drucks möglich ist. Die filtrirte Flüssigkeit erwies sich vollkommen unwirksam, ein Resultat, welches, vor sechs Jahren von mir und einem meiner damaligen Schüler ausgeführt, vor Kurzem von dem hochverdienten französischen Forscher Pasteur, augenscheinlich ohne Kenntniß meiner Versuche, wiederholt und somit auf das Glänzendste bestätigt wurde.

Anderere Methoden hier anzuführen, welche zur Reinigung dieser Körper, zur Entfernung aller fremden Substanz angewandt wurden, würde an diesem Orte zu weit führen und dürfte es genügen, an diesem einen Beispiele ungefähr den Weg gezeigt zu haben, welchen die wissenschaftliche Forschung unserer Tage in dieser Frage eingeschlagen hat.

Es besteht nun außerdem eine Reihe von Spaltpilzerkrankungen der Schlachtthiere von verschiedener Bedeutung für den Menschen, in denen die Organismen, welche die Erkrankung der Thiere verursachen, bald leichter, bald schwerer auf den Menschen übertragen, bald auch leichter oder schwerer durch die Zubereitung in der Küche ihrer gefährlichen Eigenschaften beraubt werden. Solche Proceße sind die Maul- und Klauenseuche, die Lungenseuche der Rinder, die Rinderpest und viele andere, welche gewiß nur zum Theil bekannt sind. Auch in diesem Gebiete der Thierkrankungen fehlt es noch gar sehr an der für eine scharfe Forschung dieser Proceße nothwendigen Vereinigung der Untersuchung während des Lebens mit der eingehenden, namentlich mikroskopischen Durchforschung des todtten Thieres. So kommt es, daß hier noch jederzeit neue Krankheiten entdeckt werden können, was in der Menschenmedizin jetzt schon seltener vorkommen wird. Die Weiterentwicklung der Thierarzneischulen ist daher von der allergrößten Bedeutung für die öffentliche Gesundheitspflege und sollten sich tüchtig ausgebildete, auch mit den neueren Forschungsmethoden völlig vertraute Mediciner diesem Fache in größerer Anzahl widmen, als dies bisher der Fall war; es ist wahrhaft lächerlich, wenn noch gegenwärtig die Beschäftigung mit der Thierarzneikunde als etwas Despectirliches betrachtet wird.

Nur einen Fall möchte ich noch hier hervorheben, in welchem in hohem Maße die Gesundheit bedroht wird, der aber, zum Troste derjenigen meiner Leser, welche durch so viele gegenwärtig kaum zu vermeidende Gefahren erschreckt werden, sei es gesagt, zu den bei einiger Aufmerksamkeit vermeidlichen gehört. Es ist dieses der Genuß junger Kälber, welche, gar häufig an Krankheiten leidend, kurz vor ihrem natürlichen Tode getödtet werden und zum Verkauf gelangen. Die gewöhnliche Bereitung des Bratens reicht nicht aus, um die in diesen Körpern vorhandenen Infectionstoffe, gleichfalls Spaltpilze, zu tödten. Es sind durch solche Speise Massenerkrankungen, zum Theil mit tödtlichem Ausgang beobachtet worden, so in Andelfingen, wo eine ganze Hochzeitsgesellschaft erkrankte, ein anderer

Fall nahm in Zürich die Aufmerksamkeit der Gerichte in Anspruch. Wahrscheinlich aber gehören viele leichtere Erkrankungen, welche man gern dem Uebermaß des Nahrungsgenusses, namentlich bei Kindern zuschreibt, in dieses Gebiet. — Von Rechtswegen sollte der Genuß der Kälber, welche nur ein bis zwei Wochen alt sind, verboten werden; da dies aber nicht so bald geschehen wird, sollte es jede Hausfrau vermeiden, solches Fleisch auf den Tisch zu bringen und sollte z. B. eine Kalbskeule nicht unter zehn Kilo wiegen.

Eine weitere und, wie ich fürchte, ebenfalls sehr häufige Erkrankung der Kinder ist die sogenannte Perlsucht oder Tuberculose, über welche bei Gelegenheit der Milch eingehender gesprochen werden soll. Am Fleische ist die Krankheit schwerer zu erkennen, als an anderen Theilen, wie den Lungen und der Leber. Man wolle darauf achten, ob zwischen den rothen Muskelmassen gelbe harte Knoten stellenweise eingelagert sind und in diesem Fall das Fleisch absolut verwerfen. An der Oberfläche der Stücke wird man die Knoten freilich nicht antreffen, da sie hier leicht entfernt werden können; daher untersuche man die Stücke, indem man die weißen, zwischen den Muskeln gelegenen Bindegewebsmassen, welche von den Fleischern durch Lufteinblasen aufgetrieben werden, trennt und zwischen die eigentlichen Fleischmassen eindringt. Ich fürchte, daß jenes etelhafte Lufteinblasen zum großen Theil geschieht, um die Untersuchung des Fleisches zu erschweren. Dasselbe sollte gleichfalls verboten werden, da, wenn Athemluft hierzu benützt würde, gutes Fleisch durch Uebertragung von Keimen mittelst der eingeblasenen Luft schädliche Eigenschaften erlangen kann.

In früheren Jahrhunderten kannte man die Gefährlichkeit tuberculösen Fleisches sehr wohl und behandelte es als minderwerthiges; es existirten damals sogenannte Finnenbänke, auf denen dieses Fleisch verkauft werden durfte. Neuerdings ist der Verkauf solchen Fleisches in Bern und Zürich gänzlich verboten worden, doch wird dieses Verbot so lange unwirksam sein, als es nicht gelingt, eine eingehende Controle der Thiere in den Ställen einzuführen.

Eine noch viel größere Aufmerksamkeit erfordert die Milch, dieses namentlich für unsere Kinder unentbehrliche Nahrungsmittel; welche enorme Summe von menschlichem Leben von der Versorgung des ersten Kindesalters mit guter Milch abhängt, dafür hat die Belagerung von Paris eines der schlagendsten Beispiele gegeben; indem damals der Ankauf von Milch wegen der hohen Preise selbst den Bemittelten unmöglich wurde, waren die Mütter genöthigt, ihre Kinder selbst zu ernähren und das überraschende Resultat dieser erzwungenen Rückkehr zu natürlichen Verhältnissen war eine enorme Verringerung der Sterblichkeit im ersten Lebensjahr. Um so auffallender trat dies hervor, als bekanntlich durch die mangelhafte Nahrung und die übrigen ungünstigen Lebensverhältnisse

in der enge eingeschlossenen Stadt die Gesamtsterblichkeit beträchtlich erhöht war. So können große Leiden einer Nation zum Heile gedeihen, denn wir dürfen hoffen, daß nun die französischen Frauen, welche sonst so achtungswerthe Eigenschaften besitzen, sich überzeugt haben werden, welche Schuld sie durch Verweigerung der natürlichen Nahrung ihren Kindern gegenüber auf sich laden. Auch bei uns wird dieses Beispiel nicht ohne Folgen bleiben, wenn auch hier der einzig richtige Gesichtspunkt nicht so allgemein vergessen wurde, wie dies in Frankreich zeitweise der Fall gewesen zu sein scheint.

Nur in ganz kurzer Uebersicht kann hier die zahlreiche Summe der Krankheiten erwähnt werden, welche schon nach unseren gegenwärtigen, gewiß unvollständigen Kenntnissen durch die Milch übertragen werden können. Da haben wir zunächst Fadenpilze in der Milch, welche fast nie fehlen, von Einigen sogar für einen constanten Bestandtheil derselben gehalten werden, was aber wol irrthümlich sein dürfte; das *Oidium lactis*, von dem vor Kurzem Dr. Graviß sehr wahrscheinlich gemacht hat, daß es vollkommen identisch ist mit dem Pilz der Schwämmchen in der Mundhöhle kleiner Kinder, den in der Wissenschaft als *Aphthen* und im Schlundrohr als *Soor* bezeichneten Erkrankungen. Nur selten dringen diese Pilze freilich tiefer in die Gewebe ein, aber das dichte Fadenlager (*Mycelium*), welches sie auf und in den oberflächlichen Epithellagen der Schleimhaut bilden, gewährt Spaltpilzen einen geeigneten Boden zur Ansiedlung und diese sind es wahrscheinlich, welche die so häufig jene Affectionen der Mundhöhle begleitenden Störungen der Verdauung be-
dingen.

Zweitens führt die Milch von Kühen, die an Maul- und Klauen-
seuche leiden, heftige Entzündung der Mundhöhlenschleimhaut herbei, wie einer meiner früheren Schüler in Bern, Dr. Bircher, in unzweifelhafter Weise beobachtete. Da solche Milch nicht immer erkennbare Veränderungen darbietet, ist es wol möglich, daß häufiger, als man bis dahin angenommen, solche Affectionen der Mundhöhle auf diese Weise entstehen. Nicht immer läßt sich dieser Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung nachweisen.

Eine dritte, viel wichtigere Form der Infection durch Milch ist in England beobachtet worden, nämlich die von Scharlach. In dem ersten von Bell mitgetheilten Falle wurde constatirt, daß eine Reihe von Scharlacherkrankungen gleichzeitig vorkamen in Familien, welche ihre Milch von derselben Farm bezogen; unter den Bewohnern der letzteren herrschte ebenfalls Scharlach. Es blieb in diesem Falle zweifelhaft, ob durch die den Milchtransport vermittelnden Personen oder durch die Milch selbst die Krankheit übertragen war. In einem zweiten Falle von Taylor konnte indeß dieser Zweifel gelöst werden, indem gar keine directe Berührung zwischen den Milchlieferanten und den Erkrankten

stattgefunden hatte, die Uebertragung der Krankheit also nur durch die in Flaschen versandete Milch geschehen sein konnte. Es fand sich, daß die Milch in demselben Zimmer aufgestellt worden war, in dem sich ein scharlachkrankes Kind befand. In der That ist Milch ein ausgezeichnet günstiges Mittel, um Spaltpilze zu züchten. Auch Typhus scheint in derselben Weise übertragen werden zu können, doch fehlt es noch an so schlagenden Beweisen, wie bei dem Scharlach, vielleicht weil der Ausbruch der Krankheit in dem ersten Fall erst längere Zeit nach der Infection stattfindet.

Die allgemeinste Aufmerksamkeit dürfte aber die Thatsache beanspruchen, daß die Tuberculose, jene Krankheit, die nach ihrem häufigsten Symptom als Lungenschwindsucht bezeichnet wird, durch Milch kranker Kühe übertragen werden kann.

Da die Uebertragbarkeit der Tuberculose noch immer, selbst in wissenschaftlichen Kreisen, vielfach bezweifelt wird, so ist es nothwendig, die Thatsachen kurz zusammenzufassen, auf welchen diese Anschauung beruht. Zuerst beobachtete ein französischer Forscher, Willemin, daß nach Einimpfung kleiner Massen tuberculöser Substanz Knötchenbildungen in den verschiedensten Organen auftraten, die sich in Nichts von denjenigen bei der menschlichen Tuberculose unterschieden. Weiterhin wurde von den Einen der Werth dieser Versuche bestritten, weil auch mit anderen Substanzen ähnliche Knötchenbildungen hervorgebracht werden könnten, von Anderen, weil auch spontan dieselbe Erkrankung eintreten kann. — Was die letztere Ansicht betrifft, so muß man sagen, daß nicht recht einzusehen, wie überhaupt irgend etwas spontan, d. h. ohne wirkende Ursache entstehen kann. Erkrankt ein Thier oder ein Mensch in irgend einer bestimmten Weise, so müssen bestimmte Ursachen vorangegangen sein; und in der That mußte die Spontaneität der angeführten Fälle sehr stark in Zweifel gezogen werden, da es sich z. B. um Thiere handelte, welche allerdings, ohne einem operativen Eingriff ausgesetzt gewesen zu sein, erkrankt waren, die sich aber in entschieden ungefunten Räumen, z. B. in anatomischen Anstalten befanden, in denen die Reinlichkeit Manches zu wünschen übrig ließ. Die Anhänger dieser Meinung glaubten dann, daß die Krankheit, wie auch im Leben der Menschen, als Folge dieser ungünstigen Lebensbedingungen auftrete, eine Meinung, die am besten freilich durch die positiven Resultate der Impfversuche widerlegt wird, ebenso aber auch durch zahlreiche Erfahrungen im täglichen Leben. Sehen wir doch ungemein häufig, daß unter den ungünstigsten äußern Lebensbedingungen keineswegs immer Tuberculose entsteht, daß es im Gegentheil ganze Menschenklassen gibt und ebenso ausgebreitete Länder, in denen die Krankheit trotz dieser Einflüsse gar nicht vorkommt. Da ich auf diesen Punkt nochmals zurückkommen muß, mag hier nur bemerkt werden, daß eine ganze Anzahl vertrauenswürdiger

Forscher gefunden haben, daß die Tuberculose bei Thieren nur dann entsteht, wenn entweder durch absichtliche Uebertragung tuberculöser Substanz oder durch unabsichtliche Ansteckung der Keim dieser Krankheit in den Körper gelangt. Selbst Gegner dieser Anschauung, wie Cohnheim, haben sich überzeugt, daß abweichende Resultate einer zufälligen Infection zuzuschreiben sind. Wir dürfen daher wol die Entstehung der Tuberculose durch Uebertragung eines besonderen, specifischen Giftstoffes als bewiesen annehmen; welcher Natur dieser Stoff sei, leuchtet aus der Thatfache hervor, daß der Proceß, obwol er an einer beschränkten Stelle des Körpers beginnt, sich allmählich über eine große Reihe von Organen ausbreiten kann und in jedem erkrankten Organ Tausende von Knötchen entstehen können, von denen wieder ein jedes hinreichendes Material enthält, um eine ganze Reihe von Thieren in gleicher Weise erkranken zu machen. Unsere früheren Auseinandersetzungen zeigen, daß einem solchen, im höchsten Grade vermehrungsfähigen Körper die Eigenschaften organisirter Wesen nothwendig eigen sein müssen. Es galt aber nun, diese Hypothese zu beweisen; die anatomische Untersuchung der erkrankten Theile ergab auch im frischen Zustande keine in dieser Hinsicht zu verwerthenden Befunde; allein es ist klar, daß es Organismen geben kann, welche selbst unseren gegenwärtigen Hilfsmitteln der Untersuchung nicht erreichbar sind, zumal so lange, als man ihre Eigenschaften nicht kennt. Demgemäß mußte zunächst der Versuch gemacht werden, zu ermitteln, ob es gelänge, außerhalb des Körpers diesen Giftstoff zur Vermehrung zu bringen, die vermutheten Organismen zu züchten. In der That gelang dies und habe ich in der Münchener Naturforscherversammlung die Resultate dieser Züchtungsversuche des Tuberkelgiftes vorgelegt. Nach denselben scheint es mir nicht zweifelhaft zu sein, daß es sich auch in diesem Fall um gewisse niedrige Organismen handelt; daß dieselben aber die eigentlichen Träger der Infection sind, haben mir neuere Versuche gelehrt, welche zeigten, daß die durch Gyps filtrirte und dadurch ihrer körperlichen Beimengungen beraubte Flüssigkeit vollkommen wirkungslos war, während die nicht filtrirte Substanz, in gleicher Menge Thieren eingespritzt, diese in der kürzesten Zeit tödtete; nach der Einführung geringerer Mengen dagegen entstehen die kleinen Knötchen, welche die Krankheit charakterisiren.

Schließlich ergab auch die anatomische Untersuchung Resultate, nachdem man diese Organismen, welche sehr kleine, lebhaft bewegliche Kugeln bilden, in den Züchtungsversuchen kennen gelernt hatte. Ebenso gelang es, dieselben in jedem auf natürlichem Wege entstandenen Tuberkel nachzuweisen.

Es ist nun von verschiedenen Forschern gezeigt worden, daß die Tuberculose auf drei Wegen dem Körper zugeführt werden könne: durch Impfung, d. h. von den Geweben aus, durch die Athmung und durch

die Nahrung. Wir haben hier nur den letzteren zu berücksichtigen. In dieser Beziehung ist zuerst von Chauveau in Lyon Tuberculose durch Fütterung gesunder Kälber mit tuberculösen Massen erzeugt worden; viele Andere, unter Anderen der Schreiber dieser Zeilen, haben diese Thatsache bestätigt; ich habe außerdem gezeigt, daß, wenn man die tuberculösen Massen in sehr fein vertheiltem Zustande in den Darm bringt, die Veränderungen nicht wie in den früheren Fällen von Fütterung auf der Darmschleimhaut beginnen, sondern zuerst in den Lymphdrüsen auftreten, welche die von der Darmwand resorbirten Stoffe zu passiren haben. Dort entstehen dieselben Formen der Schwellung und Verkäsung, welche wir bei den Kindern längst kennen unter dem Namen der Scrophulose. —

Es war endlich noch zu zeigen, daß die Krankheit, welche bei den Kindern als Tuberculose bezeichnet wurde, wirklich identisch sei mit der menschlichen Tuberculose, und war die Wichtigkeit dieses Nachweises um so größer, als von hervorragenden Forschern die gegentheilige Meinung ausgesprochen war. Indem mir der Versuch gelang, durch Uebertragung der menschlichen Tuberculose auf ein gesundes Kind diejenigen Veränderungen herbeizuführen, welche die Kindertuberculose, auch Perlsucht genannt, charakterisiren, war die Frage entschieden; durch die von verschiedenen Seiten gelieferten anatomischen Nachweise dürfte jeder Zweifel als definitiv erledigt zu betrachten sein.

Schließlich gelangen wir zur Besprechung der Beweise, welche für die Uebertragbarkeit der Tuberculose durch Milch geliefert wurden. Vollständig unabhängig von einander wurde diese Thatsache auf experimentellem Wege von dem verstorbenen Director der Berliner Thierarzneischule, Gerlach, und dem Schreiber dieser Zeilen gefunden. Ich wurde persönlich auf die Untersuchung dieser Frage durch eine Erfahrung hingeführt, welche, da sie eines der besten Beispiele eines unbeabsichtigten, aber in vollster Schärfe ausgeführten Versuches darstellt, hier mitgetheilt werden mag. Das Object dieser Beobachtung war ein schöner Bernhardsiner Hund, welcher der Berner Thierarzneischule zur Heilung zugeschickt wurde. Die Section des bald darauf gestorbenen Thiers, welche ich, damals mit der Abhaltung des path.-anatomischen Unterrichts an dieser Schule betraut, in Gegenwart meiner Schüler vornahm, ergab, daß das äußerst kräftige Thier an acuter Miliartuberculose, namentlich des Herzbeutels, zu Grunde gegangen war; ein Ergebnis, welches schon an sich äußerst auffallend war, indem Hunde überhaupt sehr selten an tuberculösen Processen erkranken. In diesem Falle mußte die Erkrankung außerdem einen äußerst schnellen Verlauf genommen haben und konnte nach der Beschaffenheit der Veränderungen erst vor kurzer Zeit eingetreten sein. Es konnten nun in diesem Falle die Bedingungen der Erkrankung auf das Genaueste festgestellt werden, indem der Sohn der Besizerin, ein älterer Mediciner,

völlig vertrauenswürdig, Folgendes ausagte: Seine Mutter, die Besitzerin einer Privatheilanstalt in einem benachbarten Dorfe, hatte in ihrem Stalle eine Kuh, welche bald nach ihrem Ankaufe mit Husten erkrankte; die Milchmenge nahm ab. Die vorsichtige Frau wollte nun die Milch ihren Patienten nicht geben, sondern wurde dieselbe ausschließlich zur Nahrung für den Hund bestimmt, der bald darauf erkrankte, ohne daß man dieses auf den Genuß der Milch schob.

In Folge dieser Erfahrung schien es mir geboten, directe Versuche zu machen, für welche das Material einem erkrankten Thier entnommen wurde, welches zu diesem Zwecke von der Thierarzneischule angekauft und längere Zeit gefüttert wurde. Die Untersuchung desselben nach seiner Tödtung zeigte, daß es in der That hochgradig tuberculös war. Die Versuche, an Meerschweinchen angestellt, ergaben durchaus das erwartete Resultat. Selbst solche Thiere wurden tuberculös, welche gekochte Milch erhalten hatten. Dieses, im ersten Augenblick mit der Annahme der parasitären Natur der Tuberculose schwer vereinbare Resultat erklärt sich indeß durch die viel später gewonnene Erfahrung, daß es niedere Organismen gibt, welche durch einfaches, kurzdauerndes Kochen nicht getödtet werden, sondern erst einer Temperatur von 120° C. erliegen (F. Cohn). Uebrigens hatte ich diese täglich zu wiederholende Proceedur meinem Diener überlassen, der vielleicht nicht immer sehr sorgfältig dabei verfahren sein mochte; aber können wir diese Vorsicht bei unseren Köchinnen erwarten?

Gegen diese klaren, wol Jedem verständlichen Ergebnisse der experimentellen Forschung sind nun gleichfalls Beobachtungen in's Feld geführt worden, welche das Gegentheil, nämlich die Unschädlichkeit der Milch tuberculöser Kühe erweisen sollten. Aber erstens ist in diesen, am Menschen beobachteten Fällen nicht festgestellt worden, ob die betreffenden Individuen nicht in der That erkrankt waren, nur vielleicht in leichterem Grade; ist es doch Jedem bekannt, wie die Krankheit sich durch viele Jahre hinziehen kann, ohne daß besonders schwere Erscheinungen auftreten. Andererseits ist es aber eine in zahlreichen Infectionskrankheiten festgestellte Thatsache, daß die Säfte solcher Kranken nicht zu allen Zeiten Träger des Infectionsstoffes sind, sondern nur dann, wenn von den chronisch erkrankten Theilen aus eine Invasions des Giftes oder der Organismen in die Blutbahn stattfindet, ein Zustand, der gewöhnlich durch das Eintreten fieberhafter Erkrankung bezeichnet wird.

Jedenfalls scheint es mir gerechtfertigt, Denjenigen, welche diesen Erfahrungen mißtrauen, zuzurufen: Versucht selbst ihre Richtigkeit oder, wenn ihr in der Lage seid, sorgt dafür, daß diese Versuche, deren Erfolg oder Nichterfolg über eine der wichtigsten Fragen der öffentlichen Gesundheitspflege entscheidet, in größerem Maßstabe, als dies bei den beschränkten Mitteln des Einzelnen möglich ist, von Seiten der Regierungen

wiederholt werden. Wenn auch nur ein geringer Grad von Wahrscheinlichkeit für die Resultate dieser Versuche vorhanden wäre, in denen ich wenigstens keinen Fehler entdecken kann, so wäre die Wiederholung derselben auf öffentliche Kosten wol ebenso wichtig, wie die Prüfung von Kanonen und Flinten, denn die Tuberculose ist bei weitem mörderischer als alle Kriege der ganzen Welt zusammengenommen.

Es fragt sich nun weiterhin: stimmen die Resultate der wissenschaftlichen Forschung mit den Erfahrungen überein, welche bei dem natürlichen Vorkommen der Tuberculose gemacht wurden?

Zur Beantwortung dieser Frage ist es nothwendig, sich zunächst klar zu machen, daß die Anschauung eines und desselben Dinges eine verschiedene sein muß je nach dem Standpunkt, den die Beobachter einnehmen. Eine Landschaft nimmt sich anders von dem Gipfel eines hohen Berges als von der Ebene gesehen aus. Dennoch bleibt die Bildung des Landes, die Vertheilung des Wassers, der Felder, Wälder und Wohnorte die gleiche: um die wahre Gestalt zu erkennen, müssen wir unseren Beobachtungsstandpunkt verändern. Ebendasselbe gilt auch von der Betrachtung unseres Gegenstandes: wer sich auf einem einzigen Standpunkte aufhält, kann nicht erwarten, die Dinge in ihrer wahren Gestalt zu erkennen. So ergeht es Demjenigen, welcher glaubt, auf Grundlage der medicinischen Statistik die Grundursachen der Krankheiten erkennen zu können. Diese lehrt allerdings, daß Tuberculose vorzugsweise in solchen Gesellschaftsklassen vorkommt, welche dem Einfluß ungünstiger Lebensverhältnisse, namentlich mit Bezug auf Ernährung und Wohnung ausgesetzt sind. Andere glauben auf dem statistischen Wege einen Einfluß der Höhenlage der Orte herausgefunden zu haben. Es kann sein, daß in beiden Fällen sehr ansehnliche Zahlen für eine Begründung dieser Ansichten angeführt werden können; aber wollte man hieraus schließen, die eigentliche Ursache der Tuberculose gefunden zu haben, so wäre dies ein ebenso voreiliger Schluß, wie wenn der Mann im Monde mit einem Fernrohr die Geheimnisse auf der Erde zum ersten Male betrachtete und etwa aus der Thatsache, daß im Norden Getreide, im Süden Mais, Reis, Zuckerrohr u. s. w. gedeiht, schließen wollte, daß dies eine Folge der verschiedenen Zusammensetzung unserer Mutter Erde wäre.

Käme er auf dieselbe herunter, so würde er sich bald von der verschiedenen Vertheilung der Wärme als einer anderen Hülfsursache oder Vorbedingung der verschiedenartigen Vegetation überzeugen. Er würde aber ganz nahe an den Ackerbauer herangehen müssen, um nun auch zu erkennen, wie sich die ausgesäeten Körner und Samen verschieden verhalten und wie die klimatischen Verhältnisse, sowie die Bodenbearbeitung verschiedene sein müssen, um jene verschiedenen Keime zum Wachsthum und zur Erzeugung einer jeder besonderen Art von Pflanzen zu vermögen.

Es läßt sich nun für die Tuberculose leicht zeigen, daß bei näherer

Betrachtung der Krankheitsursachen, soweit sie der ärztlichen Beobachtung zugänglich sind, sich die Sache vielfach ganz anders verhält, als uns die Statistiker wollen glauben machen, welche die einzelnen schlagenden Fälle gerade durch ihre Methode der großen Zahlen eliminiren. Ich führe nur folgende aus der Beobachtung ihres natürlichen Vorkommens sich ergebende Thatsachen an, welche entschieden zeigen, daß Tuberculose nicht ein Product beliebiger ungünstiger Lebensverhältnisse sei:

1) gibt es Gegenden, in denen die Krankheit bis zu einem gewissen Zeitpunkt unbekannt war, obwohl es auch dort nicht an elenden und armen Menschen fehlt. Dies soll der Fall gewesen sein in den westlichen Continenten vor der Einwanderung der Europäer; da aber hierüber vielleicht die Angaben nicht genügend durch ärztliche Beobachtung festgestellt erscheinen, will ich ein gleiches Beispiel anführen aus einer uns näher liegenden Zeit, welches ich durch Prof. Lockmann in Christiania erfuhr. Nach der Angabe dieses vertrauenswürdigen Berichterstatters ist die Tuberculose in den südwestlichen Gegenden von Norwegen früher unbekannt gewesen und, was unsere Anschauungen besonders unterstützt, erst seit der Einführung von Rindern der Ayrshirer Race dort eingebürgert worden. Das Freisein abgelegener nordischer Gegenden von der Krankheit ist ferner eine durch die medicinische Geographie festgestellte Thatsache. Nichtsdestoweniger unterliegen Tuberculöse, welche dorthin gelangen, gewöhnlich bald der Krankheit.

2) Betrachtet man die Vertheilung der Tuberculose in einem engeren Bezirk nach der Höhenlage der Orte, so ergibt sich keineswegs ein so allgemeines Gesetz der Abnahme der Krankheit mit der Elevation des Ortes über den Boden. Besonders günstig für diese Untersuchung sind einige schweizerische Cantone wegen ihrer ausgebildeten Mortalitätsstatistik und der mannichfaltigen Bodengestaltung auf engem Gebiete. Trägt man die Höhenlage der kleinen Bezirke in aufsteigender Reihenfolge auf einer Karte ein, so erhält man eine allmählich ansteigende Curve; die demselben Bezirk zugehörige Tuberculosesterblichkeit müßte, wenn jenes Gesetz richtig wäre, eine Curve bilden, welche in entgegengesetzter Richtung, wie jene, steigt und fällt. Dies ist nun keineswegs der Fall. Vielmehr finden sich unter den hochgelegenen Bezirken ebenso viele mit hoher Sterblichkeit, wie in tiefer gelegenen solche mit geringerer Sterblichkeit. Zu den ersten gehören, um den Touristen bekannte Gegenden zu nennen, im Canton Bern die Amtsbezirke: Interlaken, Ober- und Niderrimmthal, Saanen, zu den zweiten Laufen, Delsberg, Münster, alle drei im Jura gelegen. Es ist sehr bemerkenswerth, daß gerade die ersteren, besonders das ganze Simmenthal sich bekanntlich durch eine bedeutende Production von Rindvieh auszeichnet, welches auch vielfach nach Deutschland importirt wird, während die Jurassischen Bezirke Sitze der Industrie, besonders der Uhrenfabrikation sind.

3) Gehen wir nun noch näher auf die Entstehung einzelner Fälle ein, so muß ich wiederum auf eine Erfahrung hinweisen, welche mich selbst, als ich sie zuerst machte, auf das Höchste überraschte; es ist die Thatsache, daß im Canton Bern in auffallender Häufigkeit die gewöhnlich außerordentlich kräftigen Sennen, welche den ganzen Sommer über mit ihren Thieren auf den Alpen zubringen und fast nur von Milch und Brot leben, an der alleracutesten Form der Tuberculose zu Grunde gehen. Wenn ein wahrer Riese, ein Schwingerkönig in wenig Wochen an dieser Krankheit sterben kann, wird man doch in der That an nichts anderes, als an eine Vergiftung denken können und die Idee der allmählich wirkenden ungünstigen Lebensverhältnisse als eigentlich ursächliches Moment ganz und gar verlassen müssen.

4) Sei hier noch der in den Familien stattfindenden Uebertragungen der Krankheit kurz gedacht, für die in den verschiedensten Ländern immer neue Beispiele gesammelt wurden. Es finden solche Uebertragungen zwischen Ehegatten, wie zwischen Eltern und Kindern statt. In letzterer Beziehung hat die Beobachtung die wichtige Thatsache herausgestellt, daß die Kinder tuberculöser Mütter erst einige Zeit nach der Geburt erkranken, wahrscheinlich indem durch die Milch oder die ausgeathmeten Stoffe die Ansteckung vermittelt wird. Welche wichtige Consequenzen sich hieraus betreffs der Vorsorge gegen diese oft die wohlhabendsten Familien decimirende Krankheit ergeben, braucht nicht auseinandergesetzt zu werden. Es muß aber immer wieder betont werden, daß es sich hier nicht bloß um interessante Resultate der wissenschaftlichen Forschung handelt, welche etwa unternommen wären, um ihrem Urheber Ruhm zu verschaffen, sondern um solche, von deren Beachtung das körperliche Wohlfsein vieler Tausender, das Glück von Familien und Nationen abhängt. — Daß ähnliche Uebertragungen der Tuberculose auch außerhalb der Familie stattfinden, ist selbstverständlich und liefern hierfür namentlich die für die Behandlung der Tuberculösen bestimmten Krankenhäuser, z. B. das Brompton-Hospital bei London, zahlreiche Belege. Eine neue Bestätigung liefert auch die erst vor wenigen Tagen mir bekannt gewordene Beobachtung der Aerzte in Meran, daß die meisten der barmherzigen Schwestern, welche dort vorzugsweise Tuberculöse verpflegen, sehr bald derselben Krankheit erliegen, obwol man dafür Sorge trägt, stets die gesündesten und kräftigsten Mädchen, aus Tirol oder der Schweiz, zu diesem traurigen Dienst zu verwenden.

Es mag an der Anführung dieser Thatsachen genug sein, um die Uebertragbarkeit der Tuberculose als eine auch durch die Beobachtung ihres natürlichen Vorkommens hinreichend begründete Errungenschaft der neueren Medicin nachzuweisen. Müssen wir die Milch tuberculöser Kühe als einen derjenigen Stoffe bezeichnen, durch welche diese Krankheit übertragen werden kann, so haben wir hiermit einen überaus wichtigen Gegenstand der öffentlichen Gesundheitspflege festgestellt.

Es ist andererseits kaum nothwendig, durch statistische Daten zu beweisen, welchen Umfang die Verluste erreichen, welche der Nationalwohlstand, nicht bloß die einzelnen kleineren Kreise, durch diese Krankheit erleidet. Sind die Quellen derselben, wenn auch nur zum Theil, zu verstopfen, so muß unzweifelhaft dieser Verlust auf ein geringeres Maß gebracht werden. Daß dieses möglich, beweisen die Verschiedenheiten in der Verbreitung der Krankheit in einander benachbarten Ländern und Städten, deren Verhältnisse bezüglich der geographischen Lage und der Lebensbedingungen der Bewohner nicht erheblich verschieden sind. So waren in Oesterreich im Jahre 1873 9 Procent der Verstorbenen dieser Krankheit erlegen, in Preußen im Jahre 1875 dagegen 12 Procent. Die günstigeren Verhältnisse des ersteren Landes gelten aber nicht für alle Theile desselben, denn Böhmen hatte 1875 eine Tuberculosemortalität von 14 Procent. Noch etwas besser als Oesterreich steht in dieser Beziehung die Schweiz, welche 1876 eine Tuberculosemortalität von 8,2 Procent hatte. Die Städte zeigen eine durchweg höhere Sterblichkeit an Tuberculose; doch finden auch in dieser Beziehung die größten Verschiedenheiten statt, welche nicht bloß durch die größere Noth der ärmeren Klassen sich erklären lassen; so haben 10—12 Procent Breslau, München, Berlin, London, 15—16 Procent Frankfurt a/M. und Paris, 25 Procent Wien und Prag sogar 27,4 Procent wenn man die nicht einheimischen Verstorbenen mitzählt, 26,6 Procent bei Abrechnung dieser Letzteren (1876 u. 1877).

Es ist nun zwar sicher, daß diese Zahlen mit mannichfachen Fehlern behaftet sind; namentlich werden dieselben durch die Aufnahme einer Anzahl von chronischen Lungenkrankheiten unter die Diagnose der tuberculösen Lungenschwindsucht erhöht; beiläufig bemerkt beträgt dieser Fehler bis ein Fünftel der Fälle, doch kommt derselbe nicht sehr in Betracht, indem er an allen Orten in ziemlich gleicher Weise die Summe beeinflussen wird. Andererseits gibt es aber auch wieder andere Factoren, welche die Resultate der Mortalitätsstatistik in entgegengesetzter Weise beeinflussen, so entfallen eine nicht geringe Anzahl von Tuberculosefällen erfahrungsgemäß der Diagnose, welche sich nur auf die Beobachtung während des Lebens stützt: der zuerst erwähnte Fehler wird hierdurch in einer freilich nicht zu bestimmenden Ausdehnung compensirt. Ferner ist aber auch zu berücksichtigen, daß ein guter Theil der an Tuberculose Erkrankten gar nicht dieser, sondern einer anderen intercurrenten Krankheit erliegt; derartige Individuen erleiden aber ohne Zweifel, wenigstens zeitweise, eine erhebliche Einbuße an Leistungsfähigkeit.

Aus allen diesen Daten geht hervor, daß, je nach dem Wohnort, der 8. bis 27. Theil der Menschen an der Tuberculose zu Grunde geht und daß es sich bei dem Einfluß des Wohnorts nicht um geographische Verschiedenheiten, sondern um rein locale Verhältnisse handelt, von denen die einen mit der allgemeinen Insalubrität der Orte zusammenhängen,

die anderen aber vollkommen davon unabhängig sind. Zur Ermittlung dieser besonderen, localen Ursachen können nur besondere Studien führen, zu denen aber die früher mitgetheilten Ergebnisse der experimentellen Forschung die Zeitpunkte liefern können. Ist es richtig, daß die Tuberculose durch Milch und Fleisch tuberculöser Thiere uns mitgetheilt werden kann, so müssen wir zusehen, ob in Ländern, welche vorzugsweise von der Menschentuberculose zu leiden haben, nicht auch unter den Thieren, welche den Menschen Fleisch und Milch liefern, diese Krankheit besonders weit verbreitet sei. Es ist dieses eine Frage, welche nur durch die Organe des Staates gelöst werden kann; noch ist nirgend der Versuch gemacht worden, obwohl ein großer Theil der mitgetheilten experimentellen Ergebnisse schon länger als 10 Jahre bekannt ist. Somit sind wir auf gelegentliche, persönliche Erfahrungen angewiesen und wolle man nicht uns es verargen, wenn dieselben sich als unrichtig oder unvollständig erweisen sollten. Nach meiner Erfahrung sind es die mit den oft warm verfütterten Abgängen der Brauereien, Brennereien und Zuckersabriken gefütterten Thiere, welche auffallend häufig tuberculös werden. Darum ist es bei solchem Betriebe der Landwirthschaft gar nicht möglich, eine gute Milchproduction und Thierzüchtung zu erzielen und werden nicht selten die angekauften Stücke möglichst rasch fett gemacht durch übermäßiges Zuführen reichlicher, warmer Nahrung, um sobald als möglich wieder losgeschlagen zu werden.

Sollten wir vielleicht eine allerdings sehr erfreuliche Entwicklung eines Industriezweiges mit dem Verlust so vieler Menschen bezahlen?*)

Am Ende meiner Darstellung angelangt, will ich nicht unterlassen, wenigstens andeutungsweise die Wege darzulegen, auf denen den nur zu großen geschilderten Uebeln entgangen werden kann. Hat mir doch, seitdem ich in Prag diesen Gegenstand vor einem größeren Publikum in freier Rede behandelte, manch' schöner Mund gestanden, daß er seitdem nur mit Grauen sich der rein physischen, aber doch gewiß unentbehrlichen Aufgabe der Nahrungsaufnahme unterzogen habe. Ich will hoffen, daß es hiermit nicht sein Bewenden haben werde, sondern daß unsere Hausfrauen diejenigen sein werden, welche die ihnen vorgezeichnete, hochwichtige Aufgabe thatkräftig zur Lösung bringen. Viel, das Meiste hängt von ihnen ab, von ihrer Sorgfalt im Bezug der Nahrungsmittel, sowie von ihrer ausdauernden Beobachtung dessen, was in die Küche gelangt. Unzweckmäßigen Nahrungsmitteln und mangelhafter Bereitungsweise aber

*) Vergleiche auch die Bemerkungen eines erfahrenen Landwirthes über diesen Gegenstand in der „Gegenwart“ Nr. 51, 1877, der freilich von den größeren hier erwähnten Gefahren schlechter Milch noch keine Ahnung hatte.

möge man lieber entsagen, als sich und die Seinigen einem allerdings nicht zu häufig vorkommenden Erkranken auszusetzen. Als Schutz vor Trichinen möchte ich am meisten das Experiment empfehlen, die Hauskake mit den Erstlingen der Schinken und Würste zu versehen, welche aus dem Rauchfang in directer oder indirecter Weise in unseren Wintervorrath gelangen. Was den Bezug frischen Fleisches anlangt, so möge man sich stets an solche Personen wenden, die, an sich vertrauenswürdig, auch durch ihre persönliche Haftbarkeit eine Garantie gewähren; von außen eingeführtes Fleisch aber wolle man durchaus vermeiden, auch wenn sich dasselbe durch seine billigen Preise empfehlen sollte.

Was nun aber die Milch betrifft, da ist es allerdings dem Einzelnen schwer möglich, sich vor Schaden zu wahren. Nur der gewissenhafte und zugleich kenntnißreiche Besitzer eines Kuhstandes vermag uns hierin zu schützen; zu solchen Bezugsquellen aber können wir nur auf dem Wege der Association gelangen. Vereint euch, ihr Hausfrauen und bezieht gemeinschaftlich euren Bedarf an diesem so unentbehrlichen Lebensmittel von Gutsbesitzern, welche sich dieser wichtigen Aufgabe mit Verständniß unterziehen wollen; hört solche Stimmen, wie sie von dieser Seite neulich in der „Gegenwart“ laut wurden; befördert auch, wo es angeht, die Einrichtung ärztlich beaufsichtigter Farmen in den Städten, wie dies schon an zahlreichen Orten Deutschlands geschehen ist. Wenn dieses nicht angeht, so scheuet euch nicht, wie dieses früher so vielfach üblich war, mit euren Milchlieferanten in persönliche Beziehung zu treten; seht zu, wie sie ihr Haus und ihren Stall halten; vermeidet aber vor Allen die Milch, welche aus den großen landwirthschaftlichen Etablissements mit Industriebetrieb herkommt. Sind aber alle diese Vorsichtsmaßregeln nicht durchführbar, so schüzet euch durch tüchtiges Kochen der Milch, achtet darauf, daß eure Mägde nicht bloß die Milch aufwallen, sondern längere Zeit, womöglich im Dampfkochtopf kochen lassen. Bei künstlicher Ernährung kleiner Kinder sollte ein solcher, durch Petroleum oder Gas heizbarer Apparat in der Kinderstube nicht fehlen. Besser wäre es noch, wenn die Industrie zu diesem Zwecke Salzwasserbäder in handlicher Form herstellte, in denen es möglich ist, leicht und sicher eine Temperatur von 120 Grad C. zu erreichen, welche genügt, um alle die erwähnten Feinde des Menschengeschlechts zu vernichten.

Indeß täuschen wir uns nicht darüber, daß durch alle diese häuslichen Maßregeln, die überdies nur in besser situirten Familien ausführbar sind, den erwähnten Uebelständen abgeholfen werden könne. So lange die Krankheitserreger in großer Anzahl vorhanden sind, ist auch der Schutz des Einzelnen ein unsicherer, denn nichts vermag ihn gegen ein Nachlassen der eigenen Aufmerksamkeit oder derjenigen seiner Dienstkleute zu schützen, und die Wahrscheinlichkeit, daß gerade dieser selbst vereinzelt Fall der entscheidende war, steigt mit der Zunahme der Krankheitserreger.

Es ergibt sich hieraus, sowie aus der notorischen Unfähigkeit eines großen Theils der Bevölkerung, sich selbst vor erkannten Gefahren zu schützen, mag dieselbe aus Leichtsinne oder dem Mangel der dazu nöthigen Mittel hervorgehen, die Pflicht der Alle vereinigenden Gemeinſamkeit, des Staats, in dieser Beziehung Fürsorge zu treffen. Ihm allein stehen auch die Mittel zu Gebote, diesen großen Aufgaben gerecht zu werden, welche an Bedeutsamkeit nicht hinter den Interessen des Unterrichts, der Industrie, der Rechtspflege und der Wehrhaftigkeit zurückstehen. In den ihrer Aufgabe in höherem Maße bewußten Staaten wurde es auch in der Neuzeit versucht, Institutionen zu schaffen, die mit dieser Aufgabe betraut wurden. Entweder versuchte man durch Organisation des ärztlichen Standes Mitarbeiter an diesem Werke zu schaffen, oder man begann mit der Organisation von oben her. Das deutsche Reich ist in letzterer Beziehung vorangegangen, während in den kleineren deutschen Staaten gewöhnlich der erste Weg eingeschlagen wurde. Oesterreich steht in dieser Beziehung gänzlich zurück. Aber auch im neuen deutschen Reiche hört man wenig Aeußerungen der Befriedigung über das auf diesem oder jenem Wege Erreichte. Freilich kann man sich damit trösten, daß gut Ding Weile brauche; allein es ist nicht zu verkennen, daß in beiden Fällen ein fundamentaler Fehler besteht, welcher die gute Absicht der Gesetzgebung völlig illusorisch zu machen droht, das ist der Mangel hinreichender Executivgewalt, welcher alle diese Einrichtungen wirkungslos macht. Unrichtige Personenwahl läßt sich redressiren, aber eine Sanitätsbehörde ohne die Macht, in ihrem Bereich die Ausführung der als zweckmäßig erkannten Maßregeln zu erzwingen, gleicht einer Uhr ohne Zeiger, einer Dampfmaschine ohne Uebertragung. Viel Arbeit wird geleistet, aber sie wird nicht in lebendige Kraft umgesetzt. Schauen wir auch hier auf England, das seinen Sanitätsbehörden weitgehende constitutionelle Vollmachten verliehen und als Leiter derselben ein Mitglied des Privy council of Her Majesty ernannt hat, in unserem Sinne einen Minister. In der That, so lange die öffentliche Sanitätspflege gleichsam nur nebenbei ausgeübt wird, der eigentliche Sachverständige sich in untergeordneten Verhältnissen befindet, ist nicht zu erwarten, daß die Maschine gut arbeite; in unfruchtbarer Arbeit aber werden sowohl Menschen wie Räder bald abgenutzt. Auch nicht bloß administriren sollte eine solche Behörde, sondern sie sollte, wie dies in England der Fall ist, solche wichtige Frage der Hygiene, wie wir sie dargelegt haben, selbst der Untersuchung unterziehen; man lese die Berichte des englischen Medical officer of the privy council, dessen Thätigkeit übrigens in vieler Beziehung noch eingeschränkt genug ist. Welch reicher Wirkungsbereich aber dennoch schon durch eine solche Organisation gewonnen, ergibt sich aus den bekannten Erfolgen der Affanirung englischer Städte und möge der Leser in dieser Beziehung die neueren hygienischen Werke, namentlich die von Paul Börner übersetzte, schon

an sich sehr werthvolle, aber durch die Zusätze des Bearbeiters wesentlich vervollständigte und für unsere Verhältnisse brauchbar gemachte Schrift von George Wilson lesen, um ein Bild zu gewinnen, wie in diesem Gebiete organisiert werden sollte. — Es würde mich freuen, wenn es mir gelingen sollte, durch diese Mittheilungen die Aufmerksamkeit eines größeren Publikums darauf gelenkt zu haben, daß in diesem Gebiete viele der wichtigsten Fragen bis jetzt leider nur von den Gelehrten in Angriff genommen wurden, Fragen, welche unzweifelhaft der höchsten Theilnahme der Nation und ihrer Führer werth, dieselbe bis jetzt zum Schaden der Nation entbehren mußten; nicht einschüchtern wollte ich, sondern auf den Feind aufmerksam machen und die Wege andeuten, um demselben zu begegnen.





Die Cultur der Frührenaissance in Italien.

Von

Wilhelm Lübke.

— Stuttgart. —

Der Anbruch der modernen Zeit wird bezeichnet durch die Befreiung des Individuums von den Fesseln der Tradition, von den Banden des rein corporativen mittelalterlichen Lebens. In Italien tritt diese mächtige Bewegung, welche die Welt umgestalten sollte und die noch heute in ihren Entwicklungen nicht abgeschlossen ist, über ein Jahrhundert früher auf als anderswo.

Während der mittelalterliche Mensch im Norden noch im dumpfen Banne seiner kirchlichen oder weltlichen Genossenschaft liegt, erhebt sich in Italien mit jugendlicher Kühnheit die Macht des freien, auf sich selbst gestellten Individuums. Diese Bewegung hat alle Vorzüge, aber auch alle Fehler der Jugend. Indem sie fast die Schranken niederwirft, in welche ein frommer Kinder Glaube die Welt eingeschlossen, kann es nicht fehlen, daß im schäumenden Uebermuth auch manches Ehrwürdige, Geheiligte angetastet wird; aber dafür entschädigen alle jene hohen Güter, welche der Menschheit nur aus der Entfesselung der Subjectivität mit der Fülle ihrer wunderbaren Kräfte zu Theil werden konnten.

Mit großer Bestimmtheit bricht sich diese Richtung schon seit dem 13. Jahrhundert in der Gestaltung des politischen Lebens Bahn. Kaiser Friedrich II. gab das erste Beispiel eines völlig modernen, voraussetzungslosen und vorurtheilsfreien Fürsten. Neben und nach ihm erstanden in den Städten des mittleren und oberen Italien zahlreiche kühne Emporkömmlinge, die mit allen Mitteln von Gewalt, Verrath und List die Herrschaft an sich zu bringen und absolute Dynastien zu gründen suchten. Die fortwährenden Bürgerkriege und Parteiungen, die Kämpfe zwischen den Patriciern und den Zünften, die blutigen Fehden der verschiedenen

Geschlechter und Factionen, welche während des 13. und 14. Jahrhunderts die Städte zerfleischten, arbeiteten der Usurpation in die Hand. Je höher die städtische Civilisation in Handel und Verkehr, Kunst, Gewerbe und Wissenschaft stieg, desto allgemeiner wurde das Verlangen nach Ruhe, nach friedlichem Genuß des Erworbenen. Eine feste, kraftvoll gehandhabte Tyrannis schien am ersten die stetige Dauer gesicherter Zustände zu verbürgen und man ließ sich dafür selbst allerlei polizeilichen Druck, Härte und Grausamkeit gefallen. Je mehr aber die aus freien Bürgern zu Unterthanen gewordenen Einwohner sich der eigenen politischen Thätigkeit entwöhnten, desto sorgloser gaben sie sich den friedlichen Bestrebungen hin, so daß Wohlstand, Blüthe von Gewerbe, Kunst und Wissenschaft wieder als Folgen jener staatlichen Zustände erscheinen konnten.

Wenigen ward ein so edles Loos zu Theil wie den Florentinern, die lange noch die Form der Republik unangetastet erhielten, während das kluge und hochsinnige Geschlecht der Mediceer in Wirklichkeit eine fürstengleiche Macht ausübte. Diese Umwandlung spricht sich typisch im Wesen der erlauchtesten Geister Italiens aus: Dante ist in seinem Denken und seinen Schicksalen beherrscht von den erschütternden Partekämpfen der Guelfen und Ghibellinen: er ist noch ganz mittelalterlicher Mensch. Petrarca dagegen zeigt uns das erste Beispiel eines völlig modernen Geistes: in der Theorie Republikaner, bewundernder Anhänger der phantastischen Pläne Rienzis, ist er in Wirklichkeit ein schmeichlerischer Lobredner der Fürsten. Es war ein unaufhaltsamer Zug der Geschichte, der an Stelle der Städterepubliken des Mittelalters die Ausbildung größerer Territorien unter der souveränen Gewalt dynastischer Geschlechter setzte. So sollte der Drang nach individueller Selbständigkeit vor Allem den höchstgestellten Machthabern zu Gute kommen.

Am mächtigsten wird diese Richtung auf Befreiung des Individuums gefördert durch die Wiedererweckung des klassischen Alterthums, jenes „rinascimento“, welches der ganzen Epoche ihren Namen gegeben hat. In Italien war die große römische Vorzeit nie ganz aus dem Gedächtniß der Menschen geschwunden; selbst in den dunkelsten Epochen des Mittelalters lebte eine Ahnung der ehemaligen Größe fort, wenn das Alterthum auch nur wie ein gespenstischer Sput in die christlichen Anschauungen hineinragte. Im 14. Jahrhundert war in der äußersten Verwirrung, welche das avignonensische Exil über die ewige Stadt hereingeführt hatte, der Gedanke einer glänzenderen Vorzeit wieder so lebendig geworden, daß Cola di Rienzi es versuchen konnte, jenen seltsamen Traum einer römischen Republik zu verwirklichen. Wenn derselbe auch scheitern mußte, wie überall da, wo man eine Republik ohne Republikaner schaffen zu können wähnt: der Gedanke selbst an eine durch Kraft und Tugend hervorragende Vorzeit hatte bereits tief in den Gemüthern Wurzel geschlagen und sollte, wenn auch in ganz anderer Weise, sich im Leben

Bahn brechen. Schon bei Dante nimmt das klassische Alterthum eine bedeutende Stellung ein. Sein Führer durch die Unterwelt ist nicht mehr der mittelalterliche Zauberer Virgilius, sondern der gefeierte Dichter, dem sich der erhabene Sänger der *divina commedia* innig verwandt fühlt. Gleichwol mischt sich auch in Dante die Vorstellung vom Alterthum seltsam mit den mittelalterlichen Anschauungen, und man fühlt dem Dichter bei aller individuellen Kraft und Größe recht gut an, daß seine geistige Richtung auf dem Boden der mittelalterlichen Scholastik ruht. Dennoch webt er sein eigenstes Wesen, seine persönlichen Erlebnisse, Schicksale und Gedanken so vielfach in seine erhabene Dichtung ein, daß man die Macht einer nach Befreiung ringenden großen Individualität überall empfindet, und daß wol niemals eine so wunderbare Mischung mittelalterlicher Grundanschauungen und rein persönlicher Stimmungen erlebt worden ist. Im ganzen Norden namentlich wäre während des Mittelalters eine so machtvoll hervortretende dichterische Persönlichkeit nicht denkbar gewesen. Genau dasselbe gilt auch von der bildenden Kunst, die in Deutschland, Frankreich und England sich zwar wol mit mächtigen Werken der Architektur in eigenthümlicher Größe zeigt, aber nirgends in Plastik und Malerei, den Künsten des individuellen Empfindens, auch nur von fern Namen wie Cimabue, Giotto, Orcagna, die Pisani und andere aufzuweisen vermag.

Ein Menschenalter nach Dante tritt Petrarca auf. Vierzig Jahre nach jenem geboren (1304), war er 17 Jahre alt, als der gefeierte Sänger starb. Als er selbst siebzigjährig die Augen schloß, war ein gewaltiger Umschwung im geistigen Leben Italiens durch sein unablässiges Ringen eingetreten. Denn mit Recht feierte schon die Mitwelt in ihm weit weniger den Sänger der Laura: die spitzfindige Liebescholastik seiner Verse konnte unmöglich die Nation erwärmen; vielmehr pries sie ihn als den Wiedererwecker des klassischen Alterthums, und die ganze gebildete Welt nennt ihn den Vater der Renaissance. Als Charakter tief unter Dante stehend, als Dichter keineswegs hervorragend, hat dieser von Eitelkeiten und Widersprüchen erfüllte Geist gleichwol durch die zwingende Macht seines hingebenden Enthusiasmus das Größte zur Heraufführung einer neuen Zeit mit neuen Anschauungen bewirkt. In ihm zum ersten Male seit Jahrhunderten des Halbtschlafs, in welchem der Menscheng Geist während des Mittelalters versunken lag, lebte eine leidenschaftliche Sehnsucht nach der Herrlichkeit des klassischen Alterthums wieder auf. Voll Eifers begann er in den verkommenen Klosterbibliotheken nach den verstaubten und vergessenen Schriften der Alten zu suchen. Cicero und Virgil vor Allem sind seine Helden; gleich Gottheiten verehrt er sie, und obgleich er sein Leben lang ein guter Christ bleibt, so treten die Alten doch in seinem Herzen gleichsam an die Stelle der christlichen Heiligen, die sie von ihren Altären verdrängen. Seine größte Sehnsucht war, den

Homer lesen zu können; aber obwol er es nie so weit brachte, ihn in der Ursprache zu verstehen, so umarmte er mit zärtlicher Liebe das mühsam errungene Buch und schaute es mit Entzücken an.

Es ist einer der rührenden Züge, in welchen die Hingabe an die Welt des Alterthums mit der vollen Kraft der Jugendliebe sich ausspricht. Und voll jugendlicher Gluth ist auch der Kampfesmuth, mit welchem er zuerst sich gegen die Institutionen des Mittelalters wendet. Ihm erscheint das barbarische Mönchslatein als ein verkrüppelter Baum, der weder blühe noch Früchte trage. Die Scholastik ist ihm ein wüster Schladenhaufen, und ebenso scharf wendet er sich gegen die auf jener Pseudowissenschaft beruhenden Universitäten, die er Nester voll dünkeltaster Unwissenheit nennt. Das handwerksmäßige Treiben der Fachgelehrten gilt ihm nicht als Wissenschaft; der wahre Gelehrte vielmehr ist der strebende Mensch; universale Bildung des Geistes und Herzens ist das höchste Ziel alles Strebens, und so stellt er zum ersten Mal, im Gegensatz zum kirchlichen Bewußtsein, die Humanität, den Humanismus als den Inbegriff alles Dichtens und Trachtens hin. Fortan ist dies das religiöse Bewußtsein der durch das klassische Alterthum verjüngten Menschheit geworden, und in den höchsten Erscheinungen des geistigen Lebens, vor Allem in unserem Goethe, ist dies Streben nach univerveller Ausbildung des ganzen Menschen Inhalt des Daseins, Ziel des gesammten Ringens.

Der höchste Endzweck seines literarischen Trachtens ist für Petrarca, die klassische Latinität des von ihm vergötterten Cicero sich anzueignen. Was er in der Vulgärsprache geschrieben und gedichtet hat, vor Allem seine Sonette an Laura, gilt ihm für untergeordnet. Und doch war die durch Dantes gewaltiges Gedicht in der ganzen Fülle des Wohllauts erstandene Muttersprache die unerläßliche Grundlage für die Entwicklung Italiens geworden. Denn erst jetzt war ein geistig Gemeinsames entstanden, welches bei der politischen Zersplitterung des Landes zum ersten Mal dem Italiener das Gefühl einer nationalen Gemeinsamkeit gab, die von Sicilien bis an den Fuß der Alpen alle Gebildeten durchdrang und von da aus allmählich auch die unteren Schichten der Bevölkerung erfaßte. So ward das Nationalgefühl von Anbeginn auf ein rein geistiges, hochideales Gebiet hingewiesen. Je weniger daneben die Zerklüftung des staatlichen Lebens den patriotischen Sinn befriedigte, desto tiefer grub sich die Sehnsucht nach jener klassischen Vorzeit, welche die lebhafteste Phantasie in unvergleichlichem Glanze durch das Dunkel der mittleren Zeiten herüberleuchten sah, in die Gemüther ein. So mußte denn der Drang nach Wiederbelebung des Alterthums zu einem überall unter der Asche glimmenden Feuer werden, das sich selbst in Rienzis phantastischen Träumen zu erkennen gibt; und welchem endlich Petrarca zum Siege verhalf. Was in der rauhen Wirklichkeit des Lebens scheitern mußte, erlebte seine Auferstehung im Reiche des Geistes.

Kein Wunder daher, daß man sich den antiken Vorbildern so trenn wie möglich anzuschließen suchte, und daß man eine Literatur hervorrief, die freilich sich dem Verständniß des Volkes entzog und von Hause aus dem Grundübel erlag, nur für einen kleinen Kreis der Gelehrten und Hochgebildeten bestimmt zu sein. Am üppigsten gedeiht die Epistolographie, die nicht sowol den eigentlichen Briefcharakter vertraulicher Privatmittheilung trägt, als vielmehr nach dem Vorbilde Ciceros etwas sententiös und reflectirend im Sinne jener leichteren römischen Moralphilosophie sich über allerlei rein akademische Themata, über Freundschaft, Liebe, Ruhm, über Standhaftigkeit im Unglück, über die Einsamkeit u. dgl. verbreitet. Der Reiz klassischer Einfachheit und Formvollendung wirkte als etwas völlig Neues so mächtig auf die Zeitgenossen, daß noch zu Petrarcas Lebzeiten man begierig nach diesen Lebensäußerungen des erlauchten Dichters und Weltweisen verlangte und sie durch Abschriften vervielfältigte. Das Streben, in ähnlicher Eleganz mit philosophischen Wendungen, mit Citaten klassischer Autoren, mit historischen und mythologischen Auspielungen zu schreiben, ergriff bald die gebildete Welt, die durch solche Briefwechsel sich wie zu einer Gelehrtenrepublik verbunden fühlte. Wieder nach dem Vorgange Ciceros und Senecas schrieb Petrarca sodann moralphilosophische Tractate und auch die Geschichtsschreibung suchte er im antiken Sinne neu zu beleben. Nach Virgils und Horaz' Vorbilde dichtete er Eklogen und poetische Episteln, ja selbst zu einem Heldengedichte schwang er sich in der „Africa“ auf, die immerhin das erste Kunstepos der neuen Zeit und die Vorläuferin des rasenden Roland und des befreiten Jerusalem ist.

Keine Frage, daß in der rastlosen Mannichfaltigkeit dieses Schaffens, in dem Wahne, als Dichter, Philosoph, Historiker, selbst als Staatsmann Bedeutendes leisten zu können, viel Eitelkeit und Oberflächlichkeit mit unterläuft, ja daß die angestrebte Universalität zum Dilettantismus führen mußte. Dennoch war es von epochemachender Bedeutung, daß durch einen Geist voll hoher Selbstgewißheit die zünftigen Schranken mittelalterlicher Gelehrsamkeit beseitigt und einem neuen Bildungstreben Bahn gebrochen wurde.

Vor Allem ist es eine der größten Ummwälzungen in der Geschichte des menschlichen Geistes, daß das Recht der freien Subjectivität siegreich behauptet und für alle weiteren Entwicklungen gewahrt wird. Mit dem selbstbewußten Individuum erwacht der moderne Mensch; der dumpfe Autoritätsglaube des Mittelalters bricht zusammen; die Kritik, das Recht der freien Forschung erhebt sich und läßt sich durch keine Macht mehr niedererschlagen.

Wie gewaltig die Persönlichkeit Petrarcas überall zündete und die Zeit ergriff, davon sind uns genug Zeugnisse bewahrt. Die Höchstgestellten der Erde, Papst und Kaiser, Fürsten und Vornehme aller Länder

wetteiferten, ihm Ehrenbezeugungen darzubringen. Der Kanzler Kaiser Karls IV., Bischof Johann von Olmütz, war bezaubert von dem Geiste und dem Wohlklinge der Schriften Petrarca's, und der Kaiser selbst lud den Dichter dreimal zu sich, um sich an seiner Beredsamkeit und Weisheit zu erfreuen. Die Republik von Venedig ehrte ihn durch Ausdrücke der höchsten Bewunderung und nannte ihn in einem feierlichen Decrete den größten Dichter und Philosophen, der seit Menschengedenken aufgetreten sei. Florenz ließ auf Staatskosten die dem Großvater Petrarca's confiscirten Güter wieder einlösen, um sie dem gefeierten Manne zurückzustellen, und beschloß, an seiner Universität eine Facultät der humanistischen Studien einzuführen, für welche man den Mann zu gewinnen suchte, der nach dem Ausdruck des Decretes seit Jahrhunderten seines Gleichen nicht gehabt und in der Zukunft schwerlich haben werde. Besonders stolz war seine Vaterstadt Arezzo auf ihren berühmten Mitbürger. Als er zum Besuche dorthin kam, führte man ihn wie im Triumphe durch die Straßen zu seinem Geburtshaus, dessen Umbau dem Besitzer untersagt wurde, damit es als Denkmal des großen Mannes stehen bleibe. Noch bezeichnender vielleicht ist, was uns von der Verehrung Einzelner berichtet wird. Ein Arzt aus Siena war von Petrarca's Schrift über das Einsiedlerleben so ergriffen, daß er an manchen Stellen zu Thränen gerührt ward. Der Bischof von Cavailon ließ dasselbe Werk bei Tische vorlesen, als wäre es eine erbauliche Heiligenlegende. Schon in seiner Jugend ward dem Dichter ein solcher Ruhm zu Theil, daß oft vornehme und gebildete Italiener und Franzosen nach Avignon eilten, bloß um ihn zu sehen und zu bewundern, und daß sie nicht selten kostbare Geschenke voraussandten, um sich bei ihm anzumelden. Am rührendsten ist die Geschichte jenes alten erblindeten Schulmeisters aus Pontremoli, der selbst dichtete und sich schönwissenschaftlichen Studien hingab. Auf seinen Sohn und einen Schüler gestützt, machte er die weite Fußreise bis nach Neapel, um den großen Mann einmal zu hören und mit der Hand zu berühren. Und da dieser bereits Neapel verlassen hatte, folgte er ihm in derselben mühsamen Weise über den schneebedeckten Apennin bis nach Parma, glücklich, endlich das Ziel seiner Sehnsucht zu erreichen und ihm Haupt und Hand küssen zu dürfen. Die Dichterkrönung auf dem römischen Capitol, die uns wie ein leeres Theaterstück erscheint, war im Sinne jener Zeit der feierlichste Ausdruck der allgemeinen Huldigung. Der Cultus des Genius, der modernen Persönlichkeit ward dadurch besiegelt.

Die Wirkung, welche Petrarca auf seine Zeitgenossen und die Nachwelt ausübte, war eine unermessliche. Er hatte den zündenden Funken der Liebe zum Alterthum in die Menschheit geworfen; Alles, was Hoheit der Gefinnung, Streben nach freier menschlicher Bildung, leidenschaftliche Sehnsucht nach Ruhm empfand, drängte sich in seine Fußstapfen. Vor

Allen wurde Florenz jetzt der Mittelpunkt der humanistischen Bestrebungen, der Borort und die Vorkämpferin für die Ideen der neuen Zeit. Unter den ersten Nachfolgern Petrarca's steht Boccaccio oben an, nicht wegen seines berühmten Decamerone, in welchem er die Novelle zur klassischen Kunstform erhob, sondern wegen seiner Verehrung des großen Meisters und wegen seiner glühenden Hingabe an das klassische Alterthum. Mit unsäglichlicher Mühe erlernte er das Griechische, um den Homer in der Ursprache lesen zu können; mit eigener Hand schrieb er die Uebersetzung des ionischen Sängers ab, die ihm sein Lehrer hatte anfertigen müssen. Stolz rühmte er sich, derjenige gewesen zu sein, der die Werke Homers und anderer Griechen auf eigene Kosten zuerst nach Toskana habe kommen lassen. Wer wird den frivolen Novellenerzähler in dem fleißigen Bücherwurm wieder erkennen, der tief in die Nacht hinein bei seinen geliebten Autoren sitzt, die er zum Theil, wie den Terenz, eigenhändig abgeschrieben hatte; der mühsam die Lesarten vergleicht und allerlei gelehrten Apparat sammelt, das ächte Vorbild späterer philologischer Wissenschaft. Und dann wieder sehen wir ihn in öffentlichem Lehramte die divina commedia Dantes erklären, über die er auch einen Commentar geschrieben hat. Seine höchste Bewunderung aber, neben den Alten, gehört seinem geliebten Petrarca, den er einen wahrhaft himmlischen Menschen, das glorreiche Wunder seiner Zeit nennt. Und als sein verehrter Meister beim Hinscheiden in seinem Testamente dem Freunde fünfzig Goldgulden zu einem Winterkleide vermachte, um ihn bei seinen nächtlichen Studien zu erwärmen, rührte ihn dieser Liebesbeweis so tief, daß er mit zitternder Hand in einem ergreifend schönen Briefe seiner Empfindung Ausdruck gab. Er sollte seinen vergötterten Meister nicht lange überleben.

Seine mit unsäglichlicher Mühe gesammelten Bücher vermachte Boccaccio dem Augustinerkloster von Santo Spirito, und hier war es, wo unter dem Vorßiz eines der angesehensten Ordensmitglieder, des Luigi Marfigli, sich die erleuchteten Geister von Florenz zusammenfanden, um in einer gelehrten Verbindung, ähnlich der platonischen Akademie, sich in wissenschaftlichen Discussionen zu üben. Da sah man den ernstesten gewaltigen Staatskanzler der Republik, Coluccio de' Salutati, der ebenfalls ein begeisteter Schüler Petrarca's war und zum ersten Male die klassische Form römischer Redeweise in die Aktenstücke des Staats übertrug. Bei ihm war der strenge Stil antiker Diction der Ausdruck einer ebenbürtigen Charaktergröße, die ihn wie einen Republikaner des Alterthums erscheinen ließ. Giangaleazzo Visconti pflegte von ihm zu sagen, Salutati habe ihm durch seine Staatschriften mehr geschadet als tausend florentinische Reiter. Da sah man ferner den kleinen Dictator der Gelehrtenrepublik, Niccolo Niccoli, den ein glühender Trieb nach der Weisheit der Alten erfüllte und der, da er mittellos war, sich durch eigenhändiges Abschreiben den größten Theil seiner Bibliothek erworben hatte. Wo es besonders

wichtige Erwerbungen galt, half ihm freilich die Bank der Medici aus, die auf Anordnung des großen Cosimo den Gelehrten für solche Zwecke stets zur Verfügung stand. Nicht weniger als achthundert Bände hatte er zusammengebracht, von denen bei seinem Tode etwa zweihundert ausgeliehen waren, mit so edler Bereitwilligkeit gab er seine kostbaren Schätze seinen Freunden zur Benützung preis. Mit ihm durch innige Freundschaft verbunden war der Camaldulensermonch und General des Ordens Ambrogio Traversari, der die leidenschaftliche Liebe zum Alterthum mit seinem Christenthum und seiner kirchlichen Stellung in Ausgleich zu setzen mußte. Sein Schüler war Giannozzo Manetti, der mit Roberto de' Rossi, Rinaldo degli Albizzi, Palla de' Strozzi und anderen zu den ersten aus altbligen Florentiner Geschlechtern gehörte, welche sich den humanistischen Studien hingaben. Erst mit 25 Jahren war er zur Erlernung des Lateinischen gelangt; aber um so größer war sein Eifer, so daß er sich nur fünf Stunden Nachtruhe gönnte, um unausgesetzt den Studien zu leben.

Ferner gehörte zu diesem Kreise Lionardo Bruni aus Arezzo, der sich durch seine Uebersetzungen griechischer Klassiker hohes Verdienst erwarb und nachmals die Stelle des Staatskanzlers in Florenz bekleidete. Oft kamen angesehene Fremde, Franzosen und selbst Spanier nach Florenz, um den berühmten Mann nur von ferne bewundern zu können, wenn er ernst und majestätisch in seinem langen rothen Mantel durch die Straßen schritt. Sein Nachfolger im Staatssecretariat war Carlo Marsuppini, ein Mann von völlig antiker Gesinnung, dem trotz seines offenkundigen Heidenthums, in welchem er Beichte und Abendmahl verschmähte, gleich seinem Vorgänger noch auf der Todtenbahre die Ehre der Vorbeerkrönung und die Bestattung in Santa Croce, dem Pantheon florentinischen Ruhmes, zu Theil ward. Beide erhielten, jener durch Bernardo Rossellino, dieser durch Desiderio da Settignano, jene herrlichen Grabmäler, in welchen die Feinheit und Amuth antiker Ornamentik mit der großartigen Energie florentinischer Charakteristik sich harmonisch verbindet.

Vor Allem sind dann die Mediceer selbst zu nennen, voran der große Cosimo, dem man mit Recht den Ehrennamen „Vater des Vaterlandes“ gab, ein Mann von antiker Hoheit der Gesinnung. Seitdem er 1434 aus der Verbannung zurückgekehrt war, herrschte er, mächtiger und ungeschwächter als einst Perikles über Athen, über die schöne Arnostadt, die durch ihn hauptsächlich ein zweites Athen, ein Wunder höchster Culturblüthe in Wissenschaften und Künsten wurde. Das fürstengleiche Vermögen, das ihn zum reichsten Privatmann Italiens machte — sein Vater Giudaanni hatte bei seinem Tode 1428 bereits ein Vermögen von 180,000 Goldgulden hinterlassen, sein Bruder Lorenzo, der 1440 starb, hinterließ allein über 235,000 Gulden! — verwendete er zum öffentlichen Besten, als wären es Staatsgelder, die ihm zur Verwaltung anvertraut

wären. Nie ist ein Privatvermögen mit so hohem Sinn für die öffentliche Wohlfahrt, für die Förderung der höchsten geistigen Interessen in Wissenschaft, Literatur und Kunst verwendet worden. In Cosimo lebte jener mächtige Monumentalsinn, das schönste Erbtheil italienischer Gesittung, der mit dem Ruhmsinn der Renaissance zusammenschloß und jene Welt von Denkmälern hervorgerufen hat, welche die Bewunderung noch der spätesten Geschlechter sein wird. Was die Architekten, Bildhauer und Maler, begeistert von der neu entdeckten Herrlichkeit der Antike, zu schaffen vermochten, erhielt durch ihn lebendige Pflege. Aber mit demselben Eifer begünstigte er das vielseitige wissenschaftliche Streben der Zeit, und seine weiten kaufmännischen Weltverbindungen, die bis in den fernen Norden und in den Orient reichten, benutzte er zur Herbeischaffung von Handschriften antiker Autoren, besoldete reichlich gelehrte Abschreiber und begründete dadurch die Bibliothek von S. Marco, die erste öffentliche Büchersammlung der neuen Zeit. Zugleich berief er Lehrer, belohnte Kritiker und Dichter, ermunterte die Schriftsteller und begründete jene platonische Akademie, welche im Gegensatz zu der vertrockneten Gelehrsamkeit der mittelalterlichen Universitäten, die freie Wissenschaft des Humanismus pflegen sollte. Ebenso legte er im Garten von S. Marco die erste moderne Kunstsammlung an, indem er antike Statuen, Büsten und Reliefs zusammenbrachte und den jungen Künstlern zum Studium zugänglich machte. Dort hat noch ein Michelangelo die ersten Eindrücke antiker Kunst empfangen.

Als sein Sohn, der kränkliche Piero, bald nach dem Vater gestorben war (1469), trat Cosimos jugendlicher Enkel Lorenzo der Erlauchte, in die Fußstapfen des Großvaters und setzte in demselben edlen Sinn die hohen Bestrebungen seines Hauses fort. Durch die ersten Humanisten der Zeit erzogen, nahm er thätigen Antheil auch an den literarischen Bestrebungen, ja seine Sonette, Tanzlieder, Canzonen gehören zu den besten poetischen Leistungen der Zeit. Die öffentlichen Kunstunternehmungen fanden auch an ihm lebendige Förderung; man berechnete damals, daß die Medici in wenig mehr als dreißig Jahren für Bauten, Almosen und andere öffentliche Zwecke mehr als 663,000 Goldgulden ausgegeben hatten, eine für jene Zeit ungeheure Summe.

Neben dieser Reihe ernster Charaktervoller Männer sollte es aber der neuen Bewegung auch nicht an einer Anzahl genial übermüthiger, leichtfertiger, ja vielfach nichtsnutziger Elemente fehlen, die in ihrer auf's Aeußerste getriebenen Eitelkeit, Unmaßung und Frechheit die Fahne des Humanismus mit dem Makel inhumaner Gesinnung besleckten. Dahin gehört vor Allem Poggio, den man trotz seiner großen Verdienste um Auffindung und Verbreitung der klassischen Schriftsteller mit Recht einen literarischen Gassenbuben genannt hat, der aber trotzdem 40 Jahre als Secretär an der päpstlichen Curie angestellt war. Er und seine Ge-

sinnungsgeoffen versammelten sich Abends in einem Gemach des Vatican, dem sie den schönen Namen des Bugiale (der Lügenfabrik) gaben; hier erheiterten sie sich durch Erzählen skandalöser Klatschgeschichten und lasciver Anekdoten, und dieselbe Hand, welche am Tage sich zu Abfassung feierlicher Breves und Bullen hergab, scheute sich nicht, solche Unsittlichkeiten in den Facetien niederzulegen und zu veröffentlichen. Womöglich noch schamloser war Filelfo, der in seinen Satiren und „mailändischen Gastmählern“ ebenfalls im Obscönen sich mit Lust erging, gleichwol nicht bloß an den Höfen zu Mailand und Neapel mit großen Ehren aufgenommen ward, sich der Gunst Papst Nikolaus des Fünften erfreute, sondern auch als angesehenener Lehrer nach Florenz berufen wurde. Auch Beccadelli gehört in diese Reihe, dessen unzüchtiger „Hermaphroditus“ sogar in den geistreichen Circeln am Hofe zu Neapel zu allgemeinem Ergözen vorgelesen wurde.

Nicht minder lasciv sind die Liebesbriefe und die schlüpfrige Novelle Euryalus und Lucrezia von Eneas Sylvius Piccolomini, der nachmals als Papst Pius II. den Stuhl des Statthalters Christi bestieg. Und doch: schlimmer als diese Obscönitäten sind die Invectiven dieser literarischen Freibeuter, mit welchen nicht nur der Eine den Andern durch die schamlosen Anschuldigungen ruchloster Laster zu brandmarken suchte, sondern mit denen sie als wegelagernde Buschklepper jeden ehrlichen Mann bezudelten, der sich nicht zu einem Geldopfer entschließen mochte. Sie waren aber so gefürchtet wegen der Gewandtheit und Gewissenlosigkeit ihrer Feder, daß Jedermann, daß selbst die gebildetsten und mächtigsten Fürsten sich durch freigebige Spenden ihrer zu versichern suchten. Dazu kam noch etwas Anderes. Hatte der fromme Christ des Mittelalters Auferstehung des Fleisches in einem besseren Jenseits gehofft, so blieb zwar von diesen christlichen Ueberzeugungen Manches auch jetzt in Kraft: aber weit mächtiger war in den Menschen der Renaissance die Sehnsucht nach Ruhm, nach Unsterblichkeit des Namens. Diese setzten sie selbst über die Unsterblichkeit der Seele. Die Literaten aber, und mit ihnen die ganze gebildete Welt, waren überzeugt, daß es in ihrer Hand allein liege, diese Unsterblichkeit zu verleihen. So erhoben sie denn überall von der Freigebigkeit der Fürsten, Vornehmen und Reichen eine Art von Unsterblichkeitssteuer, für welche sie den Ruhm des zu Feiernden durch widerwärtige Schmeicheleien bis in den Himmel erhoben. Entstand aber ein Bruch des guten Einvernehmens, dann hinderte kein Schamgefühl den Speichellecker, seine Lobsprüche in die giftigsten Verleumdungen umzukehren. Troßdem stand die ganze Zeit so völlig unter dem Zauber des Humanismus, daß auch seine unwürdigsten Vertreter von den erlauchtesten Fürsten umworben und zu dauerndem Aufenthalt an den Hof berufen wurden.

Dies ohne Frage ist die tiefste Schattenseite im Bilde des italienischen

Humanismus, weil hier die Charakterlosigkeit bis zur Ruchlosigkeit sich steigert. Dagegen dürfen wir die so oft gebrandmarkte Obscönität mancher literarischen Producte nicht so hart beurtheilen, wie es gemeiniglich geschieht. Vergessen wir vor Allem nicht den derberen Charakter jener Zeiten, die noch nicht die heutige sittliche Verfeinerung, auch noch nicht die heutige Prüderie kannten. Alles war natürlicher, und vollends im Süden wurden, wie heute noch, die natürlichsten Dinge mit einer Offenheit behandelt, die uns Modernen als Cynismus erscheint. Sollen wir an die Derbheiten Shakespeares, an Brantôme und die hochgebildete Schwester Franz I. Margaretha von Navarra, an so manche andere Erscheinungen erinnern? Vollends bei südlichen Nationen ist ein Hang zu jedem frivolen Spiel mit den sittlichen Gewalten stets vorherrschend gewesen; wenn aber die Invectiven, Satiren, Epigramme, Facetien der italienischen Humanisten oft das Lascivste und Obscönste nicht scheuen, so haben wir dies um so mehr als — freilich sehr übermüthiges Spiel des Geistes und der Laune aufzufassen, als diese Dinge in einer Sprache geschrieben wurden, die damals nur den Gelehrten und wenigen Hochgebildeten zugänglich war. Dessenliches Aergerniß wurde also nicht dadurch gegeben, verderblicher, entsittlichender Einfluß auf die Massen, namentlich auf die Jugend war davon nicht zu befürchten. Warnt doch der freche Beccadelli im Eingange seines Hermaphroditus die ehrbaren Matronen und die züchtigen Jungfrauen, dem Buche fern zu bleiben!

Die Kirche selbst verhielt sich dagegen passiv, denn es hing bei ihr von jeher mit der Werkheiligkeit zusammen, daß sie den Gesinnungen wenig nachforschte, wenn nur die äußeren Gebräuche beachtet und das kirchliche Decorum gewahrt wurde. Wol erhoben die Mönche einen Sturm gegen den Hermaphroditus und verbrannten jedes Exemplar, dessen sie habhaft werden konnten; aber es fragt sich, ob dieser Eifer gegen gewisse Werke der Humanisten nicht vielmehr dem Umstande entsprang, daß meistens in denselben die Laster der Klostergeistlichkeit die Zielscheibe des Spottes bildeten.

So wird man denn auch bei einem Urtheil über die Sittlichkeit jener Zeit sich hüten müssen an alle widernatürlichen Laster zu glauben, welche die literarischen Widersacher einander in den Invectiven vorwerfen.

Dennoch bleibt in einem Volke von sinnlichem Temperamente und in einer Zeit noch ungezügelter, durch höhere Sitte wenig gedämpfter Naturkraft genug des sittlich Verwerflichen übrig. Aber ehe wir ohne Weiteres den Humanismus dafür verantwortlich machen, erinnern wir uns lieber daran, daß das spätere Mittelalter, auch bei uns im Norden, namentlich in den Klöstern zahllose Beispiele großer sittlicher Verderbniß bietet, und daran war doch das klassische Alterthum völlig unschuldig. Ebenso gibt es schon im frühen Mittelalter bei Chaucer in den *Canterbury tales* bekanntlich Dinge, die den besten Schilderungen eines Boccaccio

ebenbürtig sind. Doch wollen wir nicht in Abrede stellen, daß die Entfesselung des Subjects auch ihre Schattenseiten hatte, und daß mit den großen Tugenden und edlen Inspirationen auch die Fehler, Laster und Verbrechen des von allen Banden der Autorität gelösten Individuums freien Spielraum erlangten. Zieht man die Summe der Erscheinungen dieser wunderbar erregten Zeit, so ist des Herrlichen, menschlich Schönen und Guten eine solche Fülle, daß man die einzelnen Schatten in diesem glänzenden Bilde gern in den Kauf nimmt. Wer möchte unsere klassische Literatur bloß nach Ardinghello oder der Hildegard Heineses oder gar nach Schlegels Lucinde beurtheilen?

Trotz mancher Mißklänge wird die Betrachtung des hohen Idealismus, der in der Welt des klassischen Alterthums sein Höchstes fand und mit wahrhaft religiöser Inbrunst die vergessenen Werke der Alten an's Licht zu ziehen suchte, stets von Neuem das Gemüth der nachgeborenen Geschlechter, die mühelos dieser Wohlthaten sich erfreuen dürfen, mit Bewunderung erfüllen. Und welche Schwierigkeiten galt es damals zu überwinden! Ein unablässiges, mit Opfern jeder Art verknüpftes Suchen in den Klosterbibliotheken von ganz Europa begann schon seit Petrarca; einzelne glückliche Funde spornten den Wettstreit immer mehr an. Wie oft aber wurde man durch täuschende Nachrichten irre geführt, wie durch jenen dänischen Mönch, der von den im Kloster Soroe bei Koeskilde vorhandenen vollständigen Dekaden des Livius berichtete! Von dem Zustande der Wissenschaften in den Klöstern erhält man solche Schilderungen, daß man erkennt, wie hohe Zeit es war, was von den antiken Autoren noch vorhanden, dem sichern Untergange zu entreißen. In Monte Cassino fand Boccaccio die Klosterbibliothek in einem offenen Raume, der weder durch Thüre noch Schloß geschützt war, die Codices in wilder Unordnung und durch arge Verstümmelungen verlegt. In ähnlicher Verfassung traf Poggio die berühmte Bibliothek in St. Gallen: die Bücher lagen in einem dunklen Thurmzimmer wüst unter Staub und Schutt durcheinander. Wenn das in den angesehensten, ehemals durch Wissenschaft hervorragenden Klöstern der Fall war, wie mochte es dann an anderen Orten aussehen! Die Manuscripte, welche der Fleiß der Mönche des neunten, zehnten und elften Jahrhunderts sorgsam hergestellt hatte, waren in den späteren Zeiten oft auf rohste Weise zerstört oder verstümmelt worden. Ganze Pergamentlagen fehlten oder wurden benützt, um mit abgeschmackten Legenden, Wundergeschichten und andern Erzeugnissen mittelalterlicher Geistesäde die Werke der erlauchtsten Autoren des Alterthums zu bedecken. Wie oft hat man selbst in unseren Zeiten noch aus solchen Palimpsesten die ursprünglichen Denkmale wieder an's Licht gezogen! Hatte man nun unter Moder und Staub glücklich einen alten Klassiker entdeckt, so galt es mit List und Ueberredung ihn entweder zu entführen oder, wo dies nicht anging, ihn selbst zu copiren. So schrieb Poggio

in 32 Tagen unablässiger Arbeit den Quinctilian ab, den er in St. Gallen zu finden so glücklich gewesen war. Auch den Vitruv soll er ebendort wieder entdeckt haben. Unausgesetzt war er bemüht, seine Nachforschungen selbst auf die fernsten Länder auszudehnen; ließ er doch selbst in Portugal und Dänemark nach alten Autoren suchen.

Die neuen Funde theilte man sich dann gegenseitig durch Abschriften mit; es entstand ein Vergleichen der Handschriften, eine Textkritik, durch deren mühsames Arbeiten uns die Klassiker erst in lesbarer Form wieder geboren sind.

Die antiken Autoren kennen zu lernen und zu besitzen, war die größte Leidenschaft des Jahrhunderts; ihr brachte man jedes Opfer. Beccadelli zahlte dem Poggio für einen Livius 120 Zecchinen und verkaufte ein Landgütchen, um sich diese Summe zu verschaffen. Niccoli hatte, wie wir gesehen, seine eigene ansehnliche Bibliothek größtentheils durch eigenhändiges Abschreiben gewonnen. Cosimo Medici übernahm nach dem Testament des Besitzers diese Sammlung und wendete 36,000 Zecchinen auf, um im Kloster von San Marco sie als öffentliche Bibliothek einrichten zu lassen. Um sie zu vermehren, ließ er bedeutende Ankäufe an verschiedenen Orten machen und bestellte Tommaso Parentucelli, der später als Nikolaus V. den päpstlichen Stuhl bestieg, zum Bibliothekar. Als Cosimo die von ihm gegründete Badia bei Fiesole ebenfalls mit einer Bibliothek ausstatten wollte und doch keine Möglichkeit sah, die Bücher alle zu kaufen, bestellte er 45 Abschreiber, welche in 22 Monaten eine Bibliothek von 200 Bänden herstellten.

§ Für solche Ausgaben war die mediceische Bank stets auf's Freigebigste zur Verfügung. Auch die alle Länder umfassenden Handelsverbindungen des mediceischen Hauses wurden benutzt, um werthvolle Manuscripte aus der Ferne herbeizuschaffen. An allen Fürstenhöfen, in allen vornehmen Familien entstand ein Wetteifer in Erwerbung von Büchern; kein gebildetes Haus wollte ferner ohne eine Bibliothek sein.

Die deutsche Erfindung der Buchdruckerkunst, welche für Deutschland von so hoher Bedeutung ward und sich als wichtige Bundesgenossin der Reformation erwies, war für Italien und sein Verhältniß zum Humanismus bei Weitem nicht so durchgreifend. Denn der bürgerlich-volksstümlichen Bewegung in Deutschland gegenüber trug hier die neue wissenschaftliche Richtung einen überwiegend exclusiv-aristokratischen Charakter, und als zuerst Sweynheim und Pannartz 1464 die Kunst des Bucherdruckes nach dem Kloster Subiaco und dann nach Rom, Johann von Speyer sie 1469 nach Venedig übertrug, war der Sieg des Humanismus längst entschieden. Wol wurde nun Venedig durch Albus Manutius und den Florentiner de' Giunti der Vorort für den italienischen Buchdruck und Buchhandel und trug durch die musterhaft typographisch hergestellten Ausgaben zur weiteren Verbreitung der antiken Klassiker wesentlich bei: allein es fehlte nicht

an Bücherfreunden, welche mit einer gewissen Verachtung auf solche gedruckte Werke herabsehen und in ihren Bibliotheken nur geschriebene Codices duldeten. Der Werth der Bücher stand im Verhältniß zu den Mühen, Schwierigkeiten und Opfern, mit welchen man sich dieselben verschafft hatte.

In großartiger Weise betrieb der ehemalige mediceische Bücherwart diese Tendenzen, als er auf den päpstlichen Stuhl gelangt war. Er hatte seine eigenen Agenten, die mit der Macht des päpstlichen Ansehens ausgerüstet, durch die Länder zogen, um Bücher aufzutreiben. Bis in den skandinavischen Norden reichten diese Missionen. Nicht minder ließ er in Griechenland und Kleinasien eine große Anzahl griechischer Klassiker aufkaufen, überall hatte er eine ganze Anzahl von Schreibern zum Copiren von Manuscripten und so wurde er der eigentliche Begründer der vaticanischen Bibliothek, die bei seinem Tode auf 5000, von Anderen sogar auf 9000 Bände angeschlagen wurde. Sie bilden den Grundstock der Vaticana und zeugen in ihrer prachtvollen Ausstattung und den vornehmen Einbänden in carmoisinrothem Sammet mit silbernen Spangen und Beschlägen von der liebevollen Fürsorge, welche diese Schätze gesammelt hat. Gegen 40,000 Scudi soll der Papst bloß für Bücher ausgegeben haben. Auch einzelne Gelehrte reisten namentlich nach Byzanz, um dort die griechische Sprache zu erlernen, deren Kenntniß in Italien gegen Ende des Mittelalters so gut wie ausgestorben war. Sie brachten dann ansehnliche Bücherschätze als kostbarste Beute zurück.

So Aurispa, der nicht weniger als 238 Handschriften antiker Schriftsteller entführte; so kurze Zeit darauf Filelso, so Guarino von Verona, der das Unglück hatte, einen Theil seiner griechischen Bücher auf der See einzubüßen, und der darüber vor Kummer ergraut sein soll. Zu den bedeutendsten Büchersammlern gehörte dann der aus Griechenland stammende Cardinal Bessarion, der für die Sammlung einer Bibliothek von 600 Bänden gegen 30,000 Goldscudi ausgegeben hatte. Er vermachte diese ansehnliche Sammlung der venezianischen Republik, wo sie den Grundstock der späteren Bibliothek von S. Marco bildete.

Neben den Büchern fing man dann auch an, antike Kunstwerke aller Art, namentlich Münzen und Medaillen, Statuen, Büsten, Reliefs und Inschriften zu sammeln. Von dem Museum der Mediceer in Florenz war schon die Rede. Besonders aber machte sich um diesen Zweig der phantastische Cyriacus von Ancona verdient, den die unstete Wanderlust mehrmals nach Griechenland und den Inseln, nach Byzanz und Kleinasien, selbst bis Damaskus und nach Aegypten bis Alexandrien trieb. Ihm verdanken wir sogar die ersten Nachrichten über Athen und seine Denkmäler, die im Mittelalter völlig verschollen gewesen waren. Seine Schriften aber sind wie sein ganzes Treiben phantastisch unklar, geben indeß ein lebendiges Bild von der Mannichfaltigkeit der Bestrebungen jener Zeit.

Besonders suchte man nun überall nach Lehrern, welche als Führer in die antike Literatur dienen konnten. Die angesehenen Städte, Florenz an der Spitze, und die verschiedenen Fürstenhöfe wetteiferten, tüchtige Lehrer zu gewinnen. Diese wanderten dann oft von einer Stadt zur anderen, um die Kunde des klassischen Alterthums zu verbreiten, und nicht bloß die Jugend, sondern auch die reifen Männer, unter ihnen die angesehensten und vornehmsten, drängten sich zu den Lehrstühlen dieser Wanderprofessoren; ja nicht selten reisten die eifrigsten Schüler diesen von Stadt zu Stadt nach. Einer der ersten war Giovanni da Ravenna, in der Verehrung Petrarcas aufgewachsen, dem er längere Zeit als Abschreiber gedient hatte, ausgezeichnet durch ein merkwürdiges Gedächtniß, welches ihn die zwölf Eklogen seines Meisters in elf Tagen auswendig lernen ließ. Ihm verdanken wir die erste Ordnung und Herausgabe der unabsehbaren Reihe von Petrarcas familiären Briefen. Der Schule seines Meisters entwachsen, machte er sich auf die Wanderschaft, und wurde zuerst Kanzler am Hofe zu Carrara, denn fortan wurde es allgemein Sitte, für die Abfassung der Staatschriften gelehrte Humanisten zu gewinnen, damit jedes Aktenstück den Stempel ciceronianischer Latinität trage. Dann lehrte er abwechselnd in Padua, Venedig, Florenz und anderen Städten, erklärte den Cicero und die römischen Dichter und weckte überall den Sinn für das klassische Alterthum, für welches er seine Schüler wunderbar zu entflammen wußte.

In Florenz saßen Carlo Marzupini, Lionardo Bruni, Poggio, Traversari, Palla de' Strozzi und Roberto de' Rossi zu seinen Füßen, so daß man ihn den Vermittler zwischen Petrarca und der jüngeren Schule nennen kann. Wie die angesehensten, durch Bildung und Lebensstellung hervorragenden Männer reiferen Alters im Wetteifer mit der Jugend sich um die Lehrkanzeln dieser Humanisten drängten, hat uns auf's Anziehendste Benozzo Gozzoli in dem schönen Fresco zu S. Gimignano erzählt, das den h. Augustinus lehrend darstellt, in Wahrheit aber die treue Schilderung eines damaligen humanistischen Hörsaales ist.

Nicht minder wichtig war Manuel Chrysoloras als der erste Grieche, der in Italien als Lehrer auftrat. Vom byzantinischen Hofe nach Italien geschickt, um Hilfe gegen die Türken zu heischen, war er zwar in seiner politischen Mission unglücklich, hatte aber um so größere Erfolge als Lehrer, da er dem Heißhunger der Italiener nach Kenntniß der griechischen Sprache genügen konnte. Florenz berief ihn unter bedeutenden Anerbietungen, Alles strömte in seine Vorlesungen, und von da ab begann das seit Jahrhunderten erstorbene Studium der griechischen Literatur in Italien wieder heimisch zu werden. Auch in Rom, Padua, Mailand, Venedig lehrte er, und endlich begab er sich als Dolmetsch auf das Concil zu Constanz, wo er 1415 starb und bei den Dominikanern beerdigt wurde.

Zu den einflußreichsten Lehrern gehörte Johann Guarino von

Verona, der zuerst nach Florenz berufen wurde, dann aber am Hofe von Ferrara eine feste Stellung fand. Hier wirkte er nicht blos als Erzieher des Erbprinzen, sondern auch an der Hochschule als Lehrer, zu welchem von allen Seiten eine solche Schaar von Schülern strömte, daß man von ihm sagte, aus seiner Schule seien mehr gebildete Männer hervorgegangen, als Gewappnete aus dem trojanischen Kof. Bis in's höchste Alter — er starb 1460 als Neunzigjähriger — war er unermülich thätig, wie er denn kurz vor seinem Tode die Uebersetzung des Strabon vollendete. Neben ihm war Giovanni Aurispa am Hofe von Ferrara angestellt, freilich mehr als Grammatiker und Sammler. Vor Allem aber ist hier der edle Vittorino da Feltre zu nennen, der bei den Gonzaga zu Mantua mit rührender Hingabe sich dem Unterrichte der Jugend widmete. In der schönen Casa Gioiosa mit ihren Galerien, Spaziergängen und Hallen, ihren anmuthigen Höfen und Springbrunnen, welche der Markgraf ihm als Schulhaus erbaut hatte, erzog der kleine freundliche Mann nicht blos die Kinder der Vornehmen, sondern nahm zahlreiche talentvolle Knaben unentgeltlich auf, denen er neben dem Unterrichte auch Bücher, Kleider und Nahrung reichte. Wenn er dann, wie begreiflich, mit seinem Gehalt von dreihundert Gulden nicht auskam, legte der Markgraf dem trefflichen Manne gern das Fehlende zu. Auch die Prinzen wuchsen unter seiner Erziehung auf, und selbst die kleine Prinzessin wetteiferte mit ihren Brüdern im Erlernen des Lateinischen und Griechischen. Es gehörte damals durchaus zum guten Tone an den Höfen, die fürstlichen Kinder in die humanistische Bildung einführen zu lassen. Auch der edle Federigo da Montefeltro ging aus Vittorinos Schule hervor.

Wie überhaupt in den vornehmen Lebenskreisen die edelste Begeisterung für wissenschaftliche Studien immer mehr Eingang fand, dafür gibt es kaum einen glänzenderen Beleg, als Graf Pico von Mirandola, der alle Lodungen und Genüsse der Welt verachtete, um sich gelehrten Studien zu widmen. Er hatte auf allen Schulen nicht blos in Italien, sondern auch in Frankreich sich den Wissenschaften hingegeben und galt in seiner Zeit als ein Wunder von Gelehrsamkeit. Außer dem Lateinischen beherrschte er auch das Griechische; selbst das Hebräische und die abstracte Wissenschaft der Kabbala war ihm nicht fremd. Sein höchstes Lebensziel war, die Lehren Platons und Aristoteles' in Einklang zu bringen.

Neben den Sforza von Mailand, den Gonzaga von Mantua, den Este von Ferrara war namentlich der Hof des Königs Alfons von Neapel der Sitz humanistischer Bildung. Alfonso mußte den mit Gewalt erlangten Thron durch gewinnende Liebenswürdigkeit, durch Freigebigkeit gegen Gelehrte und Künstler, aber auch durch Verbesserung der öffentlichen Zustände, namentlich der Gesetzgebung zu befestigen. Von seiner Kunstpflege zeugt noch jetzt der prachtvolle marmorne Triumphbogen, er-

richtet zum Andenken seines siegreichen Einzugs in die eroberte Stadt, den er wie ein antiker Imperator auf vergoldetem Triumphwagen hielt. Die angesehensten Humanisten, einen Balla, Beccadelli, Jacius wußte er an seinen Hof zu fesseln, dessen üppiger Glanz und verschwenderisches Leben wunderbar mit der Lectüre des Seneca und Livius, sowie der Bibel durchflochten war. Trotz der Zerrüttung seiner Finanzen war Alfonso nicht bloß allen sinnlichen Freuden, sondern auch ernstern literarischen Bestrebungen mit ungetheiltem Interesse zugethan. Als Freund der Dialektik liebte er es, philosophische und theologische Disputationen zu veranstalten und sich gelegentlich selbst dabei einzumischen. Oftmals begab er sich zu Fuß in die Hörsäle der Gelehrten, um ihren Vorträgen zu lauschen. Antike Münzen und Medaillen sammelte er und erfreute sich an ihrer oftmaligen Betrachtung.

Noch entscheidender war es, daß durch Nikolaus V. der Humanismus selbst im Vatican seinen Einzug hielt. Wie dieser hochgebildete Papst als Bücherfreund der eigentliche Begründer der vaticanischen Bibliothek geworden ist, hörten wir schon. Wie freisinnig der Statthalter Christi und Nachfolger Petri über den Vorurtheilen seiner Zeit stand, beweist wol nichts so schlagend, als daß Lorenzo Balla, trotz seiner vernichtenden Schrift über die angebliche Constantinische Schenkung, an den römischen Hof berufen wurde. Auch Poggio hinderte seine weltbekannte Leichtfertigkeit nicht, unter acht Päpsten der römischen Curie zu dienen. Die reichen Erträgnisse des Jubeljahres von 1450 wurden von dem humanistisch gesinnten Papst völlig zu Befriedigung seiner beiden Leidenschaften für Bücher und Bauten verwendet. Gewaltig war der Plan, die ganze leoninische Vorstadt zu einer befestigten Burg des Papstthums zu gestalten, den vaticanischen Palast neu zu erbauen und selbst den Dom von St. Peter im Sinne des klassischen Alterthums herrlicher aufzuführen. Der große Theoretiker und Baumeister Leo Battista Alberti wurde nach Rom berufen, um dabei mitzuwirken; andere Florentiner, wie Bernardo und Antonio Rossellini und Baccio Pontelli führten die in ihrer Heimat neu erstandene klassische Baukunst nach der ewigen Stadt zurück. Alberti durfte dem Papst sein berühmtes Buch über die Architektur überreichen, den ersten Versuch einer wissenschaftlichen Begründung der neu erstandenen Baukunst. Wichtig war dem Papst besonders, Uebersetzungen der griechischen Autoren zu erlangen. Mit eigener Hand schenkte er dem Lorenzo Balla für seinen lateinischen Thukydides fünfhundert Scudi. Den Manetti berief er gegen einen Jahreslohn von sechshundert Scudi an den päpstlichen Hof; Filelfo suchte er ebenfalls zu gewinnen, und als dieser nach Neapel reiste, um dem Könige Alfonso seine Satiren zu überreichen, behielt der Papst ihn über eine Woche in Rom, um sich in den Genuß dieser literarischen Standalgeschichten zu vertiefen. Für diesen Genuß schenkte er dem Dichter bei seinem Abschied einen Beutel mit fünfhundert

Dukaten. Guarino erhielt sogar für zwei Theile seiner Uebersetzung des Strabon tausend Goldgulden. Der höchste Wunsch des Papstes aber war, eine würdige lateinische Uebertragung des Homer zu erhalten. Er hatte dafür Filelfo ausersehen, den er vom Herzog von Mailand losbitten und in Rom mit einem wohl eingerichteten Hause und einem einträglichen Landgute beschenken wollte. Außerdem erbot er sich, die enorme Summe von zehntausend Becchinen bei einem Banquier niederzulegen, die als Honorar bei Vollenbung der Arbeit dem Uebersetzer zufallen sollten. Es war ihm aber bei der kurzen Dauer seines Pontificats nicht beschieden, diesen höchsten literarischen Wunsch seines Lebens verwirklicht zu sehen, ebenso wenig als seine großartigen Baupläne über die bloßen Anfänge hinauskommen sollten.

Wenn man von vornehmen Passionen spricht, so hat nie eine Zeit edlere gehabt als die Epoche der Renaissance. Nie dürfen wir vergessen, daß wir dem opferfreudigen Enthusiasmus jener Männer das Meiste verdanken, dessen wir uns heute von klassischer Literatur erfreuen. Namentlich wäre gewiß beim Hereinbrechen der türkischen Barbarei über Konstantinopel der größte Theil der griechischen Autoren untergegangen, wenn nicht vorher schon durch den Eifer der italienischen Humanisten so Vieles gerettet worden wäre.

Was die eigene schöpferische Thätigkeit jener Gelehrten betrifft, die sich zugleich als Dichter, Philosophen, Geschichtsschreiber auszeichnen zu können glaubten, so werden hierüber die Ansichten vielleicht getheilt sein. Sehr Vieles erscheint uns nur als Schulexercitium geistreicher Männer, das damals den Kreis der Gelehrten und Gebildeten mit Entzücken und Bewunderung erfüllte. Ohne Frage findet sich darunter manches Treffliche, das auch jetzt noch dem tiefer Eindringenden von Werth ist; im Ganzen aber wird man es doch begreiflich finden, daß diese Literatur heute nur noch den Historiker fesselt. Am meisten stößt uns sowol in den poetischen als in den geschichtlichen Werken die naive Vermischung des Modernen, Christlichen mit dem antik heidnischen ab. Wenn die Helden des 15. Jahrhunderts nicht etwa mit denen der klassischen Zeit verglichen, sondern geradezu mit ihnen identificirt werden, so daß etwa ein Francesco Sforza den Namen des Hannibal erhält; wenn Christus als der Beherrscher des Olymps, der päpstliche Stuhl als Thron des olympischen Jupiter bezeichnet wird; wenn bei der Verkündigung Gabriels an die Madonna Mercur dem Erzengel nachschwebt, um an der Pforte zu lauschen und den versammelten Göttern Bericht zu erstatten; wenn Leo Battista Alberti ernsthaft die Frage erörtert, welchen Göttern man Tempel zu erbauen habe: so sind das Alles Dinge, welche jener Zeit nicht bloß natürlich, sondern auch schön und poetisch erschienen, uns aber den Eindruck barocker Travestie machen.

Daß unter solcher Vermischung heterogener Vorstellungskreise die

sittlich-religiöse Grundanschauung empfindliche Einbuße erleiden mußte, liegt auf der Hand. Ueber die Frivolität und Obscönität vieler Humanisten sprachen wir schon. Mit ihr verband sich dann ein religiöser Indifferentismus und eine Skepsis, welche dem Christenthum verderblich werden mußte. Vergessen wir aber nicht, wie die Kirche beschaffen war, von welcher sich nicht bloß die lockeren Spottvögel, sondern auch ernste sittliche Naturen mit Ekel abwendeten. Konnte man es geistvollen Männern verdenken, wenn das antike Heidenthum ihnen poetischer, idealer erschien, als jener mittelalterliche Fetischdienst, der die Innerlichkeit der Christuslehre längst in ein unwürdiges Spiel mit äußerlichem Formelkram umgewandelt hatte und die Phantasie der Menge mit den abgeschmackten Wundergeschichten der Legenden zu befriedigen suchte? Und wie es mit den äußeren Zuständen der Kirche ausjah, das ist oft genug geschildert worden; mehr als Alles mag allein der Hinweis auf jenes päpstliche Breve von 1488 genügen, welches den Geistlichen untersagte, Gast-, Spiel- und Bordellwirthschaften zu unterhalten.

Wie indeß die Gesinnung der Humanisten über kirchliche Dinge sein mochte, die Kirche drückte gern darüber ein Auge zu, wenn nur nach Außen kein Anstoß durch keckerische Gesinnung gegeben wurde. Daß es dennoch selbst in Italien von jeher tiefere Gemüther gab, welchen eine Reform der Kirche am Herzen lag, bewies schon im 12. Jahrhundert Arnold von Brescia. Auch mitten in dem glänzenden Leben, welches das wiedererwachte Alterthum mit sich brachte, erhob sich die gewaltige Gestalt des Bußepredigers Savonarola, der in die heitere Weltluft des medicischen Florenz seinen düsteren Schatten warf. Aber ihm wie seinem Vorgänger im 12. Jahrhundert war der Tod auf dem Scheiterhaufen beschieden (1498) und mit ihm erlosch für Jahrhunderte in Italien die Kraft, nach einer inneren Erneuerung des religiösen Lebens zu streben. Hier tritt recht deutlich der Gegensatz romanischen und germanischen Wesens uns entgegen. Während in Deutschland das ganze Ringen des Humanismus zuletzt sich in die große sittliche That der Reformation zusammendrängte, ließ man in Italien alle ähnlichen Bestrebungen fallen und begnügte sich mit der Wiedergeburt der Antike und der höchsten Verklärung des sinnlichen Lebens in einer Neugestaltung der bildenden Künste, wie sie seit den Zeiten der Griechen nicht erlebt war. Die deutsche Reformation und die italienische Kunst der Renaissance sind die beiden Factoren, aus welchen gemeinsam sich das Wunderbild einer geistigen Bewegung gestaltet, wie sie größer die Welt nicht gesehen.

Ehe wir aber zur Betrachtung dieser künstlerischen Entwicklung schreiten, haben wir uns noch weiter nach den Grundlagen umzuschauen, auf welchen dieselbe sich aufbaute. Hier tritt uns nun die zweite große Strömung der Zeit entgegen: neben der Hingabe an das klassische Alterthum der leidenschaftliche Zug zur Natur.

Im Mittelalter hatte ein Dichter, aus Wahn und Vorurtheil aller Art gewobener Schleier den Menschen die Natur verhüllt. Die Kirche hatte mit allen Mitteln den Geist einzelner Forscher, die jenen Schleier zu lüften wagten, unterdrückt, und die kühnen Bahnbrecher mit dem Scheiterhaufen bestraft. In Italien beginnt früher als anderswo die Reihe solcher Märtyrer der Wissenschaft, die wie im 13. Jahrhundert bereits Pietro von Abano und manche andere als Aerzte durch Anschluß an die Bestrebungen der Araber zu einer schärferen Beobachtung der Naturgesetze vordrangen.

Selbst das anatomische Studium des menschlichen Körpers mittelst Seciren der Leichen war durch Kirche und Sitte streng verpönt.

Man übertrug eine Anzahl einzelner unverständlicher und abgerissener Notizen aus dem Alterthum von Geschlecht zu Geschlecht, trug sie in Manuscripten, die als „Physiologus“ bezeichnet wurden, zusammen und kam nie auf den Gedanken, durch eigene Betrachtung die märchenhaften Fabeln selbst über das Zunächstliegende, über Thiere der eigenen Umgebung zu berichtigen. Auf der Natur lastete der Fluch, daß man, da das Walten ihrer Kräfte räthselhaft erschien und die Gesetze derselben nicht einmal geahnt wurden, sie von Dämonen und Gespenstern erfüllt wähnte.

Aber schon auf der Höhe des Mittelalters beginnt ein Umschwung, der sich im Leben, in der Literatur und Kunst bemerklich machte.

Mit dem Augenblick, wo die Culturpflege aus den Mauern der Klöster in die freien Städte, aus den Händen der Geistlichkeit in die der Laien übergeht, tritt jene Wendung ein. Selbst in der gothischen Architektur, die den höchsten kirchlichen Gedanken des Mittelalters verkörpert, beweist die Ornamentik die erste Rückkehr zur sinnigen Naturbetrachtung. Denn an die Stelle des seit Jahrhunderten wiederholten conventionellen Blattwerks, das sich aus dem Byzantinismus als letzter Nachklang des griechischen Akanthus vererbt hatte, tritt die liebevolle Nachbildung der heimischen Pflanzen- und Blumenwelt, so daß die ersten Herbarien, gleichsam in Stein gehauen, an den Kirchen des 13. und 14. Jahrhunderts prangen.

Denselben Natursinn finden wir dann in den Liedern unserer Minnesänger, in Italien aber am entschiedensten bei Dante.

Ueberraschend ist die Fülle und Schärfe der Naturbetrachtung des großen Dichters; ja man darf sagen: Natur und Menschenleben hat in ihm zuerst einen liebevollen und scharfsichtigen Beobachter gefunden. Und genau dieselbe Richtung läßt sich bei Giotto erkennen, der darin wie in der ganzen Geistesart dem Dichter der divina commedia innerlich verwandt erscheint.

Petrarca zeigt sich auch hierin wieder als der erste völlig moderne Mensch, denn bei ihm wird die Naturbetrachtung sogar schon zur sub-

jectiven Schwärmerei. Berühmt ist sein poetisches Einsiedlerleben im anmuthigen Thal von Vacluse, berühmter noch die Besteigung des Mont Ventoux bei Avignon.

Es ist wol die erste in bloßer Absicht auf Naturgenuß unternommene Bergbesteigung der modernen Zeit, obwol auch darin Dante ihm vorausgegangen war. Man empfindet deutlich die leidenschaftliche Sehnsucht des Jahrhunderts hindurch im Banne klösterlicher und städtischer Mauern festgehaltenen Menschen nach dem befreienden Luftzug erhabener Gebirgswelt. Rührend ist die Schilderung, wie der Dichter, nur von seinem Bruder begleitet, trotz aller Abmahnung eines alten Hirten, die unwegsame Wanderung unter großen Mühen bis auf den Gipfel fortsetzt. Wie er diesen dann erreicht hat, wirkt die unermessliche Aussicht auf ihn so, daß er, vollends durch eine Stelle aus dem h. Augustinus bestärkt, in sich einkehrt, seinen Lebenslauf überdenkt und neue Kraft zur Vollführung seiner geistigen Mission daraus schöpft. Zur vollen Naturschwärmerei wird dies Gefühl bei Aeneas Sylvius, der in seinen Schriften die lieblichen Thalgründe und Hügelketten seiner sienesischen Heimat, das zaubervolle Panorama vom Monte cabo, das bis zum Vorgebirge der Circe die herrliche wellenförmige reich abgestufte Ebene von Mittelitalien beherrscht, vor Allem die Villeggiatur auf dem Monte Amiata mit dem Blick eines Malers und der Empfindung eines Dichters schildert.

Wie oft hat dieser Papst in stillen Waldgründen beim Rieseln klarer Quellen, oder im Schatten uralter Riesenkastanien dem Consistorium präsidirt! Aber auch als aufmerksamer Beobachter der Welt, als Schilderer fremder Länder und Städte mit ihren Sitten und Einrichtungen hat Aeneas Sylvius, besonders auf seinen Reisen in Deutschland, sein Auge geübt und geschärft.

Seine Darstellungen Wiens, Basels, Braunschweigs und anderer deutschen Städte haben noch jetzt culturgeschichtlichen Werth. Auch darin war Petrarca vorausgegangen; wir wollen nur an seine anmuthige Schilderung des Johannisfestes in Köln erinnern.

Der ganze Norden bleibt auch hierin noch zurück, und Philipp de Comines dürfte der einzige und zugleich früheste Zeuge einer ähnlichen Richtung auf scharfes Beobachten und Erfassen der Zustände und Menschen sein. Um so wunderbarer gehen dort die Brüder van Eyck in der Entdeckung der landschaftlichen Schönheit und in der schärfsten Bildnißdarstellung der menschlichen Gestalt voraus.

Daß ein so tieferregtes Naturgefühl zugleich mit dem entschiedenen Streben nach wissenschaftlicher Erkenntniß der Natur zusammengeht, ist begreiflich. Es beginnt mit dem 15. Jahrhundert in Italien jene große Reihe von Entdeckungen und Erfindungen, welche auch auf diesem Gebiete die neue Zeit einleiten sollten. Gerade diese Bestrebungen kommen direct der künstlerischen Entwicklung zu Statten. So die mathematischen und

naturwissenschaftlichen Studien eines Luca Paccioli und Paolo Toscanelli, die namentlich für die Begründung der Perspective Bedeutendes leisteten. Der Letztere errichtete schon 1467 im Dom zu Florenz seinen berühmten Gnomon. Manchmal sind es Männer von universeller Anlage, welche die künstlerischen und wissenschaftlichen Richtungen in sich vereinigen. Leo Battista Alberti setzte seine Zeitgenossen durch Erfindung einer Camera obscura in Erstaunen, durch welche er bei Tageslicht und Abends bei künstlicher Beleuchtung die wunderbarsten Bilder schauen ließ. Lionardo da Vinci hat nicht bloß das Wesen der Malerei wissenschaftlich begründet, namentlich die Linear- und Luftperspective vervollkommnet, sondern auch Entdeckungen im Gebiete der Physik gemacht, die ihm einen Ehrenplatz unter den bahnbrechenden Männern der Wissenschaft anweisen. Auch im Gebiete der Mechanik und Hydraulik nahm er eine hervorragende Stellung ein. Michelangelo hat viele Jahre seines Lebens ausschließlich anatomischen Studien gewidmet.

Wenn so der einmal erregte Geist wissenschaftlicher Forschung das Einzelne des Naturlebens und die Gesamtheit der Erscheinungen zu ergründen suchte, so sollte dann auch von Italien der Anstoß zu jenen großen Entdeckungen ausgehen, durch welche die unklaren Vorstellungen der früheren Zeiten von der Gestalt der Erde einer richtigeren Erkenntniß Platz machten. Italien gehören alle jene kühnen Seefahrer an, die vom großen Columbus bis zu Amerigo Vespucci und Giovanni Caboto in das unbekannte Weltmeer vordrangen, um dort die vorausgesetzte und geahnte neue Welt zu entdecken. Wie durch diese Erweiterung des Schauplatzes der Erde alle Anschauungen einen durchgreifenden Umschwung erfuhren, bedarf nur kurzer Andeutung.

Für die italienische Kunst wurden diese Erforschungen und Entdeckungen die Quelle eines neuen Lebens. Was ihr von vornherein die hohe Ueberlegenheit über die gleichzeitigen Schöpfungen der Literatur verschafft, ist der Umstand, daß sie nicht so ausschließlich von dem Enthusiasmus für das klassische Alterthum hingerissen wurde, wie die Kreise der Gelehrten und Gebildeten. Der Künstler blieb noch lange durch den Kunstverband und die traditionelle Art der Kunstübung einer mehr handwerklichen Lebensstellung unterworfen. Für ihn existirten meistens die hochgelehrten lateinischen Werke der Literatoren nicht, und so wurde er nur ausnahmsweise in den antiken Rausch der höheren Lebenssphären hineingerissen. Daher kommt es, daß wir bis in den Ausgang des 14. Jahrhunderts bei den Malern die mittelalterlichen Anschauungen Dantes herrschend finden, die schon durch die Vulgärsprache und den Zusammenhang mit der kirchlichen Tradition volkstümlicher waren, als die gelehrten Bestrebungen eines Petrarca und seiner Nachfolger. Bis gegen 1420 läßt sich keine Spur vom Einfluß der humanistischen Ideenkreise in den Kunstwerken entdecken. Als dann die klassischen Studien

sich in immer weiterem Umfang ausbreiteten, wurden auch die Künstler von dem geistigen Fluidum, welches die Zeit ganz erfüllte, mächtig ergriffen. Und dies um so mehr, als jene Richtung auf die Natur, welche schon seit Giotto sich Bahn gebrochen hatte, durch die Wiederbelebung des Alterthums mächtige Förderung erfuhr. Der Drang nach Befreiung des Individuums führte nothwendig zum Triebe, die ganze Außenwelt wissenschaftlich zu erkennen und zu durchdringen; eine objective Betrachtung ist erst dem subjectiven Bewußtsein möglich. Erst wo dieses sich frei über seine Umgebung erhebt, die aufgedrungenen Maßstäbe der Tradition bei Seite wirft, ist ein Erkennen der Welt möglich. Dies führte nun gerade in Italien zu jener Reihe epochemachender Entdeckungen, die ohne den Geist der Renaissance gar nicht zu denken waren.

Zu den großen Bahnbrechern gehört Leo Battista Alberti, der, aus einer alten Florentiner Familie entsprossen, den humanistischen Bestrebungen seiner Zeit sich voll Begeisterung angeschlossen und als der Erste bezeichnet werden muß, der die neue wissenschaftliche Betrachtung der Dinge in das Gebiet der Kunst hineintrug. Nicht bloß über die Architektur verdanken wir ihm ein grundlegendes Werk, auch über die Malerei verfaßte er einen Tractat, der zum ersten Male eine wissenschaftliche Begründung dieser Kunst anstrebt. Welch ein Umschwung der Anschauungen, wenn man diese 1435 vollendete Schrift mit dem nicht lange vorher entstandenen Buche Cennino Cenninis vergleicht. Dort der vertrocknete Mechanismus einer absterbenden Kunst, die sich in Mittheilung handwerklicher Recepte genügt: hier das begeisterte Programm der Kunst einer neuen Zeit, die erfüllt ist vom Hauch des klassischen Alterthums, gefättigt von einer tiefen fast religiösen Schwärmerei für die Natur, vor Allem aber, durch den Einfluß platonischer Lehren bestärkt, als höchstes Ziel die vollkommene Wahrheit und Schönheit anstrebt. Hier ist der Punkt, von wo aus in die neue Kunstentwicklung die Resultate der humanistischen Studien als höchstes Lebenselement eindringen. Am Ende der Epoche sollte dann der große Leonardo da Vinci die wissenschaftlichen und künstlerischen Bestrebungen in der wunderbaren Universalität seines Geistes zum Abschluß bringen. Ueberall ist es wieder die machtvolle Größe einzelner zu den leuchtenden Sternen der Menschheit gehörenden Persönlichkeiten, durch deren Eingreifen auch in der Kunst das Höchste erreicht wird.

Keine Frage, im künstlerischen Leben sollte Italien das Ideal der Klassicität erreichen, welches im literarischen Schaffen durch den zu engen Anschluß an die antiken Vorbilder ausgeschlossen blieb. Es wurde das hohe Glück der Renaissancekunst, daß von den antiken Kunstwerken nur Trümmer, Bruchstücke, Einzelheiten erhalten waren. Genug, um die Phantasie mächtig anzuregen, um dem schaffenden Geiste Anhaltspunkte zu liefern: nicht genug, um die künstlerische Schöpfungskraft durch vollständige Muster in Fesseln zu schlagen. Und selbst diese Vorbilder galten nur für

Architektur und für Plastik; erst in zweiter Linie durch Vermittelung der Sculptur auch für die Malerei. So wurde die letztere von vornherein freier gestellt, konnte sich unbefangener der Natur als der höchsten Lehrmeisterin hingeben. Auch diesmal sollte, wie zu Niccolo und Giovanni Pisanos Zeiten, die Plastik der Malerei in der Entwicklung vorausgehen.

An die großen Namen Brunellesco, Donatello, Ghiberti knüpft sich die Neugestaltung der Kunst. Durch sie vor Allem behauptet auch jetzt Florenz die Hegemonie im künstlerischen Leben. Wie diese Männer, erregt von dem humanistischen Drange nach der Herrlichkeit des Alterthums, der Florenz erfüllte, sich begeistert in das Studium der antiken Ueberreste stürzen, wie sie in den Ruinen der römischen Campagna monatelang verweilen, mit Nachgraben, Zeichnen, Messen die alten Denkmäler sich zu eigen machen, so daß das Volk sie für Schatzgräber hielt; wie die bloße Kunde von Auffindung einer antiken Statue sie so erfaßt, daß sie stehenden Fußes eine meilenweite Wanderung antreten, um die Herrlichkeit zu schauen, davon und von manchen ähnlichen Zügen sind die Biographien Vasaris angefüllt. Zur Verwirklichung sollte das neue architektonische Ideal kommen, als Brunellesco 1420 in der Concurrnz von Baumeistern aller Länder um den Ausbau der Kuppel von S. Maria del Fiore den Sieg davontrug. Mit einer der riesigsten und kühnsten Constructionen aller Zeiten sollte die neue Bauweise ihren Siegeseinzug halten in die staunende Welt. Wie dieser große Meister dann für alle Hauptgestalten architektonischer Conception mustergültige Vorbilder hinstellt, für die flachgedeckte Basilika in S. Lorenzo und S. Spirito, für die kleinere Ordenskirche in der reizvollen Badia bei Fiesole, für die Centralanlage in Kapellenform in der poetischen Capella Pazzi und der Sakristei von S. Lorenzo, endlich für den Profanbau in dem gigantischen Palazzo Pitti und dem zierlicheren Palazzo Quaratesi, das kann hier nur angedeutet werden.

Die Saat, die er ausgestreut hatte, verbreitete sich wie auf Windesflügeln über ganz Italien. Von Mailand bis Neapel drang der Einfluß dieser edlen Florentiner Architektur. Der Ruhmsinn hatte daran weit größeren Antheil als die Religiosität. Ihm verdanken auch die zahlreichen köstlichen Grabmäler ihre Entstehung, die mit den Altären, Kanzeln, Sakristei-brunnen, Taufbecken und dergleichen Zeugniß von dem anmuthigen Zauber ablegen, mit welchem diese jugendlich frische Kunst das Gebiet der antiken Ornamentik aufzufassen wußte. Und, bemerkenswerth genug, ist mehr griechische Feinheit als römische Ueppigkeit in diesen Werken zu spüren. Leo Battista Alberti gab dann seiner Begeisterung für die Antike Ausdruck in dem an das Pantheon erinnernden Chor der Annunziata in Florenz und in dem marmornen Ruhmestempel von S. Francesco zu Rimini, welchen Sigismondo Malatesta für sich und

seine geliebte Sotta erbauen ließ. Bald darauf entstand der noch wohl-erhaltene Palast des edlen Federigo da Montefeltre zu Urbino, der vollkommene Typus einer Fürstenresidenz der Frührenaissance. Aeneas Sylvius aber ließ als Pius II. in seinem Geburtsort Corsignano eine vollständige Stadt mit päpstlichem Palast, Dom, Bescovado und anderen Palästen unter dem Namen Pienza erstehen.

Gleichen Schritt mit der Architektur hält die innig ihr verbundene Plastik. Für sie sind die Studien nach der Antike indeß während der Frührenaissance bei Weitem nicht so durchschlagend, als man denken sollte. Wol zeichnen Ghibertis Figuren namentlich an der berühmten zweiten Pforte des Baptisteriums zu Florenz sich durch weichen Fluß der Gewänder aus; aber er steht darin mehr unter dem Einfluß des Gewandstils der Giottisten und eines Andrea Pisano, als unter dem der markigeren antik römischen Plastik. Auch darf man die auf die Spitze getriebene Vorliebe für reiche, malerische Gruppierung, für perspectivische Vertiefung, landschaftliche und architektonische Hintergründe mehr als die letzte Ausbildung der im vierzehnten Jahrhundert für die Malerei üblichen Compositionsweise auffassen, als darin die Einwirkung des römischen Reliefstils erkennen. Aber die vollendete Durchbildung und Beseelung der Gestalten ist ein Ergebnis, das nicht ohne Einfluß der Antike erlangt wurde. Entscheidender greift Donatello in die Entwicklung der Plastik ein, indem er völlig mit dem Wohlklang mittelalterlichen Linienströmungs und giottistischer Anmuth bricht und im Streben nach schneidender Naturwahrheit und packender Gewalt des Ausdrucks bis an die äußerste Grenze geht. Charakteristik um jeden Preis, schärfste anatomische Richtigkeit, frappanteste Lebendigkeit herrschen in allen seinen Werken, kaum irgend eines derselben — etwa mit alleiniger Ausnahme der Verkündigung in S. Croce — läßt sich einen Zug von Anmuth und Schönheit zu Schulden kommen: so ausschließlich, ja einseitig herrscht ein herber männlicher Troß in seinem entschiedenen Realismus. Er zum ersten Mal behandelt die christlichen Stoffe ohne irgend ein religiöses Pathos, selbst in den Reliefs aus der Passionsgeschichte in S. Lorenzo klingt uns nur eine rein menschliche Empfindung mit voller dramatischer Macht entgegen. Am liebsten scheint er rein profane Themata zu behandeln; er ist denn auch der Erste, welcher in der Reiterstatue Gattamelatas zu Padua das Bild des modernen, bloß auf sich ruhenden Individualmenschen mit monumentaler Wucht zur Darstellung gebracht hat. Verocchio mit seinem Colleoni in Venedig folgt ihm darin nach.

Fragen wir, warum die Architektur und mehr noch die Plastik und Malerei sich so lebensvoll und eigenartig entfalten konnte, während die Literatur so streng an die antiken Vorbilder gebunden war, so kommt dabei die Natur der gestellten Aufgaben entscheidend in Betracht. In der Architektur kam es darauf an, den kirchlichen und profanen Bedürf-

nissen der Zeit zu genügen. Mochte man dabei auf antike Constructionen und namentlich auf die Fülle klassischer Ornamentik zurückgreifen: die Planform und Gesamtanlage, die Anordnung der Räume und der Aufbau empfangen ihr specifisch modernes Gepräge durch das praktische Erforderniß. Aehnlich war es mit Plastik und Malerei. Nur in vereinzelten Fällen traten Aufgaben aus dem Gebiet antiker Geschichte und Mythologie an sie heran, und auch diese werden dann oft noch völlig phantastisch und romantisch behandelt, wie z. B. das kleine Bildchen des Parisraubes von Benozzo Gozzoli in der Nationalgalerie zu London. Weit überwiegend ist während des ganzen fünfzehnten Jahrhunderts in beiden Künsten die Anzahl der kirchlichen Aufgaben; aber in Behandlung derselben ist nur selten ein specifisch kirchlicher Sinn zu spüren, und Naturen wie Fra Giovanni da Fiesole gehören zu den Ausnahmen der Zeit. Der Nachdruck der Darstellung und das Interesse der Künstler liegen fast ausschließlich auf dem künstlerischen Problem an sich, auf der naturalistischen Seite, die der ganzen Richtung der Zeit entgegen kam. Wenn bei alledem der extreme Realismus nur vereinzelt sich geltend macht, wenn Anmuth und Holdseligkeit sich oft so rein aussprechen wie bei Luca della Robbia und den Seinigen, so ist das der stärkste Beweis für den tiefen Schönheitsinn, der dem italienischen Volksgeist innewohnt.

Den vollen Eindruck der Zeitströmung gewinnen wir aber erst in der Malerei. Ihr waren seit der altchristlichen Epoche mit Nothwendigkeit die bedeutendsten Aufgaben zugefallen; sie zog aus der Befreiung des Individuums und dem naturalistischen Streben den größten Vortheil. Obwol auch ihr meistentheils kirchliche Themata gestellt werden in Altarbildern und weiträumigen Fresken für Kapellen, Sakristeien, Capitelsäle, so bleibt doch ein weltlicher Gedankengang und eine naturalistische Wiedergabe der Wirklichkeit dabei ihr Hauptziel. Die ganze Welt der Erscheinungen, vor Allem das Menschenleben in seiner inneren und äußeren Bewegtheit, von landschaftlicher oder architektonischer Umgebung eingefasst, ist ihr Gegenstand. Giotto hatte diesen Weg schon betreten, aber mit noch unzureichenden Kräften, mit der mangelhaften Naturerkenntniß seiner Zeit. Seine Werke verrathen nur ein geniales Ahnen, kein Verstehen der Natur. Aber die Sehnsucht nach einem tieferen Erfassen des menschlichen Organismus blieb fortan der Malerei eigen. Am Vorgange der Plastik, die zuerst dieses eindringende Studium nach den Mustern der antiken Kunst sich zu eigen machte, entzündete sich ein Wettstreit auch für die Malerei. Sie gewinnt dadurch eine plastische Richtung, die ihr während der ganzen Dauer der italienischen Renaissance als Grundlage verbleibt. Leo Battista Alberti ermahnt in seinem Traktat die Künstler, nicht bloß die äußere Erscheinung sich einzuprägen, sondern auch nach dem Skelet zu zeichnen.

Dazu kommen alle jene wissenschaftlichen Bestrebungen, welche auf

Ergründung der Linear- und Luftperspective, der Optik überhaupt, des Gesetzes der Verkürzungen gerichtet sind. Bei manchen Künstlern erkennt man deutlich, daß sie geflissentlich Themata auffuchen, welche ihnen die Darlegung ihrer Kenntnisse der Verkürzung, der Perspective gestatten; so vor Allem Paolo Uccelli, Melozzo da Forli, Mantegna. Auch das Studium des Nackten wird zum besonderen Gegenstand des Wettseifers. Welche ganz neue Physiognomie erlangt die Darstellung der letzten Dinge, der Auferstehung und des jüngsten Gerichts unter den Händen eines Signorelli, der seiner unerschöpflichen Lust an Schilderung der menschlichen Gestalt in solchen Werken mit Wonne den Zügel schießen läßt. Bringt doch selbst Michelangelo noch auf seinem Madonnenbilde in den Uffizien eine Anzahl nackter Figuren im Hintergrunde an, bloß um seine Kenntniß des menschlichen Körpers zu beweisen und seiner Freude an solchen Darstellungen zu genügen. Bei Szenen aus dem Jugendleben Christi oder der Madonna, oder auch bei legendarischen Stoffen überläßt man sich mit besonderer Lust dem Hange nach Schilderung der Wirklichkeit, und so werden dann die Vorgänge der heiligen Geschichte in die unmittelbare Gegenwart gerückt, indem die würdigen Männer, die anmuthigen Frauen und Jungfrauen des damaligen Italien wie ein theilnehmender Chor von Zuschauern der Handlung bewohnen. Bei Domenico Ghirlandajo namentlich weiß diese Lust an der bunten Mannichfaltigkeit der Welt sich kaum zu erschöpfen. Benozzo Gozzoli führt selbst in seinen Geschichten des alten Testaments die Florentiner seiner Zeit als Zuschauer ein. Auch dafür freilich hatte Giotto den ersten Anstoß gegeben.

Wenn diese Richtung, welche ideale Gestalten mit denen der umgebenden Wirklichkeit in unmittelbare Verbindung setzt, sich meistens auf einer Höhe hielt, wo der Realismus eine Läuterung zu edler Formvollendung gewinnt, so verdankte sie dies einerseits dem hohen Sinn der Künstler, sodann aber auch der feinen Bildung, die über das damalige Italien, namentlich über Florenz ausgegossen war und den Zeitformen den Charakter künstlerischer Anmuth aufprägte. Das hochentwickelte, in der Cultur der aufblühenden Renaissance herangewachsene Geschlecht der damaligen Italiener ist durch edle Naturanlage und humane Bildung weit überlegen den derben, unschönen Gestalten des nordischen Spießbürgerthums, welche wir auf den Werken der deutschen Künstler jener Zeit finden. Vor Allem aber hatte die Nation schon seit Cimabue und Duccio sich daran gewöhnt, dem künstlerischen Werk als solchem ihr Interesse zuzuwenden. Auch darin war sie in Folge des durchgebildeten Individualismus den nordischen Nationen weit überlegen. Wenn wir die Masse roher Arbeiten der deutschen Kunst aus der gleichen Epoche erwägen, so erkennen wir, daß bei uns nicht bloß die Künstler, sondern auch die Besteller mit der handwerklichen Mittelmäßigkeit sich gar zu oft genügen ließen. Dort war man zufrieden, wenn dem religiösen Be-

dürfniß entsprochen ward; hier stand hinter der kirchlichen Aufgabe als ungleich höhere Forderung die künstlerische Lösung. Es nahte die Zeit, wo das Religiöse sich in das menschlich Wahre und Schöne umsetzen sollte.

Mit der Darstellung des Menschen hielt die seiner Umgebung gleichen Schritt. Vor Allem regt sich mächtig das Gefühl für die landschaftliche Stimmung, wie wir es in den literarischen Schöpfungen schon seit Dante, ausgeprägter noch bei Petrarca finden. Was Giotto auf diesem Gebiete begonnen hatte, entfaltete sich jetzt aus zartem Keim zu lebensvoller Blüthe. Reiche Mittelgründe mit Bäumen und Sträuchern, mannichfach abgestuftes Hügelterrain bis zu den fernen Gebirgszügen gemahnt an die lieblichen Landschaften Toskanas und bezeugt die poetisch gehobene Stimmung, mit welcher auch diese Spiegelbilder der Wirklichkeit entworfen wurden.

Dazu gesellt sich dann eine Vorliebe für architektonische Gründe, für lustige Säulenhallen, stattliche Kuppelbauten, Triumphbögen und was sonst die Begeisterung für das klassische Alterthum verlangte.

Ueberall suchten die Maler Zeugniß davon abzulegen, wie lebhaft sie an dem neuen architektonischen Ideal Theil nahmen; zuerst noch in einer Vermischung mit den gothischen Formen, bald aber mit völliger Ausstoßung der letzten Reste mittelalterlicher Anschauung. Man schwelgt förmlich in dem Glück, die Säulenordnungen der Alten, den reichen plastischen Schmuck, Ueberreste antiker Reliefs an Wänden, Altären oder wo sonst sich irgend eine Gelegenheit bietet, anzuwenden. Als Hintergrund vollends einen schönen Kuppelbau oder auch ein paar römische Triumphbögen anzuordnen, ist ein Lieblingsgedanke der damaligen Kunst. Selbst Rafael hat in dem Kuppelbau seines Sposalizio noch dieser Sitte gehuldigt. Keine Frage, daß die Begeisterung für die Wirklichkeit und für das klassische Alterthum in den Schöpfungen dieser Epoche mit einer Ueberschwänglichkeit sich äußert, welche nicht selten eine Ueberfüllung herbeiführt, so daß Leo Battista Alberti, wahrscheinlich durch solche Wahrnehmungen veranlaßt, ganz besonders das Maßhalten einschärft und in der lateinischen Redaction seines Traktats die Anzahl der in einem Bilde darzustellenden Figuren gern auf zehn beschränken möchte. Aber man empfindet zugleich in dieser Fruchtbarkeit den ganzen Reichthum der Jugend, die ihr Füllhorn verschwenderisch ausschüttet, weil sie es für unerschöpflich hält.

Was der Malerei jener Epoche als höchstes Ziel vorschwebt, erkennen wir klar aus Albertis Traktat. Er bezeichnet das Historienbild als die eigentliche Aufgabe dieser Kunst, verlangt aber vom Künstler, daß er die ganze Welt der Erscheinungen studire, damit sein Werk durch Lebensfülle sich auszeichne. Ueberall weist er auf die Natur als die höchste Lehrmeisterin und tadelt jene Thoren, welche sich „nur an ihre eigenen Fehler gewöhnen“, indem sie das unablässige Studium der Natur hintansetzen. Eine Rüge, die offenbar die späten Giottisten im Auge hat,

bei welchen längst ein conventionelles Nachbeten überlieferter Formen eingeriffen war. Wenn die Gestalt eines würdigen bekannten Mannes in einem Geschichtsbilde sei, so werde diese eben durch die Kraft der Naturwahrheit die Aufmerksamkeit besonders fesseln. Mit welchem Eifer die Maler diesen Rath befolgt haben, davon zeugen die zahlreichen zeitgenössischen Bildnisse auf allen Compositionen jener Epoche. Dennoch ist Alberti weit entfernt, die gemeine Wirklichkeit zu empfehlen; vielmehr soll der Maler das Beste auswählen, denn das letzte Ziel der Kunst sei nicht äußere Naturtreue, sondern Schönheit. Um diese zu erreichen, soll der Maler unablässig das Leben beobachten und die einzelnen in der Wirklichkeit zerstreuten Elemente des Schönen zu verbinden suchen, indem er sie durch fleißiges Studium zu seinem geistigen Eigenthum macht. Daher verlangt er auch vom Künstler mehr als das gewöhnliche Maß technischer Bildung; er soll in allen schönen Künsten erfahren sein, eine wissenschaftliche Grundlage besitzen, namentlich die Geometrie kennen, die Werke der Dichter und Redner studiren und endlich sich edler Sitten und eines feinen Gefühles für Anstand und Schicklichkeit befleißigen. Man sieht, wie hoch Alberti den Beruf des Malers stellt; meint er doch sogar, der Architekt habe vom Maler seine Architrave, Säulen, Frieße, Vasen und die anderen Formen entlehnt: so hoch dachte jene Zeit von der Malerei.

Bezeichnend für den Standpunkt des Humanisten ist es, daß Alberti seine Beispiele meist dem klassischen Alterthum entlehnt, in dessen Kunstgeschichte er nach Maßgabe seiner Zeit sich wohl bewandert zeigt. Dagegen spricht er von der Malerei seiner Epoche sehr geringschätzig, und es ist, als habe er die Werke des großen Bahnbrechers Masaccio gar nicht gesehen, denn daß jener Masaccio, welchen er unter den hervorragenden Künstlern seiner Umgebung neben Brunellesco, Donatello, Ghiberti, Luca della Robbia rühmt, nicht der Maler, sondern der Bildhauer Maso di Bartolommeo sei, ist über allen Zweifel festgestellt. Da der Maler Masaccio in demselben Jahr, in welchem Alberti nach langer Verbannung in die Vaterstadt zurückkehrte (1428), fern von Florenz, wie es scheint in Rom, hingeshieden war, so mag sich daraus erklären, daß Leo Battista dem jung verstorbenen Meister, dem er persönlich nie begegnet war, noch keine Aufmerksamkeit geschenkt hatte, als er seinen Traktat verfaßte. Von den früheren Malern rühmt er nur einmal Giotto bei Gelegenheit der Navicella, die er mit Recht als ein Muster dramatischen Ausdrucks anführt. Daß im Uebrigen die Werke der abgelebten giottesken Schule, denen er grobe Verstöße gegen die Gesetze der Composition und schematisch conventionelles Wesen, vor Allem Mangel an Naturwahrheit vorwirft, neben den neuen plastischen Schöpfungen eines Ghiberti, Donatello, Luca della Robbia als greisenhafte Erzeugnisse einer absterbenden Kunst erscheinen mußten, liegt auf der Hand.

Und doch war bereits durch Masaccios bewunderungswerthe Fresken

in der Cappella Brancacci der Geist der neuen Kunst mit ihrem großen Naturfönn auch für die Malerei zur siegreichen Entfaltung gekommen. Die plastische Fülle der Gestalten verräth hier den Einfluß der Bildnerei; aber auch das Technische der Malerei zeigt den Fortschritt zum wirklichen Fresko (*buon fresco*), welches auf ein späteres *Retouchiren al secco* verzichtet und im Vollbesitz aller Kunstmittel seine Gestalten in greifbarer Lebenswahrheit auf die Flächen setzt. Die Tafelmalerei verharret zwar noch eine Weile bei der früheren Temperatechnik, obwohl auch sie durch größere Tiefe und Kraft, durch feinere perspectivische Abstufung der Töne dem Streben nach Naturwahrheit zu entsprechen sucht. Zur vollen Wirkung gelangte sie aber erst, als die durch die Brüder van Eyck in Flandern erfundene oder vielmehr vervollkommnete Delmalerei nach Italien drang.

Um dieselbe Zeit nämlich, als in Italien durch ein Zusammenwirken großer Meister die Neugestaltung des gesammten künstlerischen Schaffens sich vollzog, trat durch Hubert und Jan van Eyck ein ähnlicher Umschwung für die nordische Malerei in's Leben. Hier entwickelte sich die neue Kunstweise, völlig unberührt vom Hauch des klassischen Alterthums und des Humanismus, lediglich durch den tief in der Zeit liegenden Drang nach Naturwahrheit und Weltwirklichkeit. Während aber in Italien Architektur, Plastik und Malerei an dieser Neugestaltung theilnahmen, blieb im Norden die Baukunst und eine Zeit lang selbst die Bildnerei in den alten ausgetretenen Geleisen der absterbenden mittelalterlichen Kunst zurück, und die Malerei allein beschritt kühn die neue Bahn. Da nun obendrein die Wandmalerei schon während der gothischen Epoche zu Gunsten der glänzenden Glasmalerei verkümmert worden war, so concentrirte sich die ganze Thätigkeit auf die Tafelmalerei, die nun ihrerseits wieder den Wettkampf mit der Farbenpracht der Glasgemälde aufnahm. So wendete sich der ganze Scharfsinn jener großen Meister darauf, ein neues Bindemittel zu entdecken, oder vielmehr das bereits bekannte Bindemittel des Oeles so zu vervollkommen, daß fortan die Bilder durch eine früher nie erhörte Leuchtkraft, Gluth und Tiefe des Colorits den Beschauer entzückten und ihn mit der Täuschung der Wirklichkeit fesselten. Früher als selbst in Italien wurde, kraft dieser neuen technischen Prozesse, der Malerei die Möglichkeit verschafft, die ganze Fülle und Tiefe des Lebens mit unvergleichlicher Wahrheit zu schildern. Die Gestalten treten vor uns hin in dem reichen Kostüme der Zeit mit der vollen Pracht der Sammt- und Seidenstoffe, der Damastbrokate und der Pelzverbrämung, geschmückt mit Allem, was die Kunst der Goldschmiede an edlen Metallen, Perlen und Steinen aufzuwenden vermochte, und diese funkelnde, strahlende Stoffwelt wird mit einer staunenswerthen täuschenden Wahrheit dargestellt. Ebenso wird in der Erscheinung der Menschengestalt alles Individuelle bis in die kleinsten Falten und Runzeln der Haut mit einer Treue wiedergegeben, die fast mit der photographischen Genauigkeit wetteifert. Endlich ist die

Umgebung, seien es die Hallen einer Kirche, die trauliche Beschränkung des Wohnzimmers oder der weite Prospect städtischer Plätze und Straßen, mit einer Schärfe zur Anschauung gebracht, daß man nicht selten jetzt noch die geschilderten Monumente in der Wirklichkeit nachzuweisen vermag. Ueber alles das aber breitet sich der blaue Frühlingshimmel und wirft sein Licht über Landschaften, welche den Glanz des Lenzes in den frisch grünenden Gebüschen und den Wiesengründen mit ihren tausend Blumen, den üppigen Massen von Wald- und Fruchtbäumen empfinden läßt.

Während so die niederländische Malerei in ihren Meisterwerken die Einzeleristenz des Individuums und die Fülle des Naturlebens mit bewundernswürdiger Kraft schildert, aber bei ihrem der nordischen Sinnesrichtung eigenen liebevollen Versenken in's Detail sich nicht immer frei von Ueberladung und selbst von Kleinlichkeit hält, nimmt die italienische Malerei jene technischen Fortschritte zwar bereitwillig auf, verwendet sie aber in einem größeren Sinne zu Schöpfungen, denen allerdings jener feinste coloristische Reiz meistens abgeht, die aber dafür durch plastische Wucht und Größe des Stils, durch monumentale Würde zu fesseln wissen. Nur in einzelnen Fällen wird mit dem malerischen Zauber niederländischer Werke gewetteifert, und zwar hauptsächlich bei Meistern Oberitaliens: im Ganzen aber strebt die italienische Kunst nach einer Gesammtercheinung, in welcher alle drei Künste einander wechselseitig bedingen, fördern und tragen. So wird die italienische Kunst, und in erster Linie die Malerei, der höchste Ausdruck der gesammten Cultur, und namentlich letztere erfüllt in bewundernswerther Weise die Mission, die in Anmuth und Würde rein menschlicher Bildung glänzenden Gestalten, ja das gesammte Leben der italienischen Renaissancezeit zu freier Schönheit zu verklären.





Wilhelm Busch.

Von

Paul Lindau.

— Berlin. —

Wilhelm Busch ist für viele Leute, die seine lustigen Werke auswendig kennen, eine mythische Persönlichkeit. Er ist schon mehrfach todtgesagt worden, und man hat an seinen Tod geglaubt, weil man von seinem Leben so wenig weiß. Noch vor Kurzem war ich Zeuge einer lebhaften Debatte über das Sein oder Nichtsein des liebenswürdigen Freundes. Da wurde von einer Seite mit der vollsten Bestimmtheit behauptet, daß Wilhelm Busch seit 1872 ein stiller Mann und sein letztes Werk, welches er geschrieben, die „fromme Helene“ sei. Die sämtlichen späteren unter dem Namen von Wilhelm Busch erschienenen Schriften rührten von dessen Bruder her, der sich in den Stil und die Linien des selig Verschiedenen meisterhaft eingearbeitet habe und aus kaufmännischen Rücksichten den Irrthum aufrecht erhalte. Ich bemerkte noch, daß der Mann, der diese Fabel in bestem Glauben erzählte, ein literarisch bewandeter Mann und selbst Schriftsteller ist. Zu verwundern ist es allerdings nicht, daß solche abenteuerliche Geschichten erzählt werden und Glauben finden, denn von den deutschen Berühmtheiten gibt es wol keine einzige, die mit ihrer Person so wenig an die Oberfläche getreten wäre wie der Verfasser von „Mag und Moritz“. Nun, Wilhelm Busch lebt und er befindet sich gottlob recht wohl. Er verbringt den größten Theil des Jahres in vollster Abgeschiedenheit, in einem verlorenen Marktflecken der Provinz Hannover, in Wiedensahl, das nach Ritters geographischem Lexikon 828 Einwohner zählt, es bei der zunehmenden Bevölkerung aber inzwischen vielleicht auf 900 gebracht haben mag. Wiedensahl liegt zwischen Hannover und Minden, oder genauer

bezeichnet: zwischen Sachsenhagen und Petershagen am Schaumburger Walde; die nächste Station ist Stadthagen an der Köln-Mindener Eisenbahn. In diesem Flecken hat Wilhelm Busch auch das Licht der Welt erblickt und zwar im Jahre 1833. Seine erste Erziehung hat er bei seinem Oheim, einem hannoverschen Landgeistlichen, erhalten. Dem Verfasser des „heiligen Antonius“, des „Pater Filucius“ und der „frommen Helene“ wird auch jeder Kenner anmerken, daß er eine geistliche Erziehung genossen haben muß. Von seinem sonstigen Leben ist nichts Auffälliges zu berichten. Ursprünglich wollte er Ingenieur werden und besuchte vier Jahre lang die polytechnische Schule in Hannover; aber Neigung und Talent veranlaßten ihn bald zu dem Berufswechsel:

„Ein hoffnungsvoller junger Mann
Gewöhnt sich leicht das Malen an!“

— und Busch, der für die Malerei eine bedeutende Begabung mitbrachte, machte auf den Akademien zu Düsseldorf, Antwerpen und München ganz regelrechte Studien. Daß Busch ein ganz ungewöhnlich scharfes Auge für die Beobachtung der Form und eine seltsam gefügige Hand besitzt, zeigt jede seiner Zeichnungen. Spielend löst er die größten Schwierigkeiten. Es geht, wie man weiß, bei ihm gewöhnlich recht bunt her; seine Helden befinden sich meistens in Situationen drangvoller Art, die ihren Körperteilen gewaltfame und höchst unbequeme Stellungen anweisen; sie prügeln oder werden geprügelt, sie stolpern, fallen zc. zc. — und wie meisterlich sind alle diese Anomalien, die kacksten Verkürzungen, natürlich in's Komische übertrieben, wiedergegeben! Wie köstlich sind seine Thiere, die Enten, Raben, Frösche, Hunde! Man braucht sich nur einmal bei den Malern zu erkundigen, welches Ansehen Wilhelm Busch als Zeichner bei ihnen genießt.

Der Aufenthalt in München wurde für Wilhelm Busch und sein Wirken, dem er die große Popularität verdankt, entscheidend. Dort begann er im Jahre 1859 für die „Fliegenden Blätter“ einige seiner „Bilderbogen“ zu zeichnen; zunächst und hauptsächlich wol, weil es ihm selbst Spaß machte, sodann aber, weil dem jungen Maler die paar Gulden, die ihm der Verleger dafür zahlte, recht gelegen kamen. „Die paar Gulden“ ist wörtlich zu verstehen. Dem vor Kurzem verstorbenen Gründer und Verleger der „Fliegenden Blätter“ sind in allen Zeitungen die rühmlichsten Nekrologe gewidmet worden; nach dem, was ich von Wilhelm Busch selbst gehört habe, möchte ich die Hand in's Feuer darauf legen, daß keine dieser rühmlichen Nachrichten von dem Verfasser von „Max und Moriz“ herrührt. Busch hat für einige seiner beliebtesten „Bilderbogen“ und auch für „Max und Moriz“, das dem Verleger Tausende und aber Tausende eingebracht hat und immer noch einbringt, Honorare bezogen, die nicht nur in gar keinem Verhältnisse

zu dem Werthe der Sache stehen, sondern auch als Bezahlung für eine unglückliche Anfängerarbeit als ganz ungewöhnlich knapp bemessen bezeichnet werden müßten.

Die ersten Bilderbogen sind noch ziemlich ungefüge und von einer Derbheit, die bisweilen an Plumpheit streift, aber nichtsdestoweniger lassen dieselben doch die besondere Begabung des Zeichners für die Caricatur im eigentlichen Sinne des Wortes erkennen, — „Caricatur“ von dem spätlateinischen caricare = beladen abgeleitet, ist ja gerade wie die französische charge nichts anderes als Ueberladung des Charakteristischen. Die Wirkung der Bienenstiche in den Bogen „Die kleinen Honigdiebe“, „Der kleine Maler mit der großen Mappe“ zc., können als Beispiele dafür angeführt werden. Zu diesen und den folgenden Bogen hat der Zeichner den Text in Prosa geschrieben, und derselbe ist nicht besonders witzig. Aber schon auf den ersten Bogen mit dem Text in Versen: „Der Bauer und der Windmüller“ zeigen sich im Keime viele der charakteristischen Eigenschaften, die der Verfasser von „Max und Moritz“ zur höchsten Blüthe entwickeln sollte. Ich meine z. B. die pedantische Betonung des Selbstverständlichen. Wir sehen da den Esel, den der Bauer an die Flügel der Windmühle gebunden hatte, nachdem der Müller böshafter Weise die Mühle in Bewegung gesetzt hat, in die Luft steigen und den Bauern, der das Thier am Schwanz festhalten will, aber mit in die Höhe fliegt; und Busch erklärt diese unangenehme Situation mit den Worten:

„Am Schwanz hängt sich der Bauer an, Was ihm jedoch nichts helfen kann.“

Das ist schon der echte Busch. Ferner finden wir hier auch die Imitation der Naturlaute; z. B. als der Bauer die umgesägte Mühle umstürzt:

„Kacknack, da bricht die Mühle schon,“

— lauter Eigenthümlichkeiten, die bei der Analyse der verschiedenen Werke von Busch noch eingehender besprochen werden sollen. Immer freier und glücklicher entfaltet sich der Humor des Dichters und Zeichners in den späteren Blättern. Ich will nicht alle gelungenen hier anführen, nur im Fluge brauche ich an das „Nabenest“ („Zwei Naben, jung und heiter, Die tragen eine Leiter“), die „beiden Enten“, den „Schnuller“, das „naturgeschichtliche Alphabet“, die „bösen Buben von Korinth“ zc. zu erinnern. Alle diese und viele andere der Blätter, die zum großen Theil in den „Fliegenden Blättern“, zum Theil auch in „Ueber Land und Meer“ erschienen, sind unter dem Titel „Bilderbogen“ und „Bilderpossen“ später gesammelt erschienen.

Das erste größere Werk, das Busch zu Anfang der sechziger Jahre herausgab, „Max und Moritz“, ist zugleich eines seiner Meisterwerke geblieben. Diese „Bubengeschichte“, in welcher zwar nicht alle Streiche auf der gleichen Höhe stehen — die beiden letzten fallen merklich gegen die köstlichen, vorher geschilderten ab —, kann als Prototyp für die ganz eigen-

thümliche humoristische Production des Dichters und Zeichners gelten, die in der größten Vollendung, am einheitlichsten und ungetrübtesten meines Erachtens in „Haus Hudebein“ zum Vorschein kommt. Da ist kein schwacher Punkt, da ist der Humor in seiner unverminderten Fülle vom ersten bis zum letzten Worte aufrecht erhalten. Diese Rabengeschichte, so wie die beiden folgenden: „Das Rusterohr“ und „Das Bad am Samstagabend“ erschienen bei Eduard Hallberger in Stuttgart, an den sich Busch, der mit seinem früheren Verleger sehr unzufrieden war, gewandt hatte. Den relativ geringsten Erfolg hatte „Schnurrbiburr“, eine Bienengeschichte, obgleich diese, wenn man so sagen darf, in der Composition am kunstvollsten und geschlossensten ist und neben einigen ernsthafteren poetischen Stellen die gewünschten Ausgelassenheiten keineswegs vermissen läßt. Offenbar hat Busch, ein Bienenfreund und methodischer Bienenzüchter, gerade diese Geschichte mit besonderer Sorgfalt ausgearbeitet. Man sieht dies auch schon an den Zeichnungen, die zum Theil viel mehr ausgeführt sind als in seinen sonstigen Werken. Einen so niedlichen, hübschen und fertigen Kopf wie den der Christine Dralle hat Busch wol nicht wieder gezeichnet.

Die bisherigen Schriften und Zeichnungen von Busch waren durchaus harmloser Natur; in den nun folgenden zeigt sich aber auch eine satirische Ader und läßt sich eine Art von polemischer Tendenz gegen Bigotterie, Wundergläubigkeit, Particularismus u. s. w. erkennen. Die erste dieser Schriften, zugleich die vorzüglichste der Art, ist der „heilige Antonius“, eine der lustigsten und zugleich böshafteften Verspottungen der Wunderthäterei, die geschrieben sind. Hier zeigt sich auch eine Neuerung, die Busch nun noch öfter anwendet: die Einleitung mit den Klagen über die Schlechtigkeit und Sittenlosigkeit der Zeit, die verdorbenen Zeitungen, die Gründer und Juden, Theater zc. Ferner zeigt sich auch hier zum ersten Male eine unverhohlene Vorliebe des Humoristen für gewisse heikle Dinge, die man als „verheirathete Geschichten“ bezeichnen könnte. Das wird in den späteren Werken leider noch auffälliger — ich sage leider, denn es erhöht den Humor nicht und vermindert den Kreis der Zahl seiner Verehrer. Zu derselben Richtung gehören noch: „Die fromme Helene“, das erste Werk, das Busch bei seinem Freunde Baffermann in Heidelberg, der fortan sein einziger Verleger bleiben sollte, herausgab, und das jedenfalls zu seinen gelungensten Arbeiten mit gezählt werden darf; ferner die köstlichen „Particularisten“ die ihrem entthronten Landesherrn zum Geburtstag Eier schicken wollen, welche Eier unterwegs natürlich zerbrechen, und bei denen sich herausstellt, daß einige nicht ganz frisch gewesen sind, — worauf es dann von dem treuesten Anhänger des vertriebenen Fürstenhauses, dem braven Christian, Stinkel, im Texte weiter heißt:

„Hier schlich bei Seite Krischan Stinkel Und zwinkert mit dem Augenwinkel,
Und spricht zu seiner Frau Christine: „De sulen, Etine, dat sind mine!“

Am schärfsten tritt die satirische Tendenz im „Pater Filucius“ hervor. Es gehört nicht viel Scharfsinn dazu, um in diesem Gedichte eine politische Allegorie zu erkennen. Der brave Gottlieb Michael ist ohne Zweifel das deutsche Reich, das sich gegen seine Feinde: den Pater Filucius, die Ultramontanen, im Bunde mit dem widerwärtigen Hunde, dem borstigen Strupp, vermuthlich den particularistischen Kläffern, den Inter-Nazi, jedenfalls die internationalen Socialdemokraten, und den Jean Decoq, den Franzosen, respective das Ausland, zu wehren hat, und der zu seiner Vertheidigung den Wächter Fiebel, also die bewaffnete Macht, das Heer, den Meister Fiebel, die Schule, und den Bauer Bullerfiebel, also das Volk, herbeiruft.

Inzwischen erschien auch eine sehr ergögliche Paraphrase der alten „Jobfiade“, und es folgte dann das einzige Gedichtbuch von Wilhelm Busch ohne Bilder, „Kritik des Herzens“ genannt. Es sind zum Theil sehr ernsthaft, tief empfundene, reizende Gedichte, in der Auffassung fast sammt und sonders düster, beinahe pessimistisch, in der Form muthwillig, aus dem hohen in den niedern Ton überschlagend. Zwei kleine Dichtungen mögen als Probe hier angeführt werden:

„Sie stritten sich beim Wein herum,
Was das nun wieder wäre;
Das mit dem Darwin wär' gar zu dumm
Und wider die menschliche Ehre.
Sie tranken manchen Humper aus,
Sie stolpterten aus den Thüren,
Sie grunzten vernehmlich und kamen nach Haus
Getroffen auf allen Bieren.“

Das andere:

„Sie hat Nichts und du desgleichen;
Dennoch wollt ihr, wie ich sehe,
Zu dem Bund der heil'gen Ehe
Euch bereits die Hände reichen.
Kinder, seid ihr denn bei Sinnen?
Ueberlegt euch das Kapitel!
Ohne die gehör'gen Mittel
Soll man keinen Krieg beginnen.“

Das letzte Werk von Busch ist die Knopp-Trilogie. Der Dichter-Zeichner hat wie der Dichter-Componist seine kleine Trilogie schreiben wollen. Der erste Theil, „Abenteuer eines Junggesellen“, zeigt uns Knopp, der alte Bekannte aufsucht, um sich ein Weib zu holen, bis er endlich in seiner treuen Haushälterin, Dorothea Lideseff, die Seinige findet; der zweite Theil, „Herr und Frau Knopp“, schildert das erste Jahr der Ehe und endet mit der Geburt eines Mädchens; der dritte Theil, „Fulchen“,

erzählt uns das Leben dieses Mädchens bis zur Ehe und den Tod des braven Knopp.

„Na, jetzt hat er seine Ruh! Ratsch! Man zieht den Vorhang zu.“

Das sind die Werke von Wilhelm Busch in einer ganz kurzen oberflächlichen Charakteristik. Sehen wir uns, bevor wir dieselben eingehender prüfen, einmal den Verfasser an. Busch steht, wie man sich schon ausgerechnet haben wird, heute in der Mitte der vierziger Jahre. Er ist über mittelgroß, er hat ein ausnehmend kluges, ausdrucksvolles Gesicht, einen echten Malerkopf, wie ihn Freund Lenbach für „Nord und Süd“ meisterhaft gezeichnet hat. Das Porträt ist von einer sprechenden Ähnlichkeit. Lenbach hat es nicht versäumt, dem Humoristen das eine eigenthümlich zugekniffene Auge, das Alles sieht, Alles prüft und jede Lächerlichkeit in der Bewegung, jede Absonderlichkeit in den Linien des lieben Nächsten festhält, zu geben.

Busch verbringt fast alljährlich einige Wochen, bisweilen werden es auch ein paar Monate, in München und hat während der letzten Jahre in Lenbachs Atelier gemalt. Die eine Farbenskizze, die ich von ihm bei Hanfstängl in München gesehen habe, zeigt ein ganz entschiedenes, auch coloristisch merkwürdiges Talent. Mehr noch als meinen Augen traue ich aber in diesem Falle dem Urtheile Lenbachs, der Busch für einen hochbegabten Maler hält. Auch in der großen Stadt liebt Busch die Abgeschiedenheit. Nur im engsten Freundeskreise fühlt er sich wohl, und nur da lernt man ihn kennen. Sympathie und Antipathie sind bei ihm sehr stark entwickelt; er kann die Menschen entweder nicht ausstehen, oder er befreundet sich schnell. Wie reizende Stunden haben wir zu Dreien verbracht, Lenbach, Busch und meine Wenigkeit! Wie gemüthlich fühlten wir uns gleich von der ersten Stunde an zusammen, als wären wir langjährige Freunde! Wie mittheilsam, wie interessant war Busch, wie wenig entsprach er dem Bilde, das man mir von ihm gegeben hatte! In ganz ungezwungener Weise vertieft sich mit Busch die Unterhaltung auf der Stelle; man unterhält sich eben mit ihm und spricht nicht von den üblichen Banalitäten. Nicht einen Augenblick riß der Faden ab. Da wurde behauptet und gestritten, da ereiferten wir uns zu Dreien, und die Zeit flog dahin „im Sauseschritt“, bis der Kellner, der sich schon ein dutzendmal den Schlaf aus den Augen gerieben und durch allerhand Bewegungen, die von vorwurfsvollem Gestöhn begleitet waren, zu verstehen gegeben hatte, daß wir seit einigen Stunden die letzten Gäste im Local seien, uns schließlich mit nicht mißzuverstehenden Worten daran gemahnte, daß die fünfte Morgenstunde bereits geschlagen hätte.

In der Gesellschaft aber mit Leuten, die er wenig oder gar nicht kennt und die ihm nicht gefallen, ist Busch allerdings wortfarg und

unbehaglich, und daher hat der lebensfrische, anregende Künstler den Ruf eines menschenfeindlichen, ja verdroffenen Mannes.

Busch hält es nicht lange in der Großstadt aus. Er fühlt sich dort nicht bloß der Gesellschaft wegen nicht wohl; ein klares, ruhig erwägendes Bewußtsein treibt ihn nach dem selbstbewilligten Urlaube in die heimatliche Einsamkeit zurück. Er macht sich ganz klar, daß die großstädtischen nothwendigen Zerstreuungen und geselligen Pflichten ihm seine Zeit wegnehmen, die Stimmung verderben, seine Art abschleifen, daß er, der sich in dieser Beziehung nicht die nöthige Widerstandskraft zutraut, von dem starken Getriebe zerrieben werden würde, wie die bösen Buben Max und Moritz von der Mühle. Deshalb kehrt er, wenn er sich die Lungen voll großstädtischen Sauerstoffs gepumpt, im Verkehr mit einigen wenigen guten Freunden, namentlich mit Lenbach, sich einerseits gründlich ausgeschwächt, andererseits genügende Anregungen eingeheimst hat, um der Gefahr des Versimpelns zu entgehen, nach dem stillen Wiedenzug zurück, in das Haus seiner Schwester und seines Schwagers, des Ortsgeistlichen; und da lebt er für sich, hört und sieht wenig, bekümmert sich nicht um die tausend Scherereien, die die Großstadt in Aufregung versetzen, liest die „Bienenzeitung“ und züchtet Bienen. In dieser Specialität gilt er als Autorität und wird von den methodischen Bienenzüchtern sehr hoch gehalten. Die einzige Zeitung, die er durch Beiträge erfreut, ist die „Bienenzeitung“. Sein geistiger Consum ist bedeutend. Er liest die besten Bücher, namentlich philosophischen Inhalts; er ist ein durchgebildeter Schopenhauerianer. Wird ihm das Leben gar zu monoton, so fährt er nach Kassel hinüber und sieht sich in der Galerie die Niederländer an, die er über Alles liebt. Besonders schwärmt er für Brouwer, dem er auch in der „Kritik des Herzens“ ein Gedicht gewidmet hat:

„Sahst du das wunderbare Bild von Brouwer?“

Es zieht dich an wie ein Magnet.

Du lächelst wol, derweil ein Schauer

Durch deine Wirbelsäule geht etc.“

Die italienischen Maler bringen es bei ihm über den succès d'estime nicht hinaus. Als wir, Lenbach und ich, in München allerhand Lustschlösser bauten und unter Anderem auch eine gemeinsame Reise nach Italien planten, sagte ich zu Busch:

„Sie sollten doch mitkommen, oder kennen Sie Italien schon?“

„Ich kenne es nicht,“ antwortete Busch, „und habe auch gar keine Sehnsucht danach. Die Italiener sind mir in ihrem Empfinden, ihrem Denken und Vermögen vollkommen fremd. Ich verstehe sie nicht und ich habe keine Zeit, sie verstehen zu lernen. In Italien würde ich tausend schöne Dinge sehen, die gewiß auf mich einen tiefen Eindruck machen würden; das würde mich aber bloß verwirren, und ich würde nur ein

Gefühl der Unbefriedigung, des Unbehagens und der Unsicherheit heimbringen. Ich halte es mit meinen Niederländern, die ich begreife und liebe, von denen ich immer etwas Neues lerne, und auch bei denen ich werde nie auslernen.“

Der Versuch, einen Humoristen zu analysiren und den Ursachen nachzuspüren, mit welchen er seine Wirkungen erzielt, bietet immer die ernstlichsten Schwierigkeiten dar. Ich will mich nicht auf das Gebiet der hohen Aesthetik verirren, wo ich bei einer Definition des Humors und seines Verhältnisses zum Erhabenen am Ende gar dem Bischof begegnen könnte, der mich mit einer Handbewegung bei Seite schöbe; überdies, meine ich, würde auch der Aesthetiker von Fach einige Verlegenheit verspüren, in den Dichtungen von Wilhelm Busch die Probe auf sein Exempel zu finden. Die komische Wirkung der Verse und Zeichnungen von Busch ist unleugbar; wo aber bleibt ihm gegenüber der ästhetische Satz, daß das Häßliche, wenn es lächerlich sein soll, nicht zerstören, nicht fürchtbar sein und auch dem häßlichen Objecte selbst nicht ernsthafte Schmerzen bereiten darf? Und wenn Ruge sagt, daß verhärtete Häßlichkeit (oder Bosheit) kein Gegenstand des Gelächters sein kann — wie stimmt das zusammen mit „Max und Moritz“, den „bösen Buben von Korinth“ und andern verhärteten Häßlichkeiten?

Sehen wir uns zunächst einmal die Stoffe an, welche Busch zu behandeln pflegt. Fast alle Geschichten, die uns Busch vorträgt, sind Tragödien der schlimmsten Art. Ja, in der Bestrafung hat Busch etwas raffiniert Grausames, eine wilde Phantasie, die an den Höllen-Dreuhel gemahnt. „Das Unglück schreitet schnell!“ ließe sich als Motto auf eine Gesamtausgabe der Werke von Wilhelm Busch setzen. Die „bösen Buben von Korinth“ werden wegen ihrer Ruchlosigkeit von der Tonne, in der der Weise Diogenes sitzt, platt gewälzt; die „beiden Diebe“ verenden vermittelt der beiden Regenschirme, die ihnen gleichzeitig durch den Leib bringen:

„... Die Strafe fehlet nie,
Geseget sei das Paraplü!“

Max und Moritz werden zermahlen:

„Fein geschroben und in Stücken.
Und sogleich verzehret sie
Meister Müllers Federvieh.“

Hans Hucklebein erhängt sich, und die fromme Helene verbrennt.

Aber nicht nur in der Gesamtheit des Stoffes, auch in den Einzelheiten sind die Dichtungen von Wilhelm Busch eminent tragisch; und als besonders charakteristisch ist hervorzuheben die Anhäufung von feind-

lichen Geschehnissen, von Widerwärtigkeiten der betrübenlichsten Art, von schonungslosen Angriffen durch die belebte und unbelebte Natur auf das Opfer, von schweren Beschädigungen an Gut und Blut. Wenn der Bauer auf das Seil tritt, so versteht sich von selbst, daß das Schwein anzieht und der Bauer fällt, aber damit nicht genug, das Schwein muß die Köchin umrennen, welche die Knödel bringt, dann den Tisch, an dem der Nachbar und sein Sohn auf die Knödel warten, so daß schließlich Schwein, Bauer, Tisch, Nachbar, Sohn, Knödel und Köchin „zu scheußlichen Klumpen geballt“ sich am Boden wälzen. Ich brauche mich da nicht anzustrengen, um andere Beispiele zu suchen, sie finden sich überall.

Wie man aus diesem Beispiele aber schon sieht, finden sich in Busch starke Elemente des alten Fastnachtschwanks, namentlich die Prügeleien und das unerhört frivole Umgehen mit dem Wohlbefinden des Nebenmenschen; von Respect vor heiligen Gliedern ist keine Spur wahrzunehmen. Die Körperverletzungen sind chronisch. Namentlich hat die arme Nase die stärkste Unbill zu erleiden. Schon in den „Bilberbogen“ finden wir die unglückliche Frau des Bauern, der mit der Säge abzieht, um die Windmühle umzufügen, und der mit den scharfen Zähnen der Säge in die Nase seiner Ehehälfte fährt, so daß ein großer Blutstrahl hervorspringt. Ebenso in dem Bogen „Der Bauer und der kunstreiche Barbier“, bei dem dem armen Bauern ein Stück Nase nebenbei weggefäbelt wird. In dem Bilberbogen „Die Entführung aus dem Serail“ heißt es:

„Der Aga sticht mit großer Hitze
Dem Sultan in die Nasenspitze.“

Die arme Tante Lotte wird von Hans Hudebein an der Nase geschädigt:

„Denn — schnupp! — der Tante Nase faßt er;
Und nochmals triumphirt das Laster!“

Im „Busterohr“ ist Herr Bartelmann das Opfer:

„Aujau! er fällt — denn mit Geblase
Schießt Franz den Pfeil ihm in die Nase.“

Im „Bad am Samstagabend“ ist Fritz der Unglückliche:

„Doch Franz mit seiner großen Behe
Thut Fritz an der Nase wehe.“

In der „frommen Helene“ der Onkel Nolte:

„Hucks da! Mit einem Saße saß
Der Frosch an Nollens seiner Nas.“

Die fromme Helene verbrennt sich an demselben Körperteile:

„Und an Helenens Nase stracks
Klebt das erhitzte Siegelwachs.“

Herr Knopp stößt sich:

„Kraack! Da stößt das Nasenbein
Auf den offenen KüchenSchrein.“

Auch die Beimischung des Cynischen kommt direct aus dem alten Fastnachtsspiele. „Cynismus“ ist hier im guten Sinne verstanden, so wie ihn Bischof definirt, als den Kampf der Gesundheit und Sittlichkeit gegen Verbildung und Verdorbenheit.

Die Anhäufung von all diesem Unangenehmen, Widerwärtigen, Schrecklichen, ja Grausigen würde an sich noch nicht komisch sein. Bei der Frage: woher aber trotzdem oder gerade deshalb die komische Wirkung? rücken wir schon einen ziemlichen Schritt weiter vor und gelangen zur Darstellung. Und nun sind wir frappirt von dem merkwürdigen Gegensatz zwischen dem grausigen Inhalte der Vorgänge und deren ruhiger, nüchterner, theilnamloser Schilderung. In den Berichten des Schrecklichen, wie sie Wilhelm Busch gibt, herrscht in der That eine dämonische Objectivität, eine Kühle und Freundlichkeit, die von unwiderstehlicher Wirkung sind. Der arme Bauer wird von Zahnschmerzen gequält, er entschließt sich zum Arzte zu gehen, er hat die fürchterlichste Angst. Da heißt es weiter bei Busch:

„Der Doctor ruhig und besonnen Hat schon bereits sein Werk begonnen
Und unbewußt nach oben Fühlt Kraack sich gehoben.“

Die Doppelliebe zwischen Fanni und Nanni dem Schornsteinfeger und Müller andererseits führt zu einer grausigen Scene. Die Vier liegen in den fürchterlichsten Schmerzen niedergestreckt, alle mehr oder minder schwer verwundet. Da heißt es:

„Man sieht, daß es Spectakel gibt, Wenn man sich durcheinander liebt.“

Der Schneider Böck, der von den Jungen gehänselt wird und diese verfolgen will, stürzt von der durchgefägten Brücke in das Wasser. Daran schließt sich die Bemerkung:

„Uebrigens bei alledem Ist so etwas nicht bequem.“

Als Tante Lotte in „Hans Hudebein“ ohnmächtig zusammenbricht und mit Wasser bespritzt wird, heißt es:

„Nun kehrt die Tante auch zum Glück Zu's selbstbewußte Sein zurück.“

Der frommen Helene, die verkohlt am Boden liegt, sagt der tiefgerührte Dichter die Worte nach:

„Da sieht man ihre Trümmer rauchen; Der Nest ist nicht mehr zu gebrauchen.“

Dem Bürgermeister in den „Particularisten“ geräth die Mütze in Brand, das Haar wird ihm verjengt und in der Verzweiflung steckt er den Kopf in die nächstbeste Flüssigkeit, wozu die Bemerkung:

„In Aengsten findet manches statt, Was sonst nicht stattgefunden hat.“

Knoll in „Dibelbum“, der in die scharfen Stacheln des Rechens fällt und zwar in einer Weise, daß es ihm sehr wehe thun muß, wird in dieser Lage so geschildert:

„Und Knoll zieht für den Augenblick Sich schmerzlich in sich selbst zurück.“

Zu dieser furchtbaren Objectivität in der Schilderung des Schrecklichen tritt noch ein anderer Factor, um die komische Wirkung bei Busch herbeizuführen, ich meine die Schwerfälligkeit, die behagliche Breite, das Mühselige und Steifleinene, mit dem das Einfachste und Selbstverständliche auseinandergesetzt und begründet wird. Es wird uns mit der liebenswürdigsten Ausführlichkeit berichtet, weshalb das Federvieh nützlich sei: „Eines theils, zweitens, drittens aber . . . c.“ In der „frommen Helene“ werden für die Nothwendigkeit der Morgenwäsche sechs Gründe aufgeführt, ebenso alle die Gründe, welche für die Vermählung sprechen, dann wird uns ein Vortrag gehalten, wie man seinem Dunkel zu begegnen hat. Es genügt nicht, daß wir erfahren, daß der Schneider Böck seines Amtes walte, es werden uns alle Einzelheiten des Schneiderhandwerks hergezählt:

„Alles macht der Schneider Böck, Denn das ist sein Lebenszweck.“

Es genügt nicht, daß man uns sagt, der heilige Antonius habe als kleiner Junge genascht, es werden uns alle jene „milden Sachen“ angeführt, die Kinder gern essen. Eines der schönsten Beispiele für diese überflüssige und durch das Ueberflüssige komisch wirkende Breite ist der Hymnus auf das Ei in den „Particularisten“:

„Dies weiß ein Jeder, wer's auch sei, Gesund und stärkend ist das Ei. —
Nicht nur in allerlei Gebäd, Wo es bescheiden im Versteck;
Nicht nur in Saucen ist's beliebt, Weil es denselben Rundung gibt, —
Nicht eben dieferhalten nur — Nein auch in leiblicher Statur
Gerechtemaßen abgejotten, Zu Pellkartoffeln, Butterbrotten
Erregt dasjelbe fast bei Allen Ein ungetheiltes Wohlgefallen;
Und Jeder rückt den Stuhl herbei Und spricht: „Ich bitte um ein Ei!“

Hier zeigt sich auch eine neue Eigenheit des Busch'schen Humors: das falsche Pathos. Sei es, daß es in präventioser poetischer Gestalt sich breit mache, wie z. B. im Eingang der „frommen Helene“:

„Wie der Wind in Trauerweiden Tönt des frommen Sängers Lied,
Wenn er auf die Lasterfreuden In den großen Städten sieht,“

wie die Klage der Wittwe Wolte über ihre Hühner:

„Fliehet aus dem Aug' ihr Thränen! All mein Hoffen, all mein Sehnen,
Meines Lebens schönster Traum Hängt an diesem Apfelbaum!“

und ihr späterer Entschluß, daß es wol das Beste wäre:

„Die Verstorb'nen, die hienieden Schon so frühe abgeschieden,
Ganz im Stillen und in Ehren Gut gebraten zu verzehren.“ —

— sei es, daß dieses Pathos magisterhaft, docirend, sententiös auftrete.

In diesen Sentenzen vor Allem ist Busch Meister. Er besitzt eine erstaunliche Kunst Gemeinplätze und Trivialitäten mit einer Würde und Grandezza vorzutragen, als ob er der Welt eine ganz neue, von ihm foeben entdeckte Wahrheit zu verkünden habe. Diese Sentenzen sind gar verschiedener Art, entweder zuversichtlich wie Grundsätze der Wissenschaft, oder verkläusuliert wie noch nicht festgestellte Wahrheiten. Zu den zuversichtlichen gehören unter anderen:

„Ja, zur Uebelthätigkeit, Ja, dazu ist man bereit;“ —

„Also lautet ein Beschluß, Daß der Mensch was lernen muß;“ —

„Ja, ja, ja! rief Meister Böd, Bosheit ist kein Lebenszweck;“ —

„Es gilt auch dies Gesetz auf Erden, Was mal so ist, muß auch so werden;“ —

„Ein Irrthum, welcher sehr verbreitet Und manchen Jüngling irre leitet,
Ist der, daß Liebe eine Sache, Die immer viel Vergnügen mache;“ —

„Necht nützlich ist die Malerei, Wenn etwas Heiligkeit dabei;“ —

„Es ist ein Brauch von Alters her, Wer Sorgen hat, hat auch Vikör;“ —

„Wer Bildung und Morat besitzt, Der wird bemerken, daß anist
Fast nirgend mehr zu finden sei Die sogenannte Lieb' und Treu;“ —

„Und hinderlich, wie überall, Ist hier der eigne Todesfall;“ —

„Denn der Mensch als Creatur Hat von Rücksicht keine Spur;“ —

„Schmerzgefühl bei großer Enge Wird ermüdend auf die Länge;“ —

„Liebe, sagt man schön und richtig, Ist ein Ding, das äußerst wichtig.“ —

Zu gehören auch die Vorschriften über die Reinlichkeit, die Busch nicht genug zu preisen weiß:

„Sie spricht voll Würde und voll Schmerz: „Die Reinlichkeit ist nicht zum Scherz;“ —

„Ja Reinlichkeit macht viele Mühe, Doch später macht sie auch Pläfir;“ —

„Die Propretät ist sehr zu schätzen, Doch kann sie manches nicht ersetzen.“ —

Zu den vorsichtigeren Sentenzen, zu denen der Dichter ein referirendes: „oftmals“, „bisweilen“, „unter Umständen“, „vielleicht“ hinzusetzt, gehören unter anderen die folgenden:

„Erquicklich ist die Mittagsruh', Nur kommt man oftmals nicht dazu;“ —

„Zuweilen brauchet die Familie Als Suppentraut die Petersilie;“ —

„Die Liebe, meistens schmerzlich heiter, Vergift gar leicht die Suppenträuter;“ —

„Musik wird oft nicht schön gefunden, Weil sie stets mit Geräusch verbunden;“ —

„Besonders wird das Saitenspiel Dem Nebenmenschen oft zuviel.“

Dieses unsagbar Stillvergnügte, Philisterhafte, tritt auch oft mit einer unmittelbaren und unwiderstehlichen Wirkung in den komischen Reimen selbst hervor. Busch liebt gewisse altbackene komische Wörter,

wie das eben citirte „anißt“, und er stellt mit Vorliebe solche und andere unpoetische Wörter an den Schluß des Verses, z. B.:

„Und ganz vergeblich ebenfalls
Sucht er es fortzuzieh'n am Hals;“

(„Der Bauer und das Kalb“)

„Er dreht sich um und allbereits
Brennt ihn der Ofen andrerseits;“
„Mag und Moriz ihrerseits
Finden darin keinen Reiz;“
„Der Spiz, der ärgert sich bereits
Und rupft den Raben seinerseits;“
„Biel Kurzweil treibt man anderweitig,
Sowohl allein wie gegenseitig;“
„Und Franz war wirklich angenehm,
Theils dieserhalb, theils außerdem.“

Eine andere Art von Reimen, die an sich zwar nicht komisch sind, wirken aber trotzdem außerordentlich lächerlich, weil der ausgedrückte Vorfall gerade in den Endworten der Verse keine Pointe hat:

„Gemüthlich geht er zur Dase
Und trinkt vermittelst seiner Nase;“
„Mag und Moriz rochen dieses;
Schnell auf's Dach gekrochen! hieß es;“
„Sägen heimlich voller Lücke
In die Brücke eine Lücke;“

und die bösen Buben überlegen sich:

„Ob vermittelst seiner Pfeifen
Dieser Mann nicht anzugreifen;“
„Es rollt der Topf, es krümmt voll Quale
Des Katers Schweif sich zur Spirale;“
„Erst nimmt er die Schlummerprise,
Denn er ist sehr gewöhnt an diese.“

Ein anderes Mittel, die komische Wirkung des Reimes zu erhöhen, ist die, daß Busch der Grammatik und der Sprache Gewalt anthut, z. B.:

„Die Raben in dem Rabenneft
Sind aber kreuzfidel gewest;“
„Diogenes der Weise aber troch in's Faß
Und sprach: „Ja, ja, das kommt von das;“
„Die böse Fliege, seht, nun hat se
Sich fest gesetzt auf seiner Glaze;“
„Der Privatier, ganz zornentbrannt,
Haut mit dem Säbel umeinand;“

„Selbst der gute Onkel Frize
 Sprach: „Das kommt von schlechte Wize;“
 „In der Kammer, still und dunkel,
 Schläft die Tante bei dem Onkel.“

Endlich hat Busch noch ein Mittel zur Lächerlichmachung des Reimes: das ist die Anwendung der Fremdwörter in einer unvergleichlichen Orthographie und in zum Theil köstlichen Corrupirungen:

„Jeder denkt, sie sind perbü,
 Aber nein, noch leben sie;“
 „Jetzt aber naht sich das Malör,
 Denn dies Getränke ist Likör;“
 „Bouillon und Fleisch und Leberklos,
 Es war ihm alles tutmemschos;“
 „Und ach! wie ist es hierzuland
 Doch jetzt so schrecklich anigant;“
 „Es ist zu spät! — drum stantepeh
 Pad' deine Sachen! — So! — Ade!“
 „Ach die Venus ist perdü,
 Klideradoms — von Medici;“
 „Ach sieh nun mal, geliebter Schorsch,
 Hier diese Trümmer alt und morsch;“
 „Igo kommt die Jungferngilde, auf den Lippen Harmonie,
 In dem Busen Engelsmilde, in der Hand das Paraplü;“
 „Hermine tanzt wie eine Schlphe;
 Ihr Tänzer ist der Forstgehülfe.“

Da wir nun hiermit schon das Formale berührt haben, das bei unserm Humoristen eine so große Rolle spielt, müssen wir noch eine bei ihm sehr oft wiederkehrende und auffällige Eigenheit erwähnen: die Imitation der Naturlaute, deren Wiedergabe Busch besonders liebt und in denen er einen starken Erfindungsreichtum bekundet. Busch hat unsere Sprache durch eine große Anzahl von solchen Lauten, welche Geräusch, Schall zc. ausdrücken, bereichert. Wir wissen schon, daß bei Busch viel Personen und Gegenstände fallen, und diese fallen immer mit einem andern Geräusch. Das gewöhnliche: „Planz!“ „Pardaug!“ „Plumps!“ genügt ihm nicht mehr. Wenn die Jungen durch den Schornstein fallen, so geht es: „Ratsch!“ in die Mehlkiste: „Puff!“ Wenn der Frosch in den Kaffee fällt, macht es: „Platsch!“ in die Butter: „Schlupp!“ in den Schoß der Tante: „Putsch!“ Die Statue fällt von dem Gesimse mit dem Geräusche: „Kluderadoms!“ der Kronleuchter: „Klingelinglings!“ die schwere Kutsche: „Schrumbum!“ Auch für das Schieben hat Busch die verschiedensten Geräusche: „Kuff!“ geht's ins Ofenloch, „Kapps!“ in den Sack. Helene stößt sich: „Plemm!“ an die Gießkanne; ein anderer wird: „Bubb!“ vor den Bauch gestoßen. Die Geräthe haben die verschiedensten Geräusche. Die Säge machte: „Ritgerage!“ die Mühle: „Rickeracke!“ die

Klingel: „Pingelpingel!“ Die Flinte geht los: „Radum!“ und die Pfeife: „Kums!“ Für den Witz und Schlag hören wir: „Huit — Knatteradoms!“ Die Thiere geben folgende Laute von sich: die Hühner: „Taf! taf! taf!“ der Frosch: „Quarks dreckdeck!“ das Schwein: „U,if! U,if!“ Das Kind schreit: „Kabäh! Kabäh!“

Endlich sind die charakteristischen Eigennamen zu erwähnen, wie der Turner Hoppenstedt, die Wittwe Bolte, der Schneider Böck, der Lehrer Lämpel, der Baner Mede, der Onkel Friße, die letzteren aus „Max und Moritz“; in der „frommen Helene“ Dunkel Nolte und G. T. C. Schmök; in den „Particularisten“ Vater und Mutter Köhm, Krißhan Stinkel, der Apotheker Pille, der Adjunct Klingebühl; in der Knopp-Trilogie außer dem Helden und seiner Dorothea Lickesett die Freunde: Debisch, Druff, Babbelmann, der Klausner Kröfel:

„Dieser spricht: ich heiße Kröfel Und die Welt ist mir zum Ekel!“

die Hebeamme Frau Wehmuth zc.

Damit wäre der Versuch, die Werke eines unserer eigenartigsten Humoristen, wenn auch nicht zu analysiren, so doch in den besonderen charakteristischen Eigenthümlichkeiten hervorzuheben, zum Abschluß gelangt. Zu diesen besonderen Eigenthümlichkeiten rechne ich also die Wahl der tragischen und fürchterlichen Stoffe, die schreckliche Ruhe in der Darstellung des Schauerlichen, die Anhäufung einer fabelhaften Menge von kleinen Widerwärtigkeiten, welche als Summe schließlich die Katastrophe ergeben, die beständigen Körperverletzungen und Beschädigungen des Eigenthums, dazu von Zeit zu Zeit eine Beimischung jenes kräftigen Humors, den Busch seiner Verehrung der niederländischen Schule zuschreiben hat, die pedantische Breite in der Ausführung des Selbstverständlichen, das Lehrhafte und Sententiöse für Trivialitäten, und endlich in Bezug auf die komische Form die außerordentlich glückliche Behandlung des Reimes. Ich habe sehr viele Beispiele anführen müssen und Beispiele, die Jedermann auswendig kennt; nur in Bezug auf die Gruppierung und Anordnung des Materials kann diese Skizze den Anspruch eines literarischen Versuchs erheben.

Wilhelm Busch ist in unserer Literatur eine so originelle Erscheinung, daß es sicher verlohnte, sich die Leistungen dieses Humoristen einmal näher anzusehen. Bei ihm wie bei einem andern der größten mitlebenden Künstler finden sich zwei Künste in seltener Harmonie vereinigt, und man weiß bei dem Dichter-Zeichner nicht, ob man sich mehr seiner Verse oder seiner Bilder erfreuen soll. Die Popularität von Wilhelm Busch ist außerordentlich. Vor kurzem ist in Wien die Bubengeschichte „Max und Moritz“ für die Bühne dramatisch bearbeitet worden. Von „Max und Moritz“ existirt auch eine vortreffliche englische Uebersetzung, von

den „bösen Buben von Korinth“ habe ich in einem französischen Witzblatte eine ebenfalls vorzügliche Bearbeitung gelesen.

Busch ist aus dem Kreise, den er sich gezogen hat, seit „Max und Moritz“ eigentlich nicht herausgetreten. In dieser Bubengeschichte hat er gefunden, was er gesucht hatte, und die später erschienenen haben mit dieser sammt und sonders eine unleugbare Familienähnlichkeit. Aber jede seiner neuen Schriften bewährt die alten köstlichen Eigenschaften, und darum soll er, so oft er kommt, uns willkommen sein.

Man bleibt, Diederich v. L. 1877

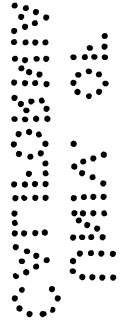


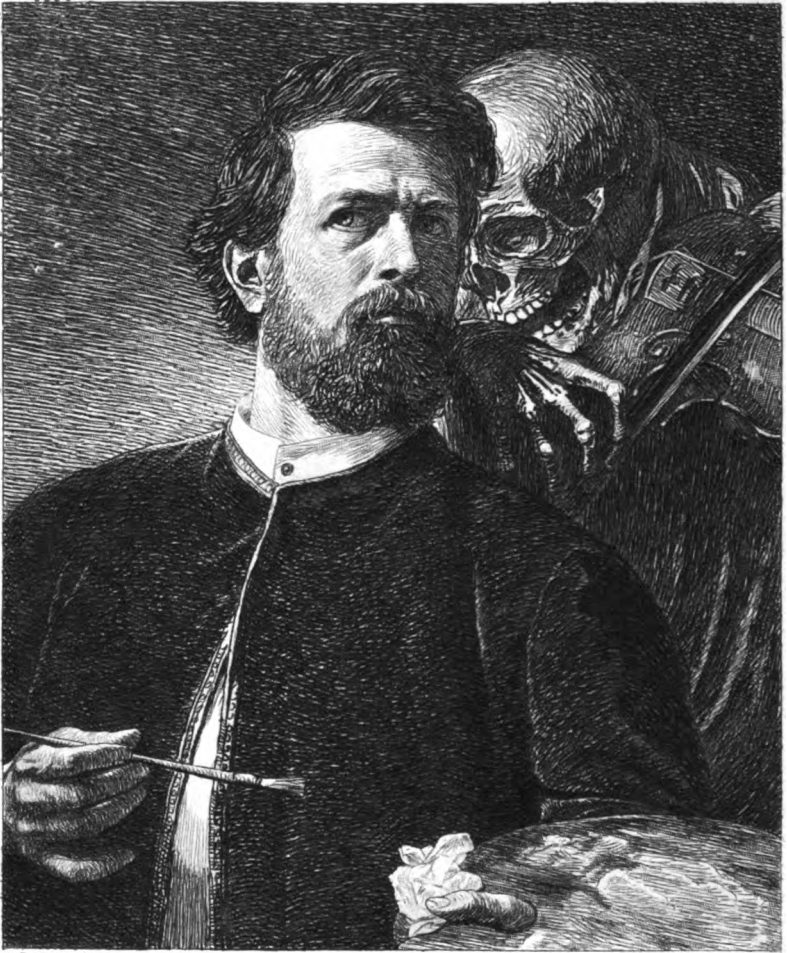
Verlag von Georg Stilke in Berlin, NW., 52. Louisestraße.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift unterjagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.





A. BOECKLIN p.

RUD. SCHICK sc.

A. Böcklin



Tödliche Fehde.

Eine Skizze.

Von

Rudolph Lindau.

— Paris. —

Herr Isidor Tiffon, Professor der Geschichte an der Universität von Montpellier, hatte, als er fünfundschrzig Jahre alt war, noch eine große Leidenschaft und einen guten Freund: er sammelte seltene Bücher, hörte sich gern Bibliophil nennen und war im vollsten Sinne des Wortes Biblioman. Sein Freund und Altersgenosse war der pensionirte Oberst Casimir Coste.

Herr Tiffon war seit dreißig Jahren Wittwer. Seine beiden Töchter, die nach dem Tode ihrer Mutter von einer sehr devoten Tante in Nîmes erzogen worden waren und ihren leiblichen Vater weniger als ihren Beichtvater kannten, lebten, seit ihrer Verheirathung, die eine in Nîmes, die andere in Lunel. Es waren angesehene, fromme Damen, die jede ihrer christlichen Pflichten ohne Murren und ohne Freude erfüllten, das vierte Gebot heilig hielten und ihrem Vater in ganz regelmäßigen, ziemlich nahe gelegenen Zwischenräumen formelle Besuche abstatteten; aber sie blieben immer nur wenige Stunden, niemals die Nacht in Montpellier, und störten die große Ordnung im Hause des alten Professors in keiner Weise.

Der Oberst war Junggeselle geblieben. — Isidor und Casimir hatten, vor sechsßig Jahren, als Nachbarskinder mit einander gespielt. Sie waren zusammen auf die Schule gegangen und hatten sich zum ersten Male von einander getrennt, als der siebenzehnjährige Tiffon zu einem Onkel nach Toulouse geschickt wurde, um die dortige Universität einige Semester lang zu besuchen, während der junge Coste sich in St. Oyr

auf das Officiereexamen vorbereitete. — Dann hatten die Beiden einige dreißig Jahre lang so gut wie Nichts von einander gehört und sich gegenseitig vergessen. Herr Tiffon hatte während dieses langen Zeitraums mehrere gelehrte Werke veröffentlicht und war in seiner Vaterstadt zum Professor ernannt worden; Coste hatte sich in Algier mit den Beduinen herumgeschlagen, das Kreuz der Ehrenlegion und den Rang eines Oberstlieutenant erobert und war endlich in Folge einer schweren Verwundung, die er vor Sebastopol empfangen hatte, genöthigt gewesen, seinen Abschied zu nehmen. Der müde, einsame Mann war darauf nach seiner Heimat zurückgekehrt, die er seit seiner Jugend nicht wieder gesehen, aber nach der er sich immer zurückgesehnt hatte. Dort wollte er nun sein unruhiges und geplagtes Leben in Frieden beschließen.

Montpellier hatte sich während der langen Jahre, wo Coste abwesend gewesen war, nur wenig verändert. Der alte Invalide fand in einer engen, schlechtgepflasterten Straße das Haus wieder, in dem seine Eltern gelebt hatten und er geboren war; und der Zufall wollte, daß dort eine kleine Wohnung frei stand, die dem anspruchslosen Manne zusagte, die er mietete, einfach möblirte und bald darauf bezog. — Hinter dem Hause war ein großer Garten, dessen Benutzung dem Herrn Oberst als einem geehrten Miether gern gestattet worden war.

Eines Abends, im Monat September, als der Oberst, seine kurze Pfeife rauchend, im Garten spazieren ging, hörte er, wie Jemand ihn rief, und zwar in einer Weise, die den alten Mann zusammenschrecken machte:

„Casimir! Casimir!“

Seit vierzig Jahren hatte kein Mensch ihn mehr bei seinem Vornamen genannt. Für seine Vorgesetzten und Untergebenen war er während dieser Zeit nie etwas anderes als der Lieutenant, Hauptmann, Major oder Oberstlieutenant Coste gewesen; für seine Kameraden einfach: Coste; seine Mutter und seinen Vater hatte er längst verloren, Geschwister nie gehabt. Er hätte vergessen können, daß er Casimir heiße; aber nun rief ihn Jemand bei dem alten, vertraulichen Namen:

„Casimir! Casimir!“

Er wandte sich um. Im Nachbarhause, im ersten Stock, stand an einem offenen Fenster ein ältklicher Herr, der ihm freundlich zulächelte und zunickte. Der Oberst war einen Augenblick wie erstarrt. Dann stieß er einen kräftigen Fluch aus, wie dies seine Gewohnheit war, sei es, daß er sich freute, ärgerte, wunderte oder langweilte und rief zurück:

„Bei Gott, Isidor! Ist es möglich?“

Fünf Minuten später waren die Beiden im Garten beisammen. Herr Tiffon erzählte, daß er am Morgen, nach einer Ferienreise, nach Montpellier zurückgekehrt sei und vor einer Stunde erfahren habe, daß der neue Miether im Nachbarhause ein Kind von Montpellier, Herr Oberst Coste sei.

„Ich fragte mich gleich, ob das wol mein alter Casimir sein könnte, und ich wäre heute Abend zu Dir gekommen, um mir darüber Gewißheit zu verschaffen, wenn ich Dich nicht im Garten gesehen und sofort erkannt hätte. Du hast Dich nicht verändert!“

Der Oberst lachte so laut, daß die Spazier in den Bäumen erschreckt davon flogen. „Nun,“ rief er, „das ist doch wol ein klein wenig übertrieben! Als ich Dich in die Diligence packte, die Dich nach Toulouse führen sollte, warst Du ein hübscher, schlanker Bursche, mit einem leichten Flaum auf der Oberlippe und schönem, schwarzem lockigem Haar. Jetzt hast Du Dir ein behäbiges Bäuchlein angeschafft und bist ein Graukopf geworden, mein alter Isidor. — Und ich war damals ein Gelbschnabel, mit hellen Augen, starken Zähnen, flinken Beinen und dichtem Haar, das ich bald auf der rechten, bald auf der linken Seite scheitelte, je nachdem ich glaubte, daß mir die eine oder die andere Frisur am besten stünde. Jetzt kann ich nur noch mit der Brille lesen, laue wie ein Kaninchen, weil ich die Backenzähne verloren habe, hinte auf dem rechten Bein, das mir von den Russen zerschossen worden ist und habe eine Glage, die mir einen breiten Scheitel von einem Ohr zum andern macht. Wahrlich! ich sehe dem Casimir, den Du gekannt hast, so ähnlich wie das Huhn dem Ei, aus dem es gekrochen ist.“

„Habe ich Dich nicht gleich erkannt?“ gab der Professor freundlich lachend zur Antwort. „Unter hundert Tausenden hätte ich Dich herausgefunden und hätte gesagt: «das ist mein alter Kamerad Casimir Coste».“

„Hab' ich mich etwa lange besonnen, um Dich bei Deinem Namen zu nennen?“ rief der Oberst.

Und die beiden alten Herren drückten sich zum zwanzigsten Male die Hände und lachten mit Thränen in den Augen und ließen, zehn Minuten lang, keiner den andern zu Worte kommen. Dann folgten sich kurze Fragen und schnelle Antworten:

„Bist Du verheirathet?“

„Nein. — Und Du?“

„Ich bin seit dreißig Jahren Wittwer.“

„Kinder?“

„Zwei verheirathete Töchter.“

„Hier in Montpellier?“

„Nein: in Lunel und Nîmes. — Wirst Du in Montpellier bleiben?“

„Das versteht sich. — Und Du?“

„Ich bin Professor an der Universität.“

„Und wie steht es mit Deiner Gesundheit?“

„Ganz gut. — Und mit der Deinigen?“

„Etwas Rheumatismus; sonst habe ich nicht zu klagen.“ Und so fort; und so fort. — Endlich sagte der Professor:

„Es wird dunkel und kühl. Komm zu mir herüber. Die alte

Pascal soll uns ein leichtes Abendbrod bereiten und wir wollen dazu eine Flasche guten Wein trinken und uns ordentlich mit einander aussprechen.“

Der Oberst war damit einverstanden, und die Weiden saßen an jenem Abend bis spät in die Nacht im traulichen Stübchen des Professors und erzählten einander ihre einfachen, alltäglichen Lebensgeschichten.

Sie trafen sich am nächsten Tage wieder und aßen zusammen beim Professor. Der Oberst lud darauf seinen wiedergefundenen Freund ein, am darauf folgenden Tage mit ihm an der Table d'hôte zu speisen, wo er seit seiner Ankunft in Montpellier seine Mahlzeiten einzunehmen pflegte.

„Ich habe in meinem Leben keinen Hausstand geführt,“ sagte er, „und kann nun nicht mehr damit beginnen. Ich habe in allen Garnisonen, wo ich gestanden, im Gasthause gelebt, und bin zu alt, um noch zu lernen, wie man mit einer eigenen Köchin umzugehen hat. Mein Tisch ist die Table d'hôte, und dort bitte ich Dich, mein Gast zu sein.“

Der Professor wollte davon nichts hören. „Wir essen zusammen, um beisammen zu sein,“ sagte er, „nicht, um Einer dem Andern eine Höflichkeit zu erweisen. Ich kann, wenn ich fremde Leute um mich sehe, nicht gemüthlich mit Dir sprechen; außerdem gestehe ich Dir, daß mein Magen Gasthausküche nicht mehr gut verträgt. Also, thu mir den Gefallen und nimm Deine Einladung zurück. Du bist mir keine ceremoniellen Höflichkeiten schuldig, und ich mag eine solche nicht von Dir annehmen. Ich morgen bei mir und übermorgen und alle Tage. Du kannst mir keine größere Freude machen, denn ich bin ganz allein.“

Der Oberst, der kein Schmarotzer war, ließ sich noch lange nöthigen. Dann nahm er an, am nächsten Tage wieder bei Tisson zu essen.

Zwei Wochen gingen dahin. Der Oberst und der Professor hatten sich während dieser Zeit täglich mehrere Stunden lang gesehen, und der alte Junggeselle hatte wol noch ein Duzend Male bei dem Wittwer gespeist. Da, eines Abends, nach dem Essen, als der Kaffee aufgetragen war, die alte Pascal das Zimmer verlassen und Coste sich seine kurze Pfeife angesteckt hatte, räusperte sich dieser und hielt nach einem einleitenden, kurzen Fluche folgende längere Rede, auf die er sich seit einer Woche präparirt hatte:

„Das ist Alles schön und gut, Isidor; aber das kann nicht ewig dauern.“

„Was?“

„Ich lebe augenblicklich besser als ich je zuvor gelebt habe; aber die Pension behagt mir dennoch nicht.“

„Warum?“

„Als ich Lieutenant war, zahlte ich für meinen Mittagstisch sechszig Franken per Monat; Hauptmann kostete mich mein Essen achtzig. Seitdem ich zum Major ernannt wurde — und das ist nun schon eine hübsche

Reihe von Jahren her — habe ich von meinem Sold monatlich hundert und zwanzig bis hundert und fünfzig Franken für Essen und Trinken bei Seite gelegt. Ich muß diese alten Gewohnheiten beibehalten, wenn ich mir meine Zufriedenheit bewahren will . . . und wenn Du also nicht ein Mittel finden kannst, wie ich es anzufangen habe, um in Deiner Gesellschaft mein Geld auszugeben, so muß ich darauf verzichten, mit Dir zusammen zu essen."

„Du bist nicht recht bei Sinnen.“

„Nun habe ich mir aber gedacht, daß mir dies sehr schwer werden, und bilde mir ein, daß ich Dir ebenfalls fehlen würde, wenn ich plötzlich wieder von Deiner Tafel verschwinden sollte.“

„Darauf kannst Du Deine schönsten Schwüre schwören.“

„Und deshalb wollte ich Dir einen vernünftigen Vorschlag machen.“

Längere Pause. Neues, kräftiges Räuspern des Oberst.

„Nun fahre fort,“ sagte der Professor ruhig. „Ich sehe, wohin Du hinaus willst. Gestatte mir, Dir zu sagen, lieber Casimir, daß das geradezu kindisch ist.“

„Sehr wohl, Isidor; aber kindisch oder nicht . . . ich gehe nicht davon ab. Und wenn Dir so viel an mir gelegen ist, wie mir an Dir; wenn Du nicht fürchtest, mich gewissermaßen zu einem Mitgliede Deiner Familie zu machen, so . . . so bitte ich Dich, nimm meinen Vorschlag an.“

Der Professor sträubte sich lange, dies zu thun. Er brachte die treffendsten Argumente vor, um den Oberst zu bewegen, einfach sein Gast zu bleiben; aber dieser wollte sich nicht bekehren lassen; und endlich gab der Professor nach.

„Du warst immer ein rechthaberischer Trozkopf, und ich der Gutmüthigste und Vernünftigste von uns Zweien,“ sagte er. „Also möge Dein Wille geschehen: von morgen ab bezahlst Du mir eine Pension.“

Damit war jedoch die Discussion noch nicht beendet. Coste wollte zu viel bezahlen; Tiffon verlangte zu wenig. Endlich einigte man sich dahin, daß Pascal, die seit über dreißig Jahren im Hause war und vom Professor wie zur Familie gehörig betrachtet wurde, die Sache entscheiden sollte.

Die alte Magd, die den ganzen Hausstand in musterhafter Ordnung hielt, war, was man in Frankreich une maitresse-femme nennt, die auf jede an sie gerichtete Frage eine klare, vernünftige Antwort zu geben wußte. Nach einer kurzen Unterredung mit ihr konnte constatirt werden, daß Herr Tiffon keinen Verlust erleiden und keinen Profit machen werde, wenn der Oberst ihm monatlich hundert und zwanzig Franken für seine Theilnahme am Mittagstisch zahle. — Dieser Preis wurde dann auch schließlich von beiden Parteien angenommen, und damit endete die lange und lebhafte Discussion.

Von jenem Tage an begann nun für die alten, einsamen Herren

ein neues, frohes Leben, das sie noch einmal verjüngte, sie die Last des Alters vergeffen ließ und viele Jahre lang durch nichts getrübt werden sollte. — Der Professor hatte nur wenig, der Oberst gar nichts zu thun. Die Beiden waren tagtäglich lange Stunden beisammen. Dann gingen sie auf dem Perou und der Esplanade, den Hauptpromenaden von Montpellier spazieren, oder saßen in der Bibliothek des Professors und in der Laube des Oberst, oder spielten eine nicht enden wollende Partie des schönen, in Südfrankreich populären Spieles, das man „le Mail“ nennt. Den Abend verbrachten sie im Club, wo sie ihre regelmäßige Partie Whist fanden und wo sie Beide gern gesehene, hochgeachtete Gäste waren. Sie gewöhnten sich an einander wie alte Leute, von denen das Leben sich mehr und mehr zurückzieht, die von Wenigen geliebt werden und Wenige lieben, die sich nur noch für einen kleinen Kreis interessiren können, sich allein an einander gewöhnen. Sie waren sich bald gegenseitig ganz unentbehrlich. Tiffon wurde unruhig, wenn Coste fünf Minuten zu spät zum Essen kam; und der Oberst hatte jeden Morgen eine vertrauliche und längere Unterhaltung mit Pascal, um zu erfahren, ob „der Herr“ gut geruht, ob er nicht gehustet und ob ihm sein erstes Frühstück geschmeckt habe. Er besuchte ganz regelmäßig die Vorlesungen seines Freundes; sein ehrwürdiges Haupt, sein aufmerksames, ernstes Gesicht war bald auf der ganzen Universität wohl bekannt; und die jungen Studenten gewannen ihn lieb und machten ihm ehrerbietig Platz, wenn er im Hörsaale erschien. Nach der Vorlesung unterhielt sich der Oberst mit dem Professor über das, was er gehört hatte, und erbat sich über gewisse schwierige Fragen Aufklärung, die der Professor mit freudigem Stolze darbot. Von Zeit zu Zeit gab der Oberst eine lateinische Citation zum Besten: *Alea jacta est; dulces est pro patria mori; errare humanum est; in vino veritas* und Aehnliches, um zu zeigen, daß er auch etwas gelernt habe; und dann lächelte der gelehrte Professor wohlwollend und etwas verlegen und gab dem Gespräche schnell eine andere Wendung. Aber wenn der alte Soldat von seinen Feldzügen sprach, dann konnte er stundenlang reden ohne vom Professor anders, als durch aufmunternde Fragen unterbrochen zu werden. — Die Freundschaft der beiden alten Herren war sprüchwörtlich geworden; die einzigen Personen, die an diesem rührenden Verhältniß nicht ihre Freude hatten, waren die frommen Töchter des Professors, die mit bitter süßen Mienen klagten, daß der Herr Oberst Coste selbst in ihrer Gesellschaft gotteslästerliche Reden führe und das ganze Haus mit seiner Pfeife verpestete. „Aber der Vater findet nun einmal Alles gut, was der Herr Oberst spricht und thut,“ setzten sie herzu. „Wir wollen hoffen, daß er dies nicht bereut.“

Die erste Bemerkung war nicht ganz richtig. Der Professor war weit entfernt, die Ansichten und Lebensweise seines Freundes in allen

Punkten zu billigen. Tisson war ein strenggläubiger Katholik und, wie die meisten Mitglieder der guten Gesellschaft in Südfrankreich, ein eifriger Legitimist. Coste dagegen ging nur selten in die Kirche, besaß einen unerschöpflich reichen Schatz leichtfertiger Geschichten, in denen Mönche, Nonnen und Priester nicht immer mit dem Respecte behandelt wurden, den Tisson für sie beanspruchte; und war, was seine politischen Meinungen anging, ein liberaler Mann, der zum Republikanismus hinneigte. Tisson nannte Coste scherzend: „Charras“, und dieser antwortete darauf: „Polignac“.

— Die Discussionen zwischen den Beiden, die durchaus nicht selten und häufig recht lebhaft waren, endeten gewöhnlich damit, daß plötzlich einer der Streitenden daran erinnerte, daß eine Partie „Mail“ oder Whist auf sie warte. Dann wurde das aufgeregte Gesicht des Andern sofort ruhig; Beide ergriffen Hut und Stock und gingen vergnüglich plaudernd, als sei die Harmonie nicht auf einen Augenblick gestört worden, nach dem Club oder dem „Cours du Mail“.

Das „furchtbare“ Jahr 1870—1871, l'année terrible, machte allen oberflächlichen Disputationen zwischen dem Professor und dem Oberst ein Ende. Beide waren gute, warmherzige Patrioten und vergaßen in der gemeinschaftlichen Sorge um das bedrängte Vaterland alle Meinungsverschiedenheiten, die in frühern Zeiten zwischen ihnen zur Geltung gekommen waren. Sie tadelten mit übereinstimmender Bitterkeit den Kaiser, die Kaiserin, die Minister und die Generale; sie glaubten mit gleicher fester Ueberzeugung an alle, durch die Zeitungen in Circulation gesetzten Fabeln über den Heldenmuth der französischen und die Barbarei der deutschen Soldaten; sie waren von derselben Entrüstung gegen Rußland beseelt, das seine Sympathien für Deutschland offen an den Tag legte, von derselben Verachtung für „das englische Krämerpack“ und „die falschen, undankbaren Italiener“, die ihren alten Allirten in der Noth verließen; und sie weinten zusammen, als die Kunde von Sedan nach Montpellier drang.

Eine krankhaft nervöse Aufregung hatte sich um diese Zeit des ganzen französischen Volkes bemächtigt. Die beiden Freunde waren davon ebenfalls ergriffen worden. Der heitere Gleichmuth der letzten Jahre war für sie verschwunden. Sie rührten im Club keine Karte mehr an, und die „Mail“-Kugeln lagen mit Staub bedeckt in einer Ecke des Hausflurs. Sie studirten die Zeitungen mit fieberhafter Neugierde und unermüdblicher Aufmerksamkeit; machten strategische Pläne und discutirten dieselben mit einem Ernste und einem Eifer, als ob Armeen ihren Entscheidungen gehorchen würden; hofften gegen alle Wahrscheinlichkeit auf eine plötzliche Wendung des Kriegsglücks; verzagten bis zum Letzten nicht, weil es ihnen geradezu unmöglich schien, daß Frankreich, das stolze, schöne, mächtige Vaterland im Kampfe gegen irgend eine andere Nation unterliegen könne, und waren wie zu Boden geschmettert, als ihre Augen

sich endlich der einfachen, schrecklichen Wahrheit öffneten und sie nun klar und deutlich sahen, daß Frankreich auf das Haupt geschlagen sei und sich dem Sieger auf Gnade und Ungnade ergeben habe. — Tagelang gingen sie stumm und finster neben einander her, inniger im Schmerze vereint, als sie es in der friedlichen Ruhe der letzten Jahre gewesen waren. Aber sie hatten, trotz ihres Alters, bis zu einem gewissen Grade wenigstens, die geistige Elasticität ihrer südlichen Landsleute bewahrt und rafften sich bald wieder aus der dumpfen, wortlosen Trauer empor, in der sie eine Zeit lang gelebt hatten. Eine große Bitterkeit, eine krankhafte Reizbarkeit allein war ihnen geblieben und zeigte sich in häufigen Jornausbrüchen gegen die wirklichen wie die vermeintlichen Urheber des Unglücks, unter dem sie mit allen Patrioten litten.

Da brachten die Zeitungen die Nachricht, daß eine Revolution in Paris ausgebrochen sei und daß die Communisten die Zügel der Regierung ergriffen haben. Die Freunde nahmen die Nachricht zuerst ziemlich gleichgültig auf. Die Wunden, die der fremde Feind geschlagen hatte, waren noch so frisch, daß sie für jeden andern Schmerz gewissermaßen gefühllos waren. Aber nach wenigen Wochen wurde ihre Aufmerksamkeit mehr und mehr auf den Bürgerkrieg gelenkt. Er bildete nun das Hauptthema, das allgemein besprochen wurde; das Interesse für den Kampf um Paris, wo Franzosen gegen Franzosen fochten, verdrängte jedes andere.

Es war am 3. Juni 1871, 6 Uhr Abends. Der Tag war drückend heiß gewesen. Schwere, finstere Gewitterwolken hatten den Himmel bezogen und drohten jeden Augenblick, sich zu entladen. Die Luft war schwül, beängstigend.

Der Professor ging unruhig im Speisezimmer auf und ab und wartete auf den Oberst, um sich zu Tische zu setzen. Dieser erschien erst eine Viertelstunde später. Er trug ein Packet halbgeöffneter, zerknitterter Zeitungen in der Hand, die er auf den Tisch warf. Er sah bleich und verstört aus.

„Ich habe auf die Ankunft der Pariser Blätter gewartet,“ sagte er. „Dies! Es ist furchtbar, unerhört, unglaublich!“

Tiffon nahm die Zeitungen auf und durchslog einige davon.

Pascal hatte die Suppe aufgetragen, und die vollen Teller standen dampfend vor den alten Herren; aber keiner von Beiden dachte daran, dieselben anzurühren.

Die Zeitungen berichteten von den Greuelthaten der Communisten: von der Zerstörung der Tuilerien, des Rathhauses, der Ministerien; von der Ermordung der Geißeln; von dem wüthenden Straßenkampfe, und gleichzeitig von dem furchtbaren Blutbade, das die Versailler Truppen unter „den Feinden der Gesellschaft“ angerichtet hatten.

Tiffon sah mit leuchtenden Augen auf und sagte: „Gott sei gelobt! Die gute Sache hat gesiegt!“

„Sie hätte mit weniger Unbarmherzigkeit siegen können,“ antwortete Coste finster.

„Du machst Dich doch nicht vielleicht gar zum Advocaten der Communisten, dieser blutdürstigen Bande von Räubern und Mördern?“ fuhr Tiffon auf.

„Nein, das thue ich nicht,“ antwortete Coste bleich und zitternd; „aber man hätte mit mehr Menschlichkeit verfahren sollen. Fünzig Tausend — Tiffon, bedenke, was das sagen will — fünfzig Tausend Unglückliche — die Zeitungen berichten es — fünfzig Tausend Menschenleben sind aufgeopfert worden. Fünf. . . zig . . . Tausend . . . Oh! schrecklich! Man hat der Weiber und der Kinder nicht geschont; man hat gewürgt und gemordet, als kämpfte man gegen wilde Thiere.“

„Und man hat recht gethan!“ rief Tiffon. „Man hatte mit wilden Bestien, mit dem Abschaum der Menschheit, mit Räubern, Mördern, Banditen, Brandstiftern zu thun. Nicht einen Einzigen von dem nichtswürdigen Geschmeiß durfte man entgehen lassen!“

„Tiffon, Tiffon! bedenke, was Du sagst! Es handelt sich um Franzosen; um Kinder unseres eigenen Stammes, um Brüder!“

„Deine Brüder, wenn Du willst! Nicht die meinen; bei Gott! Ich habe nichts mit Schurken und Spitzbuben gemein!“

„Ich auch nicht.“

„Ja! denn Du wagst es, sie zu vertheidigen!“

„Wagen, Tiffon? . . . Tiffon, Du bist nicht bei Sinnen, so mit mir zu sprechen.“

„Ja, ich bin bei Sinnen; und ich sage Dir in vollem, bitterem Ernste: Es ist schmachvoll, daß Du es wagst, ein Wort zur Verttheidigung der Commune zu sagen. Du solltest Dich schämen! Schämen solltest Du Dich, Coste!“

„Nimm das zurück, Tiffon! Nimm das zurück! Oder bei Gott . . .“

„Du solltest Dich schämen! Pfui! Pfui!“

Da schlug der Oberst mit der geballten Faust auf den Tisch, so daß Teller und Gläser erkirrten, und dann erhob er sich, und todtenbleich, mit rothen, glühenden Augen, schwur er einen furchtbaren Schwur, daß er sich nie wieder an diesen Tisch setzen, nie wieder dies Haus betreten wolle, bis Tiffon ihn für das an ihm begangene Unrecht um Verzeihung gebeten habe.

„Und ich erkläre, ohne viel gotteslästerliche Worte zu machen,“ sagte der Professor plötzlich ruhig, aber ebenso bleich und zitternd wie sein alter Freund, „daß das Wort, das Du hören willst, niemals über meine Lippen kommen wird.“

Der Oberst näherte sich der Thür, griff, ohne sich umzusehen, nach Hut und Stock — und war verschwunden. Tiffon hörte seinen hinkenden,

schweren Schritt auf der Treppe; die Hausthür wurde auf- und zugemacht — und dann war Alles todtensstill.

Drei Tage lang zehrten der Oberst und der Professor an ihrem bitteren Groll; dann war der Zorn verbraucht und sie erkannten, was sie an einander verloren hatten. Die Einsamkeit, in der sie lebten, wurde ihnen zur Hölle. Coste wagte nicht, das Zimmer zu verlassen, aus Furcht, seinem alten Freunde zu begegnen; dieser schlich sich wie ein Dieb aus dem Hause, wenn seine Amtspflicht ihn nöthigte auszugehen; — und doch sehnten sich die beiden alten Herzen mit aller Kraft danach, sich wieder zu versöhnen. Aber das war unmöglich. Sie wiederholten im Geiste hundert Mal den unglücklichen Austritt, der sie getrennt hatte; sie erinnerten sich jedes Wortes, jedes Blickes.

„Er durfte mich in seinem eigenen Hause, an seinem Tische nicht beschimpfen,“ sagte sich der Oberst; und er fühlte, daß seine Ehre ihm nicht gestatte, den Schwur, den er geschworen, zurückzunehmen.

„Alles Unrecht ist auf seiner Seite,“ sagte sich der Professor. „Wie konnte er es versuchen, die größten Uebelthäter, die die Welt je gesehen hat, vertheidigen zu wollen.“ Und er dachte mit Schaudern daran, daß er feierlich gelobt habe, das Wort, das Coste von ihm hören wollte, um sein Haus wieder zu betreten, nie über seine Lippen zu bringen.

Eines Morgens kam die alte Pascal zum Oberst.

„Herr Oberst,“ jammerte sie, „was haben Sie meinem armen Herrn angethan? Er rührt seine Speisen kaum noch an; er schläft nicht mehr; er sitzt den ganzen, langen Tag über auf seinem Zimmer, ohne ein Buch aufzuschlagen, ohne eine Feder anzurühren und will Niemand sehen und spricht mit Niemand; er verzehrt sich; er geht zu Grunde. Herr Oberst, was haben Sie ihm angethan? Retten Sie meinen armen Herrn!“

Der Oberst war keineswegs zu stolz, um mit der alten Pascal wie mit einer Gleichgestellten zu sprechen. Er erzählte ihr Alles. „Und sehen Sie, Pascal,“ schloß er „ich habe geschworen bei meiner Ehre und Seligkeit, daß ich sein Haus nicht wieder betreten will, bis er sein Unrecht eingesehen hat — und ich kann meinen Schwur nicht brechen.“

„Herr Oberst, ein sündhafter Schwur, den man im Zorne leistet, bindet nicht,“ antwortete die devote Alte. „Fragen Sie den Herrn Pfarrer; sprechen Sie mit dem Herrn Bischof selbst; sie werden Sie des gottlosen Eides entbinden.“

Aber der Oberst schüttelte das Haupt. „Nein, Pascal, das verstehen Sie nicht,“ sagte er. „Ich habe bei meiner Ehre geschworen, und kein Priester kann mir mein Wort zurückgeben.“

Die Thränen standen ihm in den halbblinden Augen; er sah elend und erbärmlich aus; aber er sprach mit solcher Entschiedenheit, daß Pascal wohl einsah, sie werde unverrichteter Sache von dannen ziehen müssen. — Und das mußte sie auch.

Dann kamen die beiden frommen Töchter des Professors zum Besuch nach Montpellier und erfuhren von der Magd, was vorgefallen sei. Sie waren froh, das Haus von dem rohen Nachbar befreit zu sehen und meinten, der Vater werde bald erkennen, daß der Verlust, über den er augenblicklich noch klage, ein großer Gewinn sei. Sie wollten mit ihm darüber sprechen; aber er befahl ihnen mit heiserer Stimme und zornig funkelnden Blicken, sie sollten schweigen oder das Haus verlassen; und sie gingen kopfschüttelnd von dannen, um in dem Kreise, in dem sie sich bewegten, über die Verstocktheit des alten Mannes zu klagen.

Ein Monat ging dahin, ohne eine Veränderung in dem Verhältniß zwischen Tisson und Coste herbeizuführen. In ganz Montpellier war der Streit besprochen worden, aber Niemand hatte sich veranlaßt gefühlt, die Rolle eines Friedensstifters übernehmen zu wollen.

Darauf trat der Professor, nachdem er um eine specielle Erlaubniß angehalten und dieselbe bekommen hatte, früher als gewöhnlich seine Sommerurlaubsreise an. Seit zehn Jahren hatte Coste ihn stets während der Ferien begleitet. Die Beiden waren zusammen in Paris, in den Pyrenäen, in der Auvergne und in der Schweiz gewesen. Sie hatten sich überall köstlich amüfirt. Diesmal reiste der Professor allein. Er wollte zunächst nach Paris gehen .. und von dort? .. er wußte noch nicht wohin. Er wollte aus Montpellier fort. Er konnte es dort nicht mehr aushalten.

Der Oberst stand, hinter der Gardine versteckt, am Fenster seines Zimmers, als der Wagen vor der Thür des Nachbarhauses anhielt. Die Brust war ihm wie zugeschnürt. Seine trockenen Augen brannten wie Feuer, als er den Professor gebeugt und schwerfällig aus dem Hause treten und in den Wagen steigen sah. Der Wagen fuhr fort. Coste bedeckte sich das abgehärmte Gesicht mit den knöchigen Händen und weinte; aber er fand eine Art Erleichterung in dem Gedanken, den verlorenen Freund nun nicht mehr in seiner unmittelbaren Nähe zu wissen. Er ging mehrere Tage lang finster sinnend im Garten, wo er von Niemand gestört und beobachtet wurde, auf und ab. Dann kam eine gewisse Ruhe über ihn; und eines Morgens, gleich nachdem er aus dem Bette aufgestanden war, schrieb er folgenden Brief:

„Lieber Isidor,

„Ich habe mich entschlossen, Montpellier zu verlassen und nach Algier überzusiedeln. Dort finde ich mein altes Regiment und einige alte Kameraden, mit denen ich leben will. Sie können mir nicht ersetzen, was ich verloren habe; aber ich werde in ihrer Nähe nicht so ganz allein sein, wie ich es hier bin. — Ehe ich fortgehe, um Dich nie wieder zu sehen, möchte ich noch einmal, wie zur guten alten Zeit, mit Dir zusammen sein. Ich mache also folgenden Vorschlag: Schreibe mir nach Empfang dieses Briefes und gib mir ein Rendez-vous in Paris. Dann wollen

wir, wie vor zwei Jahren, in der großen Stadt umherlaufen, am Abend zusammen essen und uns nach der Mahlzeit eine gute Nacht wünschen, wie wir dies zehn Jahre lang jeden Abend gethan haben. — Am nächsten Morgen werde ich verschwunden sein. Du wirst dann ohne Jorn an mich denken, wie an einen gegangenen Freund, von dem Du in Frieden und Freundschaft geschieden bist; und ich werde in Bezug auf Dich ein Gleiches thun. — Ich bin Dir nur wenige Tage, so lange ich im Jorne war, böse gewesen; seitdem ich wieder zu mir selbst gekommen, bin ich auch Dir gegenüber wieder der Alte; und ich verbleibe, selbst wenn Du meinen Vorschlag nicht annehmen solltest, Dein treuer Freund

„Casimir Coste.“

Die alte Pascal hatte dem Oberst die Adresse ihres Herrn in Paris gegeben. Er war dort in einem kleinen Hôtel in der rue du Helder abgestiegen, dessen Wirth aus Montpellier gebürtig war, und in dem Coste und Tiffon bereits zu verschiedenen Malen logirt hatten.

Am zweiten Tage, nachdem das Schreiben an den Professor abgegangen war, empfing der Oberst einen Brief aus Paris. Er erkannte sofort die Handschrift seines Freundes und riß das Couvert mit zitternden Händen auf. Der Brief enthielt nur wenige, schnell, fast unleserlich geschriebene Zeilen:

„Ich habe geschworen, niemals das Wort auszusprechen, das Du hören wolltest, um mein Haus wieder zu betreten; aber ich darf Dir schreiben, wie schwer es mir geworden ist, meinen Schwur zu halten. Verzeihe mir das Leid, das ich Dir im Jorne zugefügt habe. Ich habe dafür gebüßt, und ich bin, bis zum Tode, Dein treuer, alter Freund geblieben. J. T.“

Der Brief entfiel den Händen des Oberst. Es wurde ihm schwarz vor den Augen. Sobald er sich wieder etwas erholt hatte, eilte er zu Pascal. Diese war ohne jede Nachricht von ihrem Herrn. Coste telegraphirte darauf an den Gastwirth in Paris und bat um sofortige Auskunft über das Befinden des Herrn Professor Tiffon aus Montpellier. Wenige Stunden später langte die Antwort aus Paris an: der Herr Professor Tiffon sei plötzlich gestorben; man habe ihn am Morgen des vorhergehenden Tages todt in seinem Zimmer gefunden; das Begräbniß finde morgen statt; die Töchter des Verstorbenen seien von dem Unglücksfall benachrichtigt.

Coste reiste noch am selben Abend nach Paris ab und kam dort wenige Stunden nach der Beerdigung seines Freundes an. Er traf im Hôtel mit den beiden Töchtern und Schwieger söhnen des Verstorbenen zusammen. Sie waren in tiefster Trauer und trugen das Unglück, das sie betroffen hatte, mit großer Würde. Sie sahen den alten Mann, der in bestäubtem Reiseanzuge, mit verstörter Miene, unangemeldet zu ihnen in das Zimmer getreten war, befremdet an und gaben ihm kurze, präcise

Antworten auf seine Fragen über die letzten Augenblicke ihres Vaters: der Schlag habe ihn gerührt; er sei um zehn Uhr Abends wohl und munter schlafen gegangen, und man habe ihn zwölf Stunden später todt und bereits kalt in seinem Bette gefunden. Er sei wahrscheinlich um elf Uhr Abends gestorben; ohne Schmerzen wollten sie hoffen.

Coste ließ sich am nächsten Morgen an das frische Grab führen. Als er vom Kirchhofe nach dem Gasthause zurückgekehrt war, erfuhr er, daß „die Herrschaften aus Südfrankreich“ bereits wieder abgereist seien, nachdem sie einen „hübschen“ Leichenstein bestellt hätten, der auf dem Grabe des Herrn Professors errichtet werden solle.

Der Wirth, Herr Doucet, ein gesprächiger Mann, kannte den Oberst seit langen Jahren und unterhielt sich gewöhnlich sehr gern mit ihm; er wurde jedoch wortkarg und verschlossen, als dieser ihn über den Tod seines Freundes ausforschen wollte. Coste sah sehr wohl, daß man ihm die Wahrheit verberge. Er wollte derselben auf den Grund kommen. Er bestach den Kellner, der in dem Zimmer zu bedienen hatte, in dem Tiffon gestorben war. Der Mann wollte erst gar nicht mit der Sprache heraus; aber nachdem Coste feierlich gelobt hatte, ihn nicht zu verrathen, erzählte er mit ängstlichem Gesichte Folgendes: Herr Tiffon sei vor fünf Tagen angekommen. Er habe zum Erbarmen ausgesehen: so traurig und schwach. Er sei nur wenig ausgegangen; habe allein auf seinem Zimmer gespeist und mit Niemand im Hause ein Wort gewechselt. Am Freitag Abend habe er mehrere Briefe geschrieben, die er selbst zur Post getragen; dann habe er gegen zehn Uhr Thee bestellt und ihm, dem Kellner, gesagt, er wolle sich zu Bett legen; man solle ihn vor morgen früh nicht stören.

„Als ich am Sonnabend Morgen gegen neun Uhr an seine Thür klopfte, um ihm einen Brief zu bringen, der soeben für ihn angekommen war, keine Antwort empfing und die Thür von innen verriegelt fand, ahnte ich, daß ein Unglück geschehen sei. Ich rief Herrn Doucet, und dieser schickte mich sogleich zum Polizeicommissarius, damit die Thür in Gegenwart eines Beamten geöffnet werde. — Herr Doucet, der Commissarius und ein Doctor traten allein in das Zimmer. Mir gebot der Wirth, an der Thür Wache zu halten und Niemand herein zu lassen. Ich wartete lange. Als die Drei wieder aus der Stube traten, sah Herr Doucet kreideweiß aus. Er nahm mich bei Seite und sagte: «Ich verlasse mich darauf, daß Sie, als ein alter Diener des Hauses, kein Geschwäk machen; der Ruf des Hôtels würde darunter leiden.» Ich versprach ihm zu schweigen und habe bis jetzt mit keiner Menschenseele von dem Vorfall gesprochen; ich werde auch nicht mehr davon sprechen; Sie waren ein alter Freund des Herrn Tiffon; das weiß ich; Sie durften die Wahrheit erfahren. — Nach einigen Stunden kam der Doctor mit zwei Gehülften zurück. Die Drei schlossen sich in dem Zimmer, wo die Leiche lag, ein und verweilten dort eine gute Stunde. Spät in der Nacht —

um die anderen Gäste nicht zu erschrecken — wurde der Sarg heimlich in das Haus gebracht. — Am nächsten Morgen kamen die Herrschaften aus Südfrankreich an. Sie wollten die Leiche sehen. Ich ging mit ihnen in den kleinen Salon, in dem sie ausgestellt war. Sie lag im Sarge. Das Gesicht war nicht verzerrt — wachsgelb. — Um den Hals war eine hohe, steife, weiße Binde gebunden, die bis an die Ohren reichte. Mich überrieselte es kalt, als ich dies sah. Ich sagte dem Wirth leise, daß der Todte sich mit dieser Binde erschrecklich ausnehme. Herr Doucet winkte mir ängstlich zu und flüsterte, ich solle schweigen . . . Meine Meinung, Herr Oberst, ist, daß Herr Tiffon Hand an sich gelegt und sich . . .“

Coste taumelte leichenblaß zurück und fiel auf einen Sessel. Der Kellner bespritzte ihm das Gesicht mit kaltem Wasser und nöthigte ihn, etwas zu trinken. Dann, als der Unglückliche wieder zu sich gekommen war, bat der Kellner nochmals, ihn nicht zu verrathen, und ging leise fort.

Der Oberst reiste einige Tage darauf nach Montpellier zurück; aber nur um seinen Umzug nach Paris zu besorgen. Bald darauf ließ er sich in einem entlegenen Stadtviertel, in der Nähe des Kirchhofes, auf dem Tiffon begraben war, nieder. Er lebte dort noch ein Jahr; ein stiller, trauriger Mann; dann fing er an zu kränkeln, und nach einigen Wochen wurde er bettlägerig. Er hatte in Paris keine Bekanntschaft angeknüpft; Niemand suchte ihn auf, um ihn zu pflegen. Der Doctor, den er gerufen hatte, empfahl ihm an, eine barmherzige Schwester als Krankenwärterin zu engagiren. Der Oberst gab zu Allem seine Zustimmung. Die Wärterin kam darauf zu ihm und wick Tag und Nacht nicht mehr von seiner Seite. Es war eine starke, junge Frau, mit einem ganz glatten, ruhigen Gesichte wie Milch und Blut, von dem man, sobald man es zum ersten Male sah, sagte: „Es ist das Gesicht einer reinen und sehr reinlichen Person“ — und von dem man, auch nachdem man es aufmerksam betrachtet hatte, nicht viel mehr zu sagen fand. Sie pflegte den vereinsamten, hilflosen, alten Mann aufmerksam, treu, unermülich: ohne Habsucht, ohne Sorge, ohne Hoffnung, wie sie seit Jahren Hunderte von Kranken und Sterbenden gepflegt hatte.

„Er wird schwächer und schwächer,“ berichtete sie dem Doctor, als dieser eines Morgens zur gewöhnlichen Stunde seinen Besuch abstattete. „Er kennt mich nicht mehr.“

Der Arzt trat an das Krankenbett. Der Oberst lag mit halbgeschlossenen Augen, leise athmend da. Der Doctor befühlte den Puls, die Stirn, das Herz, und sagte dann, während er sich die Handschuhe langsam wieder anzog:

„Ich glaube schwerlich, daß er den Tag überleben wird. Ich werde heute Abend noch einmal vorkommen. Sie können fortfahren die Medicamente zu geben, die ich gestern verordnet habe.“

Die Schwester nickte und nahm, nachdem der Doctor gegangen war,

eine Handarbeit auf, mit der sie sich, wenn der Patient ihrer nicht bedurfte, zu beschäftigen pflegte.

Der Tag ging ruhig dahin. Keine merkliche Aenderung im Zustande des Sterbenden. — Es wurde dunkel. Die Schwester ging auf den Fußspitzen aus dem stillen Zimmer, um eine Lampe anzuzünden. Sie hatte die Thür aufgelassen. Als sie in der Küche war, hörte sie den Kranken sprechen. Sie eilte an seine Seite. Er hatte sich emporgerichtet. Sein Gesicht, das sie in der Dämmerung nur undeutlich erkannte, erschien ihr wie verjüngt. Die Augen, die während des Tages halb geschlossen gewesen, waren weit geöffnet. Sie blickten friedlich, freundlich. Das unbeschreiblich schöne Lächeln, mit dem so viele Müde den Ruhe verheißenden Tod begrüßen, verklärte sein Antlitz.

„Es wird dunkel,“ flüsterte er; „warte auf mich; wir wollen zusammen nach Hause gehen.“

Er sank auf das Kissen zurück. Die Athemzüge wurden leiser und kürzer . . . immer leiser, immer kürzer . . . hatten aufgehört.

Die Schwester blieb einige Minuten vollständig regungslos; dann verließ sie das Zimmer und kam bald darauf mit der brennenden Lampe zurück. Sie hielt diese über den Kopf des Todten, so daß der Schirm das helle Licht voll auf das stille Gesicht warf. Sie betrachtete es lange, aufmerksam, ohne jede Bewegung, ohne Härlichkeit, ohne Schmerz, wandte sich geräuschlos ab, stellte die Lampe auf den Tisch, näherte sich dem Bette wieder und drückte dem Verschiedenen die Augen zu. In derselben methodischen Weise glättete sie das Kopfkissen und legte das ruhige Haupt sanft und sorgsam darauf; dann zog sie die Laken bis unter das Kinn des Verschiedenen in die Höhe und legte ein hölzernes Crucifix in die erkaltenden Hände, nachdem sie diese über der Bettdecke gefaltet hatte; darauf zündete sie zwei Lichte an und stellte die brennenden Kerzen eine an das Kopfende, eine zu Füßen der Leiche; endlich ergriff sie ein Fläschchen, das auf der Kommode stand, und goß das darin enthaltene Weihwasser in eine Untertasse, die sie auf dem Stuhle neben dem Lager in Bereitschaft gehalten hatte. Als sie dies Alles ohne Uebereilung, ohne ein Bögern verrichtet, sah sie sich nachsinnend im Zimmer um, wie um sich zu vergewissern, daß sie auch Nichts vergessen habe. Ihr aufmerksamer, ruhiger Blick streifte mit demselben gelassenen Ernste die Leiche, die Kerzen, das Kreuz, die Schaal mit dem Weihwasser; und als sie sich überzeugt hatte, daß Nichts fehle, daß Alles in guter Ordnung sei, zog sie ein abgegriffenes, kleines, schwarzes Buch aus der Tasche, öffnete dasselbe mit sicherer Hand an einer ihr wohlbekannten Stelle, kniete nieder, machte das Zeichen des Kreuzes und begann mit halblauter Stimme die Gebete für die Verstorbenen herzusagen.



Arnold Böcklin.

Von

fr. Pecht.

— München. —

Es war im Winter 1857, als uns eines Tages im Münchener Kunstverein ein Bild überraschte, das in seiner ganzen Art völlig neu erschien, von einer ungewöhnlichen Naturauffassung sowol als von einer ganz selbständigen Technik Zeugniß ablegte. Man sah auf demselben nichts als einen Flußrand, der sich in einen Wald von fast in natürlicher Größe gemaltem Schilf verlor, durch dessen fahlgrüne Massen sich einige Sonnenblitze auf den sumpfigen Boden stahlen. Dieselben waren aber mit solch täuschender Wahrheit gemalt, daß die Meisten sich erst umsahen, durch welche Spalte denn jetzt eigentlich die Sonne hereinfalle. Es war ein packendes Naturleben in der unendlichen Einsamkeit dieser Scene, daß man das leise Flüstern des durch den Windeshauch bewegten Geröhrchts, ja das Summen der Fliegen zu hören glaubte, wie man zuerst den Sonnenstrahl für Wirklichkeit genommen. — Gewöhnlich erst später bemerkte man dann auf einmal im Schatten des vom Schilf gebildeten Hellbunkels gelagert ganz in sich versunken die riesige Gestalt des großen Pan und fuhr beinahe erschrocken zurück, wie es die Alten von denen erzählten, die dem Gotte begegnet.

Niemand vermochte sich der tief poetischen Macht dieses merkwürdigen Bildes zu entziehen, das so nur einem genialen Künstler gelingen konnte, und doch kannte kein Mensch den Namen Arnold Böcklin, der darunter stand.

Man hörte bald, daß der Träger desselben ein junger Schweizer sei, der kürzlich mit einer wunderschönen Frau hergekommen und, nachdem er dieses Bild noch nicht einmal vollendet, zugleich mit zweien seiner Kinder vom Typhus befallen, jetzt völlig mittellos hier liege.

Der große Pan rettete ihn aber bald aus dieser Noth durch die Freunde, die er ihm erwartete, bis zuletzt auch König Ludwig I. eine tiefe Sympathie für den um die verlorene Stryng Klagen den fühlte und ihn der Pinakothek einverleibte. Seine eigene kräftige Natur überwand aber das tödtliche Fieber und nur ein Kind erlag demselben, was den Vater so ergriff, daß er noch Monate lang verbüßert und ganz menschenförmig herumging. Nichtsdestoweniger wurde Böcklin von der Zeit an ein hochgeschätztes Mitglied der Münchener Künstlerchaft. Mit Erstaunen hörte man bald von ihm, daß er trotz der außerordentlichen Wahrheit mancher seiner Details, wie jener mit so ungewöhnlicher Feinheit wiedergegebenen Sonnenblitze, dennoch niemals unmittelbar nach der Natur male, dieselbe nur, wie seiner Zeit Claude, bei Spaziergängen studire. Es ließ das auf ein außerordentliches malerisches Gedächtniß schließen. Die Freunde aber, die ihm bald näher traten, so Piloty und Ramberg — L. Thiersch und Paul Heyse kannte er schon von Rom her — wurden nicht müde, die Feinheit seines Urtheils, den Scharfsinn zu preisen, der sich in seinen Kunstansichten ausdrückte, für die er eine leidenschaftliche Propaganda zu machen pflegte.

Man kann alle Künstler in zwei Classen scheiden: die, welche wie Raphael, Correggio, Titian in einer beständigen Metamorphose begriffen sind, ewig streben, bei denen nichts feststeht, und jene, welche wie Paul Veronese oder die meisten Holländer fertig auf die Welt zu kommen scheinen, um sich dann immer gleich zu bleiben, bei denen der Handwerker stärker ist als der Poet. — Böcklin gehört den ersteren an; obwol in Rom zum unbedingten Verehrer der klassischen Kunst wie Natur geworden, stellt er sich doch bei jedem neuen Bild immer zugleich auch ein neues technisches, nicht nur ästhetisches Problem, und scheint darum immer wieder ein Anderer, obwol man seine Bilder wie seine malerische Handschrift leicht unter allen übrigen herausfindet. Er täuscht aber auch dadurch die Erwartung regelmäßig und oft sehr unangenehm, nachdem man sich eben erst mit den Vorzügen des letzten vertraut gemacht. Sie stellten damals meistens eine Verbindung von südlicher Natur mit bedeutamer Staffage dar, so daß je nach den Umständen bald der figürliche, bald der landschaftliche Theil überwog, beide aber immer ganz untrennbar organisch verbunden und mit gleichem Talent, wie absoluter Eigenthümlichkeit gemacht waren. Nur in einem seiner frühesten mir bekannten Werke sieht man noch eine Anlehnung an Poussin, sonst war nie mehr irgend welche andere bei ihm zu entdecken, als solche an die klassische Kunst überhaupt, deren strenge Stylformen er aber meist durch einen ganz eigenartigen Realismus neu belebt. — Jenes, seinem ersten römischen Aufenthalt angehörig, zeigt uns eine bezaubernde Waldscene inmitten einer Schlucht, durch die eine Quelle herabrinnt, Alles in tiefem goldenem Abenddunkel eingehüllt, während sich durch die Baummassen die letzten Strahlen der Sonne strecken, und am kühlen Quell eine sinnende Nymphe sitzt.

Das Bild, jetzt in der Schaff'schen Galerie, war so vortrefflich in Form und Farbe, daß ich dem Maler lange nicht verzeihen konnte, nie mehr auf diesen so schön gebahnten Weg zurückgekehrt zu sein, sondern daß er mit geistreicher Hartnäckigkeit jedesmal wieder einen neuen, oft sehr dornigen einschlug. Ich übersah darob die außerordentliche Vielseitigkeit dieses Talents, wie er denn dermal in Deutschland der einzige Künstler ist, der gleich den alten Meistern alle Fächer mit hohem Talent cultivirt, während sonst unsere Malerei gleich der Wissenschaft sich in lauter kleine und enge Specialitäten aufzulösen droht.

Es entging mir aber auch lange bei seinem Experimentiren, daß er dabei ganz naiv und immer er selber blieb, daß es der grenzenlose Reichthum seiner Phantasie war, der ihn sich in Allem versuchen ließ, weshalb er denn auch beim Tollsten nie gesucht und noch viel weniger tendentiös erschien.

Er war eben in Allem und Jedem ein wunderlicher Heiliger, wie sich bei näherer Bekanntschaft bald ergab, oft barok und immer genial, dabei eine ganz dämonische Natur. Obwol im höchsten Grad zum Grübeln und Theoretisiren geneigt, doch dem Leben gegenüber, in allen weltlichen Dingen naiv wie ein Kind, arglos wie ein solches gegen völlig Fremde, und dann wieder gegen seine besten und aufopferndsten Freunde mißtrauisch, heute voll des köstlichsten Humors, morgen düster und unzugänglich, unberechenbar in Allem und Jedem. Dabei ein leidenschaftlicher Anbeter der alten Kunst und selber ganz moderner, in seiner Empfindungsweise wie in seinen Werken dem wirklichen Leben gänzlich abgewendeter Romantiker und humoristischer Stimmungsmaler. Wie er das Alles geworden, mag sein Lebenslauf erklären oder doch belegen, welchen ich hier nach den gelegentlichen Mittheilungen wiedergebe, die er seinen Freunden gemacht.

Arnold Böcklin ist als der Sohn eines wohlhabenden Kaufmanns in Basel 1827 geboren, empfing eine gute Erziehung und besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt mit Auszeichnung. Er erwarb sich dort jene gründliche Vertrautheit mit den noch heute leidenschaftlich verehrten klassischen Autoren, die so sehr auf seine ganze Richtung und Anschauung einwirkte. In ihrem ganzen bis zum Exceß realistisch nüchternen, auf Erwerb und Besitz, auf Fabrikation mehr als auf Production gerichteten, pietistisch angehauchten Leben und Treiben bildete diese Vaterstadt gewiß den größten Gegensatz zur Romantik, den man sich überhaupt denken kann. Nur in der herrlichen Natur, welche sie umgibt, wie in ihrer alterthümlichen, malerischen, erinnerungsreichen Gestalt selber, dann in ihren eigensinnig festgehaltenen Sitten und Traditionen sind Anknüpfungspunkte für ein tieferes Gemüthsleben gegeben, das sich dann, verhöhnt, unterdrückt und abgestoßen von allen Seiten, im Geheimen nur um so hartnäckiger einzunisten pfllegt, sich bei gewöhnlichen Naturen zum

Bietismus auswächst, phantasievolle bald in den tiefsten Widerspruch mit ihrer ganzen Umgebung bringt, den sie nur durch Humor auflösen können, und daher gewöhnlich excentrisch und barock werden.

Die früh sich entwickelnde Liebe des Knaben zur Kunst war um so natürlicher, als sie ein Erbgut der Familie scheint. Schon die Tante war eine ausgezeichnete Malerin, und seine Brüder ebenfalls sehr künstlerisch begabt. Nichtsdestoweniger fand diese Neigung beim Vater nicht die eifrigste Förderung, da jedem ächten Schweizer ein Künstler, wenigstens damals, durchaus als ein Mensch galt, der nichts Rechtes kann und nur Thörichtes will. Die profaischesten von Allen, die Baseler, entnahmen überdies ihre Begriffe von einem Maler zwei hochbegabten, aber unter dem Druck der Umgebung in Unordnung aller Art verkommenen Mitbürgern: Disteli und Heß, sie erschienen ihnen — sogar mit Recht — als die eigentlichen Normalgenies, während sie seither sich mit den modernen Realisten viel besser zu verstehen gelernt haben. Wahrscheinlich durch Heß, einen Schüler von Cornelius, empfing unser Böcklin Allem nach Eindrücke, sog vielleicht auch die Tendenz zum Barocken und Ungewöhnlichen ein. Wie dem auch sei, so ist um so sicherer der Einfluß der herrlichen Werke Holbeins in Basel bei ihm nachzuweisen, sowohl der Passionsbilder als ganz besonders des wilden Humors im Todtentanz.

Obwol der Vater inzwischen den größten Theil seines Vermögens verloren und, sein eigenes Geschäft aufgebend, einer fremden Fabrik vorzustehen genöthigt gewesen war, so rüstete er den Sohn jetzt doch zum Besuche einer Akademie aus, und die Familie hat ihm auch später viele Opfer gebracht. Zunächst wanderte er 1846 nach Düsseldorf, um sich weiter auszubilden, und widmete sich dort erst ausschließlich der Landschaft unter Leitung von Schirmer, dessen Schule man auch jetzt noch in manchen äußerlichen Dingen wahrnehmen kann. Vor Allem in der breiten Behandlung, die freilich bei ihm zum feinen Stylgefühl wird, das jenem im Grunde abgeht. Hier allein war es, wo er zahlreiche und höchst sorgfältige Detailstudien nach der Natur malte. Auch Hildebrands Schüler soll er später eine Zeit lang gewesen sein, ohne daß irgend etwas davon wahrzunehmen wäre. Denn war Düsseldorf bekanntlich vor achtundvierzig auch höchst romantisch, aber vorherrschend süßlich sentimental, so ist davon in Böcklin's durchweg männlicher Natur, die vielmehr zum gesunden, in tausend Farben schillernden und spielenden Humor neigt, keine Spur zu finden. Er kehrte vielmehr diesem schwächlichen Treiben bald entschlossen den Rücken und wandte sich auf des ihn sehr hoch schätzenden Schirmers Rath der blühenden Brutstätte des Realismus, Brüssel, und zugleich der Figurenmalerei zu, studirte aber mit richtigem Instinkte statt Wappers oder Leys vorzugsweise in der Galerie, wie er sich denn auch durch den Verkauf seiner Copien die Mittel verschaffte, ein halbes Jahr später in angeborener Ruhelosigkeit Brüssel mit Paris zu vertauschen. Er kommt

gerade zur 48er Revolution an und wohnt dort wie später in dem Juniaufbruch den fürchterlichsten Scenen als Augenzeuge bei, sieht Menschen von der Soldateska an die Wand stellen und erschließen, aus keinem anderen Grunde, als weil sie über die Straße gegangen waren, um sich Nahrung zu verschaffen. Das machte einen unauslöschlichen Eindruck auf sein jugendliches Gemüth und ihm haben wir wol jenes Element des Schauerlichen, von Mord und Gewaltthat, von grellen Dissonanzen aller Art im Stoff wie der Form zu verdanken, das bei ihm ab und zu mit einer gewissen Wildheit auftaucht.

In dieser Zeit ewiger politischer Unruhe konnte er sich natürlich in Paris selbst mit den äußersten Entbehrungen nicht halten und kehrte deshalb wol gefördert als Künstler und bereichert durch die gewaltigsten tiefgehendsten Erlebnisse, aber auch mit Abscheu vor der Menschheit erfüllt nach Basel zurück, um dort zunächst seiner Militärpflicht zu genügen. Da er keine sonderlich günstige Aufnahme findet, wandert er bald mit wenig Geld in der Tasche nach Rom, wo er im März 1850 ankommt, und um nur leben zu können, für die Kunsthändler im Corso Beduten malt, bei denen er sich wenigstens eine große Gewandtheit des Pinsels erwarb. Ueber seine Armuth tröstet ihn bald die Bekanntschaft mit so viel talentvollen und strebsamen jungen Männern, meist in ähnlicher Lage, und er schließt sich besonders enge an den früh verstorbenen Franz Dreber an, der vielen Einfluß auf ihn gewinnt, etwas später dann an Feuerbach, der ihn ebenfalls beeinflusst, wie beide vielfach von ihm Anregung empfangen. Auch lernt er Wittig, Kaupert und Gunkel, endlich Paul Heyse kennen, und wandelt vor Allem mit Entzücken auf dem klassischen Boden der Kunst. Zunächst zog er mit Dreber und Thiersch nach Orvieto, wohin bald auch Flamm und Oswald Achenbach aus Düsseldorf nachkamen. Aber während diese fleißig die prächtigsten Studien fertigen, schweift er unanhörlich in der Gegend umher, um zu schauen, ohne doch je direct nach der Natur zu arbeiten. Vielmehr sitzt er zurückkehrend auf seinem Zimmer und malt ein ganz selbst componirtes, nur den allgemeinen Charakter der Gegend, diesen aber höchst prägnant, ja grandios wiedergebendes Bild, das alle seine Genossen entzückt. Ein anderes, das er halbfertig liegen lassen, thut dies noch heute durch die Großartigkeit seiner Auffassung, wenn man es bei Heyse, der es gerettet, sieht. Ist der Ruf seines Talentcs bei den Freunden bald fest begründet, so war er aber doch noch lange nicht unter das Publikum gedrungen, mit dem er sich überhaupt niemals zu stellen wußte, ja als ächter Artist nie auch nur an dasselbe dachte. Hätte er doch anmaßliche Käufer lieber die Treppe hinabgeworfen, als becomplimentirt, oder gar sich zu jenen kleinen und gemeinen Kunstgriffen erniedrigt, mit denen man in Rom die Goldfische einzufangen pflegt und die der alte Koch schon in seiner „Rumford'schen Suppe“ ergötzlicher als erbaulich zu schildern wußte. Es

geht ihm daher wie gewöhnlich sehr schlecht, was übrigens die innere Heiterkeit seines Geistes immer nur sehr vorübergehend zu trüben, seiner Productivität niemals das Geringste anzuhaben vermochte.

Im Gegentheil heirathete er 1853 Angelina Pascucci, eine arme Waife, nach kurzer Bekanntschaft mitten in der ärgsten Noth. Was aber noch viel mehr, diese anscheinend leichtsinnige Ehe ohne jede Gleichheit der Bildung, Religion, Sprache, Tradition und Sitte ist, weil sie vom Götterstrahl der Liebe berührt zwei ächte Menschen eingingen, eine überaus glückliche und die schöne Römerin das Ideal einer Frau geworden, die nur für ihren Gatten lebt, mit wahrhaft seltener Aufopferung und Treue unwandelbar an ihm hängt, wie er an ihr, den ihre wunderbare Schönheit und zärtliche Liebe in jeder Trübsal tröstete. Zunächst gleich beim Verlust des ersten Kindes nach einem Jahr, der den tief gemüthvollen Böcklin halb wahnsinnig vor Schmerz machte. Aber gerade in diesem gemeinsamen Leid schlossen sich die Gatten erst recht aneinander. Dazwischen erblühten dann auch wieder gute Zeiten, wenn etwa durch die Verwendung der Freunde, die sein so reicher Geist, sein glänzendes Talent und sein so biederer, wenn auch ungleicher und launenhafter Charakter ihm geschaffen, nach und nach immer öfter Arbeiten verkauft wurden. — Aber gleich mit einer der ersten hatte er das mißlichste Schicksal. Es war seinen Freunden nämlich gelungen, eine reiche deutsche Dame, welche damals die Rolle des Kunstmäcens in Rom mit unleugbarer Grazie, aber nach Frauenart mit mehr Wohlwollen als eigentlicher Kenntniß ausfüllte, zur Bestellung eines Bildes zu vermögen. Unglücklicherweise hatte er dazu die Entführung einer Nymphe durch einen braunen Faun gewählt, und mit so ächt heidnischer Unbefangtheit prachtwoll energisch durchgeführt, wie er seine schöne Beute durch's Wasser trägt, daß die Gönnerin, dadurch unangenehm berührt, das Bild um keinen Preis acceptiren wollte, ja nur viel später mit Mühe dazu gebracht ward, ein anderes zu nehmen. — Und doch hatte er den Gegenstand mit solcher Liebe durchgearbeitet, war niemals müde geworden, ihn immer wieder zu bessern!

Das verleidete ihm denn auch Rom bald ganz und gar, daß man dort auf ein Fremdenpublikum mit dem frivolsten Geschmack angewiesen bleibt, ihm schmeicheln oder hungern muß, und er kehrte darum nach Basel zurück in der Hoffnung, jetzt reichere Unterstützung zu finden. Sie realisirte sich nicht, dagegen traf ihn dort der reiche hannoversche Kunstfreund Consul W. und machte ihm das Anerbieten, seinen Speisesaal in Tempera auszumalen. So kam er wieder nach Deutschland und füllte in Hannover sein Gemach mit Darstellungen, welche die Beziehungen des Menschen zum Feuer darstellen sollten. Zunächst die Feuerlosigkeit durch Adam und Eva, dann Prometheus, einen Steppen- und Waldbrand mit entsezt zuschauenden Hirten, endlich Opferfeuer und andere idyllische Bilder. Diese Landschaften (in Leimfarben auf Leinwand gemalt) füllen

jetzt die Wandflächen des Speisesaals der gothischen Villa, die Consul W. vor wenigen Jahren sich in Cassel erbaut hat.

Sie stellen dar:

Erste Wand (drei Bilder): a) Nymphe im Wiesengrund (als Repräsentantin der Urzeit); b) (über der Thür) der gefesselte Prometheus; c) Adam und Eva.

Zweite Wand (in einem großen Bilde): Die Zeit der Cultur. — Am Fuße eines felsigen Bergzuges, auf dem eine antike Ortschaft gelegen, bestellen Landleute das Feld, gehen Frauen zur Quelle, Wasser zu schöpfen und stehen im Vordergrund Hirten betend um ein Opferfeuer, das sie vor einem Tempelchen angezündet haben.

Dritte Wand (ebenfalls in einem großen Bilde): Brennende Villa auf steiler Felsenküste; vorn Leute, die voll Schrecken herzulaufen.

Wenn schon angedeutet ward, daß das Wunderliche, Bizarre, Launenhafte, wie bei allen durchaus von ihrer reichen Einbildungskraft beherrschten Menschen auch einen großen Platz in der Production wie im Leben Böcklins einnimmt, so mag das auch hier der Fall gewesen sein; noch wahrscheinlicher ist aber, daß der Besteller Böcklins Arbeit nicht zu würdigen verstand, weil sie eben über das Gewöhnliche hinausging. Kurz, er war nicht zufrieden und es kam zu einem Prozeß, der, bis er entschieden, den Künstler, der gleich mit Frau und Kind nach Hannover gezogen war, in die größte Verlegenheit brachte, und, selbst als er gewonnen war, ihm noch Unannehmlichkeiten genug zuzog und ihn so mittellos nach München führte, wie ich Eingang erzählt.

Dort gelang es indeß der Verwendung des ihm von Rom her befreundeten Paul Heyse, den Grafen Schack für ihn zu interessiren, der dann nach und nach eine ganze Reihe seiner bedeutendsten Bilder erwarb, die zur Charakteristik seines Entwicklungsganges so viele Anhaltspunkte geben, daß man jetzt durchaus nach München gehen muß, wenn man unsern Böcklin recht kennen lernen will. Gleich das nächste Bild nach dem Eingang erwähnten Poussin eröffnet höchst bezeichnend seine neuere Richtung: ein alter Einsiedler, der an steiler Felswand in wildem Gebirge eingeknistet sich nun zergerißelt, um seine vierundzwanzig Ruhestunden doch angenehm zu beleben. Eine Schaar hungriger Raben hat sich aus der stürmisch bewegten Luft herabgelassen und flattert durch das überhängende, vom Winde gepeitschte Gesträuch um den Alten herum, hoffend, daß er ohnmächtig vom Felsen herabstürzend ihre Beute werde. — In der mit eben so stupender Naturwahrheit als glänzender Phantasie höchst überzeugend gemalten Scene ist ein wilder Humor, wie er nur einem Rembrandt zu Gebote stand und die derartigen Compositionen eines Mieris oder Teniers, ja selbst eines Höllenbreughel an packender Kraft weit hinter sich läßt, denn Böcklins Realismus ist nie so nüchtern als der ihre, im Gegentheil eine eigenthümlich glückliche Verbindung des

Phantastischen mit demselben ist gerade das, was ihm besser gelingt, als irgend einem anderen Zeitgenossen.

Obwol in Weimar gemalt, verdankt doch offenbar jenem ersten Aufenthalt in Cleano ein Hirt seine Entstehung, der sammt seinen Ziegen in komischem Entsetzen vor dem riesigen Pan davonläuft, der über die Felsblöcke der wilden Gebirgseinsamkeit herüberschaut. Wenigstens gibt er den mächtig ernsten Charakter jener Landschaft hier eben so trefflich, als es ihm später nur je gelungen.

Schon in Rom hatte Böcklin Reinhold Wegas kennen gelernt und auf diesen außerordentlich strebsamen und hochbegabten Künstler einen sehr großen Einfluß ausgeübt, ja er war es, der ihn recht eigentlich zu jener freieren und malerischen Behandlung der Plastik ermutigte, durch welche er dann seinen großen Ruf erlangte. Auch auf Lenbach hatte er mächtig gewirkt, jetzt 1858 wurde er mit jenen beiden und Ramberg zugleich nach Weimar an die neu errichtete Kunstschule berufen. Es war das eine sehr glückliche Zeit für ihn, in welcher er außer dem eben erwähnten Pan eine Venus unter Cleandern schuf, die den Amor in der Abenddämmerung auf die Jagd schickt, und dann jenes berühmte Schloß am Meer, das von Piraten in der Morgendämmerung überfallen und in Brand gesteckt ward, nachdem sie den Besitzer erschlagen und jetzt die Frauen und Schätze davon schleppen. Böcklin hat dieses Motiv öfter gemalt. Damals in Weimar zuerst ohne den Schloßbrand, später (vor etwa vier Jahren) mit brennendem Palast. Dieses Bild, sowie Böcklins Selbstporträt mit dem Tod, gehörte der Liebermann'schen Sammlung in Berlin bis zu ihrer Versteigerung im Frühjahr 1877 an. Das Bild ist hoch poetisch, wenn auch in der Färbung nicht so glücklich wie manche andere. Endlich entstand dort auch eine Zierde des Museums von Böcklins Vaterstadt, jene die frühestlichste Lust athmende große Jagd der Diana und ihrer Nymphen, wo wir die stolze Göttin in vollem Laufe unter herrlich erfundenen, mit dichtem blühendem Gebüsch überwachsenen Felsen erhört dem Wild nachstürmen sehen. — Wer hätte sich nicht einst die mit Cleander und Myrthen so üppig übersponnenen Felsen von Terracina oder dem Cap der Circe nur durch solch göttliche Frauen würdig belebt gedacht? Hier findet er den Traum zur glänzendsten Wahrheit geworden, all den Jubel wiedergegeben, der sich damals beim Anblick jener prächtig üppigen Vegetation in ihm regte!

Während er dies dreizehn Fuß lange Bild in kaum vier Sommermonaten malte, experimentirte er vor- und nachher unaufhörlich in Weimar wie früher in München. War es doch dort schon stehende Redensart geworden, von manchem seiner Freunde zu behaupten: „den hat auch Böcklin verrückt gemacht!“ — Jetzt brachte er damit seine Collegen um alle Productivität, da er sie mit seiner Manie ansteckte. Sie scheint allmählich auch den Maler selber in dem um den Verlust jeder Poesie

trauernden thüringischen Wittwensitz doch wieder erfaßt zu haben, denn er vertauschte Weimar und die mit ihren hoffähigen und bürgerlichen Professoren einen Preller vornehm ignorirende Kunstschule 1861 wieder mit Rom. Inmitten der klassischen Erinnerungen, wo der geborne Heide immer noch am besten hinpafte, malte er bald auch jenes wundervolle Idealporträt der eigenen schönen Gattin als Muse, das auf der Ausstellung von 1863 in München alle Welt entzückte, und das eben so originelle seines mit einem Hunde spielenden Jungen. Hatte er sich hier so bedeutend in der Historien- wie Landschaftsmalerei gezeigt, so schuf er nun die berühmte Villa am Meer in der Schack'schen Galerie, ein Meisterstück ergreifender Stimmungsmalerei. — Wir finden uns am flachen Ufer einer Bucht, auf dem sich langsam die Wogen verlaufen, während draußen ein wilder Sirocco sie hochschäumend an einen vorspringenden Felsen wirft, auf dem wir im letzten Sonnenstrahl verglühend eine antike Villa unter dunkeln Cyressen stehen sehen, deren Wipfel sich vor dem Sturme beugen. Es ist eine unsäglich düstere Trauer über die einsam schöne Landschaft ausgegossen, als wenn hier ein großes Unglück begegnet sein müßte. Diese Ahnung wird uns bestätigt durch eine weibliche Figur in Trauergewändern, die am Felsen gelehnt auf's rasende Meer hinausstartet, das ihr wahrscheinlich den geraubt, der ihr einst diesen Sitz zum jetzt hoffnungslos verlorenen Paradies gemacht. Ist hier die tiefste Melancholie in Figur wie Landschaft mit gleich hinreißender Gewalt ausgesprochen, so gab ihm bald nachher der zärtlich verehrte Theokrit Gelegenheit, in jener bezaubernd frisch mit fast lebensgroßen Figuren ausgeführten Idylle von Daphnis und Amarillis die schalkhafteste Heiterkeit zu entfalten. Wir sehen den jungen verliebten Hirten am Felsen gelehnt, wie er seine sehnsüchtigen Liebesklagen ertönen läßt, während die Najade in der kühlen Grotte verborgen demselben mit so viel Mitgefühl lauscht, daß wir über sein etwaiges Verschmachten vollkommen beruhigt werden. Die beiden Figuren sind wiederum so reizend natürlich, es ist eine solch liebenswürdige Schalkhaftigkeit in dem Allen, in der Art, wie der prächtig gemalte braune Junge seinen neu erwachten Trieben Ausdruck gibt, und die überlegen lächelnde Göttin ihn noch eine Weile zappeln läßt, dabei athmet die Landschaft so die volle Pracht des Frühlings, daß das Ganze zu den weitaus besten und lebensvollsten modernen Behandlungen antiker Stoffe gehört, die ich überhaupt kenne. Böcklin muß damals überhaupt sich sehr glücklich gefühlt haben, denn aus dieser Zeit stammt auch jenes andere Schack'sche Bild, auf welchem wir zur Herbstzeit in eine sonnige antike Gartenwirthschaft eintreten, wo uns der mit frischen Trauben bekränzte Bacchus als Ortspatron am Portal empfängt, an dessen Sockel, um kein Mißverständnis aufkommen zu lassen, auch noch „Vinum bonum“ geschrieben steht. — Es ist das keine Lüge, nach den Wirkungen zu urtheilen, die das Getränk auf den miles gloriosus geäußert, der gestützt von einem Freund „grab

aus dem Wirthshaus heraus“ kommt. Oder vielmehr sehr krumm und dabei zärtlich ein Sträuße feilhaltendes Blumenmädchen am Wege grüßt, während wir oben hinter der Gartenmauer die jubelnden Becher im kühlen Gemach, links im lustig sich den Berg hinaanziehenden Garten Tanzende und Kosende und darüber in einen antiken Tempel hereinschauen. Es ist ein Glanz, eine lachende gresle Farbigkeit in der reichen Vegetation, eine trunkenes Fidelität in der ganzen Scene, wie man sie zur Herbstzeit nur je in ausgelassener Jugend selbst in den römischen Bignen mitgemacht. — Das Bunte und Glänzende, wie es antiker Malerei eigen, wurde damals, wo er eben Neapel und Pompeji zum ersten Male besucht, förmlich seine Leidenschaft und so entstanden in diesem Genre noch eine Menge Bilder, wie z. B. ein Liebespaar, das umgeben von Frauen und Amoretten kosend auf mit Frühlingsblumen überdeckter Wiese neben einer römischen Villa sitzt, die Faunenfamilie, die unten an einer Quelle sich's behaglich macht, während oben über ihr unter Blumen ein Mädchen im Grase liegt und in der Luft tanzenden Amoretten zusieht u. a. m. Paßte dergleichen zum System, so wirkte es um so unglücklicher, wenn ihm einmal einfiel, etwa gar eine lebensgroße Mutter Gottes vor Christi Leichnam in allen sieben Regenbogenfarben zu coloriren, ein Experiment, durch das er uns bei der Wiener Weltausstellung nicht wenig entsetzte, oder gar durch eine Kleopatra, die genau wie eine blau abgefottene Forelle aussah, weil er vielleicht damals gerade die Passion hatte, alle Bilder mit Blau zu lasiren.

Solche Extrabaganzten erschreckten dann das Publikum dermaßen, daß selbst alle seine genialen Schöpfungen Böcklin auch diesesmal in Rom nicht vor der Noth zu schützen vermochten. Indes hatten sie ihm allmählich doch in Basel das Terrain geebnet, wo ihm schon die Diana den schönsten Triumph bereitet, da man auch dort die Propheten nach acht deutscher Art sehr wohl zu schätzen wußte, wenn sie nur erst recht weit weg waren. Ja sie gab sogar Veranlassung, daß er 1866 Aussicht erhielt, das Stiegenhaus ihres Kunsttempels mit Fresken zu schmücken, und ihm auch andere Aufträge winkten. Er vertauschte also die Tiberstadt mit der trotz aller Frömmigkeit so nüchtern rechnenden und Seidenbänder webenden alemannischen Capitale am Rhein. Es waren aber selbst diesmal keine Rosenbände, mit denen sie ihn fesselte. Man respectirte ihn jetzt wol, aber verstund ihn nicht viel besser. Haben doch selbst mir seine 1869 im Museum ausgeführten Fresken keineswegs gefallen, als ich sie das erste Mal nur flüchtig sah, während sie mich bei einem neuerlichen Besuche mit Bewunderung erfüllten durch die wahrhaft geniale Kühnheit und Großartigkeit, mit der sie gedacht wie gemalt sind, und direct an die naive Grazie Rafaels in der Farnefina oder andere Cinquecentisten erinnern.

Die beste derselben ist der nach den Traditionen vieler alten Völker aus dem Wasser geborne Geist der Natur, eine herrlich blühende weibliche

Figur, von Tritonen getragen, während Genien die Wolken der Finsterniß zerreißen, eine prachtvolle Composition, ganz von klassischem Geist getränkt! Es folgt dann Flora mit ihren Kindern, Blumen streuend, während sie über die Erde hinschwebt, endlich Apollo mit dem Biergespann. — Nur dieser hat wieder einen wunderbar knabenhaften Zug das Baroke, was bei Böcklin so oft wiederkehrt, alles Andere ist überaus leicht und leuchtend, gleichsam nur so hin improvisirt scheinend gemacht und gewährt das reinste Vergnügen durch die eigenthümliche Art, mit der er ächt griechische Heiterkeit mit dem tiefsinnigsten Ernste mischt, wie er denn als moderner Faust und grübelnder deutscher Philosoph antike Weltanschauung und romantische Kunst in seinen Werken unaufhörlich mengt, selber aber den Schweizer nie los werden und es daheim doch schwer aushalten kann.

Indessen blieb er doch mehrere Jahre, obwol ihm gerade aus diesen wenig verstandenen Fresken viel Verdruß erwuchs. Schon vorher malte er deren noch mehrere bei dem Rathsherrn Sarrafin, die ich leider nicht gesehen und von denen ich nur eines in Wiederholung kenne, die wir wiederum in der Schad'schen Galerie finden. Sie hängt wol wiederum mit seinen Erinnerungen aus Orvieto zusammen. Es ist eine grandiose Abendlandschaft mit auf steilem Fels einsam aufragendem Gebirgsdörfchen als Etna, dem bei einbrechender Dämmerung und stürmischen Himmels seltsam unheimlich flackerndem Licht der Herr mit den Jüngern unter mächtigen vom Wind geschüttelten Bäumen eilig zuschreitet. Aechtes Gold der Poesie glänzt uns aus dieser herrlichen Composition entgegen, wie aus einer anderen, wo wir am Rande eines Sumpfes bei heraufsteigendem Gewitter ebenfalls in gespenstischem Abendlicht einen Mörder sich über die Leiche seines eben von ihm gefällten Opfers beugen sehen, während hinter einer Mauer nebenan bereits die schlangengebückten Furien harren, um ihn zu verfolgen. Die drei Damen sind Scheusale ganz im Rembrandt'schen Geschmack, häßlich, zahlos, schlotterbusig, das Ganze aber von der packendsten Wirkung, so daß einen unheimlicher Schauer überläuft.

Ähnlich dämonischen Humor, offenbar unter den Einflüssen des Holbein'schen Todtentanzes, zeigt eine Herbstlandschaft vom wüthendsten Sturme durchrafft, während beim fahlen Schein der Blitze der Tod als Reiter seinen Weg durch die baumbesetzte, sumpfige Heide nimmt und sein Pferd vor einer Brandstätte scheut.

Das Tollste ist aber eine Art phantastisch übertriebener Teufelsbrücke, offenbar nach dem Goethe'schen: „es stürzt der Fels und über ihn die Fluth, in Höhlen wohnt der Drachen alte Brut“, denn wir sehen ein solches gespenstisch riesiges Ungeheuer, den langen Rachen aufgesperrt, eben nach einer Gruppe eilig über die Brücke flüchtender Reisenden sich hinstreckend, die ihre stätigen Esel nicht rascher vorwärts bringen können. Auch in dieser tragikomischen Situation ist jener unvergleichliche dämonisch wilde Humor

entwickelt, der zu Böcklins Hauptzügen gehört, wie sich denn der Romantiker auch besonders darin ausdrückt, daß gerade dem Schauerlichsten immer solche Züge beigemischt sind. Ist es doch dem Maler selten um's Tragische, weit öfter um's Abenteuerliche, Traumhafte zu thun, ein Gebiet, das er denn auch eigenthümlicher und vollständiger beherrscht, als irgend ein Anderer. Ohne Zweifel hat der Aufenthalt in Basel mit seinen Widersprüchen aller Art mächtig auf die Erzeugung solcher Stimmung eingewirkt, da alle diese Bilder dort entstanden. Poesie und Prosa stießen sich zu hart in diesem engen Raum, so daß es ihn 1871 wieder forttrieb nach München, wo man ihn am Ende doch immer noch am besten zu würdigen verstand. Hatte er schon in Basel viele Porträts gemalt, so entstand als Nachklang jener Stimmung jetzt noch sein Selbstporträt, wo er sich nach Art der Altdeutschen malend darstellt, als leidenschaftlicher Musikfreund und talentvoller Dilettant mit dem auf der letzten Saite der Fiedel ihm vorspielenden Tod hinter sich. Hierher gehört auch noch jener bald darauf entstandene schauerliche Centaurenkampf auf öder Fels Spitze, wo jeder Getroffene sofort in den Abgrund stürzen muß, ein Meisterstück harmonischer Auflösung der stärksten Gegensätze von Licht und Dunkel, glühenden und kalten Tönen. Direct an Correggio erinnert er dann bald darauf in zwei von spielenden Amoretten umgebenen Figuren, der Ceres und des Bacchus, die er prächtig stylvoll und großartig in den halbrund ausgeschnittenen Raum über einem Schenkisch hinein componirt, für den Speisesaal eines Münchener Kaufmanns malte. Wer nach den Baseler Fresken noch dies Bild gesehen, wird sicherlich am wenigsten an seiner eminenten Befähigung für monumentale Kunst zweifeln.

Noch glänzender erprobte er dann sein ungemeines coloristisches Talent an jenem berühmten Meerweib, das auf einer Klippe liegend mit der großen Seeschlange spielt, während hinter ihr ein zottiger Triton in die Muschel bläst. Hier gelang ihm die Darstellung des tiefen, gesättigten und doch leuchtenden Tones des Frauentörpers in einer Weise, die an die besten Alten erinnert, und die dämmerige Landschaft vollends mit dem rosig angehauchten Abendhimmel und der grünlichten, schäumenden Fluth ist von einer wahrhaft zauberischen Schönheit der Stimmung, athmet eine Frische, daß man das majestätische Rauschen der Wogen zu hören, die Meeresluft einzuathmen meint, die ganze entzündend wilde Poesie der See in ihr wie den Figuren verkörpert findet. Dabei spielt die in den brillantesten Farben gleißende, mit dem grotesksten Dessin gezeichnete riesige Schlange überdies eine den Humor des Malers ganz und gar bezeichnende Hauptrolle, denn offenbar machte es ihm ein besonderes Vergnügen, dies Ungeheuer, das bisher nur in den Zeitungen ein papiernes Dasein fristete, in voller Realität darzustellen. — Von sämmtlichen Bildern in der Schad'schen Galerie muß man dieses unstrittig das größte coloristische Meisterwerk nennen, wie es auch gewiß das originellste, ja genialste ist. Es charakterisirt am vollständigsten die

phantastisch humoristische Art des Malers, der jedenfalls zu den hochbegabtesten wie eigenartigsten Künstlern der Zeit gehört und bei aller Vertiefung in die entlegensten und fernliegendsten Stoffe doch gerade dadurch so ganz modern wird, daß sie ihm alle bloß zum Ausdruck der eigenen subjectiven Stimmung dienen, fast niemals als Offenbarung, meist nur als Fabel von ihm behandelt werden. Darum aber, weil ihm die Kunst oft bloß ein Mittel zur Lösung coloristischer Probleme, der Reiz der Form in ihr Alles ist, oder er, selbst wo er wie so oft seelenvoll und gemüthlich wird, doch immer nur an's allgemein Menschliche, nie an bestimmt Locales anknüpft, kann er auch sicher nie in dem Sinne populär werden, auf seine Zeit wirken wie viele Andere. Dafür schafft er aber für alle Zeiten, denn wenn viele seiner Versuche nothwendig weniger glückten, so ist Anderes dagegen so vortrefflich, daß es ewig seinen Werth behalten dürfte. Niemand kann überdies sagen, auf welche Wege dieser ächte Dichter in Farben noch gerathen wird, sicher ist nur, daß er bis jetzt fortwährend gewachsen, wie denn auch seine Productivität eine außerordentliche ist, da er fast alle die angeführten Bilder in mehreren Varianten darstellte und noch viele andere dazu.

Die Heimatlosigkeit aber, der wir so früh in seinem Leben wie seinen Werken begegnen, zunächst allerdings die Folge des ewigen Kampfes um die Existenz, hat aber doch auch noch einen tieferen Grund, ist ganz und gar nicht zufällig. Er hat eben nur eine Heimat und das ist zugleich die des Schönen. Deshalb ist er denn auch seit zwei Jahren wieder dahin übergesiedelt, hat in Florenz sich niedergelassen und sich sogar den strengen Styl seiner alten Künstler angeeignet. Die erste Frucht dieser präraphaelischen Metamorphose war eine große Kreuzabnahme, die tief ergreifende Gestalten enthalten soll, aber doch wie fast alle seine Bilder sehr verschiedene Beurtheilungen erfuhr. Ohne Zweifel ist seine Production auch von ungleichem Werth, werthlos aber sicherlich nie, wie barok er auch oft werden mag. Immer zeigt sie jenes erste und sicherste Zeichen des Genies, — eine so frappante Gestalt, daß sich jedes seiner Bilder dem Gedächtniß unauflöschlich einprägt. — Er hat jetzt eine große Schule um sich gebildet, wie er ja schon früher auf alle ihm Näher tretenden bald vortheilhaft, bald nachtheilig, immer aber mächtig gewirkt.

Der bei pompösestem Auftreten doch immer zunehmenden inneren Nüchternheit und Armuth unserer kläglich genug bei den noch phantasieloseren Franzosen in die Schule gehenden Realisten gegenüber sind solche eben so ächt nationale, als wahrhaft neue und tief poetische Erscheinungen, wie Böcklins Kunstwerke, eine wahre Erquickung.



Centralasien und China.*)

Von

Georg Gerland.

— Straßburg. —

Ausführlichere Mittheilungen über die Reisen des Freiherrn von Richthofen sind von den Fachgenossen in Europa mit desto lebhafterer Spannung erwartet, als bisher wenig über dieselben veröffentlicht war. Dies Wenige aber regte überall die Aufmerksamkeit in hohem Grade an, wie die vielfachen Besprechungen in englischen und deutschen Zeitschriften wissenschaftlicher und populärer Art beweisen. Und in der That, die Gegenden, welche Herr v. Richthofen bereiste, sind der genaueren Erforschung so werth als bedürftig. Werth, weil sie zu den merkwürdigsten Gebieten der Erde zählen, mag man sie nun vom naturwissenschaftlichen oder historischen Standpunkt betrachten; bedürftig, weil nicht nur das ganze Centrum von Asien, weil vielmehr auch die Ländermasse eines der merkwürdigsten Culturstaaten der Erde, Chinas, wissenschaftlich noch höchst wenig erschlossen sind. Dies macht sich um so empfindlicher geltend, als der große Strom der Geschichte, wie er dereinst von Asien ausgegangen ist, sich jetzt wiederum mehr und mehr nach Asien zurückzuwenden scheint. Der Suezkanal hat den Seeweg unendlich verkürzt, man discutirt die besten Wege für gewaltige, ganz Asien erschließende Eisenbahnanlagen; zwei der größten Culturmächte Europas haben sich bis zu demnächstiger Berührung durch den Welttheil ausgebreitet: und liegt auch in den asiatischen Verhältnissen nach keiner Seite ein Grund, daß die Berührung eine feindselige sein werde, historisch bedeutsam ist diese Stellung Rußlands und Englands

*) China. Ergebnisse eigener Reisen und darauf gegründeter Studien von Ferd. Freiherrn v. Richthofen. 1. Bd. Einleitender Theil. Berlin 1877. Reimer.

im höchsten Grade. Weitauß in erster Linie freilich ist sie das wegen des erziehenden und umgestaltenden Einflusses auf die asiatischen Völker, deren wichtigste ja nach vielen Millionen zählen. So bereiten sich hier nach allen Seiten die merkwürdigsten Zustände für die Geschichte der folgenden Jahrhunderte vor unseren Augen vor. Um so ernster tritt an die heutige Wissenschaft die Aufgabe heran, Asien zu erforschen; es ist das größte Verdienst, welches sich das moderne Rußland um die civilisirte Welt erworben hat, daß es die Kenntniß Nord- und Mittelasiens so lebhaft förderte. Fast nun erscheinen die Gründe zufällig, welche Herrn v. Richthofen nach seiner eigenen Erzählung in China zu reisen bewogen haben: der Grund seiner Gründe waren aber doch die eben geschilderten Verhältnisse, die hohe Bedeutung Asiens, der Drang der heutigen Forschung zu diesem merkwürdigsten aller Welttheile.

In der Entdeckungsgeschichte Asiens sind zwar auch deutsche Namen besten Klanges verzeichnet, doch treten sie neben den anderen Nationalitäten nicht besonders hervor. Dagegen sind die Ansichten, welche bisher die wissenschaftliche Auffassung Asiens beherrschten, wesentlich von Deutschland ausgegangen — Namen wie Klaproth, Alexander v. Humboldt und C. Ritter beweisen das für alle Zeiten. v. Richthofens Werk, dem seine Stelle neben den Arbeiten der genannten Männer gebührt, umfaßt die Thätigkeit beider Forschungsrichtungen: zugleich mit den Resultaten eigener Entdeckungsthätigkeit gibt es die wissenschaftliche Verwerthung derselben, welche theilweise zu einem völligen Umbau der bisherigen Ansichten führen wird. Daß dies Werk, welches zuerst englisch erscheinen sollte, unserer Literatur erhalten blieb, schulden wir dem glücklichen Umstand, daß trotz eines Zuschusses, welchen mehrere Handelshäuser in Schanghai für die Herstellungskosten zugesagt hatten, sich in England kein Verleger fand; daß es in brillantester Ausstattung, auch durch den äußeren Schmuck eine Zierde unseres wissenschaftlichen Schriftenthums, uns vorliegt, das ist der Munificenz des Kaisers sowie Beiträgen des preussischen Cultus- und Handelsministeriums zu verdanken, welches dasselbe auf Befürwortung der Berliner Akademie gegeben hat.

Drei Bände, genauere geographisch-geologische Schilderungen Chinas und die Resultate der Reisen des Verfassers in Japan, Malaisien und Siam umfassend, werden diesem vorliegenden ersten nachfolgen und ebenso unter Mitwirkung Richard Kiepert's ein Atlas von 44 Karten, welcher schon für dieses Jahr verheißen ist. Er wird, wie eine Hauptzierde des Werkes, so ein hervorragend wichtiger Theil desselben werden, da er alle die Berichtigungen enthalten soll, welche die Reisen v. Richthofens für die kartographische Darstellung Ostasiens ergeben; und daß selbst die Grundlagen der Configuration des Continentes, die Orographie, noch sehr vieler Verbesserungen bedarf, ist eine allbekannte Thatsache. Auch der vorliegende Band ist durch eine Reihe freilich nur kleinerer Karten

illustrirt, welche auf der herkömmlichen kartographischen Grundlage schon jetzt einzelne Ergebnisse v. Richthofens veranschaulichen.

Bis jetzt ist nur die Einleitung des gesammten Werkes veröffentlicht und diese scheint auf den ersten Blick sehr verschiedenartige Elemente zu umfassen, darunter Manches, was man nicht erwartet hätte, während man Anderes, was man wol suchen möchte, nicht finden wird. Der Verfasser selbst bedauert dies Zuwenig, entschuldigt dies Zuviel in der Vorrede; so daß wir in den Fall kommen — für die Kritik gewiß ein seltener Fall — den Autor wider sich selber in Schutz nehmen zu müssen. So wie er getheilt, wie er vereinigt, hat er mit vollstem Rechte, aus dem Wesen der Sache heraus getheilt, vereinigt: um eine Einzelgeographie Chinas zu ermöglichen, mußte erst Alles gegeben sein, was nöthig war, um China als individuelles Land, losgelöst von Asien, begreifen zu können. Zunächst eine Schilderung der angrenzenden Länder, des wichtigsten Theiles des Continentes überhaupt, die Schilderung Centralasiens, von welchem aus alle übrigen Gebiete Asiens und China zumeist ihre geographische Erklärung empfangen. Dann folgt im zweiten Theil auf mehr als fünftalbhundert Seiten die ausführliche Darstellung des allmählichen Entstehens und Werdens der Kenntnisse, welche wir heutzutage über China besitzen, zugleich aber folgt mit dem Nachweis, wie das, was wir wissen, uns überkommen ist, die eingehendste Kritik dessen, was wir zu wissen glauben. Und so zeigt diese einfache historische Darstellung nicht nur, wo Lücken in unseren Kenntnissen, wo Irrthümer sind, sie zeigt auch den Grund des Irrthums, sie weist den Irrthum — dem dadurch sein bestes Recht, zugleich aber auch seine gründlichste Ausrottung zu Theil wird — als naturgemäße Entwicklungsphase unseres Wissens nach. So ist dieser erste Theil ein völlig in sich abgeschlossener, zugleich aber auch ein begründender, ja ein spannender: wir sehen das Falsche und werden auf das Wahre, die wirklich erforschten Thatsachen um so begieriger.

Indem wir nun dem Verfasser zunächst nach Centralasien folgen, betonen wir, daß wir in den folgenden Zeilen aus dem überreichen Inhalt des Richthofen'schen Werkes nur einzelne Hauptpunkte hervorheben, welche ebenso sehr von Wichtigkeit für das Buch als für das jetzige wissenschaftliche Leben und seine brennenden Fragen von Interesse sind. Zugleich bitten wir den Leser, eine gute Karte Innerasiens, etwa die vorzüglichen Blätter Petermanns aus dem neuesten Stieler'schen Atlas zur Hand zu nehmen, damit wir wohlgerüstet unsere Wanderung antreten.

Bisher verstand man unter dem Namen Centralasien die Bodenerhöhung, deren äußerer Rand gebildet ist vom System des Himalaya, Tienschan, Altai u. s. w.; v. Richthofen nennt so nur das abflußlose Gebiet dieses Ländermassivs und scheidet streng von diesem Centralasien die peripherischen Theile ab, die umrandenden Gebirge und Landschaften, welche

Abfluß zum Meere oder zu den seeartigen Ueberresten des Meeres auf dem Festland, zum kaspischen Becken, zum Ural-, zum Balkaschjee haben. Abflußlose Gebiete hat man auch schon früher in ihrer Eigenartigkeit hingestellt und geschildert und auf den ersten Blick erscheint v. Richthofens Definition nicht einmal frappant; ja man möchte zunächst auch das Balkaschsystem, wohin wir den Khysee, den Saffyl-kul und Alakul rechnen, zu diesem Centralasien hinzunehmen. Ohne Zweifel ist hier, im Nordwesten, die Grenze am schwersten festzusetzen. Allein wenn wir nicht rein äußerlich theilen, wenn wir den geologischen Bau in erster Linie berücksichtigen wollen, wie eine geographische Eintheilung thun muß, so werden wir der Abtrennung des Verfassers völlig beistimmen, denn die Flüsse des Balkaschsystems bilden wirklich einen Abfluß, sie fließen von dem centralen Gebirgsmassiv herab in die Ebene, den alten Meeresgrund, indem sie tiefeinschneidend die Randgebirge durchbrechen. Er wählt den Wasserlauf gerade deswegen zum Eintheilungsprincip, weil durch ihn die geologisch-geographischen Gegensätze unwiderleglich klar hervortreten: während wir daher die genannten Seen den peripherischen Gebieten zuweisen müssen, gehören der Jebi-nor, der Njar-nor, der Ulungur zu Centralasien, obwol in unmittelbarer Nähe des letzteren zahlreiche Wasseradern sich dem System des Irtysh zuwenden. So ist mit des Verfassers Definition eine neue geographische Vorstellung gewonnen, eine geographische Individualität zum ersten Male als solche richtig erkannt, die im hohen Grade merkwürdig und charakteristisch ist, und durch die Schilderung und Erklärung derselben tritt unsere Kenntniß von diesem Centralasien (dessen verkleinertes und dadurch minder wichtiges Gegenbild das centrale und östliche Persien bildet) in eine ganz neue, in die rein naturwissenschaftliche Phase.

Sehr richtig und schön ist gleich die Darlegung, wie die eigenartige Natur Centralasiens entstanden ist. Sie beruht auf zweierlei Gründen, auf geologischen und meteorologischen, beide aber sind so innig mit einander verknüpft, daß man sie kaum von einander sondern kann. Die eiskalten Luftmassen, welche sich im Winter über Sibirien aufhäufen, strömen allseitig an der Erdoberfläche ab und zwar so, daß sie gerade über die Steppe herwehen, oft mit furchtbarer Sturmesgewalt, welche schon im Alterthum sehr gefürchtet und für die Handelszüge, wie Ptolemäus bezeugt, höchst hinderlich war. Im Sommer bildet sich über Centralasien selbst ein Wärmecentrum und dadurch ein stark luftverdünnter Raum, in welchen die Luft in umgekehrter Richtung, als sie im Winter weht, aber ebenfalls wieder an der Erdoberfläche her einströmt. Nun ist die Steppe überall von hohen, zum Theil, wie im Süden, von riesigen Gebirgen doppelt und dreifach umwallt, welche als Condensatoren für den Wasserdampf der Luft dienen; daher der einströmende Wind als ein völlig trockener jenseits dieser Gebirgsumwallungen weiter zieht. Die Luft aber, welche

(im Winter durch Expiration, im Sommer durch Aspiration) von Norden her nach Centralasien eintritt, ist einmal schon an und für sich sehr trocken und andererseits muß auch sie recht hohe und weit ausgedehnte Gebirge überschreiten, welche ihr das Wenige von Feuchtigkeit rauben, was sie etwa noch mitbringt. So mußte sich in Centralasien eine völlig trockene Steppenlandschaft entwickeln.

Nun ist aber ferner das Innere des Continents sehr bedeutend gehoben, und gehoben wenigstens theilweise schon seit langen geologischen Epochen. Die Kette des Arvenlun scheidet den südlichen höheren Theil, dessen gewaltige Erhebung (bis 5000^m Meereshöhe) ohne Zweifel dem Aufsteigen des Himalaya zuzuschreiben ist, von dem nördlicheren tieferen Theil, welcher namentlich in seiner Längsaxe eine größere Senkung einschließt, die im Osten, wo sie sich von 607^m bis zu 1200^m erhebt, Shamo oder Gobi genannt, dagegen im Westen, wo sie nur von 600^m bis zu 1500^m ansteigt, mit dem Namen Ostturkestan oder das Tarymboden bezeichnet wird. Beide sind in ihrer Naturbeschaffenheit ganz gleich — und so schlägt v. Richthofen für beide einen Namen vor, mit welchem die Chinesen die ganze Einsenkung bezeichnen, nämlich Pan-hai, d. h. trockenes Meer. Dieser Name ist trefflich gewählt und um so passender, als wirklich diese Senke in der letzten geologischen Epoche ein Meer war, dessen Uferländer, dessen Inselbildung, dessen Rückzugslinien sich noch nachweisen lassen, wie v. Richthofen auf der Karte Tafel 2 dargestellt hat. Er vergleicht dies jetzt trockene Meeresbecken mit dem Mittelmeer: und allerdings finden sich sehr überraschende Analogien zwischen beiden, und weit zahlreichere noch, als die, auf welche der Verfasser hier hinzuweisen Gelegenheit nimmt.

Diese gewaltige Hochebene nun ist trocken, ja fast ganz niederschlagslos; zugleich aber ist sie, eben wegen dieser Eigenschaften, den mächtigsten Temperaturunterschieden preisgegeben und von den schon erwähnten lang anhaltenden und sehr starken, oft furchtbaren Stürmen heimgesucht, welche Naturbeschaffenheit der Centrallandschaften für die peripherischen Gebiete höchst wichtig wird. Zunächst in meteorologischer Beziehung, wie denn der Verfasser die östliche Mongolei sehr richtig die Geburtsstätte des winterlichen Monsuns, des Nordostmonsuns Südasiens nennt, während umgekehrt die Sommermonsune Ostasiens durch Aspiration des Centrums bedingt werden. Noch merkwürdiger aber, wenigstens noch überraschender ist die geologische Einwirkung, welche die centralen Landschaften auf die peripherischen ausgeübt haben und ausüben. Die Schilderung dieser Einwirkung und was damit nahe zusammenhängt, die Schilderung der Bodenbeschaffenheit der genannten Gebiete halten wir für den Höhepunkt dieses ersten Bandes. Es handelt sich hier in erster Linie um die Erklärung der gewaltigen Lößmassen, welche nach allen Seiten, namentlich aber im Osten Centralasien umgeben. Unter Löß versteht man eine gelbliche, zer-

reibliche, sehr fruchtbare Erdart, welche keine Schichtung zeigt, bisweilen etwas Sand, fast immer aber Kalk enthält. Dies Gebilde, welches z. B. auch einen großen Theil der oberrheinischen Ebene bildet, tritt in auffallender Mächtigkeit in allen den Gegenden auf, welche Centralasien umgeben. Wie ist dasselbe entstanden? v. Richthofen gibt auf diese Frage eine ganz neue Antwort. Daß gewaltige Lößmassen in Nordchina vorhanden waren, das wußte man und der letzte Vorgänger v. Richthofens, der scharfsinnige amerikanische Geolog Raphael Pumpelly, gibt von diesem merkwürdigen Vorkommen des Löß eine ausführliche und gute Beschreibung. Allein wirklich kennen gelernt hat man diese größten Lößniederschläge der Welt erst durch Richthofen. Zunächst ihre Verbreitung: er weist sie nach theils durch eigenen Augenschein, theils aus (directen oder indirecten) Berichten anderer Reisenden in größter Ausdehnung in China, massenhaft in Tibet, namentlich in Osttibet, dann ferner weithin jenseits der Pamir, am ganzen Nordrand des persischen Hochlands, sowie endlich im Bergland des Tienschan, des Altai, der Mandschurei.

Diese Lößgebiete zeigen ein höchst wunderbares Gepräge. In den centralen Gegenden, wo sie oft sehr hoch liegen, bilden sie ausgedehnte Steppenflächen, die in der Mitte, oft kaum merklich, muldenförmig vertieft sind; ringsher schließen sie Bergtuppen ein, welche letzteren nie schroffe, malerische, vielmehr nur rundlich sanfte Erhöhungen zeigen. Das Centrum der Fläche bildet oft ein See, der, sehr gewöhnlich ohne Abfluß, Salzwasser und daher eine tief azurblaue Farbe hat. Ueberhaupt zeigt ein solches Steppenbild nur zwei Farben, braungelb und blau, denn auch die spärliche Vegetation hat ein bräunliches Aussehen; und der Himmel zeigt stets bis zu größerer oder geringerer Höhe diese Staubfärbung, während die Mitte tief dunkelblau erscheint — denn bei hochgelegenen Gegenden und bei verbünnter Luft färbt sich das Blau des Himmels in's Dunkle um. Noch merkwürdiger aber zeigen sich die Lößformationen in den peripherischen Landschaften. Zunächst läßt sich hier ihre ungemaine Mächtigkeit leicht erkennen, welche z. B. im nordwestlichen China nicht selten 6—700^m beträgt. Daß auch in den centralen Gebieten die Lößmassen außerordentliche Mächtigkeit besitzen, ist klar; denn wie eine dichte Decke, welche sich oft bis an die höchsten Bergspitzen anlegt, verhüllen sie das ganze Relief des ursprünglichen Bodens, so daß die ebene Gestaltung Centralasiens vielfach nur durch sie veranlaßt ist. Während sie aber hier nur selten, durch Flußthäler etwa oder sonstige Einschnitte, erschlossen sind, finden sich diese Aufschlüsse im peripherischen, abflußreichen Gebiete natürlich sehr viel zahlreicher und sehr viel instructiver für die Erkenntniß ihrer Natur. So finden wir z. B. an den chinesischen Flüssen die schroffen gelben Lößwände, bis 200^m hoch, oft viele Meilen lang sich erstreckend, ganz ohne Schichtung, in senkrechten, langen Schollen da losbrechend, wo der Fluß sie unterhöhlt hat. Noch viel selt-

samer aber sind die Lößebenen des peripherischen Gebietes. Da erstreckt sich eine scheinbar ganz ununterbrochene Fläche in meilenweiter Ausdehnung: aber der Fußgänger oder gar der Reiter, der sie beliebig, ohne die gebahnten Wege inne zu halten, beträte, würde verloren sein, denn überall ist sie durchfurcht von einem wunderbar verschlungenen Netz tiefer Kanäle, welche in verschiedener Breite hinabreichen bis auf den Grund des Löß — also in ganz senkrechtem Absturz drei- bis sechshundert Meter tief. Unten fließt in einem solchen Schlund ein Bach: stromaufwärts mündet ein zweiter Bach und eine zweite Schlucht ein, stromabwärts bildet das ganze System selber nur einen vielfach gegabelten Theil eines noch weit reichlicher verzweigten WasserSystems. Und nicht von oben bilden sich die Schluchten, so daß sie sanft geneigte Böschungen zeigten: nein, in schroffster Steilheit fällt die Wand ab, eher nach oben etwas überhängend; denn von unten bilden sich die Erosionsschluchten, da der Löß das Wasser rasch durchsickern läßt und durchaus keinen Widerstand leistet, bevor dasselbe, wie stets am Grund der Lößschichten, festen Boden findet und nun durch seine seitliche Strömung fortspülend wirken kann. So bilden sich die sogenannten Lößbrunnen, tief hinabreichende cylinderförmige Vertiefungen, aus diesen die Lößschluchten, die an ihren Enden oft mit wunderlichen castellartig aufragenden Pfeilern versehen sind. Solche Lößcastelle findet man übrigens auch in Gegenden, wo längst aller übrige Löß weggespült ist und sich nur diese mehr oder weniger breiten Pfeiler gehalten haben. Ebenso entstehen die wunderbarsten Terrassenlandschaften, indem durch den an und für sich völlig ungeschichteten Löß einzelne Schichten festerer Gesteinstrümmer oder eigenthümlicher Kalk- und Mergelknuern sich vorfinden, welche die Abschwemmung verhindern, so weit sie selber verbreitet sind. In der Tiefe der Schluchten wohnen nun ganze Bevölkerungen, indem sie ihre Wohnungen in das Erdbreich selber eingegraben haben, in verschiedener Größe, Bequemlichkeit und Schönheit von der elendesten Erdhöhle an bis zum prächtigsten Lößpalast, dessen Fassade durch die künstlich gegliederte Schluchtwand gebildet wird. Von oben sieht man in der ganzen weiten Ebene nichts menschlich Lebendes, außer vielleicht in der äußersten Ferne, viele Meilen weit, eine Stadt: blickt man aber in die Schlucht hinab, so wimmelt dort nicht selten Alles vom lebhaftesten Volksgewühl. Und umgekehrt, steht man in der Lößschlucht, man sieht nichts als braungelben Lehm; steigt man aber empor, dann ist plötzlich alle gelbe Farbe (wenigstens zur Frühlingszeit) geschwunden und man sieht nichts als grünwallende Felder, so weit man sehen kann: denn der Löß ist außerordentlich fruchtbar. So bieten diese Landschaften in Wahrheit eine Welt der Wunder. Sehr mit Recht hebt v. Richthofen auch ihre strategische Bedeutung hervor, da sie durch ihre Naturbeschaffenheit zunächst jede Eroberung, andererseits aber auch jede Vertreibung der einmal eingebrungenen Feinde ungemein erschweren. Man wird bei dieser

Schilderung unwillkürlich an die so ganz heterogenen Landschaften im Osten von Damaskus erinnert, welche Wehstein geschildert hat, wo riesige Lavamassen im Erkalten zu zahllosen Schluchten von verschiedener Gestalt und Größe auseinandergeklüftet sind. Hier in diesen Rä's der Lavafäche war es die Gewalt des Feuers, der Hitze, welche die Schluchten riß, dort im Löß die stillere Kraft der atmosphärischen Gewässer — der Ursprung also ganz verschieden und die Wirkung dennoch so überraschend gleichartig.

Dieser Löß aber füllt oft auch die ganze Atmosphäre mit feinen Staubwolken, welche den Tag völlig zu verdunkeln vermögen, welche weite Gegenden in ihr eintöniges Braun- oder Graugelb einhüllen — Himmel und Erde, Luft, Berge, Flüsse, Meer, Pflanzen und Menschen sind dann von diesem fliegenden Löß gelb gefärbt. So wenig wir nun auch der Meinung des Verfassers sind, daß sich aus diesem ewigen Gelb die Heilighaltung dieser Farbe bei den Chinesen erkläre (denn gelb ist auch bei anderen Völkern, die den Löß nicht kennen, heilig, und hängt seine Bedeutung mit dem Sonnencultus zusammen), so müssen wir doch noch etwas bei dieser allgemeinen Suspension des Löß verweilen. Sie bringt uns auf die Hypothese über die Entstehung des Löß, wie sie v. Richtshofen aufstellt. Bisher erklärte man die Lößablagerungen zwar auf sehr verschiedene Art, immer aber kam man auf die schwemmende Thätigkeit des Wassers zurück — so nach Raphael Pumpelly. Allein v. Richtshofen, welcher die größten Lößgebilde der Welt mehrere Jahre hindurch an Ort und Stelle untersucht hat, ist zu ganz anderer Ansicht gekommen. Nach ihm ist der Löß ein atmosphärisches Gebilde: er ist das Verwitterungsproduct des centralasiatischen Hochlandes, welches von den Winden rings in die peripherischen Gegenden geweht und dort aufgehäuft ist; und so wie hier, hat sich der Löß überall atmosphärisch gebildet. Hierfür spricht erstlich die Textur des Löß: er ist ungeschichtet, er umkleidet die feinsten Pflanzentheile, Wurzeln, Blätter, Halme mit seinem Material ohne sie zu zertrümmern, und ist, wenn diese organischen Theile nach und nach verwittern, mit zahllosen senkrechten oder nach unten sich vereinigenden Röhrenchen durchzogen. Hierfür spricht zweitens der Umstand, daß die organischen Reste, welche der Löß enthält, so gut wie ausschließlich solchen Geschöpfen angehören, welche auf dem Lande, nicht im Wasser wohnen; daß ferner auch die zartesten Schneckenhäuser selbst in Nachbarschaft großer Steine völlig unverfehrt sind. Hierfür spricht drittens Art und Ort, wo und wie der Löß sich findet: weniger im eigentlichen Centralasien, als in den peripherischen Landschaften, überall aber in Vertiefungen, an Berglehnen angelagert, die Unebenheiten des Bodens ausgleichend; hierfür spricht ferner und ganz besonders die gewaltige Mächtigkeit der Lößlager: wie hätte Süßwasser solche Ablagerungen hervorbringen können? Sieht man aber im Löß ein marines Deposit,

so müßten wir eine Senkung Chinas annehmen, welche bis 700^m betrüge — der Verfasser weist eine derartige Annahme mit ganz siegreichen Gründen zurück und überhaupt macht er, zu unserer großen Freude, von dem säcularen Auf- und Absteigen der Erdrinde zur Erklärung seiner Thatfachen einen sehr mäßigen Gebrauch, während heutzutage mit uncontrolirbaren hypothetischen Annahmen der Art viel Unfug getrieben und doch nur selten wirklich etwas erklärt wird. — Außer den ungeheuren Staubmassen, welche überall über den Lößgebenden in der Luft suspendirt sind, spricht ferner für die neue Theorie — und dies hat v. Richthofen sehr scharfsinnig und glücklich dargethan — die Gestalt der centralasiatischen Bodenerhebungen, welche fast alle in rundlichen Formen aufsteigend keine Spur von jüngerer Erosion zeigen, auch da, wo früher, wie beim Kwenlun, mächtige Erosion thätig gewesen ist. Solche schroff einschneidenden, pittoresken Thäler, solche steil ansteigenden, wild eingerissenen und zerklüfteten Gebirge, welche alle dem Rieself- oder Flußwasser ihre Entstehung danken, zeigen die peripherischen Landschaften überall, die centralen nirgends: die letzteren sind nach des Verfassers treffendem Bild wie ein roher Block, aus welchem die Natur die gewöhnlichen Formen noch nicht ausgemeißelt hat. Besitzt nun der Kwenlun heutzutage auch da im Osten, wo er tiefe Erosionsthäler aufweist, nur rundlich sanfte und im Vergleich zu seiner Kammhöhe auffallend niedrige Gipfel, so ist diese Sanftheit der Formen, bei mangelnden Niederschlägen und fehlenden Gletschern, nur durch die allmähliche Zerfetzung, durch die chemischen Einflüsse der Luft, die mechanischen Wirkungen greller Temperaturwechsel u. s. w. zu erklären, sowie ferner durch das beständige Fortgeführtwerden aller Zerfetzungsproducte durch den Wind. Diese rundlichen Gipfel aber zeigt Centralasien überall, wo die Unebenheiten seines Bodens aus den Alles nivellirenden Kies-, Sand- oder Staubmassen aufragen.

Damit sind dann auch schon die verschiedenen Steppenformen genannt, welche in Hochasien vorkommen; v. Richthofen erklärt sie alle, im Ganzen gewiß höchst zutreffend, durch die Thätigkeit der Winde und den Saigerungsproceß, welcher durch dieselbe nothwendig eintritt. Daher finden wir die Lößsteppen, die vom leichtesten Material gebildet sind, am meisten in der Peripherie, die Sandwüsten dagegen zerstreut, wechselnd und wandernd im Innern, endlich die Rieselwüsten nur da, wo sie ihren Ursprung haben, im östlichen Han-hai, in der Wüste Schamo. Allerdings hat der Wind auf die erste Entstehung der Rieselwüsten keinen unmittelbaren Einfluß, denn sie bilden sich durch die Zerfetzung der zu Tage stehenden Felsmassen, welche vornehmlich durch jähen Wechsel extremer Temperaturen verursacht werden; daher Pumpelly bei der Untersuchung solcher Gegenden keine scharfe Grenze zwischen den Rieseln und dem unterliegenden gleichartigen noch festen Gestein entdecken konnte. Aber insofern ist der

Wind auch für diese eigenartige Form Centralasiens von Bedeutung, als er die feineren Zeretzungs- und Reibungsproducte unablässig fortführt, als er ferner die Kiesel selbst aneinander stets abschleift und abrundet und so durch immer weiter gehende Entblößung des Bodens seiner ferneren Sprengung immer neue Bahn bereitet. Ohne den Wind würde die Kieselwüste sehr bald in die Sandwüstenform, bei hinlänglichem Niederschlag in Humusgegend übergehen.

Von hier aus erklären sich auch die wunderbaren Steinwüsten, welche Wehstein in jener unvergleichlichen Vulkangegend östlich von Damaskus mit staunender Ueberraschung durchreiste. Wenn dort die (stets rundlichen, konischen oder abgerundeten) Steine sowol nach Farbe, als nach Beschaffenheit und Größe ganz regelmäßig gesondert lagen — in Feldern von 40 oder 80 Schritt, und wie mit der Meßschnur abgegrenzt — so ist dies daher zu erklären, daß sie Verwitterungsproducte unterliegender verschiedenartiger Lavafelder sind; dem Winde gehört ihre abgerundete Gestalt, sowie die Erscheinung zu, daß nie ein Stein auf dem anderen und nirgends Sand oder Staub gefunden wird, obwol doch oft (nach der übereinstimmenden Aussage der Araber) in der furchtbaren Sonnenhitze die schwarzen Steine mit einem lauten Knall zerspringen. Durch die Hitze reißt ferner die gelbe, harte, glänzende vulkanische Erde, welche sich an anderen Stellen dieses Wüstengebietes findet, auseinander, und zwar in Sprüngen, welche ziemlich regelmäßige fünfeckige Tafeln bilden; daher sich die konische Form mancher Steine der Steinfelder erklärt. Wenn nun diese Sprünge auf's Zierlichste mit erbsengroßen, schwarzen, rundlichen Lavastüchchen ausgelegt sind, so erkennen wir hieran wieder die Thätigkeit des Windes, der zunächst die kleineren Trümmer der zersprungenen schwarzen Steine durch vielfaches Umhertreiben abrundet, und dann die, welche die passende Größe haben, in jene Sprünge und Ritzen hineinweht, wo sie endlich Ruhe finden. Daß aber auch hier, in den Vulkanwüsten Syriens, starke Winde blasen müssen, folgt aus der gewaltigen Ueberhitzung dieses freilich nicht großen Gebietes, welches trotz seiner Kleinheit ein äußerst auffallendes Luftdruckminimum bilden muß.

Auch da, wo Centralasien dereinst nicht von einem Meere bedeckt war, zeigen sich überall Salzsteppen, d. h. die Seen sind salzhaltig, und an Stellen, wo feuchter Untergrund ist, blühen Salze empor: natürlich laugen die Gemässer dieser centralen Gegenden die festen und noch mehr die zersezten Gesteine, welche sie durchfließen, allmählich aus, und da nun die Seen keinen Abfluß haben, da das Wasser verdunstet, der Salzgehalt aber zurückbleibt, so müssen alle diese Wasserbeden mit der Zeit stark salzhaltig werden. Nach der ganzen Natur des centralen Gebietes müssen ferner seine Grenzen im beständigen Schwanken sein: so wachsen bald Seen an und gewinnen Abfluß (Kuku-nor), andere werden immer kleiner (Lop-nor) und wenn sie Abfluß haben, so hört derselbe

nach und nach auf. Dadurch können Flüsse des peripherischen Gebietes entweder ihre Quelle verlieren und nur noch durch ihre Nebenflüsse weiterfließen; oder aber, sie können sich gleichsam bergauf verlängern, indem früher abflußlose, höher gelegene Becken jetzt Abfluß bekommen, denselben mit einem schon bestehenden Fluß vereinen und diesem also, bei unverändertem mittlerem und unterem, einen längeren Oberlauf gewinnen lassen.

Nun noch ein Wort über einige Einwände gegen diese Lößtheorie, welche zu nahe liegen, als daß wir sie übergehen dürften. Wie ist es möglich, daß sich Ablagerungen von 700^m Dicke durch atmosphärische Wirksamkeit bilden konnten? und warum ist das Gebilde in China so äußerst mächtig und verbreitet, in Westasien dagegen und namentlich in Nordasien weit weniger massig und häufig auftretend? Und ferner und vor allen Dingen, warum findet man die Lößgebilde in Europa fast nur in Flußthälern und in ganz unleugbarem Zusammenhang mit der Eiszeit? Die ungleiche Vertheilung in Asien erklärt sich leicht aus der Verschiedenheit der Luftströmungen, welche dahin am stärksten sein müssen, wo die stärkste Aspiration ist, also nach Süden und Osten, wie denn auch die Ablagerung in China sehr wol durch das hinterindische Gebirgssystem und die Kwenlunketten abgegrenzt ist. Wenn man ferner an die ungeheuren Massen von Staub denkt, welche Wüstenstürme, oft über sehr weite Strecken hin, mit sich führen, so ist die Mächtigkeit des Löß in China um so leichter erklärt, als wir schon gegen Ende der tertiären Zeit ganz die gleiche Natur Centralasiens finden und also auch seit jener Zeit uns die gleichen Stürme dort wehend denken müssen. Nehmen wir aber für China die atmosphärische Entstehung des Löß an, so müssen wir sie für alle Erdtheile und Länder annehmen: denn überall, in China sowol wie in Sibirien, in Asien wie in Amerika und Europa ist der Löß ein so vollkommen homogenes Gebilde, daß wir ihn schon deshalb als gleichmäßig entstanden denken müssen. Heutzutage ist eine subaerische Lößbildung in Europa unmöglich: anders aber etwa zur Eiszeit, wo Europa höher und ausgebehnter war, als jetzt und daher, wie v. Richthofen sehr schön im Einzelnen nachweist, so viel trockener, im Klima so viel extremer, so viel stürmischer, kurz Centralasien so viel ähnlicher, daß auch von den Alpen und den übrigen höheren Gebirgen aus den Zersezungsproducten derselben, welche die Stürme forttrugen, sich Lößlager bilden konnten, — natürlich da am leichtesten und haltbarsten, wo das flüchtige Material an den Wänden eines Thales Halt und Schutz fand. Schwemmpproduct des süßen Wassers, wie man vielfach annimmt, kann der Löß schon an vielen Stellen der rheinischen Ebene unmöglich sein; wenn wir ihn heute bloß in den Flußgebieten finden, so ist das die Folge des veränderten atmosphärischen Lebens Europas, wo bei der reichlichen Bewässerung dies so leicht bewegliche Gebilde von allen höheren Punkten längst fortgeführt ist. Wir gehen nicht auf Einzelheiten weiter ein; wir

betonen nur, daß v. Richthofen die verschiedensten Einwände und ebenso die früher aufgestellten Vbhypothesen, so auch die berühmte von Charles Lyell, nach welcher der Löß aufgeschwemmter Gletscherschlamm ist, mit völlig siegreichen Gründen wiederlegt hat; und so erscheint uns seine Ansicht in Wahrheit, wie sie der englische Geolog Kingsmill nannte, als eine extremely ingenious explanation.

Sehr interessant sind ferner die Ansichten, welche v. Richthofen über den Gebirgsbau Asiens äußert. Er nimmt sechs verschiedene Systeme oder „Hauptgebirgshebungen“ an, das Awenlun-, das Himalaya-, Tien-schan-, Altaï-, das finische und hinterindische System. Zum Altaïsystem rechnet er alle nordwestlich streichenden Höhenzüge im Westen oder Norden des centralen Hochasiens, so außer dem Karatau auch den Korentagh und die Gebirge des westlichen Nord- und Südrandes der iranischen Hochebene. Zur Tien-schanhebung gehören ihm auch die Westabhänge der Pamir und sämtliche Gebirge Afghanistans, Beludschistans und Mekrans; außerdem aber auch die ostmongolischen Landschaften nördlich vom Swangho; sein finisches System wird nordwärts vom Awenlun begrenzt, im Süden theilweise vom hinterindischen durchkreuzt, über welches hinaus es sich westlich bis jenseit V'assa fortsetzt. Hier nun sind wir nicht überzeugt: v. Richthofen scheint uns denselben Fehler zu begehen, welchen er an Pumpelly mit Recht tadelt, nämlich den einer zu weiten Verallgemeinerung oder Vereinigung einzelner Thatfachen, welche untereinander in keinem Zusammenhang stehen. Dies freilich war eine Gefahr, welche um so leichter Schaden brachte, als die Geographie vieler Orte noch gar nicht feststeht. So z. B. erscheint uns der westliche Theil der finischen Gebirgsfaltungen, den v. Richthofen nicht selbst bereifte, unrichtig aufgefaßt: wir möchten diese Bergketten am mittleren Lauf des Brahmaputra, am Chara-ussu und Britschu, (Yang-tse-kiang) vielmehr zum Himalayahystem hinzurechnen, nur daß sie, gehoben in Folge eines mächtigen Süddruckes, durch einen heftigen Widerstand von Südost mannichfach aus ihrer Richtung gedrängt sind. Es bedarf nicht der Versicherung, daß wir zu dieser Auffassung nicht durch die ganz schematische Darstellung bestimmt sind, welche Trelawney Saunders von diesen Gebirgen gegeben hat. Auch in ihrer ganzen geographischen Beschaffenheit, ihrer Verzweigung u. s. w. scheinen sie mehr dem Himalaya als den finischen Hebungen zu gleichen. Doch ehe wir uns hier ein bestimmteres Urtheil erlauben, wollen wir die folgenden Bände des Verfassers, sowie seinen Atlas abwarten, der gewiß auch über diese Gebirgswelt manche neue Aufklärung bringt. Ebenso wenig sind wir einverstanden, die Pamirzüge zum Tien-schanssystem zu rechnen: ihrer Hebungsrichtung nach gehören sie — und die Quersfaltungen widersprechen nicht — weder zu diesem noch zum Himalaya, wol aber zum Awenlun, dessen nordwestlich umbiegende Fortsetzung sie zu bilden scheinen; doch sind wir

bis jetzt über den geologischen Bau dieses „Daches der Welt“ so wenig unterrichtet, daß man auch seine orographische Zugehörigkeit am besten noch unbesprochen läßt. Den Hindukusch kann man ebenso wenig zum System der Tianschanhebungen ziehen, denn der genaue Parallelismus der Richtung beider Gebirge, welchen v. Richthofen behauptet, existirt keineswegs, vielmehr werden dieselben, gehörig verlängert, sich unter einem nicht unbeträchtlichen Winkel schneiden — wie die Karten von Arrowsmith und von Petermann beweisen. Und noch weniger gehört Afghanistan hierher, dessen Gebirgszüge von West nach Ost sich immer mehr nordwärts wenden, bis zu rein süd-nördlicher Richtung (Suleimangebirge), welche letztere v. Richthofen gar nicht erwähnt: daß aber auch die neuen Forschungen sie bestätigen, das zeigen die Resultate der englischen Persian Boundary Commission. Die Altaihebungen sollen sich bis zum Südrand des westlichen Persiens fortsetzen, wogegen Napier's Forschungen entschieden sprechen. Ebenso wenig können wir dem Verfasser darin beistimmen, daß diese Hebungen den Tianschan durchkreuzen. Sewerzow's und anderer Russen Erforschungen des letzteren Gebirges, welche leider v. Richthofen bei der Ausarbeitung seines Werkes nicht mehr benutzen konnte, widerlegen diese Ansicht. Gebirgsfaltungen in der Streichungsrichtung des Altai dringen an den Tianschan heran, ja sie umgeben ihn nach Nordwesten; allein die Linien, welche in letzterem den ersteren zu entsprechen scheinen, beruhen keineswegs auf einer Durchkreuzung zweier Hebungs-systeme, sondern sind locale Abweichungen und Umbiegungen der Tianschanlinien, wie sie eine so mächtige Gebirgs-erhebung immer mit sich bringen muß.

Was heißt aber überhaupt ein Gebirgs-system? v. Richthofen versteht darunter die hauptsächlichsten Erhebungs-, Streichungsrichtungen der Gebirge, nach welchen sich die Gebirgswelt Asiens bei einem Ueberblick aus der Vogelperspective gliedern würde. Eine solche Auffassung ist zur ersten Orientirung gut, doch darf man derselben kein allzu großes Gewicht beilegen. Ist es doch eine bekannte Thatsache, daß die meisten Gebirge eine nordwestliche oder nordöstliche Richtung haben, ebenso wie die Umrisse der Continente: mit einer Zusammenordnung der Gebirge nach ihrer verschiedenen Streichung ist also wenig gethan und wenn es bloß auf die Hebungsrichtung ankommt, so kann man so gut wie die Berge von Kuristan auch die Himalayaketten zum Altai-system rechnen. Von höchster Bedeutung dagegen ist es, die geognostische Beschaffenheit der Gebirgszüge kennen zu lernen, zu erfahren, welche Gebirge und Gebirgs-complexe durch ein und denselben Hebungss-akt, eine und dieselbe Druckwirkung emporgestiegen oder so gestellt und verschoben sind, wie wir sie jetzt finden. Nach dieser Auffassung fallen die Gebirgs-systeme, welche v. Richthofen zusammenordnet, weit auseinander: nur eines behält oder bekommt erst durch dieselbe seine volle Bedeutung, das Avenlun-system des Verfassers, dessen Darstellung sehr richtig und lehrreich und wegen

ihrer Neuheit sehr hervorzuheben ist. Dasselbe bildet in Wahrheit, nicht bloß nach seiner fast rein west-östlichen Streichungsrichtung, sondern auch nach Art und Zeit seiner Hebung und nach der Einheit seines Baues ein streng zusammengehöriges Ganze. v. Richtshofen rechnet zu diesem System alle die Gebirgszüge, welche China in gleicher geographischer Breite von Westnordwest durchziehen — die bedeutendste Gebirgshebung Chinas, wie er sie nennt — sowie die Parallelfetten, welche sich in der Gegend des Kuku-nor nach Norden vorlagern. Der Kwenlun ist, wie der Verfasser aus seinen eigenen und Stoliczkas Untersuchungen nachweist, das älteste Gebirge der Erde, welches wir kennen, und ferner von ganz besonderem Interesse durch seine geologische Selbständigkeit, der zufolge die Ketten des finischen Systems beim Heranschaaaren an ihn sich ostwärts umlegen, ohne die Kwenlunlinie irgend zu stören oder zu durchkreuzen. Diese finischen Züge aber sind, nach Pumpellys Untersuchungen, noch vor der Steinkohlenzeit gehoben. Die hebenden Kräfte dieser Gebirgswelt, auf welche Art und wie früh sie auch immer wirkten, lagen höher als der Gebirgsgrund des Kwenlun; sie waren, obwohl stark genug, die finischen Ketten emporzutreiben und umzubiegen, doch zu schwach, um auf den Kwenlun wirken zu können. Dies ist jedenfalls eine höchst beachtenswerthe Thatsache.

Aber lassen wir jetzt die Gebirge und Flüsse, die Salz- und Lößsteppen: die größere Hälfte unseres Bandes ist nicht der unbelebten, ist der belebten Natur, den Menschen, der Ethnologie, der historischen Geographie gewidmet; und auch auf einige Hauptpunkte dieser zweiten Hälfte müssen wir etwas näher eingehen. Zunächst ist hier v. Richtshofens Kritik und Erklärung des Buches Yü-kung, der altchinesischen Reichsgeographie, hervorzuheben. Der Yü-kung stammt, der Uebersetzung nach, aus sehr alter Zeit: allein da der Kaiser Chin-schi-hwang im Jahre 213 v. Chr. alle früheren Werke der chinesischen Literatur verbrennen ließ, so liegt schon deswegen gegen alle angeblich älteren Werke der Verdacht der Unächtheit vor. Dazu kommt, daß alle chinesischen und bisher auch so gut wie alle europäischen Erklärer aus dem Yü-kung so ganz phantastische Dinge herauslasen, daß man ihn durchaus für apokryph halten mußte. Da sollte Yü, der Abgesandte des Kaisers Pau und nach ihm selbst Kaiser, bei einer großen, ganz China überdeckenden Fluth überall Abzugskanäle angelegt haben, aus denen dann später die chinesischen Flüsse wurden; er hatte ferner den Lauf dieser Flüsse bis in's Einzelne regulirt, Gebirge durchbrochen, Wälder gelichtet, kurz, das ganze chinesische Reich erst trocken gelegt und in seine natürlichen Formen gebracht, wie wir dieselben heute noch sehen. Ist diese Uebersetzung und Erklärung richtig, so ist das Buch unächt, es enthält Märchen, welche angeknüpft sind an den alten weitbekannten Namen des gefeierten Kaisers. Ganz anders aber übersetzt und erklärt v. Richtshofen und seine Uebersetzung trägt so sehr den Stempel der Wahrheit,

daß wir ihm zu folgen genöthigt sind: er zeigt, daß nach dem Texte des Buches dem Yü gar nichts von allen jenen Ueberschwänglichkeiten zugeschrieben wird; daß sein Name nur im ersten Buche vorkommt als der eines Mannes, der behufs der Steuerregelung und auf sie abzielender materieller Verbesserungen die einzelnen Theile des Landes — die beschriebenen werden — durchreiste und ordnete; daß im zweiten Buche (aus welchem man jene Unmöglichkeiten herauslas) einfach nur der Verlauf der neun Hauptgebirge und Hauptströme des alten Reichs aufgezählt, an Yü aber und eine formgebende Thätigkeit seinerseits gar nicht gedacht wird. Durch diese einfache und höchst einleuchtende Erklärung, deren sprachliche Prüfung wir natürlich den Sinologen von Fach zu überlassen haben, ist das Buch gerettet und ein überaus wichtiges Document gewonnen, das älteste geographische Document, welches über Ostasien eigentlich existirt — wenn wir gleich sein Alter keineswegs so hoch anzusetzen brauchen, als es der Verfasser zu thun scheint. Es ist nicht bloß geographisch, es ist auch ethnologisch bedeutungsvoll: jenes, weil sich die Gebirge, die Flüsse, die es nennt, auch heute noch nachweisen lassen, weil es manches (namentlich Hydrographisches) aus alten Zeiten erwähnt, was sich heute verändert hat; dieses, weil es die älteste Heimat und Ausbreitung der Chinesen und zugleich auch die ältesten geographischen Auffassungen ihres Landes darlegt.

Im zehnten Capitel, auf mehr als dreihundert Seiten, schildert v. Richthofen die Entwicklung des Verkehrs der Chinesen mit dem Westen und der Kenntnisse, welche sich in Betreff Chinas der Westen nach und nach errang. Zunächst geht er auf die älteste Vorgeschichte ein, auf die Zeiten, welche weit jenseits aller geschichtlichen Documente liegen — und hier sind es namentlich gewisse höchst merkwürdige Uebereinstimmungen zwischen China, den Indern und Arabern, welche den Verfasser zu eingehenderer Untersuchung anregen. Es handelt sich in erster Linie um die vielbesprochenen Mondstationen oder Mondhäuser, d. h. um die Sternbilder, welche der Mond durchwandert, deren Aufstellung bei den genannten Völkern so gleichartig ist, daß an eine bloß zufällige Uebereinstimmung nicht zu denken, daß vielmehr irgend welche Entlehnung anzunehmen ist. Die Aegyptier und Hebräer als Besizer ähnlicher Ansichten wenn auch zweifelnd zu erwähnen, hätte der Verfasser unterlassen können: erstere sind von Whitney, letztere von Möldere abgewiesen. Die Sachgelehrten sind bis jetzt eigentlich nur zu einem negativen Resultat gekommen: Whitney erklärt, daß man weiter nichts über die Mondhäuser wissen könne, als daß sie weder bei den Chinesen noch bei den Indern (von denen sie die Araber erhielten), vielleicht aber bei den Babyloniern erfunden sein dürften. Eine so frühe und umfassende Culturvermittlung zwischen so fernliegenden Völkern, wie sie diese Entlehnung voraussetzt, hält v. Richthofen für unmöglich und so versucht er eine eigene neue

Erklärung der merkwürdigen Thatsache. Er weist nach — und dieser Nachweis ist sehr werthvoll — daß die Chinesen einst im Tarymbecken heimisch waren und von dort allmählich nach China vorrückten. Nun nimmt er an, daß sie bei ihrem Verweilen in Ost-Turkestan die Nachbarn der Arier und der „Skythen“ d. h. der Turanier und mit diesen über die Pamir hin durch Handel und Verkehr und in der ersten Entwicklung von Wissenschaften und Künsten verbunden waren. Die ältesten Bewohner Babyloniens nun, die Akkader, in welchen v. Richthofen Turanier sieht, wanderten aus von jenen gemeinschaftlichen Sizen nach Chaldäa, sie brachten dorthin ihre höhere Cultur und so auch die ersten astronomischen Kenntnisse mit, woher sich so manche astronomische Berührungen Babylons mit Indien und China erklären. Die Mondstationen aber, welche bis jetzt in Babylonien noch nicht nachgewiesen sind, brachten sie nicht mit, vielmehr wurden diese erst in ihrer alten Heimat nach ihrem Abzug erfunden und dann durch spätere Nachwanderer nach Süden hingebracht, wo sie die Araber, nicht aber die Akkader selber annahmen, da sie in der letzteren schon entwickeltes astronomisches System nicht mehr passen.

„La theorie, qui attribue aux Touraniens l'origine de civilisation assyro-babylonienne est une hypothese, qui n'est pas sans danger pour le progrès des études historiques sur l'Asie antérieure.“ — Dies Wort Jos. Halévy's, wie ist es nur allzuwahr! Es bestätigt sich auch hier: hat doch diese Theorie unseren so geistvollen und gelehrten Verfasser zu ganz künstlichen und haltlosen Annahmen geführt. Daß die Chinesen im Tarymbecken mit Turanieren — sind sie doch selber „Turanier“ — in Berührung kamen, ist selbstverständlich: ob mit den Ariern, mindestens sehr fraglich. Aber wenn auch: für die erste Entstehung, für den gemeinschaftlichen Besitz der astronomischen Kenntnisse folgt daraus nichts. Nach Allem, was wir von den einwandernden Chinesen wissen, zeigen sie sich für solche höheren Kenntnisse noch viel zu roh, und was v. Richthofen an astronomischem Gemeinbesitz aus G. Schlegels „Ouranographie chinoise“ beibringt, das sind theils Dinge — auch die verwandten Bezeichnungen derselben Sternbilder — welche sich bei allen Völkern der Erde wieder finden, theils aber sind Schlegels Ergebnisse kritisch zu wenig gesichert, als daß man weitere Schlüsse darauf bauen könnte. v. Richthofen stützt sich für seine Ansicht ferner auf den „agglutinirenden“ Charakter der babylonisch-akkadischen Sprache, sowie auf die Uraufänge der Schrift; daß aber die babylonische Schrift sowol wie die Sprache durchaus und nur semitisch ist, daß die letztere durchaus nichts Turanisches oder „Agglutinirendes“ in diesem Sinne hat, das hat erst ganz kürzlich wieder Jos. Halévy in mehreren ausgezeichneten Arbeiten bewiesen. Kurz, die ganze Herleitung der Akkader aus dem Norden ist ein reines Hirngespinnst, ohne die mindeste thatsächliche Grundlage, und wenn sich der

Verfasser durch dasselbe hat blenden lassen, so trifft die Schuld nicht so sehr ihn, sie trifft vielmehr die Behauptungen verschiedener Assyriologen, deren Zuversichtlichkeit ein ferner Stehender nur allzuleicht Glauben schenken mag. Den linguistischen und paläographischen Gegenbeweis gegen diese Behauptungen hat der genannte ausgezeichnete französische Orientalist, hat Jos. Halevy schon vollständig erbracht, daß durch ihn der ganze Irrthum eigentlich völlig widerlegt ist; doch auch vom geographischen, ethnologischen und historischen Standpunkt aus ist derselbe um nichts haltbarer. Daß die geographischen Namen Mesopotamiens und Babyloniens gegen ihn beweisen, hat abermals Halevy aufgedeckt. Ferner, die Akkader wohnten im mesopotamischen Unterland, stromabwärts von Babylon; sie sind dort lange Zeit nach ihrer Einwanderung — so ist die Ansicht derjenigen, welche ihnen turanischen Ursprung beilegen — von einem semitischen Volke besiegt und mit diesem, an welches sie ihre höhere Cultur abgaben, zu einem Volk verschmolzen. Wie denkt man sich nun den Wanderweg dieses Turanier, auf welchem sie ihre für die damalige Zeit so unendlich hohe Bildung, die schon Schrift, schon Mondstationen kannte, nach Mesopotamien einbrachten? Wie und wo kamen sie durch Iran? Kamem sie von Norden nach Mesopotamien, stromabwärts, wie geschah es, daß sie gerade in dem ungesundem, durch Ueberschwemmungen und Sümpfe so unbequemen Südmesopotamien sich niederließen? kamen sie von Osten, warum gaben sie die schönen Randlandschaften Irans gegen dies Sumpfland auf, welches erst durch sehr mühevollen Cultur das geworden ist, was es im Alterthum war? Sie mußten doch in jenen alten Zeiten gewiß auch günstigere Landstriche auf ihrer Wanderung angetroffen haben, welche entweder menschenleer oder, da sie ja als ganzes Volk kamen, doch jedenfalls leicht zu erobern waren: warum hörten sie nicht eher auf zu ziehen oder zu fliehen, als bis sie ein so bedenkliches Terrain erreicht hatten? Alles dies, was wir hier nur leicht berühren, sind für eine Einwanderung aus Turan unlösbare Schwierigkeiten, welche völlig wegfallen, wenn wir auch in den Akkadern semitische von Westen oder Nordwesten sehr allmählich vorgerückte Stämme sehen. Ferner aber, wir besitzen aus Ninive zahllose bildliche Darstellungen, aus Babylon freilich, weil hier das günstige Material fehlte, was der Nordstadt die nahen Berge lieferten, viel weniger. Dabei vergessen wir nicht Halevys Warnung: *quant à l'Assyrie, l'art qui s'y est développé sur les modèles babyloniens a acquis avec le temps, et grâce à l'antagonisme politique entre les deux peuples frères, une physiognomie à lui propre qui ne permet pas de le confondre avec l'art babylonien.* Aber wenn auch — war sie doch nach babylonischem Muster entwickelt; war sie doch andererseits original und kräftig genug, verschiedene Volkstypen, darunter auch Schaaren von Besiegten, wieder zu geben. Wo aber zeigt sie auch nur die leiseste Spur des turanischen, d. h. des mongolischen Typus? Nirgend. Diese Männer,

diese Weiber sind alle, wenn auch noch so sehr stylisirt, doch so unturanisch wie nur denkbar, mit ihren geraden, mächtig muskulösen Beinen, ihren starken lockigen Bärten, ihrem lockigen üppigen Haar, ihren gebogenen Nasen, ihren gleichmäßig schön gewölbten Schädeln. Auch das niedere Volk, die Besiegten, die Sklaven, die Eunuchen, alle zeigen sie semitischen, keiner den entferntesten Anklang an turanischen Typus. War aber wirklich der Grundstock des Volkes mongolisch, wir müßten doch, in den ältesten Darstellungen wenigstens, bei ihrer ängstlichen Naturtreue, in der sie den ägyptischen nichts nachgeben, auch den turanischen Typus, wenigstens bei den Sklaven, den Gefangenen irgend auftreten sehen. Ja bei so starker Einmischung mongolischer Elemente, bei so hoher Bedeutung derselben, wie sie in Folge ihrer Kultur haben mußten, würde der Typus sich im ganzen Volke, nicht bloß in den niedern Ständen, durch lange Jahrhunderte gewiß bewahrt haben, irgend ein Schriftsteller der orientalischen, der klassischen Literatur würde doch diese abweichende Bildung als etwas Auffallendes erwähnen: aber es ist ihnen nichts aufgefallen, sie erwähnen nichts — natürlich, weil sie nichts zu erwähnen fanden, weil das ganze Volk von einem Typus, einheitlich semitisch war. Hierfür spricht, und das ist sehr zu betonen, die völlige Einheit ihrer gesammten Kultur. Ein anderer Typus wird bisweilen erwähnt, auch wol dargestellt, der kuschitische; der aber weist uns vollends nach Südosten, anstatt nach Norden.

Aber auch historische Erwägungen sprechen ebenso mächtig gegen das Mongolenthum der Akkader. Wo in aller Welt kam denn ein so hochgebildetes Volk, welches Mondstationen entwarf und brauchte, in Centralasien her, nördlich von der Pamir, in der Steppe oder der Tienschanwildniß? Eine solche Entwicklung fällt doch nicht plötzlich vom Himmel, sie setzt lange Vorstufen, mächtige Entwicklungshebel voraus: wie war sie möglich in so höchst ungünstigem Mittel? Und dann diese hohe Kultur, welcher wir die Schrift, die Astronomie u. s. w. verdanken, konnte sie aus Mittelasien verschwinden, ohne auch nur irgend eine Spur zu hinterlassen? Daß die alten Indogermanen viel tiefer standen, ist längst bekannt; in den Ariern haben sich also die Spuren jener Pamircultur nicht erhalten, ebenso wenig in den Chinesen, welche nach Richt-hofens eigener Schilderung sehr uncultivirt aus- und einwanderten. Wo also sind jene Spuren, die doch in Mittelasien ebenso wenig ganz untergehen konnten, als sie in Babylonien untergegangen sind? Und Mittelasien, die Steppen der Kirgisen, der Hunnen, der Mongolen, sind sie nicht, in jeder Bedeutung des Wortes, die uncultivirteste Gegend der gesammten Welt, die mongolischen Völker, die gelben Schakale, um mit Viktor v. Hehn zu reden, gehören sie nicht zu den rohesten, kulturlosesten, culturfeindlichsten Völkern alter wie neuer Zeiten? Aus ihnen also haben sich, und schon in so frühem Alterthum, die Akkader herausgebildet und

nach Süden gewandt! Man zeige uns die alten Städtereſte, die alten Schriftſpuren, irgend etwas der Art im alten Mittelaſien auf, damit wir glauben: denn ſchon in der alten Heimat hatten ſie doch ihre Bildung entwickelt, wenn ſie dort ſchon die Mondſtationen beobachteten. Hatten ſie aber dort ſchon dieſe Bildung, warum denn wanderten ſie aus? wohlverſtanden, nicht etwa in einzelnen Colonien, ſondern das ganze Volk? Weder Uebervölkerung noch feindliche Nachbarn können das veranlaßt haben; waren ſie doch gegen letztere, gegen mittelasiatiſche hunnen-ähnliche Feinde, in ihren befeſtigten Städten ſo völlig ſicher. Oder flohen ſie als Beſiegte? Das hätten die Sieger nicht geſtattet. Oder ſchon beim erſten Anrücken der Feinde? Sie waren in ihren Städten ja weit ſicherer als auf der Flucht. Und warum, wir wiederholen hier die obige Frage, warum hörten ſie nicht eher zu wandern auf, als an der Mündung des Euphrat und Tigris?

Aber vielleicht erlangten ſie ihre hohe Bildung erſt auf ihrer Wanderſchaft, welche ſich ohne Zweifel ſehr allmählich vollzog. Allerdings regt die Ueberwindung von Schwierigkeiten fördernd, entwickelnd an, den Einzelnen ſowol, wie ganze Völker; aber doch nur in dem Falle, wenn die zu überwindenden Schwierigkeiten die ſchon vorhandene Kraft oder Fähigkeit nur auslöſen, in Thätigkeit, in Uebung ſetzen, ohne ſie ganz aufzubreuchen. Der Culturwerth dieſer Anregung ergibt ſich nach mathematiſch-mechaniſchen Principien. Sie wird ein Plus bewirken, wenn ſie, wie ein Zündſtoff etwa wirkend, ſchon vorhandene, latente Kraft in thätige Kraft umſetzt. Iſt ſie aber ſo übermächtig, daß ſie die thätige Kraft, welche ſie auslöst, zugleich mit aufbraucht, oder daß ſie gar mehr Kraft aufzehrt, als ſie latent vorfindet, ſo wird ſie kein Plus, ſie wird ein Minus hervorrufen. Nun denke man ſich eine Wanderung erſt durch die Steppe, über die Pamirabhänge, deren Schrecken den heutigen höchſt-cultivirten Nationen die größten Schwierigkeiten bereiten; dann das noch viel ſchrecklichere Iran mit ſeinen Gebirgsumwallungen, ſeinem völlig wüſten Innern — auf einer ſolchen Wanderung blieb auch dem fähigſten, dem entwickeltſten Volk keine Kraft zur Erzeugung neuer Cultur übrig, eine ſolche Wanderung mußte auch das gebildetſte Volk herabdrücken, tief herabdrücken, anſtatt es emporzuheben.

Schwinden nun auch manche dieſer letzten Bedenken, wenn man eine uralte Ausdehnung der Turanier von Nordaſien her über ganz Vorderaſien hin annimmt, eine Annahme, welcher ſogar Heinrich Riepert nicht ganz abgeneigt iſt: ſo treten andere hiſtoriſche Bedenken noch ſtärkerer Art auf und jene ſprachlichen, paläographiſchen, geographiſchen und ethnologiſchen Unmöglichkeiten ſteigern ſich gleichfalls, ſo daß wir den turaniſchen Urfprung der Akkader, deſſen Behauptung ſchon ſo viel Unheil und Verwirrung angerichtet hat, als völlig unhaltbar bei Seite legen. Wir wiſſen nicht, wer die Mondſtationen erfunden hat, wiſſen

nicht, wie sie nach Indien, nach China gekommen sind. Die Wahrscheinlichkeit bleibt für Babylon; und wenn hier noch keine Spuren aufgefunden sind, so ist uns ja von jener alten Culturwelt überhaupt erst ein verhältnißmäßig sehr kleiner Bruchtheil bekannt und das Meiste, was wir über die Astronomie der Chaldäer wissen, verdanken wir sehr späten oder sehr abgeleiteten und stets nur für das eigene Interesse auswählenden Quellen. Daß aber in sehr alten Zeiten, wie v. Richt Hofen meint, — die jedoch in unserem Falle wahrscheinlich gar nicht so sehr alt anzusetzen sind — daß in diesen Zeiten noch keine Culturvermittlungen stattgefunden hätten, ist gewiß eine irrige Ansicht; derartige Verbindungen scheinen viel zahlreicher gewesen zu sein, als wir wissen. So zeigen sich z. B. in den Vedea und zwar im Rigveda sehr deutliche assyrisch-babylonische Einwirkungen, und wenn wir den Handel der Juden zu den Zeiten Salomos so weit ausgedehnt finden, wenn im Jesaias (49, 12) wirklich die Chinesen erwähnt werden, so ist es doch eine höchst nahe liegende Vermuthung, daß die Akkader, die Babylonier, am Euphratdelta wohnend, zu Land und See erst recht weite Verbindungen hatten. Auch scheint uns kein zwingender Grund dagegen zu sprechen, daß man in den Sinim des (babylonischen) Jesaias (49, 12) die Chinesen wieder erkenne.

Der Verfasser verfolgt nun die Geschichte der Verbindungen des fernen Ostens mit dem Westen durch die Jahrhunderte hindurch, und wenn es auf diesem mühseligen Pfad auch allmählich heller wird, so bleibt doch bis in's späte Mittelalter noch vieles, auch dessen, was genannt wird, völlig dunkel. Hier hat die gelehrte Forschung noch viel zu lösen — wenn anders eine Lösung möglich ist. Diese Schwierigkeiten zeigen sich gleich bei den ersten ausführlichen Nachrichten, welche wir aus dem späteren Alterthum, aus dem 2. Jahrhundert n. Chr. durch den berühmten Astronomen und Geographen von Alexandria, durch Claudius Ptolemäus haben. Da auf die Erklärung seiner Angaben v. Richt Hofen, wie billig, großes Gewicht legt; da er für diese Erklärung viele neue Ansichten und Vermuthungen beibringt, so müssen wir auf diese Partie seines Buches noch etwas ausführlicher eingehen. Die Angaben des Ptolemäus richtig zu deuten, mit den Thatfachen der heutigen Erdkunde in Uebereinstimmung zu bringen, ist in vielen Fällen sehr schwierig, erstlich weil seine Gesamtauffassung der Länder vielfach ganz unrichtig ist; sodann weil seine Namen, nach so langen Jahrhunderten, oft gar nicht mehr zu den heutigen Namen passen, und endlich weil seine Quellen selber oft wenig zuverlässig sind. Daher ist strengste Methode gerade bei der Erklärung dieses Schriftstellers unerläßlichste Bedingung zum Vorkommen. Was wollte, was konnte Ptolemäus sagen? Er hatte keine andere Kunde über den fernen Osten (denn nur diesen berücksichtigen wir), als die Nachrichten des Marinus von Tyrus, der seinerseits wieder

die Nachrichten der Handelsagenten des macedonischen Großhändlers Maes Titianus verwendete; diese Nachrichten des Marinus wollte Ptolemäus zur richtigen Erkenntniß des Ostens benutzen und verwerthete sie also unter bestimmten kritischen Gesichtspunkten. Zweierlei ist demnach zu beachten: die Nachrichten des Marinus und die Kritik des Ptolemäus.

v. Richthofen schließt sich mit Recht der allgemein angenommenen Ansicht an, daß das Ptolemäische Serika, das Land des fernen Ostens, viel weiter westlich reiche, als das heutige China; allein es nun ganz, wie er mit Humboldt, Lassen und Dule will, in das Tarymbecken zu verlegen, das geht nicht an. Zunächst findet dann das östliche Scythien des Ptolemäus nirgends Platz. v. Richthofen will letzteres Land an Serika grenzen lassen am Ostabfall der Pamir; allein da dies östliche Scythien von Ptolemäus das Scythien jenseits des Imaus genannt wird; da v. Richthofen mit vollem Rechte auch die Pamir unter jenem Imaus versteht: so ist diese Grenzlegung unmöglich, denn die Ptolemäischen Scythier des Ostens wohnen ja noch jenseits des Imaus, nicht auf dem Imaus selber. Nun haben wir, nach des Verfassers sehr wahrscheinlicher Vermuthung, eine ziemlich genaue Wiederholung der Schilderung, welche Marinus, die Quelle des Ptolemäus, von Serika gab, bei Ammianus Marcellinus; daß aber die Worte des letzteren ein Bild des Tarymbeckens gäben, wie v. Richthofen will, ist gewiß nicht richtig, denn Ammian spricht von ausgebreiteten Wäldern, von dem gleichmäßigen herrlichen Klima, dem durchaus sanften und verträglichen Charakter der Serer, die ein stilles Leben lieben und allen Umgang mit anderen Nationen vermeiden. Alles dies paßt nicht auf das Tarymbecken und v. Richthofen muß es, um die Stelle auf letzteres anwenden zu können, beseitigen; es seien Euphemismen, sagt er: aber was ist denn gewaltsam und willkürlich, wenn nicht eine solche Erklärung! Doch prüfen wir die Nachrichten des Marinus weiter. Es waren Reiseberichte von Händlern, welche eine bestimmte Straße zogen, von welcher sie weder nach rechts noch links abbiegen konnten, durften noch wollten, am allerwenigsten um geographische Entdeckungen zu machen: was sie sahen, erlebten, davon berichteten sie; nach Flußläufen, die sie überschritten, nach Bergzügen, welche sie schimmern sahen, erkundigten sie sich wol, sowie beiläufig auch nach ferner liegenden Gegenden. Vor allen Dingen aber lag ihnen an genauester Bestimmung der Wegentfernung und der einzelnen Stationen des Weges; denn allein auf diese Bestimmung kam es ihrem kaufmännischen Absender, dem Maes Titianus an, da die Kosten der Reise und also der Waare davon abhingen. Sicher hat gerade nach dieser Seite hin Maes seinen Leuten die äußerste Genauigkeit eingeschärft und von ihnen, nicht von einheimischen Asiaten, wie Heinrich Riepert will, empfang er seine Nachrichten: einheimische asiatische Reisebegleiter der Agenten, wahrscheinlich buddhistische Missionare, gaben wol jenen Händlern die

indischen Namen, welche jene von ganz und gar nicht indischen Gegenden berichten. Die Wege maßen die letzteren selber; eine Thätigkeit, in welcher das spätere Alterthum durchaus geübt war, für welche Maes die tüchtigsten Leute ausgesucht hatte — waren ihm doch die Reisen in den Osten theuer und gefährlich genug! Nun sagt zwar Ptolemäus in der Hauptstelle, auf die es hier ankommt, und er sagt es in Uebereinstimmung mit Marinus, daß Kaufleute hinsichtlich geographischer Mittheilungen wenig zuverlässig seien, da sie sich nur an die Handelschaft kümmerten und gerne prahlten; auch die Zeitdauer von sieben Monaten, wie sie die Leute des Maes für den Weg bis Sera, der Hauptstadt von Serika, angaben, sei sicher ausschneiderisch angegeben, da sie gar nichts Bemerkenswerthes sonst mittheilten. Aber gerade dies Schweigen der Kaufleute über sonstige Erlebnisse und Abenteuer, welches dem Ptolemäus so verdächtig vorkam, verbürgt uns die Wahrheit ihres Berichts. Sieben Monate ist für die Entfernung von den westlichen Abhängen der Pamir bis Hsi-ngan-fu, in welcher Stadt v. Richthofen mit anderen Gelehrten jene alte Hauptstadt Sera gewiß richtig wiederfindet, durchaus nicht zu viel bei der damaligen Art, mit Karawanen zu reisen, bei den vielen Aufenthalten, welche nach Ptolemäus eigener Aussage jene heftigen Stürme Centralasiens damals wie jetzt veranlaßten. Was sollten sie mehr berichten von jenen so furchtbar öden Gegenden? was sahen, was erlebten sie irgend mehr? Was sie aber sahen, davon berichten sie: von der verschiedenen Städten, welche sie in bestimmter Reihenfolge, wie sie aufgezählt sind, durchzogen; von den verschiedenen Flüssen, welche sie in der furchtbaren Sandwüste überschritten, von den fernen Bergen, welche sie endlich erreichten. Sie erwähnten zwei Flüsse, den Dechardes und den Bantifos; in ersterem will v. Richthofen mit Lassen und Yule abermals den Tarym sehen. Sehr irrig, wie uns dünkt. Denn mochten jene Reisenden nun von den damals begangenen Straßen die nördliche, oder wie der Verfasser glaublich macht, die südliche Straße (über Yarkand und nördlich von Khotan her nach Shatshou) ziehen, den Tarym berührten sie nicht; und wo sie seine Quellflüsse überschritten, da geschah dies in den ostturkestanischen Städten, welche schon damals existirten, so daß die Flüsse als solche gar nicht zur rechten Geltung kamen. Den Tarym also kannten sie nur, wenn sie ihn kannten, von Hörensagen; nennen sie aber Ströme, so waren es doch ohne Zweifel zunächst einmal die, welche sie selbst gesehen hatten. Nun führt aber die ganze Reise, wenn wir vom oberen Lauf der ostturkestanischen Flüsse absehen, nur über zwei Ströme, den Ebine und Hwangho, und nur zwei erwähnt der Bericht; vom Tarym ist also nicht die Rede, denn sonst müßte noch ein dritter Strom genannt sein. Jene beiden anderen erreichte man nach langem Wißtenmarsch, sie bezeichneten einen günstigen Hauptabschnitt des Weges, man lagerte an ihnen: sie mußten auffallen und es lag nahe, daß man sich nach

ihrem Lauf, ihren Quellen erkundigte. Das war es, was man vom Dechardeſ-Ghine und Bantifos: Hwangho wußte. Beide ſind nach den unwohnenden Völkern genannt: der Dechardeſ von den Decharden, oder, nach Ammian, Chardeſ, die vielleicht, nach Jules Vermuthung, mit den Uguren zu identificiren ſind; und der Bantifos nach den Bantä, heutzutage den Bhot, welche ganz Tibet bis in den fernſten Nordoſten deſ Gebietes damals bewohnten, wie heute in dem weſtlichen Grenzgebiet Chinas noch eine Reihe verwandter Völker anzutreffen ſind. Der Bantifos oder Bantef, den wir nur aus Ptolemäus und Marinus und ihren Auſſchreibern kennen, war auf keine Weiſe der obere Brahmaputra oder Parudjangho, wie v. Richthofen behauptet: denn weder die Händler oder die Buddhiften, noch Ptolemäus oder irgendwer im Alterthum kannte den letzteren. Allerdings wußte Ptolemäus, daß von Serika bis Palimbothra (Patna) am Ganges ſich eine Handelsſtraße hinzog; aber wie dieſelbe lief, ob ſie Serika, wie v. Richthofen will, am Bantifos erreichte, davon fehlt uns jegliche Angabe. Erreichte ſie aber das Land am Bantifos, ſo war letzterer auf keinen Fall der Brahmaputra; denn daß Serika, das ge-wünſchte Seidenland, in ſehr großer Entfernung von Palimbothra lag, darüber war auch bei den Alten kein Zweifel. Die einzige thatſächliche Stütze für die Identification deſ Bantifos und deſ Parudjangho, welche beigebracht iſt und zwar von Laſſen, iſt der Name, weil dieſer und natürlich der der Bantä mit dem heutigen Namen der Bhot und Bhotas, wie die Tibeter und Tibet im Sanſcrit heißen, identisch iſt. Allein dieſe Thatſache beweist nichts: denn der Name Bhot bezeichnet ganz Tibet, die Bantä wohnten demnach ebenſo gut am Brahmaputra wie am Hwangho. Gegen die Gleichſtellung Laſſenſ ſpricht ferner auch die genaue Angabe der Quellflüſſe deſ Bantifos, welche ſicher auf Erkundigungen jener Agenten deſ Maes beruhen: in derſelben nur eine ſchematiſche Wiederholung der Art, in welcher der viel beſſer bekannte Dechardeſ dargeſtellt iſt, zu ſehen, wie v. Richthofen will, heißt doch dem Ptolemäus arges Unrecht thun, bei dem wir ſolche unwiſſenſchaftliche Oberflächlichkeiten ſonſt nicht finden; wären wir aber in der That befugt, derartiges bei ihm anzunehmen, ſo würde eine weitere Beſchäftigung mit ihm völlig überflüſſig ſein. An die Quellflüſſe deſ wirklichen Brahmaputra zu denken, iſt völlig unmöglich. Dagegen ſagt Mannert von jener Ptolemäiſchen Beſchreibung deſ Bantifos: „Deutlicher kann man wol den Hwangho nach bloßen Erzählungen nicht ſchildern.“ Und Mannert hat Recht. Auch die ſo genannten Quellflüſſe bei Ptolemäus paſſen auf den Hwangho recht gut, nicht aber auf den Brahmaputra. Nur beiläufig werde erwähnt, daß nach Ammian der Dechardeſ ſowol wie der Bantifos in der Ebene ſanft hinfließen; was abermals durchaus nicht auf den Brahmaputra, wol aber auf den mittleren Lauf deſ Hwangho paßt. Auch Heinrich Kiepert ſetzt in ſeinem Atlas antiquus den Bantifos und Dechardeſ

ganz ebenso, wie wir es eben für nothwendig fanden; leider hat er bis jetzt keine Gründe noch nicht dargelegt und v. Richtshofen ist auf die Widerlegung der kartographischen Darstellung Kiepert's leider nicht anders eingegangen, als durch Aufstellung und versuchte Begründung seiner eigenen neuen Ansichten.

Mit den Flüssen sind auch die Gebirge gegeben. Hier haben wir wieder zu fragen, welche Gebirge sahen denn die Reisenden? doch nur die Pamirerhebung am steinernen Thurm, den wir mit Beschel und Lassen im heutigen Taschkurgan sehen, nicht ihn mit Richtshofen in den Trans-altai setzen und die vom Kifil-hart sich machtvoll nach Südosten wendenden Gebirgsmassen: nur diese können bei Ptolemäus oder Marinus mit den Worten gemeint sein, daß vom steinernen Thurm aus die Gebirgsmassen sich nach Osten erstreckten und sich dem Himalaya anschließen, welcher sich nordwärts vom Palimbothra herziehe. Weiter aber stieß man — im Hanhai — auf keine Berge, bis erst wieder im fernen Sererlande selber, da wo der Dechardes, wo der Bautisos fließen; und diese Berge werden aufgezählt. Zunächst die kasische Kette, welche v. Richtshofen nach dem Kwenlun verlegen will, aus dem Grunde, weil das große Volk der Issedonen, welche einen weiten Raum für ihre Volksmenge gebrauchten, am kasischen Gebirge wohnten; dies Gebirge müsse also an eine Ebene grenzen und das passe nur auf den Kwenlun. Es paßt aber ebenso gut auf den Man-schan, die nordöstlichste Parallelkette des Kwenlunsystems; auf ihn aber passen allein auch die übrigen Angaben, denn hier entspringt sowol der Gchine (Dechardes) als ein Arm des Swangho, des Ptolemäischen Bautisos. Hier sind denn auch der serische Emodus und das Gebirge Ottorocorra anzusetzen, beides Uebertragungen von indischen Namen seitens der buddhistischen Reisebegleiter jener Agenten.

Dies etwa sind die oro-hydrographischen Angaben der Reisenden des Maes: man sieht, es sind nur Angaben, wie sie ein Karawanenzug angeben konnte, ohne Lüge, ohne Uebertreibung. Wie verhielt sich nun Ptolemäus zu diesen Angaben? welche Kritik wandte er an? Er hat nur ein Einziges daran auszusagen: er hält die Angabe der Entfernung (sieben Monate) für eine Ausschneiderei, welche er deshalb corrigirt. Gerade die Entfernungen aber waren es ja, auf welche es dem Maes ankam, die er von seinen Agenten erforscht wissen wollte. Diese brachten nun freilich sehr rohe Nachrichten mit, aber sicherlich keine falschen; und da Maes verschiedene Agenten zu verschiedenen Malen aussandte, so ergab sich ihm ein Mittelmaß der Entfernungen, welches für kaufmännische Zwecke gewiß richtig und vollkommen brauchbar war. Dies Mittelmaß wandte Marinus unmittelbar auf geographische Verhältnisse an — entschieden fehlerhaft, und diesen Fehler will Ptolemäus vermeiden, indem er nur die Hälfte jener Entfernungen geographisch benützt. Auch dies Verfahren

ist entschieden roh nach unseren Begriffen; allein falsch, wissenschaftlich unbrauchbar war es nicht, denn es ließ überall das gleiche Verhältnis der Entfernungen bestehen, wie es jene Kaufleute ausgeforscht hatten. Gerade in diesen Maßangaben steckt die Arbeit zunächst der Erforscher, dann aber auch des Geographen, welcher ihre Forschungen kritisch bearbeitete, verwertete; weit zufälliger, weit unzuverlässiger, weit gleichgültiger sind die Namen — in solchen theils öden, theils massenhaft von sehr verschiedenen Völkern durchflutheten Gegenden — ändern, während doch die Entfernungen bei gleicher Art des Reisens sich gleich blieben. Daher ist es unmethodisch, die Namen überall aufzusuchen und zu behandeln, die Maße zu verwerfen: werden diese verworfen, wie Ptolemäus sie durch seine Längen- (und Breiten-) Angaben festgestellt hat, so verliert derselbe, wenigstens für diese Gegenden, vollständig allen Werth. Ferner ist die Reihenfolge der aufgeführten Vorkommen von Bedeutung; denn auch auf diese mußte es den Reisenden wie dem Großhändler, der sie ausfandte, sehr ankommen; deshalb darf man auch sie, wie sie Ptolemäus gibt, ohne zwingende Gründe, und solche liegen hier nicht vor, nicht verlegen. Beides aber beachtet v. Richthofen nicht genügend, weder bei den Flüssen noch den Bergen und gerade hierdurch entbehrt seine Auffassung vielfach der allein sichernden, beweisenden Grundlage.

Sehr richtig sind dagegen die Auseinandersetzungen des Verfassers über den Einfluß des Ptolemäus und seiner Anschauungen auf die späteren Geographen, auf das Mittelalter; sehr richtig und völlig neu die Ableitung des zweiten Namens, welchen Ptolemäus für das gleiche Volk der Serer hatte, ohne zu wissen, daß es dasselbe Volk sei, des Namens Sinä, unseres heutigen China. Die gewöhnliche Ableitung dieses Namens von der Tsin-Dynastie, für welche Ableitung Vivien de St. Martin sehr unpassend den Namen Lothringen (aus Lothari regnum!) herbeizieht, verwirft v. Richthofen und mit völlig siegreichen Gründen. Dagegen ist seine Herleitung des Namens von Si-nan, dem chinesischen Namen der Südgegenden des Reiches und Tongking sehr einleuchtend: es begreift sich, wie dieser Name zunächst durch den Seeverkehr sich ausbreitete; es begreift sich ferner, warum eine so strenge Scheidung zwischen den Serern und den Bewohnern von Sina in der Auffassung der Alten und noch des Ptolemäus stattfand, da man jene zu Land, diese zur See kennen lernte.

Der Verfasser schildert ferner die westlichen Beziehungen Chinas im ausklingenden Alterthum und in den ersten Perioden des Mittelalters, wobei er namentlich auf die Araber und ihre Verbindungen mit dem fernen Ostland eingeht. Von großem Interesse ist sodann die Darstellung der ersten Anfänge des (nestorianischen) Christenthums in China, seiner raschen Ausbreitung und seines Verfalles. Später sollte es freilich desto

glänzender wieder erstehen, in anderer Form, hauptsächlich durch die Thätigkeit der Jesuiten. Die Missionsgeschichte dieser neueren Zeit, namentlich des 17. Jahrhunderts, gehört zu den licht- und werthvollsten Partien des Riehthofen'schen Buches. Mit tiefblickender Sachkenntniß und völliger Gerechtigkeit schildert der Verfasser die Leistungen, die Verdienste des Ordens, welcher China der Neuzeit geradezu erst wieder erschlossen hat; er verhüllt die Mängel seiner Erfolge und seines Verfahrens nicht, welches letztere ja schließlich zum Ruin der anfangs so glücklichen, aber so gefährlich exponirten Mission führte. Auch für die Bestrebungen und Leistungen der protestantischen Mission finden wir ein offenes Auge und warme, vorurtheilfreie Anerkennung; wie es ja freilich von einem Manne wie der Verfasser gar nicht anders zu erwarten war. Die Entwicklung der modernen Literatur über China schließt sich übrigens an die Thätigkeit der Missionen nahe an; und natürlich geht mit dieser Darstellung der friedlichen Erschließung des himmlischen Reiches auch die Geschichte des politischen Verkehrs, die in großen Umrissen gegeben wird, Hand in Hand, bald sehen wir sie jener an Wichtigkeit untergeordnet, wie in den beiden letzten Jahrhunderten, bald sie, in unseren Zeiten, überflügelnd, bis dann eine kurze Uebersicht der hauptsächlichsten wissenschaftlichen Arbeiten, welche wir bis jetzt über China besaßen, den Schluß dieses einleitenden Bandes macht.

Mit Recht nennt v. Riehthofen sein Werk ein geographisches, denn die Geographie mit fast allen ihren Disciplinen entrollt das mächtige Bild, welches wir im Einzelnen ausgemalt vor uns sehen. Da ist in erster Linie thätig die geologisch-physikalische, dann die beschreibende Erdkunde; die Lehre von den Wechselbeziehungen der Erde und ihrer Bewohner, im vorliegenden Fall der Menschen, zeigt sich in ihrer Wichtigkeit; und nicht geringen Eifer zur Aufklärung geographischer Verhältnisse entwickelt die historische Geographie. So wird uns zunächst das centrale Asien geschildert mit seinen Gebirgsreihen, seinen Flüssen, seinen Steppen und Wüsten, mit seinen merkwürdigen, vom Winde fortgetragenen Verwitterungsproducten. Diese bilden, erhöhen, befruchten den Boden des Landes, welches wir genauer kennen lernen wollen. Allein noch liegt es in tiefer Dämmerung, nur allmählich erschließt es sich seinen eigenen Bewohnern und noch viel allmählicher uns fernen Europäern. Die Natur des Landes, seine Gebirgsumwallung, seine ferne Lage am Meere des Ostens, zugleich aber der Charakter der Bewohner, wie er sich an und in dieser Natur des Landes entwickelte, erschweren die nähere Aufhellung. Wie sich die ethnologisch-politische Einheit des Landes nur sehr langsam entwickelt hatte, so ließ der doppelte Weg, welcher zu Land und zu Wasser zu ihm hinführte, das einheitliche Land lange gedoppelt erscheinen, und nur sehr langsam ging die Ahnung dieser Einheit, wie sie das Alterthum hatte, für die Neuzeit in sichere Gewißheit

über. Aber auch heute ist das Licht, welches uns China erleuchtet, noch keineswegs ein gleichmäßig vertheiltes, ein in Wahrheit wissenschaftlich klares; so viel auch schon geleistet ist, der größte Theil der Arbeit ist noch zu thun.

Die folgenden Bände des Richthofen'schen großen Werkes werden diese Arbeit rüstig fortsetzen; sie werden uns in die Specialnatur des so merkwürdigen Landes einführen. Möge es Herrn v. Richthofen vergönnt sein, dieselben bald zu vollenden und uns durch den Abschluß eines so mühevollen aber zugleich auch grundlegenden Werkes die reichen Früchte seiner jahrelangen und höchst beschwerlichen Reisen vorzulegen. Der Lohn, der höchste, welcher kühnes Streben und aufopferungsvolle Thätigkeit nur erringen kann, wird ihm nicht ausbleiben: die dankbare Anerkennung seiner Nation.





Die Entstehung der Hanse.

Von

J. Frensdorff.

— Göttingen. —

Unter den fünfundzwanzig Staaten, die heute das Deutsche Reich bilden, nehmen in den amtlichen Verzeichnissen die letzten Plätze drei Städte ein. Wie aber ihre Namen in der weiten Welt des modernen Verkehrs einen bekanntern Klang haben als die Mehrzahl der ihnen voranstehenden Fürstenthümer, so reicht ihr Alter als politische Gemeinwesen in eine fernere Vergangenheit zurück als das der meisten ihrer Genossen. Freie Städte, freie Reichsstädte nennt sie der alltägliche Sprachgebrauch, im amtlichen Stil heißen sie Hansestädte, freie und Hansestädte. Beides historisch überkommene Bezeichnungen. Während aber die populäre Dank der Stellung, welche die Städte in der neuen Verfassung Deutschlands einnehmen, auch noch heute zutreffend ist, hat die officielle Benennungsweise eine lediglich historische Bedeutung. Daß die Städte selbst auch unter geänderten Verhältnissen das Andenken an eine ruhmvolle Vergangenheit in einem äußern Kennzeichen bewahrt haben, ist ehrenwerth, aber erklärlich genug; hervorhebenderwerth ist es, wenn auch an anderer Stelle, wo keine solch directen Beziehungen obwalten, nicht bloß die Erinnerung, sondern auch ein Zusammenhang festzuhalten versucht worden ist. Als es im Jahre 1867 galt, für das neue deutsche Staatswesen ein äußeres Abzeichen herzustellen, vereinigte man mit den Farben des führenden Staates die der alten Hanse. Bei aller Verschiedenheit der Aufgaben des neuen Bundesstaats und des alten Städtebündnisses muß etwas für die Gegenwart und ihre Bestrebungen Befreundendes und Förderndes in der Erinnerung an jene längst vergangenen Zeiten liegen, in denen die Hanse ein lebendiges Glied des öffentlichen Lebens war. Darauf weisen noch andere Anzeichen

hin. Mag auch die Erforschung der hanfischen Geschichte schon lange einen Gegenstand wissenschaftlicher Beschäftigung bilden — es genüge, an die Namen Sartorius und Lappenberg zu erinnern — unverkennbar ist doch seit dem letzten Jahrzehnt ein frischerer Zug, ein lebhafteres Tempo, eine größere Freudigkeit in die hanfischen Arbeiten gekommen. Diese Studien haben seitdem einen Halt gewonnen nicht nur an der Stiftung eines königlichen Mäcens der Geschichtswissenschaften, sondern auch an einer großen Zahl von Communen, die einst dem Hansebunde angehörten, und einem Vereine, der eine stattliche Zahl von Privaten aus dem Gelehrten- und Bürgerstande zu Mitgliedern hat, aber noch immer eine Vermehrung seiner Mittel wie seiner Mitglieder willkommen heißen wird. Dank dieser Förderung und dem treuen Fleiß hanfischer Forscher — ich trete Niemandem zu nahe, wenn ich vor Allen und statt Aller Dr. Karl Koppmann in Hamburg nenne — kann man heute schon auf sechs wadere Quartanten und eine Reihe zierlicher Octavbände hanfischer Arbeiten hinweisen.*) Was einst frisches Leben und Wirken auf dem Markt und am Bord der Schiffe, in dem Rathhausaal und in dem Remter der Klöster war, das findet der Leser hier aus verstaubten Pergamentrollen und Papierheften deutscher, niederländischer, englischer, skandinavischer und livländischer Archive und Bibliotheken wieder an's Licht gebracht, hoffentlich nicht ohne einen Hauch jener reinen Seeluft zu verspüren, der einst Thöl aus den Rechtsprüchen des obersten Gerichtshofes zu Lübeck so frisch und kräftig entgegenwehte. Soll aber jenes Wiedererwecken und Neubeleben der alten Denkmale mehr bedeuten als die vergilbten und zerstreuten Aufzeichnungen durch den saubern und sammelnden Druck ersetzen, und Publiciren mehr heißen als das Schaffen einer Literatur durch Gelehrte für Gelehrte, soll die Förderung und Unterstützung dieser Arbeiten durch weite Kreise der Nation den rechten Dank finden, so muß der Versuch unternommen werden, die Resultate dieser Studien über den engen Bereich der Zunftgelehrten

*) Die Reccesse und anderen Akten der Hansestage von 1256—1430. Bd. I—IV (Leipzig, Dunder & Humblot, 1870—77) bearbeitet von K. Koppmann. Zweite Abthlg. Hanse-reccesse von 1431—1476. Bd. I. (daf. 1876) bearbeitet von Goswin Freih. von der Ropp (in Leipzig). — Hanfisches Urkundenbuch Bd. I. (Halle, Buchh. des Waisenh. 1876) bearbeitet von Konstantin Höhlbaum (in Göttingen). — Hanfische Geschichtsquellen. 2 Bände. (Halle, daf. 1875). — Hanfische Geschichtsblätter. Jahrg. 1871—1875 (Leipzig, Dunder & Humblot 1872—1876). Herausgegeben ist von den vorstehenden Werken die erste Abtheilung der Hanse-reccesse durch die Historische Commission zu München, alles übrige durch den Hanfischen Geschichtsverein. Dazu kommen noch und sind im Folgenden benutzt die zum Theil ältern Arbeiten: D. Fock, Rügenisch-pommersche Geschichten, Leipzig 1861 ff. Goldschmidt, die deutsche Hanse (Preuß. Jahrb. 1862). K. W. Nisß, Nordalbing. Studien (Preuß. Jahrb. 1875). Gierke, das deutsche Genossenschaftsrecht. 2 Bde. 1868 ff.

hinaus den Freunden deutscher Geschichte zugänglich zu machen und der allgemeinen Prüfung zu übergeben. In diesem Sinne wollen die folgenden Blätter die Entstehung und erste Ausbreitung der Hanse, ihre commercielle und politische Bedeutung in kurzen übersichtlichen Zügen vorführen.

I.

Bereinsamt und stumm stehen Wort und Begriff der Hanse in unserer heutigen Sprache. Wie schon dem süddeutschen Chronisten des Mittelalters der Name sich unter der Feder in henische Stett, in Henserstett verzerrte, wie ihn die klanghaschende Etymologie der letzten Jahrhunderte sich verdeutschte als an See liegende Städte, so ist heutzutage dem Volksverständniß das Wort zu einem Fremdwort geworden, zu einem Eigennamen erstarrt. Und doch waren Wort und Begriff einst lebensvoll in deutscher Sprache, deutscher Sitte, deutschem Recht. Ein Wort frühesten Ursprungs, zurückreichend vom heutigen Zeitungsblatt bis zu den Tagen des Ulfilas, also mindestens anderthalb Jahrtausende alt. Wo es jetzt in der Luther'schen Bibelübersetzung (Ev. Marci 15, 16) heißt: die Kriegsknechte aber führten Jesum hinein in das Nichthaus und riefen zusammen die ganze Schaar, gibt der gothische Text die Schlüsselworte wieder durch: alla hansa. Und ähnlich bedeutet es noch an andern Stellen eine kriegerische, streitbare Schaar, ein Wort der griechischen Vorlage übersetzend, das so viel wie Fähnlein, Heeresabtheilung besagt. Im weitern Gebrauche schleift es sich ab zu dem allgemeinen Sinn von Verbindung und wird mit besonderer Vorliebe auf gewerbliche, kaufmännische Vereinigungen angewandt, auf diese selbst wie auf das Recht zu solchen. Und da in dem angeblich so idealistischen Mittelalter das Recht sofort nach seiner finanziellen, nutzbringenden Seite gefaßt wird, so daß das Wort für Recht, für Gewohnheit zugleich zur Bezeichnung für Gebühr, für Abgabe dient so heißt Hanse auch so viel als Zahlung für Theilnahme an dem Recht eines kaufmännischen Vereins, d. h. an dem Recht, Handel zu treiben. So wenn Kaiser Friedrich I. im Jahre 1188 die Völker des Ostens einladet, in seine neugewonnene Stadt Lübeck mit ihren Waaren zu kommen „ohne Zoll und ohne Hansa“.

Bedeutet Hanse so viel als Vereinigung, so tritt das Wort in einen Kreis uns geläufiger geliebener Bezeichnungen wie Gilde, Kunst, Innung, Sodalität, Fraternität, Namen, an denen die Sprache des Mittelalters nicht minder reich ist, als das mittelalterliche Leben fruchtbar war in der Hervorbringung der mannichfaltigsten Formen von Corporationen. Ist Hanse so viel als Vereinigung, so wird mit dem Begriff das große Princip der Gemeinsamkeit, der Einung berührt, welches das ganze sociale und wirtschaftliche Leben des Mittelalters beherrschte. So manche Beziehungen zwischen dem Einungswesen des Mittelalters und dem, was

wir heute so wohlklingend Associationswesen nennen, aufgefunden werden mögen, so fehlt es doch nicht an wesentlichen Verschiedenheiten. Vor Allem: was jetzt eine Sache des Nutzens, war damals Sache der Nothwendigkeit, wenn nicht des formellen, doch des materiellen Zwanges. Wer ein Handwerk ausüben wollte, mußte einer Zunft beitreten; wer Handel treiben wollte, mußte Mitglied einer kaufmännischen Gilde, einer Hanse werden. Der Einzelne war ohnmächtig; durch die Verbindung mit Genossen gewann er nicht bloß Kraft und Bedeutung, sondern überhaupt die Fähigkeit, sich zu bethätigen und den Schutz für seine Thätigkeit. Und weiter: erfasst jetzt die Association ihre Mitglieder nur nach einer Seite, nimmt sie ihre Leistungen nur für einen Zweck in Anspruch, wie sie selbst nur für diesen einen Zweck, den Vereinszweck, thätig wird, so umspannte die Einung des Mittelalters den ganzen Menschen. Man gehörte einer Zunft nicht bloß für den Gewerbebetrieb an, sondern für alle Seiten des Lebens und für das ganze Leben, ja darüber hinaus, war doch die Zunft factisch oft genug eine erbliche Verbindung. Und endlich: nur eine kleine Zahl von Aufgaben des öffentlichen Lebens wird durch den Staat des Mittelalters erfüllt, die übrigen fallen den Corporationen anheim. Die Vereinigungen der Staatsangehörigen verfolgen Ziele, welchen die unentwickelte Staatsgewalt obzuliegen nicht den Willen oder nicht die Kraft hat. So wird die Einung, der freie Bund freier und gleicher Männer, das Mittel zur Erfüllung der verschiedenartigsten Zwecke des menschlichen Gemeinlebens. Er dient wissenschaftlichen, künstlerischen, religiösen Aufgaben nicht weniger, als er politischen, landwirthschaftlichen und gewerblichen dient. Diese Gesichtspunkte finden auch Anwendung auf den Verein, von dem der allgemeine Name der Hanse erst vorzugsweise, dann ausschließlich gebraucht wurde, an dem er haften geblieben ist, als die Bezeichnung im Uebrigen sich aus der Sprache verlor; denn keine aller Hansen hat eine so große Ausbreitung gewonnen und solche Erfolge in der Handels- und in der politischen Welt errungen, als die Hanse der norddeutschen Städte.

II.

Die Vereinigung der norddeutschen Städte zur Hanse hat keinen Geburtstag. Und ebenso wenig als auf ein festes Datum läßt sich ihre Entstehung auf ein einzelnes bestimmtes Ereigniß zurückführen. Die Hanse war keine Gründung, keine beabsichtigte Schöpfung. Aus zwei Elementen ist sie allmählich erwachsen: Erscheinungen im Auslande und im Inlande haben zusammen gewirkt, um sie hervorzubringen, Verhältnisse commercieller und politischer Art. Jene sind die älteren. Die Hanse war, ehe sie ein Bund deutscher Städte ward, eine Vereinigung deutscher Kaufleute, nicht der Kaufleute daheim, sondern derer, die über Land und

Meer zogen, um die Waaren an ihrer Ursprungsquelle zu holen und den Consumenten zuzuführen. Dem Verkehr der damaligen Zeit fehlte Commissions- und Speditionsgeschäft, wie ihm Boten- und Postenwesen unbekannt war. Wer den gewinnbringenden Handel mit dem Auslande betreiben wollte, mußte selbst in die Fremde wandern. Der Kaufmann ist nach der Auffassung der Zeit der auf Reisen im Ausland befindliche.

„Wir selbe sin wá unde wá
von lande ze lande,
koufende aller hande
und gewinnen, daz wir uns betragen.“*)

So schildern die mittelalterlichen Gedichte die Kaufleute, „die werbenden Leute“. Nicht umsonst verbindet unsere Sprache Handel und Wandel, wie die französische in marchand, marchandise einen Zusammenhang mit marcher durchblicken läßt. Der wandernde Kaufmann mußte bei der Unsicherheit der Straßen zugleich ein wehrhafter, streitbarer Mann sein. Die Landfrieden stellen die Kaufleute unter die Personen, die zu allen Zeiten und an allen Orten Friede haben sollen, gestatten ihnen aber zugleich, ein Schwert zu führen, an den Sattel gebunden oder über den Wagen gelegt, um sich gegen die Räuber zu vertheidigen. Alle Gefahren der Reise treten verdoppelt hervor bei den Fahrten über See und Sand, über die salzige See, wie es mitten in unseren profaischen Rechtsaufzeichnungen heißt. Es war nicht bloß rastloser Erwerbsdrang, es war auch noch etwas von jenem nicht erloschenen kühnen Abenteurerfönn der nordischen Völker in den Kaufleuten, die in gebrechlichen Fahrzeugen ohne Compaß, allein geleitet von ihrer unentwickelten und oft versagenden Sternenkunde, von der Küste weg sich auf das hohe Meer wagten. Die Nachkommen der alten Sachsen und Friesen hatten hinter den Mauern ihrer Städte so wenig die Streitbarkeit wie die Seetüchtigkeit ihrer Ahnen verlernt. Das Siegel, das die Stadt Lübeck an ihren Urkunden von den ältesten Zeiten her geführt hat, zeigt auf wogenden Wellen ein Schiff mit hohen Schnäbeln, die noch ganz nach alter Weise als Thierköpfe geschnitzt sind. Im Schiffe sitzen ein Alter, die spitze Kappe über den Kopf gezogen, mit der einen Hand das Steuer führend, die andere wie zur Warnung erhoben; ihm gegenüber ein Jüngling, die eine Hand am Lauwerk, die andere nach oben weisend. Die Erfahrung und die Kraft und das Gottvertrauen mußten zusammen wirken daheim in dem Regiment der Stadt wie auf der Kauffahrt draußen und bei dem Handelsbetrieb in der Fremde.

Vorzugsweise sind es Bürger der Küstenstädte, die sich an dem Großhandel betheiligen. Aber auch aus dem Rheinland, aus den alten

*) Gottfried v. Straßburg, Tristan und Isolde B. 8810 ff. Betragen = ernähren.

westfälischen Gemeinwesen wie Soest, Dortmund, Münster kommen Kaufleute in die Hafenstädte, heuern ein Schiff und ziehen selbst mit ihren Waaren über das Meer: ein Umstand, der es erklärt, wenn selbst in den Rechten von Binnenstädten so häufig Privilegien gegen das Strandrecht angetroffen werden. Die Gefahren der Reise wie die Verkehrs- und Rechtszustände des Auslandes machten es nothwendig, die Fahrten und Wanderungen in größeren Gesellschaften zu unternehmen. Zogen Kaufleute wiederholt gemeinsam nach einem Ziele aus, so bildete sich ihre für eine Reise geschlossene Verbindung alsbald in eine dauernde um, zumal die Art des Verkehrs jener Zeit langen und wiederholten Aufenthalt, ja geradezu Niederlassung in der Fremde mit sich brachte. Das führte zum Erwerb gemeinsamen Besitzes: nicht bloß Herbergen für persönliches Unterkommen, auch Speicher und Lagerstätten für die Waaren, Landungs- und Hafenplätze für die Schiffe wurden gewonnen. Solch gemeinsame Niederlassung wurde der Mittelpunkt der Einung, der Hanse, zu der die Kaufleute zusammentraten. War es schon in der Heimat üblich, sich in Gilden, in Innungen zu verbinden, um wie viel mehr war das in der Fremde geboten. Der Ausländer hatte keinen Theil an dem Rechte des Aufenthaltsortes. Das Recht war ein persönliches; es kam nur den angestammten Unterthanen eines Landes zu Gute, nicht allen, die den Boden betraten. Der Gast, wie man den Fremden ohne alle schmeichelhaften Nebengedanken nannte, war, wenn nicht rechtlos, so doch erheblich im Recht gegen den Inländer zurückgesetzt. Die Aussicht, nach seinem eigenen mitgebrachten Rechte beurtheilt zu werden, gewährte ihm nur dann einige Sicherheit, wenn ihm seine Landsleute zur Seite traten, im Rechtsstreit beistanden, sein Recht bezeugten oder mit ihm schwuren, daß sein Eid rein und unmein, rein und ohne Falsch sei. Durch den gemeinsamen Gegensatz zur Fremde und die Gleichheit oder Verwandtschaft ihres Rechts unter einander waren die Landsleute auf inniges Zusammenhalten angewiesen. Unverkennbar knüpften sich aber auch Nachtheile an die Abhängigkeit des Einzelnen von seinen Heimatsgenossen. Für die Schuld des Einen ließ man den Andern haften, griff auf sein Vermögen wie auf seine Person, um sich für den Schaden oder Rechtsbruch, den sein Landsmann wirklich oder angeblich verschuldet, Ersatz oder Buße zu holen. Immer wieder sucht man gegen solche Unbill Sicherung zu erlangen, aber die stete Wiederholung zeigt nur, wie schwer sich der Rechtsfuß Bahn bricht, daß Niemand fremdes Gut verwirken möge.

An der gemeinsamen Niederlassung, der Factorci, hatte jeder Kaufmann den schützenden Mittelpunkt seiner Thätigkeit. Es war nicht die Factorci, die etwa nach Art einer modernen Erwerbsgesellschaft den Handel betrieb. Man lebte nicht gemeinsam auf Gedeih und Verderb, sondern jeder Einzelne ging für sich seinen Geschäften nach und zahlte seinen Beitrag zur Unterhaltung der gemeinsamen Einrichtungen. Nach

dem Vorbild der heimischen Einungen hatten die Hansen im Ausland ihre corporative Verfassung. An ihrer Spitze standen Ältermänner, die ihre Gerichte und ihre Versammlungen leiteten und die Gesellschaft nach außen vertraten. In den Gerichten wurden die Streitigkeiten der Genossen unter einander erledigt, in den Versammlungen, den Morgensprachen, Ordnungen und Statute zur Regelung der Verhältnisse des Vereins und seiner Glieder vereinbart. Alles das, Besizthum, Geschäftsbetrieb und Verfassung, hätte auf schwachem Grunde geruht, wenn sich nicht die Niederlassung des Schutzes, der Privilegien des fremden Herrn, in dessen Land, oder der Stadtgemeinde, in deren Mauern man weilte, zu erfreuen gehabt hätte. Mit schwerem Gelde, durch Umsicht und kluge Benützung von Personen, Zeiten und Umständen hatte die Colonie solche Privilegien, vorzugsweise Zoll- und Handelsbegünstigungen, erworben. Oft genug mußte sie die Unsicherheit solcher Concessionen erfahren, aber nach erneuter, vielleicht erhöhter Zahlung fand sie doch immer wieder Bereitwilligkeit zu Gewährungen, konnte man doch weder des Capitals noch der Geschäftsgewandtheit der Fremden entbehren.

Diese vom deutschen Kaufmann im Ausland errungene Stellung ist einer der bezeichnendsten Züge der älteren hanseischen Geschichte. So reiche Kaufleute und Kaufmannsgesellschaften in späterer Zeit im südlichen Deutschland emporkamen, zu einer ähnlichen Bedeutung im Auslande haben sie es nie gebracht, aus dem allerdings sehr erklärlichen Grunde, daß sie es mit den entwickelten romanischen Nationen, die norddeutschen Städtebürger mit den hinter ihnen an Gewerbleiß wie an Handelsgeist zurückstehenden Engländern, Scandinaven und Russen zu thun hatten. — Auf sich selbst gestellt haben die norddeutschen Kaufleute ihre Erfolge errungen. Nicht die Staatsregierung schloß die Handelsverträge, schützte ihre Angehörigen im Auslande durch ihre Schiffe, ihre Gesandtschaften und Consulate. Inmitten einer kriegerischen und rechtlosen Zeit fand der deutsche Bürger in seinen Einungen das Mittel zur Erreichung alles dessen, was heute die Staatsgewalt in einem friedlichen und rechtlich geordneten Völkerverkehr nur mit Aufbietung aller ihrer gesteigerten Machtmittel vermag. Aber der große Unterschied waltet zwischen heute und damals: was der Staat jetzt erreicht, ist allen seinen Angehörigen zugänglich; was die Hansen der deutschen Kaufleute an Privilegien erwarben, darauf hatten nur die Genossen einen Anspruch.

III.

Am frühesten ist die Vereinigung deutscher Kaufleute in England aufgetreten. Schon um das Jahr 1000 begegnen wir „den Leuten des Kaisers“ in einer bevorzugten Stellung und zu einer dauernden Verbindung vereinigt; denn nach dem Zeugniß der Londoner sind sie der-

selben guten Rechte für würdig erachtet wie sie selbst, und die Existenz ihrer Einung erhellt aus einer alljährlich zu Weihnachten und zu Ostern darzubringenden Gesamtabgabe, bestehend in zwei grauen und einem braunen Stücke Tuch, zehn Pfund Pfeffer, fünf Paar Mannshandschuhen und zwei Fäßchen Essig. Die Mitglieder dieser deutschen Kaufmanns-einung in London sind vorzugsweise Kölner. Wie die Stadt Köln am zeitigsten unter den Gemeinwesen Deutschlands hohe Bedeutung erlangt, so sind auch ihre Bürger am frühesten am Plage, um dem deutschen Namen im Auslande Geltung zu verschaffen. Sie erwarben die ersten Freiheiten in England; um die Mitte des 12. Jahrhunderts haben sie eine eigene Gildehalle in London; sie werden der Vorort für die Deutschen: wer von den Deutschen dort Handel treiben will, muß in ihre Gilde aufgenommen sein. Als bald schaaren sich um den Vorort als Zugewandte Kaufleute aus westfälischen Städten, wie Dortmund, Soest und Münster; aus den Niederlanden wie Utrecht, Stavern, Groningen, von der Nordsee her Bremen und Hamburg. Als aber zu Beginn des 13. Jahrhunderts Bürger des inzwischen in raschem Wachsthum emporgekommenen Lübeck Aufnahme begehren, sucht man sie mit allerlei Chitanen fernzuhalten und will sie keinesfalls als ebenbürtige Genossen gelten lassen. Die Intervention Kaiser Friedrich II. vermag den Englandsfahrern seiner reichsfreien Stadt nicht zu helfen. Aber unter den deutschen Kaufleuten aus dem Osten und aus Niedersachsen bildet sich eine immer stärker werdende Opposition gegen die Prätensionen Kölns, die, den geänderten Handelsbeziehungen nicht mehr entsprechend, dennoch mit all der Zähigkeit festgehalten werden, wie sie bei Vorrechten, die sich überlebt haben, immer wiederkehrt. Nach der Mitte des Jahrhunderts ist dies Hinderniß überwunden. In einem Freibriefe König Heinrich III. von 1260 wird allen Kaufleuten von Alemannien, die das Haus zu London haben, Schutz und Sicherheit in allen ihren Freiheiten gewährt. Das Haus zu London, die alte Gildehalle der Kölner, heißt jetzt die Gildehalle der Deutschen, wie um dieselbe Zeit von einem Altermanne der deutschen Kaufleute, die das englische Reich besuchen, die Rede ist. Wenige Jahre später wird Hamburg und Lübeck gestattet, eigene Hansen zu bilden. Die Hanse von Köln, die die alleinige war und bleiben wollte, sinkt zu einer Sonderhanse herab und muß andere gleichberechtigt neben sich dulden. Ueber alle Sonderhansen erhebt sich die hansa Almaniae, deren zuerst in einer Londoner Urkunde von 1282 gedacht wird. Das Volk gewöhnte sich, ihre Angehörigen als die Osterlinge, die Easterlings, zu bezeichnen, ein Name, den sie dann auch wol selbst für sich gebrauchten. Noch bis vor wenig Jahren stand am linken Themseufer ein Complex von Bauten, zu denen ein Thorweg mit dem Doppeladler führte, bekannt unter dem Namen des hanfischen Stahlhofes (von Stadel = Hof, Herberge abzuleiten). Erst im Jahre 1852 haben die letzten drei vom alten Hansabunde den

Stahlhof an die englische Regierung für die Summe von 72,000 £ Sterling verkauft.

Den Verhältnissen in der Westsee, wie man damals die Nordsee nannte, entsprachen die in der Ostsee. Hier war die Insel Gothland früh der Sitz deutscher Kaufleute geworden, die in der Hauptstadt Wisby eine ähnliche nur noch bedeutendere Rolle spielten, als die Kölner in London. Dank ihrer Betriebsamkeit war Wisby der blühendste Handelsplatz der Ostsee geworden. Von hier waren die deutschen Colonien in Livland gegründet, von hier war man nach Nowgorod am Wolchow, südlich vom heutigen St. Petersburg, vorgebrungen und hatte in dem Hof von St. Peter eine ähnliche Niederlassung gefunden, wie sie der Stahlhof in London war. Die Leitung dieses großen Marktes für die Erzeugnisse des nördlichen und mittlern Rußland wie des ganzen Ostseehandels lag in den Händen von Wisby.

Den entgegengesetzten Endpunkt des deutschen Verkehrs bildete im Westen das flandrische Brügge. Während aber der deutsche Kaufmann in London und Nowgorod allein den Markt beherrschte, mußte er hier die Concurrrenz aller europäischen Nationen ertragen. Um so enger schlossen sich die Kaufleute aus Deutschland zusammen. Nicht zufällig bildeten sich hier reiche und wohlgegliederte Organisationen aus, die sich dann auf die gesammte Hanse übertrugen.

So mit einem großen Netze den Norden Europas umspannend, war der deutsche Kaufmann bestrebt, den Zwischenhandel zwischen Ost und West in seiner Hand zusammenzufassen. Die Producte Englands und Rußlands brachte er auf den flandrischen Weltmarkt, von England Wolle und Leder, von Rußland Pelze, Wachs, Honig, Holz und Flach. Dafür erwarb er die überall begehrten flandrischen und brabantischen Tuche wie die Erzeugnisse des Südens, welche spanische und italienische Kaufleute nach Brügge führten. Noch heute sieht man in Brügge neben den stolzen Häusern der Genuesen und Spanier den Osterlings Plaats (place des Orientaux), einen Markt von bescheidenen Dimensionen, aber wohl gelegen neben Brücke und Canal. Wie der Canal, zu dessen Seiten sich öde Straßen dehnen, verschlammmt ist, so wächst auf dem Markt der Osterlinge heute das Gras. Schon seit Ende des 15. Jahrhunderts ist die Blüthe der Stadt gebrochen. Die Deutschen verlegten schon damals ihren Stapel nach Antwerpen, wo sie sich im J. 1564 ein großes prächtiges Gebäude, ein königliches Werk, wie es den Zeitgenossen erschien, zwischen zwei Canälen nahe der Schelde errichteten. Noch heute prangt an dem östlichen Hause die Inschrift: *sacri Romani imperii domus hansæ Teutonicae*. Gleich dem Stahlhofe ist es 1863 von den drei Hansestädten gelegentlich der Verhandlungen über den Scheldezoll der belgischen Regierung für eine Million Francs verkauft worden.

Lag in der Vermittelung des Austausches zwischen Ost und West

die wesentliche Aufgabe des deutschen Kaufmanns, so ist leicht ersichtlich, welche Stellung in dieser Combination den skandinavischen Ländern zufallen mußte. Die Natur ihrer Lage hatte ihnen die Macht in die Hand gegeben, den Verkehr zwischen den beiden Hälften des Nordens zu sperren. Ost genug warfen sie ihre begehrliehen Blicke nach der deutschen Küste herüber, die ihnen die Herrschaft über die Ostsee verschaffen sollte. Aber die Zerissenheit ihres Staatswesens, ihr unentwickelter Verkehr, der der Fremden nicht entzathen konnte, und die Rührigkeit der Deutschen haben sie nicht dahin kommen lassen, die Gunst ihrer Lage zu einem dauernden Hinderniß der Verbindung zwischen Ost und West auszubenten. Wol aber reichte ihre Stellung dazu aus, fortwährend den bedrohlichsten Punkt in dem ganzen Geflecht hanfischen Verkehrs zu bilden. In dem richtigen Verhalten gegenüber den skandinavischen Reichen lag deshalb der Schwerpunkt der hanfischen Handelspolitik. Es galt stets auf der Hut zu sein, die Bewegungen des Nachbarn aufmerksam zu beobachten, ihnen zuvorzukommen oder sie unschädlich zu machen. Diese Wacht an der Ostsee getreulich gehalten zu haben, ist das unsterbliche Verdienst Lübeds in der deutschen Geschichte. Diese Stellung hat ihm seinen Platz in der Hanse verschafft und der Hanse ihren politischen Charakter zu ihrem commerciellen gegeben.

Nur nach schweren Kämpfen hat Lübed sein Ziel erreicht. Wie viel Arbeit hatte es gekostet, Gleichberechtigung mit Köln zu erlangen! Nicht minder schroff stand ihm im Osten Wisby entgegen. Fußten diese beiden alten Bororte deutscher Handelsinteressen auf der Verbindung deutscher Kaufleute im Auslande, so stützte sich Lübed auf die Einungen mit seinen Nachbarn in Ost und West, auf seinen Bund mit Hamburg, auf seinen Bund mit den wendischen Städten. Damit tritt das zweite Element hervor, das zur Entstehung der Hanse mitgewirkt hat, die Verbindung der Städte in der Heimat. Das jüngere Element, aber das stärkere, das über die Hansens der Kaufleute im Ausland den Sieg davon trägt.

Die Verbindung Lübeds mit Hamburg war besonders geeignet, einen Kern zu bilden. Zwei Städte wie für einander zur gegenseitigen Ergänzung geschaffen. Raum eine Tagereise von einander getrennt, repräsentiren sie die beiden verschiedenen Handelsbeziehungen zur Nord- und zur Ostsee und setzen beide Richtungen durch Land- und Wasserwege mit einander in Verbindung. Ganz naturgemäß hat der Anfang ihres Bündnisses den Schutz der Landstraßen zwischen beiden Städten zum Gegenstande. Daran reihen sich Verabredungen zur gegenseitigen Gewährung von Recht. Gemeinsam trat man dann auch in politischer Action in London, in Flandern auf.

Noch wichtiger war die Verbindung nach Osten hin, mit Wismar, Rostock, Stralsund und Greifswald, die alle auf ehemals wendischem

Boden emporgekommen waren. Geeint durch das lübishe Recht, verfechten sie dann auch in Gemeinschaft politische Interessen. Sie bekämpften die Seeräuber, nehmen Theil an der Errichtung des Rostocker Landfriedens, führen gegen Ende des Jahrhunderts einen glücklichen Krieg gegen Norwegen, wie Lübeck allein schon in den dreißiger Jahren Dänemark siegreich bekämpft hatte.

Auf solche Verbindungen und Thaten gestützt wirbt Lübeck um die Leitung der Hanse. Es gelingt ihm Köln in London und in Brügge zu überflügeln, und in einer großen Abstimmung, an der sich 24 Städte von Köln und Dortmund bis hinauf nach Danzig, Elbing und Reval betheiligen, wird entschieden, daß die Appellation gegen Urtheile, die in Nowgorod gefällt sind, nicht mehr wie bisher nach Wisby, sondern nach Lübeck gehen soll. So war gegen Ende des 13. Jahrhunderts das wichtige Ergebniß gewonnen: die junge Ostseestadt hatte die alten Handelsstöße von der Leitung des deutschen Kaufmanns im Auslande zurückgedrängt und den Schwerpunkt der Vereinigung von den Colonien in das Inland verlegt. Politisch und commercieel war damit ein Großes erreicht. Es ist einer der für uns befremdlichsten Züge der mittelalterlichen Verkehrswelt, daß man das Element, das am meisten aller Schranken zu spotten scheint, das nach unserer Anschauung Allen offen steht und dem Muthigsten und Kundigsten gehört, daß man das Meer zumtämlich abzusperren versuchte. Und doch bestand unzweifelhaft die Ansicht — und hat in ihren letzten Ausläufern weit über das Mittelalter hinaus gedauert — daß die einzelnen Meeresstheile nur von den Anliegern befahren werden dürften, anderen verschlossen seien. So sollen Friesen und Flämänder allein die West-, nicht aber die Ostsee besuchen, und andererseits Gothländer sich auf die Ostsee beschränken und von der Westsee fernbleiben. Das war auch der Grund, weshalb Köln einst Lübeck von dem Handel in England auszuschließen suchte. Als Lübeck stark genug geworden, macht es selbst dies Princip gegen Andere geltend; und die Genossen wissen es ihm Dank, daß es das alte zuweilen in Vergessenheit gerathene Recht wieder hergestellt hat; denn für die deutschen Kaufleute und an ihrer Spitze Lübeck wird das Recht in Anspruch genommen, sowol die Ostsee als die Westsee zu befahren, denn sie wohnen an beiden Meeren und bilden einen Bund, der Anwohner der West- und der Ostsee zu seinen Mitgliedern zählt.

IV.

Mit dem 14. Jahrhundert wird die Hanse aus einer Vereinigung der Kaufleute im Auslande eine Vereinigung der Städte daheim, ein Städtebund, der nach außen und nach innen thätig wird. Die Beziehungen der Kaufleute in der Fremde wirken zurück auf die Städte, aus denen sie hervorgegangen. Wie Lübeck und Hamburg, wie Lübeck

und die wendischen Städte, so hatten sich auch die sächsischen, die westfälischen Städte zu Schutz und Trutz schon lange in Einzelbündnissen zusammengefunden. Im Jahre 1330 ist zum ersten Male von hanfischen Städten die Rede, während bis dahin bloß von hanfischen Kaufleuten gesprochen wurde. Als 1356 zu Brügge ein Statut über die Rechte des deutschen Kaufmanns vereinbart wird, sind es nicht mehr die deutschen Kaufleute, die mit den Fremden bei der Feststellung zusammenwirken, sondern die Städte selbst durch ihre abgeordneten Rathmannen. Der Städtebund hat sich die kaufmännischen Vereinigungen untergeordnet; die Factoreien, die Niederlassungen der Kaufleute werden zu Contoren der Hansestädte. Von dem Städtebund abhängig, werden sie von ihm regiert, empfangen von ihm ihre Ordnungen und Gesetze.

Auch diese Umwandlung hat sich unmerklich, unbeabsichtigt vollzogen. Im Wege der Uebung hat sich wie die Entstehung, so auch die Weiterentwicklung der Hanse gestaltet. Das Gleiche gilt von ihrer ganzen Verfassung und Einrichtung. Durch keinerlei Urkunde ist die Organisation geregelt. Und mit dieser gewohnheitsrechtlichen Entwicklung, die die wiederholten Thatfachen alsbald zum herkömmlichen Recht stempelt, aus Präcedenzfällen ihr ganzes Recht aufbaut und je nach Bedürfniß ausbaut und weiterbildet, hängt es zusammen, daß die Einrichtungen nicht von der Sicherheit, Festigkeit und namentlich für uns nicht von der Erkennbarkeit sind, welche unser Auge von modernen politischen Institutionen her gewohnt ist.

Als die Grundeinrichtungen des Bundes treten zwei Erscheinungen hervor: die Vorstandschast und die Mitgliederversammlung. Die Kämpfe des 13. Jahrhunderts haben Lübeck an die Spitze gebracht. Die Gunst seiner Lage, die Klugheit seiner Führer, die Weisheit seiner Gesetze, alles das hat zusammengewirkt, ihm diese Stellung zu verschaffen. Ich kann mich nicht enthalten, die bewundernden Worte eines so feinsinnigen Beobachters wie R. W. Nizsch zu wiederholen: „Bis zu dem Unglückstage von Helsingborg hatte diese Regierung in ihrer bald kühnen und rücksichtslosen, bald vorsichtigen und lauernden Politik kaum je eine wirkliche Niederlage erlitten. Wie oft sie auch ihre Richtung und Strategie geändert, alle ihre diplomatischen Feldzüge, gegen die die militärischen so ganz zurücktraten, hatten die unmittelbaren Interessen ihrer Stadt und ihres Verkehrs immer weiter gefördert. Es gab im Norden der Alpen kaum eine Stelle, wo für den großen Verkehr zu Land und See durch alterprobte Verfassungsinstitute und eine ebenso alte geschäftliche Ueberlieferung ein so fester und productiver Mittelpunkt sich gebildet hatte wie hier.“ So gut wie unbestritten führte seitdem Lübeck den Städtebund. Und nur wie eine Erinnerung an längstvergangene Zeiten klingt es, wenn im Jahre 1391 auf einer Versammlung zu Hamburg der Sendbote von Köln, Mathias von dem Spiegel, um eine Entscheidung bittet,

ob Köln oder Lübeck der Vorgang und die Vortführung zukomme, wenn die Städte als Corporationen versammelt sind (wan de monen stede vorgaddert syn). Von dem Haupt geht die Einladung zu den von Zeit zu Zeit gehaltenen allgemeinen Versammlungen der Glieder aus. Diese hanfischen Tagfahrten, die bald nach der Mitte des 14. Jahrhunderts zu einer regelmäßigen Einrichtung des Bundes geworden sind, werden meistens zu Lübeck, wiederkehrend um die Mittsommerzeit gehalten. Erscheinen anfangs nur die Nachbarn, Hamburg, die wendischen Städte, die pommerischen, so wächst doch die Theilnahme und alle bedeutenderen Städte des nördlichen Deutschland senden, wenn allgemeinere Interessen auf dem Spiele stehen, ihre Vertreter. Kleinere Städte, die nicht selbst die Kosten aufbringen mögen, lassen sich durch eine größere Nachbarstadt mitrepräsentiren, der sie dann eine Beisteuer leisten, wie das z. B. Göttingen und Northeim wiederholt Braunschweig gegenüber gethan haben. Die Beschlüsse, welche auf den Hanfsetagen gefaßt werden, umfassen geographisch das Gebiet von Flandern bis hinauf zum finnischen Meerbusen, sachlich den Handel und die Politik des ganzen Nordens, den Schutz des deutschen Verkehrs an allen seinen Stätten, Aufrechterhaltung und Erweiterung seiner Privilegien, friedliche und kriegerische Maßregeln zur Sicherung des Rechts und der Interessen der vereinigten Städte und ihrer Kaufleute. Aber auch nach innen wendet sich die Aufmerksamkeit des Bundes. Vor Allem kommt es darauf an, die Durchführung der vereinbarten Maßregeln zu sichern, darüber zu wachen, daß kein Mitglied sich den gemeinsam gefaßten Beschlüssen entziehe und Sonderbündelei treibe und z. B. den Besuch eines Landes gestatte, wohin die Zufuhr wegen Verletzung und Schädigung des gemeinen Kaufmanns untersagt ist. Als letztes und wirksamstes Strafmittel wird über ungehorsame Glieder die Verhansung verhängt: sie werden aus der Hanse gestoßen und ihre Bürger trifft der doppelte Nachtheil, daß sie des Verkehrs mit den Hanfegenossen entbehren müssen und im Auslande von den Rechten und Privilegien des gemeinen Kaufmanns ausgeschlossen sind. Gleiche Strafe wird über die Stadt ausgesprochen, die sich durch inneren Zwist, Aufruhr, Unbotmäßigkeit gegen den einheimischen Rath unfähig macht, ihre Bundespflichten zu erfüllen oder durch solche innere Unordnungen ein böses Beispiel unter den Genossen gibt. Als seit der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts die demokratischen Bewegungen in den norddeutschen Gemeinwesen immer häufiger werden, da hat die Hanse, die stets im Interesse des Bundes die aristokratischen Verfassungen begünstigte, wiederholt zu dem Mittel der Verhansung solcher Städte gegriffen, bei denen Bürger oder Einwohner den Rath oder einen Theil desselben „des Rathsstuhls entwältigt“ hatten. So war auf dem Tage zu Lübeck 1375 um Johannis Braunschweig aus der Hanse und aus des Kaufmanns Freiheit und Gerechtigkeit gethan und erst 1380, nachdem es sich gedemüthigt

hatte und die innere Ordnung hergestellt war, wieder aufgenommen. Zweimal weiß die mittelalterliche Geschichte von einer Verhänfung Bremens zu berichten: 1285, weil es wider Verbot den Verkehr mit Norwegen nicht abgebrochen hatte, eine Maßregel, die bei den unentwickelten Zuständen des Bundes die Stadt nicht allzu hart getroffen haben muß; denn erst 1358 sehen wir sie in die Gemeinschaft zurückkehren. Die zweite Verhänfung, welche Bremen 1427 auf Grund innerer Vorgänge erfuhr, hat es weniger lang, nur bis 1436 ertragen. — Was an mannichfaltigen Beschlüssen auf einer hanfischen Tagfahrt zu Stande kam, faßten die einzelnen Rathssensboten, die ihren Schreiber mit sich brachten, in eine Urkunde zusammen. Auf dem deutschen Reichstage und auf den Landtagen der Territorien hieß man das einen Abschied; die Hanse, in deren Sprache sich ihrer internationalen Stellung gemäß schon früh die Fremdworte zahlreich einbürgern, bediente sich dafür des Ausdruckes *Receß* (von *recedere* auseinandergehen, sich verabschieden). Diese parlamentarischen Protokolle der Hanse bilden die wichtigste Quelle zur Erkenntniß ihrer Geschichte, und mit ihrer Veröffentlichung haben sich deshalb die neueren hanfischen Arbeiten vorzugsweise beschäftigt.

Die Hanse müßte keine mittelalterliche Erscheinung sein, wenn sie nicht auch eine innere Gruppierung und Gliederung zeigte, wenn den Verfassungsorganen, wie sie sich in der Vororttschaft Lübeck's und den Hansetagen darstellen, die Städte unterschiedslos gegenüber gestanden hätten. Aber auch die innere Eintheilung, welche sich findet, ist gleich den anderen Einrichtungen nicht gemacht, sondern geworden. Zu Brügge in Flandern sind die deutschen Kaufleute zu drei Gruppen vereinigt: die von Lübeck, den wendischen und den sächsischen Städten bilden das eine, die von Westfalen und Preußen das andere, die deutschen Kaufleute von Gothland, Livland und Schweden das dritte Drittheil. Es ist eine ansprechende Vermuthung des Herausgebers der älteren *Hansereceße*, daß diese Gliederung sich aus den um die drei Vororte Lübeck, Köln und Wisby sammelnden Stadtgenossen entwickelt habe. Jedes Drittheil bildet einen Verein unter eigenen Ältermännern; alle zusammen die Körperschaft der Kaufleute aus dem römischen Reiche von *Almanien* oder, wie man sich kurz und charakteristisch ausdrückte, den gemeinen Kaufmann. Wie die Hanse, der Name und die Sache, sich aus dem Auslande in's Inland verpflanzt hat, so ist auch diese Gliederung einer Niederlassung zu einer inneren Organisation des Städtebundes geworden.

Die Hanse war eine ächt mittelalterliche Erscheinung auch noch in einem anderen Sinne. So locker ihre Ordnungen waren, bei der Anwendung im Leben sind sie demungeachtet fortwährend auf Hemmnisse und Widerstand gestoßen. An all den einzelnen Stadien, die eine Maßregel zu durchlaufen hat, läßt sich das zeigen. Auf die Ladung, zum Hansetage zu kommen, entbleiben viele Städte „harthörig und ungehorsam“

oder entschuldigen sich mit nichtigen Vorwänden. Die bei einer Versammlung Erscheinenden stellen sich nur zögernd ein, und diese gute alte Sitte des Zuspätkommens, von der schon Tacitus zu erzählen wußte, dehnt die Verhandlungen auf Wochen und Monate aus. Die schlimmste Klage trifft die mangelhafte Instruction der anwesenden Rathsfesendboten; zu nichts haben sie ausreichende Vollmacht, jeden Gegenstand von irgend welcher Wichtigkeit suchen sie ad referendum zu nehmen oder, wie man damals sagte, an ihren Rath zurückzuziehen. Solche Schäden lassen schon bei den Zeitgenossen die Besorgniß laut werden, wenn jeder so sein eigenes Beste suche, statt das Gemeinwohl im Auge zu haben, so werde der Bund unserer Hanse, der mit großer Weisheit, Arbeit, Kosten und dem Blute manch ehrlichen Mannes zusammengebracht und verknüpft ist, gelöst und zerstreut werden, was der gesammten Welt zu keinem kleinen Ungesallen und Verderben gereichen würde. Mehr als solch bewegliche Schreiben, zu denen sich der Vorort genöthigt sah, hat die Noth der Zeit und der wohlverstandene Egoismus über kurzfristige und kleinliche Berechnungen hinausgehoben und in der Erfüllung der Pflichten gegen das Ganze die beste Fürsorge für das eigene Wohl erkennen gelehrt.

V.

Nichts hat so sehr das Ansehen der Hanse gesteigert und ihre rasche Ausbreitung begünstigt, als ihre kriegerische Thätigkeit, ihr Auftreten als eine militärische Gesamtmacht in der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts. Der alte Feind des deutschen Elements an der Ostsee, Dänemark, hatte damals einen König an seiner Spitze, der nicht nur in seinem Namen an jenen Waldemar erinnerte, der anderthalb Jahrhunderte früher als König der Dänen und Slaven und Herr von Nordalbingien ausgerufen worden war. Er hatte es zunächst auf Wisby abgesehen, das wenn auch nicht mehr auf der Höhe seines alten Glanzes stand, doch noch immer eine reiche und begehrenswerthe Beute war, so daß der Dänenkönig seinem Heer mit den Worten Muth machte: „he wolde se bringhen, dar goldes unde sulvers ghenoch wero, dar de swine eten ute den sulveren trogen.“ Der Streich gegen Wisby gelang. Der König nahm den Bürgern der Stadt „grote beschattinghe (Beschatzung) an gholde unde an sulver unde toch sinen wech“. Die Hansestädte, eben zu Greifswald versammelt, als die Nachricht von dem Ueberfall sich verbreitete, antworteten sofort mit einem Verbote jeglichen Verkehrs nach Dänemark und verbündeten sich mit Norwegen und Schweden. Aber die von den Bundesgenossen versprochene Hülfe erschien nicht rechtzeitig, die bei Helsingborg versammelte Flotte der Hanse erlitt eine Niederlage, und der erste Akt des Krieges verlief unglücklich für die Städte. Rasch entschlossen brachen sie den Kampf ab und vereinbarten mit den Dänen

einen Waffenstillstand bis zum Beginn des Jahres 1364. Der mißlungene Kriegszug hatte ein trauriges Nachspiel in Lübeck. Der Bürgermeister Johann Wittenborg, der Anführer der hanseischen Flotte, wurde nach seiner Rückkehr verhaftet, aus dem Rath gestoßen und unter Anklage gestellt. Die Hanse verzichtete auf ein Vorgehen von Bundes wegen und überließ ihn dem Urtheil des Lübecker Rathes, das auf Tod lautete und Ende 1363 auf offenem Markte vollstreckt wurde. Wie sein Name nicht in die Rathesliste aufgenommen wurde, so gehen die zeitgenössischen Berichte über Wittenborgs Schuld wie seinen Proceß, ohne Aufklärung zu gewähren, hinweg; um so eifriger hat sich die Sage in Wort und Bild des Vorgangs bemächtigt und ihn romanhaft ausgeschmückt.

Trotz der Umwandlung des anfänglichen Waffenstillstandes in einen Frieden wurden bald neue Gewaltthätigkeiten des Königs von Dänemark und seiner Beamten gegen deutsche Kaufleute bekannt. „Der Kaufmann von Ost und West, von Süd und Nord schreit auf gegen einen so maßlosen König,“ hieß es in einem Klageschreiben. Die Hanse sah ein, daß ein neuer Kampf unvermeidlich sei und suchte ihrem Bündniß eine Ausdehnung über den ganzen Norden zu geben. Um den Genossen von der Südersee näher zu sein, verlegte sie die vorbereitende Tagfahrt nach Köln. Das Resultat der in der zweiten und dritten Novemberwoche 1367 abgehaltenen Versammlung war ein Bündniß, dessen Urkunde mit den Anlaß und Zweck der Einung bezeichnenden Worten anhebt: „um mancherlei Unrecht und Schaden, welche die Könige von Dänemark und Norwegen dem gemeinen Kaufmanne thun und gethan haben, wollen wir ihre Feinde werden und männiglich dem andern treulich helfen“.

Im Frühjahr 1368 wurde der Kampf eröffnet. Am 19. März übersandte Lübeck im Namen von 77 Städten die Absagebriefe. So verächtlich der König die 77 Hanses behandelte zu können meinte, ihre Macht erwies sich diesmal so stark und so wohl geleitet, daß schon in der dritten Woche, nachdem die Flotte aus dem Gellen bei Rügen ausgelaufen war, am 2. Mai Kopenhagen, Stadt und Schloß, in die Gewalt des Feindes fiel. Es folgten die übrigen festen Plätze, eine Reihe von Inseln, die Besitzungen in Schonen, Malmö, Falsterbo und Stanör. Nicht weniger glücklich war man gegen Norwegen, dessen König Hakon der Schwiegersohn und Bundesgenosse des Dänenkönigs war. Waldemar selbst war sofort bei Ausbruch des Krieges mit seinen Schätzen nach Pommern geflüchtet und hatte dann weiter bei Kaiser Karl IV. Hülfe gesucht. Das zum Schutze des Reiches und seiner Glieder berufene Haupt stand den deutschen Städten in ihrem Kampf nicht nur nicht bei, sondern trat ihnen, soviel an ihm lag, in den Weg. Hatte er ihnen doch vor Ausbruch des Krieges zugemuthet, gewisse dem Reiche geschuldete Abgaben an den König Waldemar zu zahlen. Aber schon die Hansemänner von damals hatten so wenig Sinn für Gemüthlichkeit in Geldsachen, daß sie

rund heraus erklärten: den eigenen Feind zu stärken, könne nicht füglich von ihnen verlangt werden; wenn sie jetzt mit Gottes und ihrer Bundesgenossen Hilfe etwas zur Vertheidigung ihrer gerechten Sache in's Werk setzen würden, so möge ihnen das Se. Majestät nicht weiter übel nehmen. Der Krieg wurde zu einem glücklichen Ende geführt. Am 24. Mai 1370 wurde der definitive Friede zu Stralsund zwischen den Städten und dem dänischen Reichsrath, an dessen Spitze der Reichshauptmann Henning von Putbus stand, besiegelt. Die Städte erhielten Schadenersatz, Erstattung der Kriegskosten und Erweiterung ihrer Freiheiten in Dänemark und Schonen. Zum Unterpfand wurden ihnen auf 15 Jahre vier dänische Schlösser mit allem Zubehör überantwortet. Der Reichsrath verpflichtete sich, keinen Herrn über Dänemark anzunehmen, als mit Beirath der Städte und unter Gewähr ihrer Freiheiten.

In dem großen Bunde, der Ost und West zum Kampf vereinigte, lag der Schwerpunkt bei den wendischen Städten. Ihnen gehörten die drei Rathsherrn an, welche als die politischen Leiter erscheinen: Johann von Pleskow aus Lübeck, Arnold Kröpelin aus Rostock, Bertram Wulflam aus Stralsund. Unter den mehreren militärischen Führern ragte Brun Warendorp von Lübeck hervor. Noch während des Krieges starb er. In der Lübecker Marienkirche neben den Bürgermeisterstühlen vor dem Hochaltare ward er beigesetzt, und eine jener schönen Metallplatten, wie sie hervorragende Gräber in den nordischen Kirchen zieren, bezeichnet die Stelle mit der einfachen Inschrift: Herr Bruno von Warendorp, Sohn des Herrn Gottschalk, Bürgermeister und Hauptmann dieser Stadt im Kriege mit dem Dänentönige, liegt hier begraben. Bittet für ihn.

Schlicht und ohne Ruhmredigkeit war dies Geschlecht, aber klug im Rath und tapfer mit der That. So waren die Kaufleute auf ihre Handelsfahrten hinausgezogen, die ihnen nicht nur zu Gewinn und Wohlstand verhalfen, sondern auch eine Schule der Umsicht, des Muthes und der Erfahrung waren. Der Verkehr mit fremden Völkern, der Aufenthalt in fremden Ländern, die Aufmerksamkeit, mit der sie die Bewegungen des Großhandels und der auswärtigen Politik zu verfolgen hatten, gab ihnen eine Schärfe der Auffassung und Weite des Gesichtskreises, Geschäftskunde und Energie, die sie befähigten so zur Führung des vaterstädtischen Regiments wie zur Leitung der großen Bündnisse ihrer Genossen.

Knapp und kühl erzählen die gleichzeitigen Geschichtsdarstellungen die Thaten dieses Bürgerstandes, mehr verhüllend als mittheilsam. Stillschweigen stehet wohl an, war nicht bloß der Wahlspruch eines Fuggers; im Rathhause zu Emden liest man noch heute die Inschrift: in spe et silentio fortitudo nostra, in Hoffen und Schweigen liegt unsere Stärke. Umfomehr ist es die wenn auch schwierige Aufgabe der Geschichtswissenschaft, aus den zahlreich, aber nicht lückenlos erhaltenen Urkunden und

Altenstücken die Zustände und Thaten dieser deutschen Bürger- und Handelswelt zu ermitteln und darzustellen, darzustellen ohne Schönmalerei. Sie bedarf dessen nicht. Auch neben allen Schattenseiten bleibt noch genug des Lichtvollen übrig.

Schlicht und ohne Ruhmredigkeit, klug im Rath und tapfer mit der That. So ist dieser deutsche Bürgerstand, den moderne Ueberhebung und unhistorischer Sinn vergebens herabzuzerren versucht, durch die Welt geschritten, in den Werken der Kunst und Frömmigkeit, in der Weisheit seiner Gesetze, in der Größe seiner Thaten ein Denkmal hinterlassend, zu dem nachfolgende Geschlechter immer wieder mit freudigem Stolze aufblicken werden.





Zur Philosophie der Gegenwart.

Betrachtungen

von

Jürgen Bona Meyer.

— Bonn. —

Die letzten Jahre haben uns mehrere gehaltvolle Werke über Geschichte der Philosophie gebracht, welche in ihren Darstellungen bis an die Philosophie der Gegenwart heranreichen, einzeln auch dieselbe mit in das Gebiet ihrer Betrachtung ziehen. Eine genügende Darstellung der gegenwärtigen Richtungen und Strebungen unserer deutschen Speculation findet sich aber in keinem dieser Werke, so daß es den für das Schicksal der Philosophie sich interessirenden Laien im In- und Auslande oft an dem rechten Mittel fehlt, sich über Das, was in der Gegenwart auf dem Boden der Philosophie vorgeht, zu orientiren. Es ist daher nicht auffallend, wenn es ihnen an dem rechten Maßstab fehlt, um durch Vergleichung zur entsprechenden Werthschätzung der einzelnen Gedankenströmungen zu gelangen, die zufällig zu ihrer Kunde kommen. Solchem Mangel in der rechten Kunde der Gegenwart auch auf dem Gebiete der Philosophie einigermaßen abzuhelpen oder wenigstens zu einer Abhülfe anzuregen, scheint mir eine Aufgabe der größeren populären Zeitschriften zu sein, deren ja nach dem Muster Englands und Frankreichs endlich die neueste Zeit auch uns Deutschen mehrere gebracht hat, und es scheint mir dankenswerth, daß insbesondere diese Zeitschrift zu einer solchen Orientirung über philosophische Zeitströmungen unseres Landes den nöthigen Raum bieten will. Natürlich können hier nur diejenigen philosophischen Bewegungen der letzten drei Decennien eine Berücksichtigung finden, die schon eine allgemeinere Beachtung in unserem Volke gefunden haben und die unzweifelhaft zur allgemeineren Culturbewegung in einem lebendigeren Wechselverhältniß stehen.

Bewegungen von solcher Bedeutung nun scheinen mir vorzuliegen in dem Materialismus der modernen Naturphilosophen, in den Erfahrungphilosophien Dührings und Langes, in dem pessimistischen Pantheismus von Schopenhauer und Hartmann und in der Erneuerung der hoffnungsreicheren Philosophie von Leibniz und Herder durch Voße. Es wird leicht sein, auf naheliegende Bewegungen kurze Seitenblicke zu thun und die Betrachtung später auch anderen Kreisen zuzuwenden, wenn es dieser ersten Reihe gelingt, sich die Gunst des Leserkreises dieser Zeitschrift zu erwerben.

I.

Der Materialismus.

Nichts hat, so seltsam dies klingen mag, dem neuen Aufschwung der philosophischen Wissenschaft so sehr genügt, als in den vierziger Jahren das Aufkommen des naturwissenschaftlichen Materialismus, der sich geradezu anmaßte, aller speculativen Philosophie den Garauß zu machen, Naturphilosophie in Physik, Psychologie in Physiologie und Theologie in Anthropologie zu verwandeln. Die Philosophen von Fach sind daher den materialistisch gesinnten Naturforschern nicht nur für die Wissensbereicherung, die sie durch sie entschieden empfangen haben, sondern auch für die Feindschaft, mit der sie ihre Wissenschaft vernichten zu wollen drohten, zu besonderem Danke verpflichtet.

Die Entwicklung dieser Zeitbewegung ist culturgeschichtlich interessant und lehrreich. Als der dialektische Prozeß der idealistisch hoch gespannten Hegel'schen Philosophie abgelaufen war, ohne eine allseitige Wahrheitsbefriedigung zurückzulassen, zeigte sich wieder einmal, wie wahr wenigstens die Behauptung dieser Philosophie gewesen, daß der Weltgeist sich in dialektischen Gegensätzen fortzubewegen liebt. Aus dem Schooße des Hegelthums selbst entsprang die erste Formulirung des modernen naturwissenschaftlichen Materialismus. Feuerbach war es, der zuerst das philosophische Lösungswort dieser neuen oder dieser erneuten alten Gedanktenwendung sprach.

Das 1874 in zwei Bänden erschienene Werk R. Grüns über „Feuerbach in seinem Briefwechsel und Nachlaß sowie in seiner philosophischen Charakterentwicklung“ verstatet uns einen genauen Einblick in diese Entwicklung. Im Jahre 1836 begab sich Feuerbach nach Bruckberg auf das Land. Hier in einem stillen Dorfe, umgeben von Berg und Wald, fand er den Ort — wie er selbst an Noack schrieb — wo er frei und ungestört dem Studium und der Entwicklung und Aeußerung der in ihm schlummernden Gedanken und Gesinnungen leben konnte. „Seit ich hier bin — schreibt er — waren Natur und Religion die Hauptgegenstände meiner Beschäftigung“ — und: — „Logik lernte ich

auf einer deutschen Universität, aber Optik — die Kunst zu sehen, lernte ich erst auf einem deutschen Dorfe.“ Seit dieser Zeit wächst sein Interesse für Naturstudien und seine Abneigung gegen alles abstracte Philosophiren. „Alle abstracten Wissenschaften verstümmeln den Menschen; Naturwissenschaft allein ist es, die ihn in integrum restituirt, die den ganzen Menschen, alle seine Kräfte und Sinne in Anspruch nimmt.“ — Immer weiter sagt er sich los von dem Idealismus seines Meisters Hegel und immer dringender verlangt er nach der Hülfe und Stütze sinnlicher Erfahrung. In diesem Sinne veröffentlicht er 1838 in den Berliner Jahrbüchern seinen Aufsatz über den Empirismus und schreibt er 1839 seine Kritik der Hegel'schen Philosophie, welche derselbe Vorwurf treffen soll, der die ganze neuere Philosophie von Cartesius und Spinoza an treffe: der Vorwurf eines unvermittelten Bruchs mit der sinnlichen Anschauung. Eitelkeit sei alle Philosophie, die über die Natur des Menschen hinaus wolle; die Philosophie sei die Wissenschaft der Wirklichkeit in ihrer Wahrheit und Totalität; die Rückkehr zur Natur sei allein die Quelle des Heils.

Diese neu gewonnene Weltansicht Feuerbachs fand dann ihren weiteren Ausdruck in seinen „vorläufigen Thesen zur Reform der Philosophie“ vom Jahre 1842 und in seinen „Grundsätzen der Philosophie der Zukunft“ vom Jahre 1843. „Das Unendliche — heißt es in den Thesen — ist das wahre Wesen des Endlichen — das wahre Endliche. Die wahre Speculation ist Nichts, als die wahre und universale Empirie.“ — Und: — „Wer nach einem besonderen Realprincip der Philosophie speculirt, wie die sogenannte positive Philosophie

Ist wie ein Thier auf dürrer Haide
Von einem bösen Geist im Kreis herumgeführt
Und rings herum liegt schöne grüne Weide.

Diese schöne grüne Weide ist die Natur und der Mensch, denn beide gehören zusammen. Schaut die Natur an, schaut den Menschen an! Hier habt ihr die Mysterien der Philosophie vor eueren Augen.“ Daher soll „sich die Philosophie wieder mit der Naturwissenschaft und die Naturwissenschaft mit der Philosophie verbinden. Diese auf gegenseitiges Bedürfnis, auf innere Nothwendigkeit gegründete Verbindung werde dauerhafter, glücklicher und fruchtbarer sein als die bisherige Mesalliance zwischen Philosophie und Theologie,“ — welche letztere Feuerbach in eben diesen Thesen als Gespensterglaube bezeichnete.

Noch deutlicher materialistisch klingt diese neue Gesinnung durch in den Grundsätzen des folgenden Jahres. Sagten die Thesen, das Unendliche sei das Endliche selbst, ohne daß man klar sieht, ob das Unendliche oder das Endliche sich dabei verliert, so lautete es nun klarer: „Das Wirkliche in seiner Wirklichkeit oder als Wirkliches ist das Wirkliche

als Object des Sinnes, ist das Sinnliche. Wahrheit, Wirklichkeit, Sinnlichkeit sind identisch. Nur ein sinnliches Wesen ist ein wahres, ein wirkliches Wesen. Nur durch die Sinne wird ein Gegenstand im wahren Sinne gegeben, nicht durch das Denken für sich selbst. Das mit dem Denken gegebene und identische Object ist nur Gedanke.“ — Daher „wenn die alte Philosophie zu ihrem Ausgangspunkte den Satz hatte: Ich bin ein abstractes, ein nur denkendes Wesen, der Leib gehört nicht zu meinem Wesen, so beginnt dagegen die neue Philosophie mit dem Satze: Ich bin ein wirkliches, ein sinnliches Wesen, der Leib gehört zu meinem Wesen, ja der Leib in seiner Totalität ist mein Ich, mein Wesen selber. Der alte Philosoph dachte daher in einem fortwährenden Widerspruch und Hader mit den Sinnen, um die sinnlichen Vorstellungen abzuwehren, die abstracten Begriffe nicht zu verunreinigen; der neue Philosoph dagegen denkt im Einklang und Frieden mit den Sinnen.“

Dieser Umschlag Hegel'schen Idealismus in naturwüchsigen Materialismus erregte Staunen und Befremden bei den Fachphilosophen, Freude und Zustimmung bei Naturforschern und allen des abstracten allzu wissenschaftlichen Philosophiegeschwäzes überdrüssigen Gelehrten und Laien. Aber für die große Masse war der philosophische Jargon Feuerbachs noch immer zu abstract, um ein weites Vordringen seiner Schriften zu ermöglichen. Am meisten Rückhalt für das allgemeinere Interesse gab ihm noch seine Theilnahme an den religiösen und politischen Bewegungen zu Ende der vierziger Jahre und die rechte Kraftwirkung fand sein Materialismus erst im Bunde mit der fortschreitenden Naturwissenschaft selbst.

Es war im August 1848, als zwei Abgeordnete der Heidelberger Studentenschaft Feuerbach in Frankfurt aufsuchten, um ihn zu bitten, einen Lehrstuhl der Philosophie dort zu besteigen. Auch die Breslauer Studenten verlangten ihn ernstlich zum Lehrer. Gewiß charakteristisch für die damalige Zeit, daß Studenten glaubten, wieder nach Art des früheren Mittelalters ihre Lehrer selbst wählen und berufen zu können. Die Heidelberger Studenten hatten eine Petition in gleichem Sinne an die badische Regierung geschickt und ein badischer Zeitungsartikel glaubte schon melden zu können, das Ministerium habe sich zu dem kühnen Griff entschlossen, den „Spinoza Deutschlands“ nach Heidelberg zu berufen. Andererseits hieß es gar, das Ministerium in Berlin wolle Feuerbach zwar nicht für Breslau, wol aber für Königsberg oder selbst für Berlin zu gewinnen suchen. Wie weit an diesen Gerüchten etwas Wahres gewesen, wäre zeitgeschichtlich gewiß interessant zu wissen, aber man weiß es eben nicht und thatsächlich kam es zu keinem Rufe.

Feuerbach aber entschloß sich, auf eigene Faust als Privatdocent in Heidelberg aufzutreten; die Universität machte ihm Schwierigkeiten. Dagegen räumte ihm die Stadt den Rathhausaal ein zum Halten von Vorlesungen über das Wesen der Religion im Winter 1848 auf 1849. Das

Gerücht von den Schwierigkeiten, die er gefunden, wirkte natürlich als Anziehungskraft und der Saal füllte sich mit zweihundert bis drittheilshundert Menschen aus allen Ständen. Studenten, Geschäftsleute, Handwerker, sowol Meister als Gesellen, auch der Bürgermeister Winter der Stadt waren zugegen. Und als die Vorlesungen beendet waren und Feuerbach sich anschickte, Heidelberg, dessen Berge mit dem kahlen niedrigen Buchengestrüpp ihm ebenso wenig gefielen wie die Theure des Lebens, wieder zu verlassen, übergab ihm eine Deputation des dortigen Arbeiter-Bildungsvereins „gegründet sowol zur Verbesserung der kümmerlichen Existenz wie zur Erlösung der Arbeiter aus geistiger Knechtschaft“ eine begeisterte Adresse, in welcher sie sich glücklich priesen, in ihm den rechten Lehrer gefunden zu haben. „Wir sind keine Gelehrte — heißt es in derselben — und wissen daher den wissenschaftlichen Werth Ihrer Vorlesungen nicht zu würdigen; sowiel aber fühlen und erkennen wir, daß der Trug der Pfaffen und des Glaubens, gegen den Sie ankämpfen, die letzte Grundlage des jetzigen Systems der Unterdrückung und der Nichtswürdigkeit ist, unter welchem wir leiden; und daß Ihre Lehre daher, die an die Stelle des Glaubens die Liebe, an die Stelle der Religion die Bildung, an die Stelle der Pfaffen die Lehrer setzt, einzig die sichere Grundlage derjenigen Zukunft sein kann, die wir anstreben.“ — Feuerbach war nunmehr auch Heilsapostel der Arbeiter geworden.

Wichtiger aber noch wurde seine Heidelberger Zeit durch seine dort geschlossene Verbindung mit Moleschott, der damals an der Universität als Docent wirkte. Hier schloß sich der Bund von Naturwissenschaft und Philosophie, welcher nun der materialistischen Naturphilosophie unserer Tage das Wort lieh.

Zu lebendigen Verkehr mit einander sind beide Männer damals allerdings nicht getreten, aber ihre Geister begegneten einander auf gleicher Fährte. Sie trafen einen Abend bei ihrem gemeinsamen Freunde Rapp zusammen. Feuerbach disputirte mit einem Studenten, welcher mit aufgelesenen Fesseln aus Henles Anthropologie leugnete, daß die Function wie die Form unabänderlich bedingt sei durch die Mischung. Moleschott mischte sich in's Gespräch und widerlegte den Studenten. Feuerbach äußerte sich darüber andern Tages äußerst befriedigt und sprach den Wunsch aus, Moleschott häufiger zu sehen. Es kam dazu nicht, da Moleschott wenige Tage darauf abreiste, aber beide Männer blieben sich seitdem geistig nah. Im März 1850 schickte Moleschott ein Exemplar seiner „Lehre der Nahrungsmittel für das Volk“ an Feuerbach mit dem Ausdruck der Hoffnung, „er werde seine Schrift als eine von den Blüthen gelsten lassen, in denen sich die alle neuere Wissenschaft drängende, schwelende Knospe seines Principes entfalte“. Strenger wissenschaftlich hatte Moleschott diesen Gegenstand schon behandelt in seiner „Physiologie der Nahrungsmittel“ auf Grundlage einer Arbeit seines Lehrers Tiedeman n.

Einige populäre Grundgedanken dieser Richtung waren von ihm bereits 1847 in einer kleinen Schrift über den Volksg Geist im Verhältniß zur Volksernährung zum allgemeinen Besten gegeben. So erklärte er in dieser Schrift das Zurücksinken der Thatkraft des holländischen Volkes aus der überwiegenden Kartoffelnahrung desselben und die politische Bedeutbarkeit des englischen Volkes dagegen aus dem Saft seiner Weafstales. Weiter ausgeführt erschienen nun solche Grundgedanken populär in der Nahrungslehre für's Volk.

Feuerbach nahm diese Schrift zustimmend auf und sprach dies in einer Anzeige mit dem Satz: „Der Mensch ist was er ißt“ offen aus. Diesen Gedanken hat er dann später im Jahre 1866 in der Abhandlung: „Das Geheimniß des Opfers. Oder der Mensch ist, was er ißt“ (s. seine Werke Bd. X) geistreich weiter ausgeführt. Hier beruft er sich für den Satz auf die Zustimmung aller Zeiten und Völker. Schon der Vater der griechischen Dichtkunst habe diesen scurrilen Gedanken ausgesprochen, wenn er Völker nur nach ihrer sie von andern Völkern unterscheidenden Nahrung benenne. So rede Homer von Hippomolgen (Kosmelkern), Galaktophagen (Milcheffern) und Lotosessern. Griechische Geographen redeten ebenso von den Völkern der Ichthyophagen (Fischeffern), Chelonophagen (Schildkröteneffern), Rhizophagen (Wurzeleffern) u. s. w. Höchste weise lasse der griechische Mythos die Götter von Nektar und Ambrosia leben, denn nur durch himmlische Speise seien sie Götter. Ebenso gebe dem Jnder der Somatrank nicht nur Nahrung und Gesundheit, sondern auch Unsterblichkeit der Seele. Der Somatrinker sei dem Jnder der Fromme. Auch das alte Testament rede vom Salz des Bundes. Wo kein Salz im Blute sei, da sei auch kein Salz im Kopfe und ohne Salz kein Wiß, kein Scharfsinn. Brod und Wein erhielten ebenso im neuen Bunde eine höhere Bedeutung. Kurz — Essen und Trinken — meinte Feuerbach — halte nicht nur Leib und Seele zusammen, sondern auch Gott und Mensch, und Ich und Du.

Solche Gedanken waren Wasser auf Molejchotts Mühle. Begeistert dankt er seinem neu gewonnenen Freunde für die Anzeige. „Kurz, ich habe das Beste erreicht, was ich erreichen konnte, den Beifall des Mannes, der uns die Bahn geebnet hat, um in der Naturwissenschaft die Menschwerdung der Philosophie zu bewirken. Sie haben zuerst das knechtische Verhältniß aufgehoben, indem man die Empirie an das zweifelhafte Licht einer speculativen Philosophie hinanhielt. Sie haben es zuerst verkündet, daß die begriffene Natur Eins ist mit dem Reiche der Ideen.“ Im Geiste drückt er ihm jetzt als Freund die Hand und lieft mit dem Freunde Hettner vor ihren Frauen seinen Aufsatz: „Die Revolution und die Naturwissenschaften“. Mit gewisser Zuversicht auf Zustimmung konnte nun Molejchott im Juni 1852 dem Freunde seinen „Kreislauf des Lebens“ schicken, das Grundbuch des modernen deutschen Materialismus. Auch in

diesem Buche prangt Feuerbachs Name gleich im ersten Capitel „Offenbarung und Naturgesetz“. Es heiße Eulen nach Athen tragen, wenn man in dem Lande, in welchem L. Feuerbach seine unsterbliche Kritik vom Wesen des Christenthums geschrieben habe, die Beispiele häufen wolle, um den unlöslichen Widerspruch zu bezeichnen, in welchem die Allmacht eines Weltenschöpfers mit Naturgesetzen stehe.

Dieses Buch „Der Kreislauf des Lebens“, welches gegenwärtig in fünfter gänzlich umgearbeiteter Auflage erscheint, sollte physiologische Antworten auf Liebig's chemische Briefe bringen. Es sollte die in der Physiologie des Stoffwechsels für Naturforscher, Landwirth und Aerzte wissenschaftlich dargelegten Ansichten in's Volk tragen zur Anregung der allgemeinen Gedankenentwicklung, die uns zu Menschen macht. Es sollte durch festes Hintreten auf den Boden natürlicher Thatsachen ein Scherzlein beitragen, um inhaltslose Satzungen einer willkürlichen Ueberlieferung durch chemische Wagen, durch Luftpumpen und Vergrößerungsgläser vom Lehrstuhl zu verdrängen. Aus dem Born der Wirklichkeit sollte geschöpft werden, damit wir gleich weit von den Geheimnissen der Kirche, wie von den Träumen Derer, die sich Idealisten nennen, den Ursprung der Idee in dem offenen Wunder der in Stoff und Form lebenden Natur schauen lernten.

Mit Begeisterung entwickelt dies Buch, wie der Stoff und sein ewiger Kreislauf die Welt regiert. Den Stoff soll man nicht ohne Kraft, die Kraft nicht ohne Stoff denken; man könne die Kraft nicht vor den Stoff wie Pferde vor den Wagen spannen, habe mit Recht Dubois-Reymond gesagt. Die Kraft soll nur als Eigenschaft des Stoffs gedacht werden; sie erscheint nur als Product einer vorgängigen Stoffbewegung. Das gilt von der geringsten Kraft anziehender Stoffmassen bis zur irrthümlich angenommenen besonderen Lebenskraft der Pflanzen und Thiere, bis zur Denk- und Willenskraft des Menschen; Alles nur Erfolg des ewigen Stoffumsatzes der Natur. Der Bergmann, der im Schweiße seines Angesichts mit Lebensgefahr sein Leben erringt, weiß nicht, ob nicht der Stoff des besten Kopfes durch seine Hände gleitet. Er setzt mit seiner verborgenen Arbeit vielleicht Jahrhunderte in Bewegung. So wie der Stoff einen bestimmten Grad zusammengesetzter Mischung erreicht hat, entsteht mit der organischen Form zugleich die Berrichtung des Lebens. Ein wesentlicher, durchgreifend bleibender Unterschied zwischen anorganischem und organischem Stoff besteht nicht. Derselbe Kohlenstoff und Stickstoff, welche die Pflanzen der Kohlensäure, der Dammsäure und dem Ammoniak entziehen, sind nach einander Gras, Klee und Weizen; Thier und Mensch, um zuletzt wieder zu zerfallen in Kohlensäure und Wasser, in Dammsäure und Ammoniak. Wenn dann die Elemente Kohlenstoff, Wasserstoff, Sauerstoff, Stickstoff einmal organifirt sind, dann haben die bestimmten Gestalten ein Beharrungsvermögen,

daß, wie die bisherige Erfahrung lehrt, auf Jahrhunderte und Jahrtausende fortbauert. Mittelst der Samen, Knospen, Eier kehren die nämlichen Gestalten in bestimmtem Wechsel wieder. Will man dies Beharrungsvermögen der Art nach Schellings Vorgang mit Genie als typische Kraft bezeichnen, so mag darin im Vergleich mit der Bezeichnung als Lebenskraft immerhin ein kleiner Fortschritt gegeben scheinen, insofern damit doch so viel Zustände der Materie anerkannt werden als es Organe gibt und Arten; allein im Grunde ist doch auch die typische Kraft der Pflanzen und Thiere eine ebenso leere Vorstellung, eine ebenso kindliche Personificirung wie ihre Mutter, die Lebenskraft. Es gibt überall nichts Anderes als Umsatz von Bewegung des Stoffs. Auch der Gedanke ist nur eine andere Form der Bewegung des Stoffs, eine Umsehung des Hirnstoffs, auch den Geist des Menschen regiert das Gesetz des Stoffwechsels. Karl Vogt habe sehr richtig gesagt, ein jeder Naturforscher werde wol bei einigermaßen folgerichtigem Denken auf die Ansicht kommen, daß alle jene Fähigkeiten, die wir unter dem Namen der Seelenthätigkeiten begreifen, nur Functionen der Gehirnssubstanz seien. Und da jedes Gehirn zu seiner Function Phosphor brauche, könne man sagen, ohne Phosphor kein Gedanke. Gleiches gelte für den Willen und die aus ihm entspringende Sittlichkeit. Vorgängige Stoffbewegung erzeuge auch ihn und gut sei der Wille, so lange seine natürliche Grundlage, das Gehirn, normal functionire. Im Unnatürlichen allein liege daher die Sünde. Alle Moral erscheine somit als Normalisirung des Stoffwechsels. Der Mensch mit all seinem Denken und Wollen erscheine nur als Summe von Eltern und Amme, von Ort und Zeit, von Luft und Wetter, von Schall und Licht, von Kost und Kleidung. Gleich Allem in der Natur erscheine auch der Mensch nur bedingt durch den ursächlichen Zusammenhang nothwendigen Stoffwechsels und dieser Kreislauf des Stoffs erscheine zugleich als einziger, man möchte sagen zweckloser Zweck des Alls.

Das galt Moleschott als das natürliche Wunder des Kreislaufs. Ihm wollte es glatt, um nicht zu sagen fade erscheinen, wenn Liebig es wunderbar fand, daß der Kohlenstoff unseres Herzens, der Stickstoff unseres Hirns früher vielleicht einem Aegypter oder Neger angehört habe. Diese Seelenwanderung sei die engste Folgerung aus dem Kreislauf des Stoffs. Das Wunder liege in der Ewigkeit des Stoffs durch den Wechsel der Form, in dem Wechsel des Stoffs von Form zu Form, in dem Stoffwechsel als Urgrund allen irdischen Lebens.

Das Leben sei nicht der Ausfluß einer besonderen Kraft, sondern nur ein Zustand des Stoffs, gegründet auf die unveräußerlichen Erscheinungen desselben, bedingt durch eigenthümliche Bewegungserscheinungen am Stoffe. Nur der Mensch in beschränkter Subjectivität seines Denkens gestalte Alles persönlich nach seinem Ebenbilde, die Ursache der Erscheinung, wie den Gott, den er anbete. Erst die neueste Zeit habe in

der Wissenschaft wie im Glauben diese kindliche Lust an der Gestaltung überwunden. Ludwig Feuerbach habe diese herkulische That vollbracht, indem er die menschliche Grundlage für alle Anschauung, für alles Denken zum anerkannten Ausgangspunkt allen Forschens gemacht habe. Dieses neu erhobene Banner der Anthropologie werde siegreich durch die Erforschung des Stoffs und stofflicher Bewegung. Er habe kein Hehl es auszusprechen: die Angel, um welche die heutige Weltweisheit sich drehe, sei die Lehre vom Stoffwechsel.

So die begeisterte Apotheose des ewigen Stoffwechsels in Moleschotts Kreislauf des Lebens. Neu waren die Grundgedanken dieses Materialismus gewiß nicht, auch neuerdings waren sie schon von anderen Naturforschern in Deutschland einzeln geäußert worden.

Insbefondere hatte schon Karl Vogt in seinen 1847 erschienenen „physiologischen Briefen für Gebildete aller Stände“ ganz ähnliche Ansichten zum Theil noch schroffer ausgesprochen. Gerade in diesem Werk hatte derselbe, um sich einigermaßen grob auszudrücken, sich des traffen Bildes bedient, das die Gedanken in demselben Verhältniß etwa zu dem Gehirn stehen ließ, wie die Galle zu der Leber oder der Urin zu den Nieren. — Der Göttinger Physiologe Rudolph Wagner hatte dann gegen diese materialistischen Anschauungen eine Reihe physiologischer Briefe in der Augsburger Allgemeinen Zeitung vom Jahre 1852 veröffentlicht. Vogt erwiderte mit Spott und Hohn in dem Capitel Thierseelen der in demselben Jahre erschienenen „Bilder aus dem Thierleben“. — Darüber entspann sich ein kurzes Wechselgezänk zwischen Beiden in der Augsburger Zeitung selbigen Jahres und der Streit schien nach diesem Austausch gegenseitiger Grobheiten beendet.

Da fand im Herbst 1854 in Göttingen die jährliche Naturforscherversammlung statt, auf welcher R. Wagner in öffentlicher Sitzung einen Vortrag über „Menschenschöpfung und Seelensubstanz“ hielt. Er behauptete, die Frage nach der Wahrheit der biblischen Sage der Abstammung aller Menschen von einem Paare sei noch nicht spruchreif; da aber mit dieser Sage das ganze historische Christenthum stehe oder falle, so müsse einstweilen die wissenschaftliche Theologie von dieser Sage als Glaubenssage ausgehen. In Betreff der Seele ferner sollte die Bibel, einem falschen Spiritualismus und Materialismus gegenüber, in dem richtigen Dualismus des zu einem Organismus vereinigten Geistes und Körpers die auch physiologisch allein haltbare Grundlage einer wissenschaftlichen Psychologie und Anthropologie aufgestellt haben. Diese mit starken Ausfällen gegen die Materialisten und besonders gegen Vogt vorgetragenen antimaterialistischen Ansichten erbot sich Wagner später öffentlich gegen seine Gegner zu vertheidigen, forderte auch insbesondere den in Göttingen anwesenden Physiologen Professor Ludwig so zu sagen zum öffentlichen Zweikampf auf den nächsten Tag heraus.

Alle Welt war erstaunt über die unwissenschaftliche Form dieses Glaubensbekenntnisses eines Naturforschers, der eine solche Uebereinstimmung zwischen Bibel und Naturkunde für wesentlich halten und sogar den Werth des christlichen Glaubens nach solcher Uebereinstimmung bemessen wollte. Selbst die außer mir anwesenden Philosophen von Fach Loze und Erdmann hätten bei solcher Streitsführung nicht auf die Seite Wagners treten können. Die Aerzte und Naturforscher waren gegnerisch sehr erregt und über nichts wurde in diesen Tagen lebhafter gestritten als über das Verhältniß von Leib und Seele. Nicht unter Naturforschern, unter lauter Philosophen glaubte man auf Weg und Steg zu wandeln, in allen Kneipen zu sitzen. Ludwig wollte den Zweikampf aufnehmen, Professor Fick, damals in Marburg, und der unlängst verstorbene Arzt Dr. Spieß aus Frankfurt wollten secundiren. Eine große Zuhörerschaft versammelte sich am bestimmten Tage und sicherlich wäre noch manche Stimme aus der Corona laut geworden, wenn es zur Disputation gekommen wäre. Aber da traf ein Brief von R. Wagner ein, welcher meldete, daß sein Hausarzt ihm wegen Unwohlseins für diesen Tag die Disputation untersagt habe und er somit genöthigt sei, um Aufschub derselben für einige Tage zu bitten. Inzwischen hatte Wagner schon anderen Tages Kraft genug, im physiologischen Cabinet einige durchaus unchristliche Versuche über den Herzschlag lebender Kaninchen anzustellen und einen Vortrag zu halten, bei dem er sich über eine unter den Naturforschern in Circulation gesetzte Schrift über die Abstammung des Menschen vom Affengeschlecht gesundheitswidrig ereiferte. Professor Ludwig mußte leider an diesem Tage abreisen, konnte also das Duell nicht mehr zum Austrag bringen. Als dann endlich doch mit anderen Gegnern die Debatte stattfand, beschränkte sie sich auf die Besprechung einiger Meinungsverschiedenheiten über Nervenlemente und berührte den speculativen Kern der angeregten Frage nur von fern. Gerade diesem aber hatte sich das Interesse zahlreicher Unterhaltungen zugewandt, so daß der schwache Ablauf des Kampfes allgemein bedauert wurde.

Das erregte Interesse überdauerte nun die Göttinger Versammlung und der Kampf um Leib und Seele, um Stoff und Kraft, Ursache und Zweck und die übrigen Grundprobleme des Materialismus stand nun für einige Jahre fest auf der Tagesordnung der Zeitfragen.

Wagners in 3000 Exemplaren gedruckter Vortrag war binnen wenigen Wochen vergriffen. Zu seiner weiteren Rechtfertigung ließ er eine zweite Brochure über „Wissen und Glauben mit besonderer Beziehung zur Zukunft der Seelen“ folgen, in welcher er die Grundsätze einer Art doppelten Buchführung wissenschaftlichen Forschens und christlichen Glaubens darzulegen suchte. Den Glauben wollte er als ein Geschenk Gottes ansehen, mit dem man ein neues Organ des Geistes empfangt, was natürlich allen materialistischen Gegnern das volle Recht

gab, kurzweg ihr Bedauern darüber auszusprechen, daß der liebe Gott ihnen dieses Glaubensorgan nicht eingesetzt habe.

Natürlich entgegnete dies höhrend auch der besonders angegriffene Karl Vogt, der nun gegen Wagner in die Arena trat, mit der 1855 erschienenen Schrift „Köhlerglaube und Wissenschaft“, Bezug nehmend auf eine frühere Aeußerung Wagners, daß er sich wol in wissenschaftlichen Dingen zu Denen rechne, welche gern die größte Skepsis üben, daß er aber in Sachen des Glaubens des schlichten, einfachen Köhlerglaubens am meisten liebe. Die Schrift Vogts war witzig und beißend und erlebte in wenigen Monaten fünf Auflagen. Zur Sache suchte er darzuthun, daß die allbekannten Thatsachen der Gleichzeitigkeit der Entwicklung und Abnahme von Hirn und Geist im Kindes- und Greisenalter, sowie der Abhängigkeit in Krankheitszuständen unzweifelhaft bewiesen, daß die Seele nichts Anderes sei als Hirnfunction, Absonderung der Hirnmasse, so daß nicht nur sonst der Mann todt war, wenn ihm das Gehirn heraus war, wie Macbeth sagt, sondern auch jetzt noch ebenso sei und so auch in alle Ewigkeit bleiben werde.

Seitdem ertönte nun der Stoffglaube des Materialismus aus allen Ecken und Enden. Als Hauptapostel trat in eben demselben Jahre 1855 der damalige Privatdocent der Medicin in Tübingen, Ludwig Büchner mit seinem Buche „Kraft und Stoff. Empirisch-naturphilosophische Studien. In allgemein verständlicher Darstellung“ auf. Unstreitig hat kein Buch so viel wie dieses zur Ausbreitung materialistischer Ansichten beigetragen. Es hat bereits 1869 die zehnte mit einem Bildniß und einer Biographie des Verfassers gezierte Ausgabe erlebt und seitdem noch mehrere folgende; es ist noch heute das materialistische Grundbuch unseres Volkes; ich selbst habe es wiederholt im Besitze einfacher Arbeiter gefunden; die auf die hier dargebotene Wahrheit schwuren. Aber auch außerhalb Deutschlands hat das Buch die weiteste Verbreitung gefunden. In russischer Uebersetzung hat es den Gedankentkreis der nihilistischen Jugend dieses Volkes nicht wenig befruchtet. Eine englische Uebersetzung hat die Wanderung des Buches durch England und jenseits des Oceans erleichtert und Büchner selbst hat vor einigen Jahren durch Vortragsreisen in Nordamerika noch persönlich zur Verstärkung dieses Eindrucks beigetragen. Auch in's Holländische, Dänische und Französische ist dieses Buch übersetzt.

Das Buch steht ganz auf dem Standpunkt Moleschotts und Feuerbachs und will sich mit Recht nicht berühen, etwas durchaus Neues, noch nicht Dagewesenes vorzutragen. Es soll nur alte Ansichten auf Grund neuen Naturwissens mit Consequenz und Klarheit erneut darlegen. Ausgehend von der Erkenntniß des unverrückbaren Verhältnisses zwischen Kraft und Stoff als unzerstörbarer Grundlage soll die empirisch-philosophische Naturbetrachtung zu Resultaten kommen, welche mit Ent-

chiedenheit jede Art von Supranaturalismus und Idealismus aus der Erklärung des natürlichen Geschehens verbannen und sich dieses letztere als gänzlich unabhängig von dem Juthun irgend welcher äußeren, außer den Dingen stehenden Gewalten vorstellen. Der endliche Sieg dieser realphilosophischen Erkenntniß über ihre Gegner scheint dem Verfasser unzweifelhaft. Denn die Kraft ihrer Beweise bestehe in Thatsachen, nicht in unverständlichen und nichtsagenden Redensarten. Gegen Thatsachen aber lasse sich auf die Dauer nicht ankämpfen. Die Zeiten des gelehrten Maulheldenthums, des philosophischen Charlatanismus seien vorüber. Die deutsche Philosophie möge endlich einsehen, daß Worte keine Thaten sind. „Die Speculation — sage Feuerbach — sei die betrunkene Philosophie; die Philosophie werde daher wieder nüchtern. Dann wird sie dem Geiste sein, was das reine Quellwasser dem Leibe sei.“ Solch reines Quellwasser wollte auch das Kraft- und Stoffbuch Büchners der deutschen Philosophie zuführen.

Schon bei seiner 1848 in Gießen angestellten Doctor-Disputation hatte Büchner die These vertheidigt: „die persönliche Seele ist ohne ihr materielles Substrat undenkbar.“ Nach einer Zeit mehr politischen Wirkens in seiner Heimat und der Fortsetzung medicinischer Studien in Würzburg besonders unter Virchow und in Wien hatte er eine Stellung als Assistenzarzt an der Klinik in Tübingen angenommen und war zugleich Privatdocent der Universität geworden. Während seines dreijährigen Wirkens in dieser Stellung bildete die gerichtliche Medicin sein theoretisches Hauptfach. Infolge der Veröffentlichung seines Kraft- und Stoffbuchs wurde er leider ähnlich wie Moleschott in Heidelberg genöthigt, seine akademische Stellung aufzugeben, ich sage leider, weil ich derartige Beschränkungen der akademischen Lehrfreiheit nicht für gerechtfertigt und nicht für nützlich halte. Die Universitäten müssen der freie Kampfplatz verschiedener Geister und ihrer gegensätzlichen Richtungen bleiben, es gereicht der Gesamtcultur zum größten Nutzen, wenn die vorhandenen Gegensätze gerade auf diesem wissenschaftlichen Boden ausgefochten werden. Der gewaltfame Ausschluß einer Richtung hat noch alle Zeit dazu beigetragen, daß diese verkehrten Gedanken dann in's Weite anderer Kreise getragen wurden, die viel weniger fähig zu ihrer Durchkämpfung waren. Moleschott hat seinen weiteren Wirkungskreis zunächst in Zürich, dann in angesehener Stellung in Turin gefunden. Büchner zog sich in seine Vaterstadt Darmstadt zurück, lebt dort der medicinischen Praxis, ward Leiter des dortigen Arbeiter-Bildungsvereins und steht in regem geistigen Verkehr mit den Vereinen junger Kaufleute seiner Vaterstadt und anderer größerer Städte Süddeutschlands. Vor Kurzem hat er auch Nordamerika bereist, um durch Vorträge seine materialistische und atheistische Weltansicht auszubreiten. Ein ähnlicher Versuch in Norddeutschland, besonders in Berlin fand keinen Anklang.

Die Muße, welche die ärztliche Praxis ihm läßt, hat Büchner noch zur Abfassung einer ganzen Reihenfolge größerer und kleinerer Schriften in gleicher Richtung mit seiner Hauptschrift benützt, insbesondere auch den Darwinismus zur Unterstützung seines Materialismus verwerthet. Keine dieser späteren Schriften hat einen so großen Erfolg gehabt wie sein Kraft- und Stoffbuch. Daß auch dieses Buch ebenso oder in noch höherem Maße den gerechten Ansprüchen wissenschaftlicher Zuverlässigkeit und folgerichtig klaren Denkens nicht genügen kann, ist von manchen Gegnern wiederholt dargelegt und gründlich bewiesen worden. Insbesondere verweise ich auf die im zweiten Bande von Langes Geschichte des Materialismus dargebotene Kritik der beiden Männer und auf meine sachliche Widerlegung ihrer Behauptungen in meinen 1874 in zweiter Auflage erschienenen „Philosophischen Zeitfragen“. Zu einer kritischen Auseinandersetzung mit den Materialisten bietet natürlich diese mehr culturgeschichtliche Betrachtung den Raum nicht.

Für den Kenner der Geschichte der Philosophie ist es aber allerdings ein beachtenswerthes Phänomen, daß unsere modernsten deutschen Materialisten in Betreff der Klarheit ihrer philosophischen Grundgedanken vor ihrem griechischen Ahnherrn und ihren französischen Vorgängern des vorigen Jahrhunderts nicht nur Nichts voraushaben, sondern weit hinter ihnen zurückstehen. Der Materialismus namentlich des Systems der Natur des Herrn von Holbach ist hinsichtlich der philosophischen Grundgedanken unendlich viel klarer und bestimmter als die Darstellung Moseshotts, Vogts und gar Büchners. Bei näherem Vergleiche erweisen sich die Auslassungen unserer deutschen Stoffapostel sogar mitunter selbst in Bild und Ausdruck als aufgewärmter Kohl und nicht nur im Gedanken als erborgte und daher nicht recht verarbeitete Weisheit, die nicht selten Widersprechendes zusammenschweißt. Mit Spinoza verlieren sie sich und alles Endliche im Univerfum, mit Kant reden sie von der Subjectivität und Relativität unserer Erkenntniß und mit der Naturlehre alten oder neuen Datums schwanken sie unklar hin und her zwischen mechanischer und dynamischer Atomistik. Sie haben doch zu viel von Philosophie gehört, um als nackte Positivisten bei der Erforschung des sinnlich wahrnehmbaren Thatbestandes stehen bleiben zu mögen, sie gehen speculativ mit Hypothesen und Theorien über diese Grenzen hinaus, aber erreichen auf diesem ihnen ungewohnten glatten Boden philosophischen Nachdenkens die Sicherheit des Gehens und Laufens, die ihre Vorgänger Demokrit, von Holbach und Cabanis besaßen, bei weitem nicht.

Nur einer der neueren deutschen Materialisten wäre noch zu nennen, der in dieser Hinsicht eine Ausnahmestellung einnimmt, weil er wenigstens an Klarheit und Unbefangtheit des Denkens alle seine stoffgläubigen Collegen der Neuzeit überragt, ich meine Heinrich Ezoibe. Aber gerade er ist zugleich wieder ein höchst lehrreicher Beleg für die alte Wahrheit,

daß der Materialist, je tiefer er nachdenkt, um so sicherer sich über den eigenen Standpunkt hinausspeculirt und dann entweder wie Haedel und Andere zu einem allbeseelenden Pantheismus mit idealistischem Anstrich, zum naturalistischen Monismus, um den jetzt beliebten Kunstausdruck zu gebrauchen — oder wie eben Czolbe zu einem die Grenzen unseres Erkennens anerkennenden Positivismus des Erfahrungswissens gelangt.

Czolbe war Arzt und lebte zuletzt in Königsberg. Als nach der Göttinger Naturforscher-Versammlung im Jahre 1855 der Streit über Leib und Seele auf seinem Höhepunkt stand, trat Czolbe als Verfechter des Materialismus auf den Kampfplatz mit einem größeren Buche, welches „im Entwurf eine neue Darstellung des Sensualismus“ darbieten sollte. Nicht mit Unrecht vermühte Czolbe in der Vertretung des Materialismus eine solche Darstellung, welche sein Grundprincip präcise bestimmt und danach die wichtigsten Fragen über den Zusammenhang der Dinge so beantwortet, wie es in jedem philosophischen Systeme zu geschehen pflegt. Was in neuester Zeit Feuerbach, Vogt, Moleschott und Andere dafür geliefert, seien nur anregende fragmentarische Behauptungen, die bei tieferem Eingehen in die Sache unbefriedigt lassen müßten. Nicht einmal den Versuch hätten dieselben gemacht, die von ihnen behauptete Erklärbarkeit aller Dinge auf rein natürliche Weise im Einzelnen nachzuweisen. Sie sagten nur, daß die Materie Substanz und Ursache aller Erscheinungen und Thätigkeiten sei, aber weder einen befriedigenden anschaulichen Begriff von Materie, noch von der Art und Weise, wie daraus Alles entstehe, gäben sie. Somit sei ihr Materialismus wenig mehr als unklare Redensart, ebenso dunkel und unverständlich als die übersinnlichen Annahmen ihrer Gegner.

Czolbe wollte nun wenigstens an einem Punkte diesem Mangel abhelfen, indem er die Wahrheit des materialistischen Satzes, daß alle unsere Erkenntniß und all unser Wollen aus sinnlicher Wahrnehmung stammt, anschaulich zu erweisen sucht. Zur tieferen Begründung dieses Nachweises legte er seine materialistischen Ansichten über das Wesen der Materie, über die Natur physikalischer und chemischer Kräfte in einer Weise dar, die allerdings an philosophischem Nachdenken die Betrachtungen der übrigen Materialisten über diese Gegenstände weit überragt. Im Anschluß an Dyllis Ansicht widerlegt er sodann die Annahme von einer Entstehung der Welt, behauptet also die Ewigkeit der vorhandenen Stoff- und Kraftverhältnisse, und sucht ferner darzuthun, daß der Zusammenhang des Zweckes gewissermaßen eine höhere Potenz oder Combination des Causalzusammenhanges ist. Alle Einzelzwecke der Welt aber scheinen ihm nur dem einen Endzweck zu dienen, dem Glück der Lebenden Wesen. Diesen Endzweck auch für die Menschen zu befördern, galt ihm als Aufgabe der Politik, und je mehr dieser Zweck erreicht wird, je mehr also die Menschen auf Erden diese Glücksbefriedigung

finden, um so weniger würden sie nach einer überirdischen jenseitigen Welt und nach einer Fortdauer unserer Seele zu neuem Leben verlangen. Der Glaube an eine übersinnliche Welt höre dann auf. Befriedigt mit dem irdischen Dasein, so lange sie es genießen, werden die Menschen dann keines Gottes und keiner im Glauben an ihn bestehenden Religion mehr bedürfen. Der Philosoph findet schon jetzt in dieser Weltansicht Trost und Ruhe, die andere Menschheit kann einstweilen noch jenen Glauben nicht entbehren und vermag sich nur allmählich zur Höhe jener philosophischen Weltbetrachtung zu erheben.

Mit seiner neuen Begründung des Sensualismus namentlich wollte Czolbe der 1852 erschienenen geistvollen medicinischen Psychologie Lohes entgegen treten, die seiner Ansicht nach in neuester Zeit das Gründlichste gegen den Sensualismus eingewendet habe. Dieser ausgesprochene Gegensatz veranlaßte Lohz, das Buch Czolbes in den Göttinger gelehrten Anzeigen 1855 Stück 153—158 eingehend zu besprechen und das Ungenügende seiner sensualistischen Ableitung des Selbstbewußtseins aus dem angenommenen Schraubenlauf des Nervenstrones darzuthun. Czolbe antwortete im folgenden Jahre mit einer Schrift „Entstehung des Selbstbewußtseins“, die seine Behauptungen noch zu rechtfertigen suchte. Aber schon hier bekennt er unbefangen, wenn die Naturforscher mit Recht daran festhielten, daß seine Ansicht, wie die äußeren Reize sich mechanisch in's Gehirn fortpflanzen, ein überwundener Standpunkt sei, bleibe auch die Auffassung der speculativen Philosophie unwiderlegbar. Aus der bloßen Gehirns substanz, ohne daß etwas von Außen hineinkomme, würden Vogt und Moleschott sich vergeblich bemühen, die Thatsache der Sinnesqualitäten und des Bewußtseins in irgend begreiflicher Weise zu entwickeln. Im Uebrigen gab er zu, daß durch seinen Begriff vom Bewußtsein der Materialismus in einen dem Leibniz'schen ähnlichen Idealismus umschlage und daß seine Ansicht von der Ewigkeit der Welt die Verwirklichung der Platonischen Ideenlehre sei. In sein Streben sollte jetzt sogar dahin gehen, durch geläuterten Naturalismus einen das Gleichgewicht zwischen Gefühl und Verstand wieder herstellenden neuen, gefunden Idealismus herbeizuführen.

Weiteres Nachdenken brachte Czolbe dann nach einigen Jahren dahin, offen zu bekennen, daß er nun doch zu der Einsicht gelangt sei, der gewöhnliche Materialismus sei nicht im Stande, das Verhältniß von Stoff und Kraft, die Entstehung organischer Gestaltungskräfte und die Entstehung des Bewußtseins zu erklären, hier bei diesen Problemen anerkannte er nun die Grenzen menschlichen Erkennens. Im Uebrigen hielt er seinen aus Erfahrung begründeten idealistischen Atomismus und Atheismus fest. Diesen seinen neu gewonnenen Standpunkt hat er ausführlich dargelegt in seinem 1868 erschienenen Werk: „Die Grenzen der menschlichen Erkenntniß im Gegensatz zu Kant und Hegel. Naturalistisch-

teleologische Durchführung des mechanischen Prinzips.“ Nach seinem Tode ist dann noch im Jahre 1875 von seinem Freunde Oberlehrer Johnson in Plauen eine nachgelassene Schrift herausgegeben, „Grundzüge einer extensiven Erkenntnistheorie“ betitelt, in welcher der Versuch gemacht wird, durch die Raumtheorie eine neue Brücke zwischen den Ufern des Idealismus und Materialismus zu schlagen.

Mit diesen letzten Gedanken bewegte sich Czolbe in Bahnen, die auch Ueberweg, mit dem Czolbe in Königsberg lebhaft verkehrte, in seinen letzten Jahren gegangen ist. Der geistige Verkehr dieser beiden Männer war überhaupt für die Entwicklung Beider belangreich. Er hatte das seltsame Ergebnis, daß im Verkehr Ueberweg durch Czolbe immer materialistischer und dagegen Czolbe durch Ueberweg immer idealistischer wurde. Czolbe, der mich persönlich wiederholt besucht hat, an den Ufern der Elbe sowol wie später am Rhein, war eine aufrichtig forschende, sinnende Natur, ein Mensch von unbefangenen Nachdenken und tiefem Gemüth. Die materialistischen Lebensarten und Gemeinplätze blendeten und bestachen ihn nicht, er wich in vielen Dingen stets von den zur Zeit anerkannten Grundsätzen dieser Richtung unbefangen ab und ging selbst denkend eigene Wege. So hatte die bei den Materialisten so beliebte Gegenüberstellung der mechanischen und teleologischen Weltbetrachtung und die Verwerfung der letzteren für ihn keinen Sinn; er dachte Beides stets vereinigt und ging mit Vorliebe den Zwecken der Naturdinge nach. Gar nicht beruhigen wollte er sich, als wir in einem Handlungsgarten an der Elbe die wunderbaren Blattschläuche des zeylonischen Kannenstrauches (*Nepenthes*) sahen, den Zweck dieser seltsamen Natureinrichtung wünschte er bringend zu erkennen. Ebenso eigenthümlich war sein Verhältniß zur Religion. Für sich war er ein frommer Atheist, aber er hatte doch Verständniß für den Sinn der Anderen, für den Sinn insbesondere, den die Menge des Volks für den Offenbarungsglauben und seinen Cultus haben und auch nach seiner Ansicht noch lange haben werden. Als er mich das letzte Mal in Bonn besuchte, kam er von Rom. Dort hatte ihn, wie er mir selbst erzählte, bei einer großen Fremdenaudienz vor dem Papste Pius die andächtige Hingabe der Menge zum gefühlvollen Kniefalle selbst mit hingerissen. Hätte Czolbe noch länger gelebt, wer weiß, ob er sich nicht aus seinem Atheismus noch ebenso herausspeculirt hätte, wie früher aus seinem Materialismus. Für die Geschichte des zeitgenössischen Materialismus ist er unstreitig die interessanteste und zugleich für uns eine besonders lehrreiche Erscheinung, insofern er unsere Behauptung rechtfertigt, daß der Materialismus, je wissenschaftlicher über seine Grundlagen speculirt wird, um so rascher den eigenen Boden zu verlieren und in einen idealistischen Naturalismus umzuschlagen pflegt, der mitunter atomistisch anfängt und doch gewöhnlich pantheistisch endet, weil der menschliche Geist ein zusammenhangloses Getriebe der Einzelkräfte dauernd nicht zu denken vermag

und so wie er den Zusammenhang denkt, auch ein einheitliches Weltwesen als Träger des Zusammenhanges denken muß.

Unsere Umschau über die Bewegungen auf dem Boden des zeitgenössischen Materialismus mag damit hier ihren Abschluß finden, die bedeutenden Hauptströmungen sind jedenfalls geschildert, alles sonst noch zu Nennende betrifft abgeleitete Nebenströme, die das angeblich reine Quellwasser des großen Gedankenstroms nur über das Geistergebiet unseres Volkes weiter ausgegossen haben.

Und dieser so mächtige Strom soll nun in der That mehr als vieles Andere dazu beigetragen haben, der Philosophie zu nützen, welche der Materialismus als Wissenschaft vernichten wollte?

Unzweifelhaft ist dem so. Zunächst brachten gerade die festen und übertriebenen Behauptungen des Materialismus auch bei besonnenen Naturforschern wie Dubois-Reymond, Virchow und Anderen zum Bewußtsein, daß hier abermals eine Grenzüberschreitung unseres Wissens und Erkennens vorliegt, daß es sich nicht um sichere Darlegung eines neuen Thatbestandes handelt, sondern nur um eine neue Formung eines alten, schon wiederholt dagewesenen Glaubens. Und auf dem Boden der Naturforschung selbst erwachte ein neues Verlangen nach Philosophie, das neue Betrachtungen über lauter philosophische Probleme, wie über Stoff und Kraft, über das Wesen der Atome, über Ursächlichkeit und Zweckwirkung, über Zufall und Nothwendigkeit, über Leib und Seele, über Sinneswahrnehmung Denken, Welt und Gott hervorrief.

Und andererseits fühlten auch die Philosophen von Fach das Bedürfnis, diesem Verlangen der Naturforscher entgegen zu kommen. Nicht wenige jüngere Kräfte vertieften sich in Naturstudien und erörterten die genannten Probleme mit neu erworbenem Naturwissen dann auf ihre Weise. Schon brachte dieser Eifer manchen werthvollen Beitrag zu einer zukünftigen Naturphilosophie, die auf festerem Boden stehen wird als die alte und die Psychologie hat unstreitig auf dem Gebiete der Sinneslehre durch diese naturwissenschaftliche Befruchtung bessere Förderung erhalten als durch das philosophische Raisonnement vieler Jahrhunderte. Die Psychophysik ist fast eine selbständige Disciplin der Psychologie geworden, zu deren Aufbau sich Philosophen, Physiker und Physiologen helfend die Hand gereicht haben. Auch die Lehre vom Denken, die Logik hat in dieser Wechselwirkung unstreitig schon Manches gewonnen und wenigstens angefangen ihr altes scholastisches Schulkleid vor der Hand ein wenig auszuklopfen und zu säubern, bis ein neues zeitgemäßes Gewand fertig sein wird.

Hat der Materialismus nun in Wahrheit so gute Folgen für die Philosophie der Gegenwart schon gehabt, so ist es verkehrt und undankbar, wenn unsere neueren Werke über Geschichte der neueren Philosophie gar so kurz und wenig eingehend dieser Zeitströmung gedenken.

Ueberwegs Berücksichtigung derselben in seinem Grundriß der Geschichte der Philosophie besteht fast nur im Citiren von Büchertiteln, nur über Eozolbes Ansicht erfahren wir nebenbei Einiges. Noch weniger ausreichend scheint mir die geringschätzbare kurze Art, mit welcher Erdmann in seinem 1870 in zweiter Auflage erschienenen Grundriß der Geschichte der Philosophie dieselbe abthun zu dürfen meint. Gewiß mit Recht hob er hervor, daß nur Unkenntniß des schon Dagewesenen den modernen Materialismus für etwas Neues oder gar Epochenmachendes ansehen konnte. Man mag auch Bedenken tragen, in dem großen Anklang, den diese materialistischen Schriften zur Zeit finden, den Beweis zu sehen, daß diese zusammenhanglose aufgelesene Weisheit verdient die Philosophie der Gegenwart oder gar der Zukunft genannt zu werden. Aber es scheint doch wenig angemessen, diese Meinung mit dem Spott abzufertigen, wenn der Massenanhang entscheide, habe der Materialismus schon am heiligen Gambrinus seinen Meister gefunden, der doch viel mehr und viel eifrigere Anhänger besitze, denn bis jetzt sei doch noch kein Beispiel vorgekommen, daß die Vertheuerung eines Moleschott'schen oder Büchner'schen Buches Aufstände in großen Städten hervorgerufen habe.

Gerechter hat wenigstens mit einigen allgemeinen Worten Zeller in seiner 1875 in zweiter Auflage erschienenen Geschichte der deutschen Philosophie seit Leibniz neben der kurzen Bezeichnung der Schwächen in den Grundbegriffen und Grundbeweisen doch auch die Bedeutung der materialistischen Zeitströmung hervorgehoben. Einerseits liege in dem Materialismus doch eine dringende Aufforderung an die Philosophie, die physiologischen Thatsachen mit ihren Voraussetzungen in Einklang zu bringen; und andererseits spreche sich in ihm wenigstens mittelbar doch auch wieder das Bedürfniß aus, die Naturforschung mit einer umfassenderen Weltansicht, wie sie die Philosophie darbiete, in Verbindung zu setzen. Auch die Materialisten unserer Tage könnten den Einfluß der Philosophie nicht verleugnen; die Revolution, welche Kant in dem Denken unseres Jahrhunderts hervorgerufen habe, sei auch an ihnen nicht spurlos vorübergegangen. Aber auch Zeller läßt es mit diesen allgemeinen, gewiß treffenden Bemerkungen sein Bewenden haben.

Auch Harms in seiner 1876 erschienenen Philosophie seit Kant begnügt sich über diese doch immerhin bedeutende Zeitströmung kurz zu bemerken, die populären Schriftsteller des Materialismus, Moleschott, Vogt, Büchner und Andere hätten mehr die polemische als die positive Seite des Materialismus entwickelt. In der Polemik seien sie stark, in der positiven Begründung und Ausführung ihrer eigenen Ansicht aber sehr schwach. Und ihre negativen Lehren seien in der That nur vorzeitige Folgerungen aus der im Voraus angenommenen Lösung eines Problems. Wenn der Materialismus dargethan hätte, daß es nur körperliche Dinge gebe und daß alle Erscheinungen sich daraus erklären ließen,

dann würden jene negativen Lehren daraus nothwendige Folgerungen sein. Allein gerade in der Begründung seiner eigenen Weltansicht, in der Lösung seines Problems, alle Erscheinungen, auch die geistigen, allein aus dem Stoffe zu erklären, habe der Materialismus außerordentlich wenig geleistet. Er wiederhole nur desultorisch in's Unendliche seine eigenen Glaubenssätze und Prophezeiungen und ende jetzt schon mit einem sentimentalischen Idealismus.

Das mag Alles treffend und richtig sein, aber die Aufgabe der Geschichtschreibung einer Zeit kann doch nicht darin sich erschöpfen, dem Leser die eigenen Behauptungen des Geschichtschreibers vorzusetzen, ihm eigene Urtheile statt thatsächlicher Schilderung darzubieten. Und die Geschichte der Philosophie wird überdies unlebendig erzählt, wenn sie nur ein Bericht über die Systeme einzelner Hauptphilosophen ist und nicht zugleich eine lebendige Schilderung der Nachwirkung jener Systeme und ihrer einzelnen Gedanken auf Mit- und Nachwelt. Nur in der lebendigen Entwicklung dieser Wechselwirkung wird deutlich erkannt, daß die Philosophie noch immer eine wichtige Culturmacht im Menschenleben ist.

Mag die vorstehende Schilderung sowie ihre Folge als der Versuch eines Beitrages zu einer solchen inneren Zeitgeschichte angesehen werden.





Wieder einmal über die Mode.

Don

fr. Vischer.

— Stuttgart. —

Vorbemerkung der Redaction.

Der nachstehende Aufsatz Fr. Vischers enthält in seinem ersten Theile einige unverhüllte, kräftige Ausdrücke, die, wie wir uns keineswegs verhehlen, bei einem Theile unserer Leser und namentlich unserer Leserinnen Anstoß zu erregen geeignet sind. An diejenigen unserer verehrten Leser, welche an solchen ungehörigen Verbheiten ein Aergerniß nehmen könnten, richten wir daher die ergebene Bitte, die ersten sechs Seiten der Vischer'schen Abhandlung nicht zu lesen, und bitten sie ferner, es verzeihen zu wollen, wenn wir ausnahmsweise für einen geringen Theil des vorliegenden Heftes die Oeffentlichkeit ausschließen, soweit wir es eben vermögen.

Daß uns die Rücksichtnahme auf die gewiß berechtigte Empfindlichkeit einer Minderheit nicht veranlassen konnte, den Aufsatz ganz bei Seite zu legen, werden alle Diejenigen begreifen, welche von der unseres Erachtens in jeder Beziehung hervorragenden Arbeit des bedeutendsten unserer Aesthetiker Kenntniß nehmen und an deren tief-ernstem Inhalte wie an der eigenartigen und geistvollen Darstellung sich erfreuen werden.

Es bedarf daher auch keiner besonderen Erklärung dafür, wie sich die Redaction es nicht anmaßen konnte, dem berühmten Gelehrten und ausgezeichneten Stilisten das Penjum handwerksmäßig zu corrigiren. An einem so sorgfältigen, überlegten, ausgereiften und individuellen schriftstellerischen Erzeugnisse durfte die fremde Hand nichts ändern und mildern — sit ut est, aut non sit. Und da der geehrte Herr Verfasser, mit dem wir über diese Frage correspondirt haben, sich außer Stande erklärt hat, der Allgemeinheit der Leser nach der von uns angedeuteten Richtung hin Concessionen zu machen, so haben wir uns ohne Schwanken zur Veröffentlichung der Abhandlung, so wie sie geschrieben worden ist, entschlossen. Wir sind überzeugt, damit das Richtige getroffen und im Interesse unserer Leser gehandelt zu haben.

Die Redaction.



er über die Mode schreibt, kommt aus dem Widerspruch entgegengesetzter Stimmungen nicht heraus. Die eine ist klar, stolz, ja ziemlich erhaben. Von ihr geschwellt, hatten wir folgenden Anfang niedergeschrieben.

„Thöricht, auf Besserung der Thoren zu harren“: so thöricht waren wir schon damals nicht, als wir „Vernünftige Gedanken über die jetzige Mode“*) vorbrachten, es war vor neunzehn Jahren; der Titel war Nachahmung zum Spaß und der Ernst hinter dem Spaß sollte unter Anderem bedeuten, man traue sich so viel Vernunft zu, einzusehen, daß man die Leute nicht vernünftig machen kann. In der That, wer über die Mode schreibt, wäre ein Narr, wenn er meinte, auch nur das Geringste zur Heilung ihrer Verrücktheit beitragen zu können. Warum aber doch schreiben? Zu welchem Zweck? Nun, das Wörtchen Zweck möchte ich bitten lieber ganz beiseite zu lassen. Es muß ja nicht Alles einen Zweck haben. Aber freilich, einen Grund hat Alles und verstehe ich recht, so ist hier der Grund der: wir müssen schreiben für spätere Generationen, vor deren heller gewordenem Auge unsere jetzige Mode als unbegreifliches Zerrbild auf der Fläche der Vergangenheit liegen und denen wir als blinde, der Selbsterkenntniß bare Wesen erscheinen müssen; zu ihnen soll Kunde gelangen, daß die Wir doch nicht Alle waren, daß nicht sie erst sehen, sondern daß es jederzeit Einige gibt, welche sehen, welche nicht dumpf in der Schafheerde dem Leithammel Modeton folgen; kurz, wenn sich die Zukunft bewußter vorkommt, als unsere dann Vergangenheit gewordene Gegenwart, so soll sie doch merken, daß es immer Bewußtsein gegeben hat. Die Klagen, die Predigten, der Spott auf Moden-Unsinn und Hoffarth sind so alt, als die Bildung. Neben dem Kameel mit dem Affen auf dem Höcker, genannt Mode, ist, so lang es durch die Welt trabt, auch die Satyre hergetrabt, bald als Hanswurst in bunter Jacke, bald als Bußprediger in schwarzem Rock und Mantel; es wäre nur langweilig, die Reihen der Strafredner, Spötter und Lacher durch die Jahrhunderte zu verfolgen; sollten wir denen, die nur von Juvenal und Martial wissen, eine Vorlesung halten über die Kostüm- und Sitten-Satyriker des achtzehnten, siebzehnten, sechzehnten, fünfzehnten, insbesondere des vierzehnten Säculums, um dessen Mitte der Narrentanz des Weibes Mode in ganz Europa zum ersten Mal seit dem Untergang des klassischen Alterthums so recht losging, sollten wir aus dem siebzehnten etwa Moscheroschs Capitel Alamode-Rehrens abdrucken oder daraus wenigstens die vielen, enggedruckten Seiten über Hüte, Bärte und Läge, sollten wir dann zurück zu den Griechen wandern und weiter in den Orient bis zu Jesaias? Fällt uns nicht ein; warum

*) Morgenblatt 1859. Wieder abgedruckt Krit. Gänge. Neue Folge Bd. 1. 1861.

sollten wir durch Wißerei verrathen, daß unser Wißsen Stückwerk ist? Stein und Bein kann man darauf schwören, daß schon die Aegypter, die Aßyrer, die Perser, die Indier in Olims Zeiten ihren Juvenal oder Rabelais gehabt haben, aber wer weiß ihre Namen? — Ein großer Theil dieser Bewußteren hat gemeint, bessern zu können, und diese Meinung bedingt allerdings einen Abzug von der Ehre ihrer Bewußtheit, der Helle ihres Auges, aber genug, sie sahen doch und so stehen sie über dem blinden Rudel der Mehrheit; sie stehen, sage ich, nicht: sie standen, denn die kleine Minderheit der Sehenden ist nur Eine Kette, die durch die Weltalter läuft, obwol wir lang nicht alle ihre Gelenke kennen, diese Wachen bieten sich die Hand über die Kluft der Jahrhunderte; wo sie nicht sichtbar sind, dürfen wir, wie gesagt, sicher sein, daß sie da waren, und so ist dieses Bewußtsein, das sich aus der schweren, die blinde Menge umfangenden Dämmerung hebt, immer gleiche Gegenwart dem menschlichen Geschlecht. Und billig muß man doch auch sein gegen den Wahn, es sei den Narren zu helfen, gegen den Eifer, drein zu schlagen, damit es besser werde. Man darf es auch nicht vergessen, daß die Kleidermode — und in dieser Beschränkung nimmt unsere Aufschrift das Wort — von der Sittenmode sich nicht völlig trennen läßt, und man wird es nicht mit Martial, der freilich nur lacht, gegen Juvenal halten, der beißt. Auch kommt es auf den Grad der Geduldprobe an. Die nachdenklicheren Menschen haben für gewöhnlich Anderes und Besseres zu thun, als sich um das Werk des Schneiders, Schusters und Hutmachers zu kümmern, die Mode hat auch ihre zahlmeren Zeiten, nur in den Epochen, wo sie toll wird, schauen die Freunde des Maßes auf und erheben die Stimme, dann treibt sie es aber auch gewöhnlich bunt, so bunt, daß es kaum zum Aushalten ist und daher auch kein Wunder, daß auch der Klare in die Täuschung verfällt, sein Wort müsse doch etwas fruchten. Der Hoffnung kann sich ja Niemand entziehen, der Drang, die bessere Zukunft herbeizuführen, liegt aber so hart neben der Hoffnung, daß man beide kaum unterscheiden kann.

So weit hatte ich geschrieben und ganz gemüthlich weiter schreibend war ich im Begriff zu verstehen, daß ich mich selbst eben gar nicht immergleicher philosophischer Ruhe rühmen dürfe. Ich merkte nicht, daß ich damit nicht in eine bloße Abschwächung meines stolzen Anfangs, sondern in einen vollen Widerspruch hineingelange. Das muß aber erkannt, das muß gesagt sein, es will betont sein, daß man diesen Widerspruch nicht vermeiden kann, denn es führt auf eine Schwierigkeit, die tief in der Sache selbst liegt. Unser Gang wird uns darauf führen. Und nach dieser Einschaltung fahre ich mit erleichtertem logischem Gewissen im alten Texte fort.

Schreiber dieses, den der Leser, weil er sich merklich zu den Klaren rechnet, bereits der Selbstgefälligkeit zeihen wird, zupst sich an der eigenen

Nase. Sein lachender Seufzer von 1859 geht in ein Aufathmen der Hoffnung über, er vertraut, das Plagen der Krinoline werde der Ausgang eines vernünftigen Kleides sein; er kann nicht verbergen, daß er dazu beitragen will, diesen Naturprozeß zu beschleunigen, er predigt. Arme, wohlweise Hoffnung! Wie ist es gekommen! Gekommen just in der Heldenzeit unserer Nation! So geht es! Und trotz dieser Erfahrung muß auch diesmal gestanden werden, daß wir uns vor Rückfall aus Betrachtung in Befehrungseifer keineswegs sicher fühlen, daß uns insbesondere noch ganz dunkel ist, wie der Schluß unseres unsichern Sermons ausfallen wird. Sei es drum!

Wie Rede und Schrift, so folgt auch die Kunst der Gugelfuhr der Mode auf dem Fuß, sie ist lustiger, freier von Befehrungswahn und hüpfst ihren spöttlichen Grotesk-Tanz sich und den Leuten einfach zum Vergnügen. Warum sollte sie auch eifrig sein, zu bessern? Woher sollten Fliegende Blätter, Kladderadatsch, Punsch, Caricature, Charivari, Spirito Folletto genug des Stoffes ziehen, wenn die Narrenkappen, die Gouchröcke nicht immer neu und dicht wüchsen wie Kartoffel in einem guten Jahr? Doch auch diese heitere Person, die Kunst, spielt nicht immer gar so harmlos; sie kann schon recht in's Fleisch schneiden und wer aufmerksam zusieht, wird es schon ihren Linien anmerken, ob unter ihrem Lachen ein Grimm kocht oder nur ein behaglicher Kitzel. Auch sie kann ja nicht vergessen, daß die Dinge zusammenhängen, verlacht sie Kleider, so verlacht sie immer auch Sitten und da wird sie bald fein, bald grob verfahren, wird bald einem lächelnden Erasmus, bald einem eifernden Hutten gleichen, je nach Gegenstand und Stimmung.

Fein oder grob: eine schwere Frage für den besonders, der mit dem Worte zeichnet. Bei der Kleidermode handelt es sich so vorherrschend um die weibliche, daß die Hütchen, Röckchen, Schühlein, selbst uns wie mit winkenden Fingerchen zu mahnen scheinen: sei fein! sei kein Lämmel! Eine Seele von Stein müßte man im Busen tragen, wenn man nicht den besten Vorsatz hätte, zu gehorchen, sich nach Kräften ziellicher Schreibart zu befleißigen. Aber was hilft das Alles! Was nicht möglich ist, ist nicht möglich!

Und dieser Seufzer führt in *mediam rem*.

Wir hielten die Krinoline für das Symbol des zweiten Kaiserreichs in Frankreich, seiner aufgeblasenen Lüge, seiner windigen und proßigen Frechheit. Es stürzte und uns fiel es zwar nicht ein, mit etlichen Wiederfrauen von einer deutschen Tracht zu träumen, aber, wie bereits gestanden, wir hofften, es werde etwas kommen, eine Form, welche irgendwie ausdrückte, daß die Wahrheit über die Lüge gesiegt habe. Ja freilich, so etwas ist auch gekommen, aber es ist eine andere Wahrheit, als die wir meinten. Die Pariser Welt hatte just vor dem Sturze des Kaiserreichs noch Zeit, in der weiblichen Mode eine andere Seite ihrer

Stimmung hervorzuföhren, und die Republik war sich nicht zu gut, sie aufzunehmen und zu behalten, aber auch die Frauen und Töchter der deutschen Heldenieger beeilten sich sanmt ihren Schwestern in Europa, das expressive Sinnbild einer lieberlichen Gesellschaft, das falsche Gegenheil des Reifrocks, anzulegen und wie ein Heiligthum treu zu bewahren bis heute.

Das Kleid wird quer über den Leib geschnitten und spannt über — da haben wir's gleich! Wie wäre das zierlich auszudrücken? Sollen wir sagen: über die gewölbte Plastik des Mittelkörpers? oder: über die gewisse Gegend, wohinter sich die Verdauungsstätte befindet? Wäre das nicht viel cynischer, als wenn wir ehrlich schreiben: über den Bauch? So steht's mit dem guten Vorsatz, fein, elegant und grazios vorzugehen! Es wird dienlich sein, wenn wir ohne Verzug nachfragen, wie es bei einem solchen Schnitt den nicht Jungen, nicht Schlanken ergeht. Man sollte meinen, eine Mode müßte so beschaffen sein, daß auch diese sich noch darin sehen lassen können. Wie ist das möglich bei einem Schnitte, der den Bauch heraustreibt! Der *castigatus venter* der Jugend: da geht's noch an, läßt sich's zur Noth hinnehmen. Aber die Formen der Reife, der Ueberreife, der Fettigkeit — nun, ich frage, wer sieht es nicht hundertmal des Tages mit Ekel, wenn so ein vorgewölbter tuchüberspannter Bauch vor ihm aufschwillt! Man hätte erwartet, daß sie mit Schwert, Spieß, Ofengabel auszögen gegen den Verrätherschnitt alle diese Verrathenen! Aber Gott behüte! Die Alten pfeifen wie die Jungen singen und ganz zufrieden und glücklich trägt die gedunsene Bettel ihre Trommel vor sich her über Straße, Zimmer und Parket des Salon. Es ist keine Schande, dick zu sein; wir sind keine Spartaner mehr, die einen dick gewordenen Mitbürger verbannten, aber wenn eine Dame diesen Umstand so accentuirt, wie es durch den jetzigen Kleidschnitt geschieht, darf sie sich über das derbe Wort nicht beschweren.

Es ist aus der Statistik der Prostitution bekannt, daß die verlorene Dirne einen Stolz darin sucht, von der Natur noch der Mutterchaft gewürdigt zu werden, ein Wunsch, womit nicht im Widerspruch steht, daß ihr die Beschwerlichkeit und das Entstellende in dieser Ehre nicht willkommen ist. Sie ergreift daher gern den Mittelweg, zu scheinen; sie legt auf *pour deux mois*, *pour trois mois*, nur natürlich nicht weiter. Das Spannen des Kleides über den Bauch erspart aber etwa das *pour deux mois*.

Es erhellt mit unerbittlicher Logik, daß diese Mode — und es hilft nichts, wir müssen deutsch reden — eine Dirnenmode ist.

Weiter! Spannt das Kleid über den Bauch, so wird Hüfte, Schenkel und Schwellung gegen hinten in den Umrissen natürlich ganz anders aufgezeigt, als wenn ein Kleid in fließenden Falten fällt. Wir sind, versteht sich, nicht so absurd, zu verlangen, das Weib solle in ihrer

Kleidung die schönen Linien verbergen, die schließlich mit feiner Geschlechtsbestimmung zusammenhängen; nicht so absurd, der Formenfreude zu zürnen, weil sie sich vom Reize nicht ganz trennen läßt; aber es sind Grenzen und hier sind sie zu Gunsten des groben Reizes überschritten. — Die Spannung bringt beim Sitzen zugleich gewisse Buchten mit sich, Schattenzüge in der Leistengegend auf beiden Seiten und nach der Schrittstelle hin convergirend — genug, genug — es ist so, daß der Anblick selbst einem Manne von nichts weniger als mädchenhaften Gesichtshautcapillargefäßen eine Schaamröthe für das Weib austreiben kann, das so vor ihm dastehen mag, daß er sein ganzes Gehirn vergeblich anstrengt, sich einen Begriff zu bilden, wie auf aller Welt es möglich sei, sich so in Kleidern nackt vor sein Geschlecht hinzupflanzen. Leicht lesen wir die entrüstete oder boshafte Gegenrede, die bei einem so starken Wort auf mancher Lippe schweben wird: „Dem Reinen ist Alles rein; ein sittsames Weib sieht und weiß das nicht, — es ist dein Blick, der das hinein-trägt.“ Wir werden die Antwort darauf nicht schuldig bleiben. Wir kennen das, wir wissen, wie sich die liebe Unschuld im Mitmachen unsauberer „Nouveautés“ verhält, und können uns vorerst nur nicht unterbrechen lassen in Verfolgung des saubern Textes.

Besagte Expression ist auch durch die Behandlung einer anderweitigen Partie des Kleides gegeben. Das weibliche Knie ist etwas eingezogen; dies ist durch die Breite der Hüfte bedingt und die Breite der Hüfte durch die Geschlechtsbestimmung; daher gehört diese Einziehung zu den Intimitäten des Körpers, die ein gleichmäßig fallendes Gewand schamhaft verbirgt. Die jetzige Mode hebt sie im Gegentheil hervor, denn nachdem sie dem Kleid ein Stück weit unterhalb der Hüfte wieder so viel Luft gegeben hat, als zur Hebung des Oberbeins absolut unentbehrlich ist, verengt sie es um die Kniee. Von da aus geht denn nothwendig ein ausdrucksvoller Faltenzug aufwärts nach hinten zu und vermehrt kräftig die Hebung des Profils der ganzen Gegend, die sich nach dem Sitzmuskel hin erstreckt. Und so haben wir wol genug beisammen, um das Wort zu rechtfertigen: in Kleidern nackt. Empören wir damit eine Unschuld, so wäre sie vorläufig zu fragen, ob ihr unbekannt ist, daß weltfeine Damen jetzt statt des dichteren Unterrocks hirschlederne Hosen tragen, um alle Formen vom Gürtel bis zum Knie recht rein plastisch heraus und hinein zu modelliren. Es ist gleichgültig, ob wir das Leibchen noch hinzunehmen, wie man es bei großer Toilette öfters sieht oder wenigstens vor Kurzem noch gesehen hat, Panzerleibchen genannt wenn wir nicht irren, — ein Ding, so pure und glattweg anliegend, daß man die Zusaffin schlechthin im Corset vor sich zu haben meint.

Also in Kleidern nackt. Warum nicht lieber ganz nackt? Nun, die Antwort ist nicht schwer: jenes ist pikanter, dies wäre unschuldiger.

Es ist dagewesen, wir wissen es ja. Der Classicismus der ersten

Revolution, fortgesetzt in's erste Kaiserreich, hat das Kleid ebenso über die Hüfte gespannt, was damals auch mit der hohen Gürtung zusammenhing. Man kann in diesem Vergleich zu Gunsten unseres Tagesgeschmacks anführen, daß wir die Kleider nicht so frech ausschneiden, wie es damals geschah. Wir kommen darauf zurück, für jetzt handelt es sich um den weit lederen Naturalismus tagheller Zeichnung und Heraushebung der Gegend vom Gürtel ab zu den Knien. Was soll aber die Berufung? Jener Zeit dient immerhin zu einem Grad von Entschuldigung, daß sie ganz naiv meinte, die genannte Form sei antik. Die Mutter der Gracchen, die Portia, die Octavia ist ja so gegangen, wie nachahmenswerth! Unsere archäologisch bewanderte Zeit weiß das besser, sie greift nach dem pikant reizenden um seiner selbst willen. Und übrigens ist Berufung auf frühere Uniform überhaupt keine Ausrede. Jene ist durch die Zeit überwunden, verurtheilt; das längst Gerichtete wieder aufzunehmen ist etwas Anderes, als blind dem Gericht in die Hände laufen, Rückfall schlimmer, als Lasters Anfang. Und wollen Sie, meine ungnädige Schöne, eine Wette eingehen, wenn ich behaupte: kämen heut wieder die Aspasiaen der ersten Revolution und ihres Vorabends, schnitten das Kleid auf einer Seite von unten bis an's Knie auf, trügen Sandalen und keinen Tricot, man thät's ihnen eben auch nach!? Top!

Offener Busen und Rücken ist allerdings jetzt in den Ballsaal und die Festabendräume verwiesen, hat sich da immer behauptet und wird sich leider wol immer behaupten. Darum hier ein Wort über die eigentliche Entblößung. Noch einmal verwahren wir uns: nur ein Mucker kann zeternd eifern, die schönen Formen der weiblichen Gestalt seien geschaffen, um von Niemand gesehen zu werden. Das Weib darf sich freuen, durch den vergönnnten Anblick des Naturkunstwerks ihrer Gestalt zu beglücken. Aber wen? Jedermann? Auf einem Ball und auch im Festsaal der ausgewähltesten Gesellschaft ist der Jedermann, den ich hier meine, sie sind da, die jungen und älteren Herren, die nicht mit reinem Bildhauerauge, sondern mit innerem (und im Hintergrund auch mit äußerem) Bodsgemäcker Ihre enthüllten Reize sehen, meine holde Sylphide! Und wären auch alle Tänzer und Salongäste idealgestimmte Skopas und Praxiteles, mögen Sie denn so vielen Bildhauern Modell stehen? Doch Sie werden so unerfahren nicht sein, nicht zu wissen, wie unsere liebe männliche Jugend jetzt im Café chantant sich bildet. Sie hängen aus wie den Becken auf dem Laden das, womit Sie doch billig nur den Einen beglücken sollten, der Sie liebt und den Sie lieben; sind Sie so unschuldig, daß Ihr künftiger Bräutigam Sie nicht dauert, wenn er in der Brautnacht denken muß: o, ein gut Stück davon hat mancher Ladenschwengel und vornehme Schwenkfelder auch schon gesehen und hat nachher ohne Zweifel bei einer Nymphe aus jenen Regionen davon erzählt und gespaßt.

Während wir dies schreiben, gelangt aus der großen Welt in unsere Einsiedlerzelle eine Kunde stark fleischlichen Inhalts. Ein junger Mann, noch in tanzlustigen Jahren, doch schon gefestigter Apoll, der diesen Winter in zwei größeren Städten Deutschlands Bälle der gewähltesten Gesellschaft besucht hat, thut uns zu wissen, daß heuer die Ballkronleuchter auf das denkbar Aeußerste von Entblößung herunterleuchten, ja daß man — ich frage noch einmal, ob es für das Schaamlose ein schaamhaftes Wort gibt? — daß man bei den Damen das Haar unter den Achseln gesehen habe; es gelte für Pflicht, so zu erscheinen, weil es vornehm sei, und für sehr bürgerlich, ein Aergerniß daran zu nehmen. Aber kein Glanz und kein Adels macht das Gemeine vornehm, und da eine vermeintliche Vorschrift des feinsten Tones zur Folge hat, daß auch das verblühte und überreife Weib seine Reize (?) bloslegt, so wird das Gemeine zum Ekelhaften, ja zum Schweiniichen. Das gehört in den Schmutzwinkel der feilen Schande, nicht in ein Haus der Ehre.

Dies als kurze, nur also ganz bürgerliche Episode; ein Wörtchen jetzt von dem Aufputzsystem. Die Einziehung des Kleides am Knie wird zur schritthemmenden Fessel erst so recht durch die Zugabe der tunique nebst dem Geschlepp verschiedentlicher Besätze mit allerhand Namen: Franzen, Bolants, Pliffés und weiß der Himmel, was Alles. Ein kürzeres Ueberkleid wäre ja an sich ganz hübsch und möchte die schöne Trägerin mehr oder minder zur „Diana“ vergöttlichen, nur vorausgesetzt, daß es fallende Faltenlinien des Hauptkleids nicht zu stark durch eine Querlinie bräche, sondern gefällig mit ihnen fielen. Davon geschieht ja aber nach dem jetzigen Princip das Gegentheil, dieser Halbrock läuft, die Einengung vermehrend, schmal über dem Knie hinüber und dann seitlich zur Hüfte hinauf, und so hat denn, die genannten Verzierungsanhängsel dazu genommen, das Knie ein hübsches Stück Arbeit, vorwärts zu dringen. Man muß die Kraft bewundern, womit die zarten Gestalten, mit diesem vielen Ornament umhängt, von all dem Gebimmel und Gezottel umschlenkert sich fortbewegen. „Sie scheint mit geschlossenen Füßen zu gehen“ — armes Gretchen! Marschiren heißt hier in Knieschellen sich fortzuschieben, heißt sich durch ein Gestrüpp hindurcharbeiten, das man nicht im Wege findet, sondern mitbringt. O Rhythmus, o Musik eines schönen Ganges, wie willst du aufkommen gegen all den Salat! Während wir schreiben, scheint die Mode sich darin etwas bekehren zu wollen; allein noch immer will sie sich nicht zum Einfachsten, Besten entschließen, zum Princip der einfach fallenden Falten; sie thut es nicht anders, allerhand Gewurl muß diesem natürlichsten Gesetze in den Weg gedrückt werden. Will denn das Weib nicht einsehen, daß es das einfach lange Kleid ist, was ihrer Erscheinung das Ideale gibt, allein schon dadurch, daß es die Höhe des Wuchses vergrößert!

Drehen wir die Figur, so finden wir zu unserem Troste, daß der

wie vom Wind aufgewirbelte Bausch jetzt verschwunden ist, der noch vor Kurzem einen Theil auszeichnete, den man nicht nennen soll und dessen ästhetischer Werth doch dem zarten Geschlechte sehr bewußt ist. Wir stimmen diesem Bewußtsein gerne zu und beharren muthig auf dem längst hingestellten Satze: keinen oder einen schlechten S haben ist immer ein ästhetisches Unglück. Nur ganz begreiflich, daß daher ein Bestreben durch die Jahrhunderte geht, diesen Theil zu heben. Aber wie hat man's nun getrieben! So mit Fingern auf jene Stelle weisen, das geht denn doch über den Spaß. Die Natur, ja die erlaubt sich mitunter, dort ein Ornament anzubringen, daß man so recht hinsehen muß; sie setzt einigen Bierkühlern und vielen Vögeln einen Prachtsschwanz an, sie färbt einigen Affen zwei betreffende nackte Flächen schön zinnoberroth oder himmelblau, sie dreht dem Pincher zwei niedliche gelbe Wirbelchen hin in Quittenform, aber Donnerwetter! muß ihr denn der Mensch, muß ihr gerade das Weib solche Witze nachmachen? Einmal habe ich Unglaubliches gesehen, und zwar an einem bildschönen Weib und in höllisch noblem Salon (ich mag gar nicht sagen, wie nobel, man könnte sonst meinen, ich wolle dick thun): da saß mitten in diesem Gebausch ein zierliches Köschchen just auf — nun, ich frage, ob es ein schickliches Wort gibt, um fortzufahren! Ich frage, ob ein Mensch die Ideenassociation in sich unterdrücken kann, die — unter Anderem auch von den Gesetzen der Nachbarschaft und des Contrastes geleitet wird, — ei pfui Teufel!

So schnell scheint übrigens die eintretende Besinnung von diesem Vor- oder eigentlich Hinterposten nicht lassen zu wollen. Noch immer hat dorthin der anzügliche, fürwitzige, wunderfällige Kobold Mode etwas zu nesteln und zu besteln, kann wie eigensinnige Kinder die Finger nicht davon lassen, will nicht begreifen, daß man dort lieber nichts thut, als nicht höchst taktvoll und behutsam. Ich erinnere mich zum Beispiel, erst kürzlich noch einen Sack, einen Beutel, rein decorativ nämlich, angebracht gesehen zu haben, sogar einen doppelten, — säuberlich, aber nicht sehr appetitlich.

Daß hier keine Kapuzinade geschrieben wird, soll nun durch die Liberalität bekräftigt werden, womit wir die Schleppe behandeln. Sie ist wirklich antik, ist festlich, sie hat Styl und das sichert ihr ein Recht auf Dasein trotz der Beschwerlichkeit für die Trägerin und ihre Umgebung. Aber sie gehört nicht auf die Straße, weil sie hier durch Staubaufwirbeln und Rothmitschleppen ihre Würde in Gemeinheit, ihre Pracht zum Aufwischlumpen verkehrt, sie soll sich für gewöhnlich auch nicht in Hausgesellschaft blähen, weil man da nicht vornehm thun soll auf Kosten der Behaglichkeit, sie gehört zur Repräsentation im Festsaal, sie ist feierliche Ausnahmeform.

Es sei vergönnt, jetzt nach den Füßchen zu sehen. Das Stöckel hat sich erhalten, seit wir zum letzten Mal kritisch gefrevelt haben. Ver-

ständig: der hohe Absatz verstärkt eine Linie, die unzweifelhaft schön ist. Häufiger als beim männlichen findet man beim weiblichen Fuß den schwungvoll gehobenen, also hohl stehenden Riß (süddeutsch: Keien). Diese Wölbung weist auf elastischen Gang, auf Anlage zu rhythmischer Bewegung, zu schwebendem Tanz. Das häßliche Gegentheil ist Plattfuß. Aber ist es denn nicht besser, wenn die organische Wohlbildung sich geltend macht ohne die lügnerische, übertreibende Nachhülfe mit all ihren Beschwerden und Gefährden? Wir müßten durch Wiederholung ermüden, wenn wir diesmal wieder darauf eingehen sollten; es sei daher zum längst Gesagten nur gefügt: längeres Tragen von Stöckelschuhen macht Affenbeine. Wir sind bereit, dies mechanisch, statisch, anatomisch, physiologisch des Näheren zu erhärten, falls nicht der correcte Schluß von selbst einleuchtet: der starke Absatz stellt die Ferse höher, als den Vorderfuß, stellt also das Schienbein schief und nöthigt so das Kniegelenk, mit dem Oberschenkel einen stumpfen Winkel zu bilden, und mit der Zeit wird diese Stellung zur bleibenden werden. So aber hängt das Affenknie vor, da es bei diesem Thier eben nicht zum Menschen, nicht zum ganz aufrechten Stand und Gang gereicht hat.

Springen wir nun kühnen Auges von der Basis zum Gipfel! Es wird auch hier etwas besser, der Haarthurn, im Hauptstück bestehend aus dem Ungeziefernest, Chignon genannt, scheint schwinden zu wollen. Sich höher zu machen, als man gewachsen, ist in Mann und Weib ein natürlicher Trieb. Was stecken die Wilden alles auf den Kopf! Man kennt auch die Mitren des Orients, Bischofs- und Papstmützen, die spitz hohen Pelzkappen der heutigen Perser und die Grenadiermützen. Locke im „Mikrokosmos“ hat seine Anmerkungen darüber wie über das ganze Gebiet; er zeigt, wie der Mensch in solche Erweiterungen seiner Persönlichkeit sich wirklich, wesenhaft fortgesetzt glaubt, als seien sie ein Stück von ihm. Die weibliche Mode hat in verschiedenen Jahrhunderten durch hohe Frisur, hochragende gesteierte röhren- und radförmige Hauben von diesem psychischen Naturgesetze Act genommen, man wolke nur in einem Trachtenbuch, z. B. den sogenannten Hennin*) nachschlagen. Nun ist das aber denn doch ein gefährliches Spiel. Die Regierungsform der Mode ist bekanntlich die absolute. Ihre Klasse nach der Individualität modificiren ist keine leichte Sache und setzt drei Dinge voraus: Erstens Willen; was das heißen soll, kann man sich ungefähr denken, näheres Eingehen verschieben wir auf eine andere Stelle. Zweitens Bewußtsein der Individualität, d. h. ein Wissen von der eigenen Gestalt wie sie eigentlich ist, und das Wissen ist bei der unendlichen Mehrheit auf das Allergößste beschränkt, die Meisten kennen ja nur die abstracten Kate-

*) Schief nach hinten fast ellenhoch aufragender zuckerhutartiger Kopfschmuck des 14. und 15. Jahrhunderts. Rest davon noch in der Normandie.

gorien: groß, klein, dick, schlank und so viel als Null von den Proportionen im Einzelnen. Drittens Geschmack; es versteht sich, daß er das Zweite in sich begreift oder voraussetzt, aber er enthält mehr, als diese Selbstkenntniß, er entscheidet, was nun geschehen soll, die Bekleidungsformen mit der Form, welche die Natur dem Individuum gegeben, in Einklang zu bringen. Er ist ein höchst schwieriger Begriff und wir müssen darauf zurückkommen; vorerst mag ein und das andere Bild diesem schwierigen Geschäfte vorarbeiten. Man konnte in der soeben verschwindenden Blüthezeit der Kopfaufthürmung einer dünnen Person mit langem dürrer Hals und sehr kleinem Kopfe begegnen, einem Wesen, dem alle Geister des Wohlverhältnisses zurufen mußten: setze doch oben etwas in der Breite zu, damit der besenreisartigen Verticalaren und ihrem tüpfeligen Schluß, dem armen Pünktchen Kopf eine Gegenwirkung geschaffen werde! Fällt ihr nicht ein! Sie treibt die dünne Senkrechte höher und höher, dem Pünktchen Kopf wird ein Haarobelisk aufgeklebt hoch auf diesem sitzt wieder ein Pünktchen, das mikroskopische Hütchen, und so geht denn ein langes lateinisches I, unten am Schaft mit etwas Arabesken, in den Straßen um. Oder dort in der Colonnade läuft mir ein längst verblühtes Weib in Sicht, auch mit sehr langem Hals, der aber auf groben Schultern vorgestreckt ragt, einer schief ausgezogenen getrockneten Gansgurgel ähnlich, darauf sitzt ein Kopf mit langem spitzem Kinn, zurückgeworfen, das Hinterhaupt groß und lang, dies nun mit dem langen Hals einen stumpfen Winkel bildend, und auf dem Hinterkopf weit draußen über Gelock und allerhand Gefetz und Geklunker das spöttlich kleine Hütchen mit Federn, Blumen, Maschen, weiß der Henker was Alles: ganz als trüge man auf langer schiefgehaltener Stange schief übergelegt irgend welche Narrengabe für ein altstädtisches Handwerkerfest, etwa eine mit allerhand Kraut, Binsen, Grasbüscheln verzierte geräucherte Rindszunge oder Popanzfrage durch die Straßen. Was treibt der Mensch Alles, um sein organisches Gebilde unter seine Menschenehre, nicht nur in's Thierische, sondern in die Region des Mechanischen, Vegetabilischen, humoristischer Artefacte hinabzudrücken!

Die eingetretene Wendung zum Bessern ist nicht so weit gediehen und wird wol nicht so weit gedeihen, Einfälle zu unterdrücken, wie in der Haarbehandlung die „Simpelfransen“. So nennt man bei uns den Kranz der kurz und meistens gerade abgeschnittenen Locken auf der Stirne. Eine allgemeinere Betrachtung, die sich allerdings ebenso gut an irgend eine Marotte knüpfen ließe, mag an diese Hätchen oder Borsten gehängt werden.

Das Weib — will hier sagen, das Mädchen — ist in einer übeln Lage, das muß man billig bedenken. Sie will einen Mann, das ist doch wahrhaftig in Ordnung, ist Naturordnung und sittliche Ordnung. Werben darf sie nicht. Sie muß sich finden lassen. Ob einer, ob der Rechte sie

findet, wer kann es wissen? Diese Ungewißheit, diese Abhängigkeit vom Zufall, der doch über ein ganzes Lebensschicksal entscheiden soll, trägt einen Zustand der Fraglichkeit, daher nothwendig der Unruhe, der Aufregung in's weibliche Leben, vollends in den Jahren, wo es hohe Zeit ist. Allein auch im Lenz des Lebens — man muß doch etwas thun, um sich leichter finden zu lassen, muß doch dem dummen Zufall etwas nachhelfen. Ganz und gar nicht zu verargen ist's, wenn der Gedanke sich dahin erweitert: und wie nett wär's, wenn mich Viele fänden! wenn ich nur so wählen dürfte nach Lust und die Uebrigen so ein bißchen zwicken und zerren! Merkwürdig nur, daß zu genannter Nachhülfe nie und nimmer die Schönheit als genügend gilt. Und ginge es auf ihre Kosten, der Puß muß es thun! Genug, es ist nur ganz natürlich, daß also eines der findungswünschenden Wesen etwa denkt: halt, ich mache meinen Kopf höher, da noch eine Masche, hier ein Band angenadelt, dort einen Lockenhügel erhöht, auf den Hut noch dies Bouquet: da rage ich hervor, so findet man mich leichter. Das sieht eine Zweite und denkt: das kann ich auch und besser, treibt's um einen Zoll und etliche Befäße weiter, die Dritte noch mehr und der Teufel ist los. In der That, die Wuth des Ueberbietens im Mannfang (— das Wort ist nicht so übel gemeint, als es scheint, wir wissen nur kein anderes, das nicht zu lang wäre für den Sinn: Anstaltensystem, sich finden zu lassen —) sie ist vielleicht der stärkste unter den Holzbränden, die den Wahnsinn der Mode, ihres hirnlosen Wechsels, ihrer furiosen Neigungen, ihres wüthenden Verzerrens zur Siedhize schüren. Goethe sagt, die Weiber pußen sich noch mehr für einander, als für die Männer. Aber was in diesem Satz unterschieden wird, kommt logisch auf ein Causalverhältniß hinaus: die Weiber pußen sich ursprünglich für die Männer, darüber gerathen sie in einen Wettstreit, welche sich besser pußen könne zu diesem Zweck; und so kommt es zu einem entbrannten Kriege der Eifersucht in der Pußkunst zwischen Weib und Weib, einer Fehde, in welcher mindestens ebenso viel Leidenschaft, ja Haß und Wuth auflodert oder stille glüht, als in der directen Jagd des Mannfangs. So nun wird einmal ein liebes Kind gedacht haben: mir fällt was Neues ein, darauf ist noch keine gekommen, ich lasse mir eine Zeile von Locken auf die Stirn hereinfallen. Vielleicht hatte sie auch eine zu hohe Stirne und wollte dies Uebermaß verdecken, doch der Fall liegt reiner, klarer, wenn wir das nicht annehmen, denn der Gedanke erscheint dann frei, kühn aus dem Nichts geboren. Genug, was sagt sie sich vor dem Spiegel? Es sieht so halb träumerisch, halb wild, eben gar so nett bubig aus, ist nicht dagewesen, o, das muß wirken! Dem ist doch kaum zu widerstehen! Sie macht's noch gnädig, beläßt es bei einer Lösschenreihe, worunter die Stirne noch aufkommen kann. Man weiß, wie lieblich diese spielende Beschattung der weißen Stirne der Gemahlin Karls I. auf dem Porträt des van Dyk steht. Sie zeigt sich, eine Zweite sieht's und denkt: o, so? Das

kann unser Eins auch! Bubig? Ich mach's noch bubiger! Und sie läßt sich nicht Locken, sondern straffe Borsten oder einen weichselzöpfigen Haarwald auf die Stirne hängen, die Dritte macht den Ueberhang noch dichter und länger, der Vierten fällt nicht ein, daß sie eine sehr niedrige Stirne hat und sich mit dieser Verdunklung vollends ganz zum Bild eines Simpels, Fegens, Trotzels, Daggels macht, und so steht dann der Kretinismus in Blüthe, der Blödsinn, das Schönste am Menschenantlitze, den Tempel des Gedankens mit Haar zu verfinstern, ist Mode.

Vom Hut noch ein Wörtchen. Es ist jetzt statt des Deckelchens, das auf dem Haar-Chimborasso schwebte, ein etwas ansehnlicherer Hut angekommen, neuestens sieht man ab und zu sogar einen sogenannten Rembrandt-Hut, was ja ganz hübsch ist, nur daß der flach absteigende Theil der Krempe etwas breiter sein dürfte; was aber in den letzten Jahren herrschte, war ein etwas verkleinerter Tiroler Hut mit verjüngter (wie man ungenau sagt: zugespitzter) Kopfform. Für unseren Menschenschlag eine unglückliche Wahl! Es muß hier ein Satz begründet werden, den wir nachher bei den Männern sehr wieder brauchen. Linien, Profile unorganischer Formen, am organisch Lebendigen angebracht, setzen unter gewissen Combinationen die Phantasie des Betrachters in Bewegung, so daß sie die Linie unwillkürlich über ihr Ende hinaus noch weiter fortführt. Die Täuschung ist eine vollständige, wir meinen, die Form so zu sehen. Nun denke man sich einen breiten Kopf, und solcher ist im deutschen Volke der weitaus vorherrschende, auch im weiblichen Geschlecht, bei welchem überhaupt starke Backenknochen zu Hause sind. Auf diesem Kopfe sitzt ein Hut von konischer (nach oben verjüngter) Form; zwei schräge Linien laufen also über den Kopf herunter und brechen in Kurzem ab. Das Auge des Anblickenden setzt diese Linien parallel dem Gesichte um Einiges fort. Nun ist aber dieser Hut nicht ein leerer Körper, sondern ein Menschenkopf steckt in seiner Höhle, daraus folgt, daß es dem Auge vorkommt, die weitergeführten schrägen, in der Schräge sich erweiternden Linien seien noch immer vom Gesichte ausgefüllt, die Backen wachsen in diese Linien hinein. Also macht ein zugespitzter Hut, daß das Gesicht viel breiter erscheint, als es ist. Es ergibt sich, daß verjüngte Form der Kopfbedeckung nur in einem Volke angeht, wo schmales Gesicht, länglicher Kopf vorherrscht. Man hat es gesehen, als unsere Soldaten noch das konische (etwa auch vorgestürzte) Käpi trugen. Was den Franzosen ganz hübsch steht, sah bei unsern Breittöpfen aus wie ein Fingerhut auf einem Simrischaff. Dem italienischen Bauern, dem Tiroler von rhätischem Stamme steht der Spizhut, deutscher Bauernschädel erscheint unter ihm wie ein grobdicker Rübenkopf auf die breite Basis gestellt, so daß der Schwanz nach oben steht. Umgekehrt wirkt ein Hut mit etwas nach oben ausgeladener Kopfform, der Augenschein führt die gegebene Linie hier in einwärts laufender Richtung über ihre Grenze nach unten fort und so wird vom breiten Gesichte auf beiden Seiten

ein Stück abgeschnitten: die richtige Tracht also für tête carrée. Doch einfach cylindrischer Hutkopf thut es auch, versteht sich darf er nicht sehr hoch sein; Volkstrachten böten sehr hübsche Motive; so tragen die Weiber in der Ramsau ein schwarzes Hütchen mit niedriger, unverjüngter Kopfform und etwa wenig über drei Zoll breiter Krempe; eine Goldborte faßt jene ein und fällt mit ein paar Quasten auf diese. Das Gold führt auf einen Punkt, der besprochen sein will; davon nachher. Auch ein Baret, ein diademartig über der Stirne steigender und umlaufender Aufsatz von Sammt oder dergleichen, wie die ungarische Parta, stünde ja trefflich. Der Mailänder Schleier sei nicht vergessen, der eine so wahrhaft noble Reminiscenz antiker Tracht enthält. Dies Alles liegt aber nicht im Zuge der Zeit und im Charakter der Mode. Beliebt sind außer dem Hut allerhand unbestimmte Formen, haubenartige Deckelchen, welche unter mancherlei Aufpuß in's Unerkennbare verschwimmen.

Zu diesem Aufpuß gehören nun vor Allem gemachte Blumen. Die Uebertreibungsheße hat solche auch in Früchte, Beeren, Birnen, Aepfel, Drangen, ja in ganze Vögel hineingesteigert: wir sehen Pomona und Diana zugleich als Vogelstellerin. Caricaturblätter haben sich natürlich der Sache bemächtigt; ein paar Cotelettes, ein Loß Sauerkraut mit Blutwurst, kleinem Schinken, pommerischer Gänsebrust müßte auch nicht übel lassen. Spaß beiseite! wir müssen uns zu der schweren Keßerei bekennen, daß wir gemachte Blumen überhaupt verwerfen. Daß Blumen dem Weibe gut stehen, wer wollte das bezweifeln! Gleiches zu Gleichem; ist ja das Weib selbst eine Blume, ich meine das nicht als verbrauchtes Compliment, sondern in ehrlichem botanischem Sinn. Das Uebel ist nur, daß die natürliche Blume zum Schmuck über eine Viertelstunde sich nicht verwenden läßt, und so liegt es nahe, daß zu der gemachten gegriffen wird. Aber gemachte Blumen sehen immer papierig aus, unsolid, verlogen und ihre Herrschaft im modernen weiblichen Putze ist allein schon Ursache der vollendeten Styllosigkeit unserer Mode. Der ächte Prüfstein hiesfür sind Mädchen aus dem Volke, will sagen einfache Bürgerkinder, Landmädchen, die in unseren Städten dienen, ich rede von Unverdorbenen. Ehe die letzten etwa vier oder fünf Jahrzehnte alle Stände nivellirten, ehe man der Kellnerin Fräulein rief und der Soldat die Magd am Brunnen so anredete, trug die Bürgertochter mit dem Gefühl der Ehre in der Bescheidung, das ihren Stand zierte, ihre überlieferte Kopfszierde, Rieglhäubchen, Linzer, Ulmer, Frankfurter Hauben und andere. Man sehe hin, ob sie nicht im leichten Modehütchen mit Blumen einer verdächtigen Dirne gleich sieht! denn unwillkürlich tragen wir den Begriff des Unsoliden, der zunächst nur schlicht buchstäblichen Sinn hat, in symbolisch sittlichem auf die Persönlichkeit über. „Das macht das grobe Gesicht, machen die groben Formen der ganzen Erscheinung, der Widerspruch des Leichten und Derben,“ wird man sagen. Wohl, ja, aber

die feine Erscheinung wird darum noch nicht schön durch dies Geflunker, sie stellt nur keinen Widerspruch dar, sie wird eben als Ganzes zu einem fastlos eleganten, knitterigen Wesen. Zu den gemachten Blumen trägt sie außer den Besäßen am Kleid, Spitzen, gefalteten Säumen an Hals, Arm nun also noch am Kopf, an der Kopfbedeckung allerhand indefinibles Geflocht, Schleierchen, Vorhängchen, Schleifen, Maschen, Florflügelchen, und wer kann aufzählen, was Alles für namenlosen Anflug und Anhauch. Die Lösung ist: erscheinen wir sanft wie Nebel, leicht wie der Mond aus gestaltlosen Wölkchen flimmernd, schwebend, traumhaft, kurz erscheinen wir als Feen! Dies nun ist vollendete Verzichtung auf allen Styl, denn Styl ist klar, gibt dem Auge klare Bahnen und Grenzen, Styl ist fest, ganz und bestimmt. Und dies führt auf die edeln Metalle zurück. Ich habe eine Jacke gesehen, die ein Reisender aus Island mitgebracht hat: dunkelgrüner Sammt, ein Theil der Nähte mit schmalen Goldborten besetzt, dazu goldene Knöpfchen von Filigranarbeit. Das hat Styl, das ist nobel und dagegen ist all jenes Geflitter und Geflatter von unbestimmten Formen nichts als ein ärmlicher Nachricht von abgefegten Spinnweben. Nicht auf dem Theater muß man Solches, muß man die wahre Pracht der guten Trachten sehen, auch nicht auf Maskenbällen, denn da ist das Meiste unächt und fühlt das Auge im ersten Blick zugleich die Flüchtigkeit der Arbeit, aber auf Festzügen wohlhabender Städte wie im letzten Sommer bei der Münsterjubiläumsfeier in Ulm, wo alle Anzüge solid waren und der Gold- und Silberschmuck nicht falsch, da kann man seine Freude erleben. Die Mädchen leuchteten in Schönheit. Wenn das Weib wüßte, was es verschmährt, indem es von der Mode den schlechten Rath annimmt, auf so gediegene Mittel der Hebung seiner Nummth und Wohlgestalt und Gesundheitsblüthe zu verzichten!

Freilich weiß man ja gut, warum die Mode dies gediegene Schöne ausschließt. Man kann nicht Gewänder mit dem edlen Schmucke ächten, kostbaren Metalls tragen, wenn mindestens alle Jahre gewechselt sein muß. Die Kinderfucht des Neuen ist der Untergang jeder besten Form. Man hat heute das Richtige gefunden, das einfach Wohlkleidende oder solid Glänzende, morgen muß es zum Teufel fahren, denn Neues muß her, Gold und Silber aber mag auch der Reichste nicht nach kurzem Gebrauch zum Plunder werfen.

Stellen wir uns noch einmal die Figur vor Augen, wie sie aus einigen Hauptstücken — auf Alles einzugehen, wäre denn doch der Mühe nicht werth — sich uns zusammengesetzt hat; halten wir fest, daß die Ausartungen, die wir geschildert, doch in den wichtigsten Theilen noch bestehen, daß das Bessere in einigen noch ohne Consequenz auftaucht, daß wir also kein Unrecht thun, wenn wir das Bild in der Consequenz seines Charakters belassen; nehmen wir ferner an, es stehe eine Tochter vor uns, deren Eltern noch leben: so müßten wir doch keine Menschen

sein, wenn sich uns nicht die Frage den Hals herauf und über die Lippen drängte: warum duldet denn aber die Mutter das ebenso abgeschmackte, als freche Gefrag? Warum rupft sie der jungen Gans nicht den Bauchspanner und Knieweber mit dem Gansfuttersalat, der drum und drau hängt, den Foderbausch oder Beutel, die Affenstüchelschuhe, das wolkenumfetzte Kopfdolomiten-Gebirg, die Trottelstirnhaarpinsel: warum rupft sie ihr nicht dies Alles vom Leibe und schmeißt's in's Feuer?

Was? Sie? Die alte Gans spannt sich ja selbst den Kleidstoff über den Leib, daß sie ausfieht, als wollte sie ihren alten Genferich noch mit Duillingen beglücken!

Aber er, der Genferich, warum thut er es nicht und warum nicht beiden?

Der? Woher soll er das Urtheil bringen zu solchem Richteract, da er für die eigene Erscheinung keines hat? Seht hin! Trägt er nicht ein schwarzes Bienenstöckchen auf seinem Kartoffelkopf, rasirt er sich nicht den Schnurrbart und läßt er sich nicht am vorgehobenen Unterkiefer den Vollbart wachsen, daß man meint, man sehe eine Galerie an einem Thurm herausragen, wo die Zinkenisten drauf abblasen können? O, nur hinauf! Muß nett sein, wenn die Posaunenzinken so über die Untertlippenbalustrade auf- und niedergehen! Und trägt er nicht seine zwei Taillenkнопfe drei Zoll tief unter dem Kreuz, daß der Mitchrist, der hinter ihm geht, sein Sitzcapitel noch zum Oberleib rechnen muß? Ei, so laß sie dir doch lieber noch ein paar Schuh tief in die Erde graben, Esel!

Wir sind unversehens zum Mann herübergekommen und gedenken, unsere Sünden gegen das schöne Geschlecht durch unsere Unparteilichkeit gegen das starke gut zu machen.

Vor etwa drei Jahren sahen wir einen langen Jüngling auf der Königstraße uns entgegenwallen, dem etwas wie eine Glocke oder Waschschißel um die Knötchen schlampfte. Wird wol ein Mexikaner sein, dachten wir, denn die Spanier drüben in Amerika tragen ja längst dies non plus ultra der Tulpenhoje. Bald aber sah man einen Zweiten, Dritten, Vierten und die absurde Mißform war Mode. Das specifisch Schöne am Wein, die feine Reduction seines Umfangs am Fußgelenk: gerade an diese Stelle eine plöghliche Ausweitung des Beinkleides verlegen. — sollte man es für möglich halten? Wir haben längst, im Senfzer von 1859, zugegeben, daß phantastische Abweichungen von der organischen Form, die doch ein für allemal der Kleidung ihr Grundgesetz gibt, immerhin erträglich sind, wenn starke Farben, Verschnürung, Besetzung mit Metallknöpfchen und dergleichen das Auge nach dem malerischen Gesichtspunkt ablenkt; das fällt ja aber ganz hinweg bei der jetzigen Herrschaft dunkeltrüber Farben. Schon bisher konnten wir die Frage nach dem Geschmacksgrade des Einzelnen nicht ganz von der Be-

spredung des Allgemeinen, der herrschenden Mode, trennen, oder, um ehrlich zu sein, wir haben beide doch verschiedene Fragen durcheinander geworfen, wir denken uns darin zu bessern, vorerst sei es drum und mag hier gleich erwähnt werden, wie oft man geschmacklose, widersinnige Narren sieht, die von der Natur mit Schneiderbeinen, d. h. einwärts gedrückten Knien gesegnet, dazu ganz enge Hose mit dieser Terrine am untern Ende tragen, als ritte sie der Teufel, ihre Mißbildung noch recht über ihre Grenzen zu treiben. Warum, im Namen aller guten Geister der Wohlgestalt, warum kann das Mannsvolk nicht bei den einfach richtigen mäßig weiten Hosens verharren, die der Dürre noch etwas erweitern, der Elefantenzüßler noch etwas verengen kann?

Es ist vorhin etwas von einem Bienenkorb gesagt. Vor bald vier Jahren sah ich ein Ding an den Schaufenstern der Hutmacher stehen, dem besagter Name zu geben ist: glanzloser Filzhut mit ganz schmaler Krempe, die Kopfform oben gewölbt, zugleich von unten auf verjüngt. Daneben neue Gestalt des Glanzhutes, sogenannten Schloßers: hoch, theils reiner Cylinder, theils ebenfalls etwas zugespitzt, Krempe auch sehr schmal und seitlich nicht aufgebogen, sondern gleich flach umlaufend. Das ist also auf dem neuesten Hutmachercongreß decretirt, dachte ich, wird aber doch hoffentlich nicht acceptirt. Thörichte Hoffnung! Kurz darauf läuft mir ein Phänomen in den Weg, bei dessen Anblick ich denken mußte: hat der Mensch seinen Kopf auf, umgekehrt, schwarz, ein kleines Komma (das Krepmpchen) zwischen Kopf a und Kopf b. Der Jüngling hatte doch wenigstens nur mittelbreites Gesicht, bald aber stieg ein Mann daher mit dickem, großem, katerhaft breitbackenknöchigem, rothem Kopf, auf dem die schwarze Eierschaalenhälfte saß wie ein Lampenlöschhelmschen auf einer Feuersbrunst oder Kinderhäubchen auf Elefantenschädel. Warum der Kopf noch sechsmal dicker ausah, als er war, das ist im Obigen wissenschaftlich begründet und ich verweise hier auf jene Demonstration zurück. Ein dritter, ditto Dickkopf, trug den Glanzcylinder in geschilberter Form. Von diesem Gebilde, nämlich in solcher Façon, haben wir schon vor neunzehnthalb Jahren behauptet, daß es kein Gesicht geben kann, das unter ihm nicht albern, insipid erscheint; denn es nähert sich streng geometrischer Form und die menschliche Gestalt als organisch lebendige, bewegte und beseelete duldet der Art nichts an sich, sie wird unter sich selbst herabgestoßen, wenn es ihr aufgestülpt wird. Es war von einer andern Hutgattung die Rede, als wir im Obigen einfach cylindrische Kopfform für ganz thunlich hielten: vom weichen Hut mit breiter Krempe, deren seitliche Ausbiegung der trockenen Regel durch Fluß der Bewegung aufhilft. Gelegentlich gesagt: aus genanntem Grunde meldet sich jeder als Philister dem ersten Blick schon an, der seinen Hut ganz gerade aufhat, während freilich stark schiefes Aufsetzen den Träger allerdings zugleich als Schwentfelder, als Windbeutel signalisirt. Man sieht auch in diesem

Punkt Erstaunliches. Da geht einer mit einem Gurkenkopf, — sein Gesicht bildet die innere Curve dieser Frucht, da Oberstirn und Kinn hervorragen; drückt sich der Mensch noch den Hut vornüber und macht so sein Menschenhaupt erst noch recht zur Kufumer! Aber auf regelrecht mathematische Form zurückzukommen: warum nicht lieber auch ein geometrisches Viereck? Etwa Schublade mit gutem Futter, damit sie ordentlich sitzt? Wäre sehr passend zum Complimentenmachen, man dürfte sie nur an der Handhabe fassen! O, es kommt auch noch!

Der Hutmachercongreß (in Offenbach oder wo die Kerle tagen) hatte also gesiegt. Ich heiße sie Kerle, das ist noch höflich, denn ich habe einen Satz aufzustellen, wovon keine Maus keinen Faden beißt. Unter allen Caricatureschöpfern, die für Bekleidung unseres armen irdischen Leibes sorgen, sind die Hutmacher die ärgsten, sie sind Ungeheuer.

Ich schreite pflichtgemäß zum Beweise. Obersatz (major): wer dem Individuum nicht erlauben will, Individuum zu sein, bestreitet ein wesentliches Grundrecht des Menschen, stößt hierdurch sich selbst aus der Menschheit aus, ist Unmensch, Ungeheuer. Unter- oder Mittelsatz (minor): nun wollen aber die Hutmacher dem Individuum nicht erlauben, Individuum zu sein. Schlußsatz (conclusio): Also sind die Hutmacher Ungeheuer. Erläuterung des minor. Nicht zwei Individuen sind an Proportionen des Körpers, Kopfform und Verhältniß der Kopfform zu diesen Proportionen einander gleich, daraus folgt unerbittlich, daß auch nicht zwei Individuen dieselbe Hutform tragen können. Der Hutmacher weiß nur von Modeschablonen, will dem Kurzen, Dicken, Kurzhalsigen, Rundköpfigen dieselbe Form aufstülpen wie dem Langen, Hagern, Langhalsigen, Schmalköpfigen. Damit ist noch unendlich wenig gesagt, das sind erst nur sehr abstracte Unterscheidungen; es finden ja unendliche Mischungen statt. Einer ist z. B. sehr groß, dabei stark, breitshulterig, hat aber sehr kurzen Hals und sehr kleinen Kopf, der Hutmacher ist fähig, ihm ein winziges Deckelchen von weichem Filz mit schmalen Rand auf sein Kopfkügelchen zu schieben und macht so den Menschen zu einer großen, langen, dicken Grundbirne mit einem Wärzchen. Wer nun von Verhältnissen weiß und ihnen adäquat seine Kopfbedeckung bestimmen will, findet natürlich einen ihm passenden Hut niemals vorrätzig, er wird also dem Hutmacher Form und Maße angeben, aufschreiben, womöglich auch vorzeichnen. Ein Centimeter, $\frac{1}{2}$, $\frac{1}{4}$, eine Linie, das Minimum einer Einziehung, Aufbiegung verändert ja radical den ganzen Charakter der Erscheinung eines Individuums, stempelt sie zu einer vernünftigen oder kameelartigen, vertrackten, dummlustigen, blöden, affectirten und so in infinitum. Bei dieser Unterweisung wird ihn der Hutmacher anblinzen, anstarren wie einen Verrückten, denn er selbst weiß und ahnt von Verhältnissen ja Null. Mit Ach und Krach verspricht er endlich, zu gehorchen. Zuerst kommt oder schickt man nun

einigemal an den Tagen, auf die er zugesagt hat; der Hut ist nicht fertig. Endlich erscheint der große Moment und ein Hut, woran auch nicht ein Haar dem bestellten gleicht. Jetzt bricht dem Besteller die Geduld, er wird böse und der Hutmacher grob wie Bohnenstroh, die mühsam bis dahin verborgene innere Unmenschlichkeit kommt nackt zum Vorschein. Die Hutmacher sind darum die Aergsten, weil sie unter allen Bekleidungskünstlern am meisten auf die besondern Formen des Einzelnen achten sollten und gerade sie am allerwenigsten diese Pflicht anerkennen. Gibt man ihnen einen Hut als Muster, das sie nur copiren dürfen — nichts, erst recht nichts wird eingehalten. Der unglückliche Verfasser hatte einmal mit unendlichen Mühen einen richtigen Hut aus München erhalten, wollte in Zürich eine Reise antreten, der Hut bedurfte Reparatur, er zeigte ihn einem Hutmacher, schärfte auf Tod und Leben ein, nichts an der Form zu verändern, bekam sein Eigenthum in ein Spottbestelchen verwandelt zurück und auf die mäßige Bemerkung: „ich spiele auf keinem Hunde- und Affentheater“ wurde der Huter und sein im Laden sitzendes Weib so grob, daß nur noch Thätlichkeiten fehlten. Und auf die Reise hatte nun der Arme keinen Hut — baarhäuptiger König Lear in Sturm und Regen, der den Grafen Gloster um seinen Kopfschmuck beneidet!

Natürlich trägt das Publikum selbst die Schuld dieser totalen Verwilderung, Entmenschung der Hutkünstler. Sie sind, wie die Kunden sie wollen. Wie viele Hutfäufer mögen es denn sein, in deren Gehirn so viel Lichtschimmer eingeht, daß sie auch nur ahnen, ein Hut müsse im Verhältniß zum Ganzen des Körpers stehen? Sie sehen ihn an, wie er als getrenntes Object in der Auslage hängt, und danach urtheilen sie, sie probiren etwa auch vor dem Spiegel auf, aber was sieht, wer kein Auge hat?

Zum Glück hat der glanzlose, mittelweiche, breittrempige Filzhut sein Dasein noch zu fristen vermocht. Er läßt sich nach der Individualität sehr vielfach modificiren: eine Tugend, die ihm freilich von der unendlichen Mehrzahl mit Undank belohnt wird. Gleich umlaufende, seitlich nicht aufgebogene Krempe z. B. ist nur bei einem schmalen, geistreichen Gesicht und lockigem Haar zum Ansehen, Allen und Jedem, der dicke Schläfen und Backen, flaches Haar hat, macht es zu einem albernen Menschenbild, dagegen seitliches Aufbiegen bringt (wie schon erwähnt) Wurf, Zeug, Leben, Gegensatz, Unterschied, Wechsel. Ist Einer klein, untersezt und trägt zu flacher, gerader, breiter Krempe noch niedrige Kopfform des Hutes, so sieht er aus, als hätte man ihn von oben mit einem Hammerschlag breit zusammengeplätscht, oder, in Froschperspective gesehen, als läge das Haupt Johannis des Täufers in einer Flachschißel. Dort aber läuft Einer mit Luchszohren, will sagen mit spiz aufragenden und abstehenden Ohrmuscheln, der trägt nun die seitliche Krempe seines

Gutes genau in derselben Form steil aufgeschlagen, wird also zum Luchs mit vier Ohren. Dester's kann man geradezu Grauenhaftes erleben: da begegnet dir ein Kopf mit stark aufgestülpter Nase, der hat sich die Krempe seines Dreithutes vorn gerade ebenso in die Höhe gestülpt! Willst du dem harmlosen Begegnenden den Leib mit zwei Hörnern ausschlagen, fürchterliches Doppel-Rhinozeros?

Es wäre beim Hut auch von der Farbe zu reden. Wir haben schon bei der weiblichen Mode diese Seite gemieden, weil kein Ende zu finden wäre. Ein besonderer Dämon scheint in diesem Punkte die Menschen zu reizen und zu heizen, so daß zum Exempel ein Rothhaariger rothbraunen Hut, Rock und Hosen wählt und sich so ganz in Leberwurst, Blutwurst oder Rhabarber verwandelt. Kurz, es ist gar nicht anzufangen. Daß jeden Blonden ein heller Hut zum Kutscher oder Wäcker macht, ist schon im Klage lied von 1859 aufgestellt.

Noch ein Wort vom Bart! Daß die Freiheit, ihn nach Belieben zu tragen, schon darum ein Gewinn der neueren Zeit ist, weil sie ein Mittel gibt, unglückliche Kieferverhältnisse zu corrigiren, haben wir schon vor Zeiten nicht vergessen anzuerkennen, und in einem jähen Vorgriff diesmal wieder berührt. Wer vorstehenden Unterkiefer hat, kann der Gesichtslinie nachhelfen, indem er den Schnurrbart wachsen läßt, das Kinn rasirt. Wer Küssel- oder Mausprofil hat: vorragenden Oberkiefer und Oberlippe, der kann die Mißform mäßigen, indem er umgekehrt sich wohl hütet, den Schnurrbart stehen zu lassen, dagegen am Kinn Vollbart trägt. Das sieht zwar an sich widerwärtig aus, englische und amerikanische Gesichtler tragen es gern, aber es ist in diesem Fall das kleinere Uebel. — Im Allgemeinen steht ganzer Bart zwar keineswegs im Einklang mit unserem völlig draperielosen, rein kapselartigen Kleidersystem, denn er hat Styl und dies System ist styllos. Trotzdem ist mit ihm doch ein Stück Natur gewonnen.

Am Rock sind die Schöße geblieben wie vor achtzehn Jahren, sie gleichen immer noch der Fischflosse, wenn sie nicht in Bewegung ist, sondern anliegt. Weiß der Himmel, warum diese Uniform so zäh festklebt, nachdem das Motiv der Reaction gegen den männlichen Krinolin-Rock, der von der Taille aus in Falten und „Lochen“ weiblich abstand, doch gegenstandslos geworden ist. Die Brust des Rockes, vollends wenn die Ärmel weit sind, also auch an der Schulter schon weit ansetzen, läßt immer den Körpertheil, den sie bedeckt, breiter erscheinen als er ist, und das ist ja nur ganz recht, denn die Brust ist die Zierde des Mannes; da aber hier der natürliche Umfang vermehrt wird, so verlangt ja das Gesetz der Symmetrie, daß nach unten entsprechend zugegeben werde, d. h. daß die Schöße etwas abstehen, natürlich sehr mit Maß, sonst ergibt sich ja eben die bekämpfte Weiberform. Unsere deutschen Waffenröcke haben ganz den rechten Schnitt, aber vergebens zeichnet man dem Schneider einen

solchen vor, wenn man eine vernünftige Hülle haben möchte; der weiß ja nichts von natürlicher Form, nur von Mode und Schablone. Die Taillenkнопfe irren wie immer um die von der Natur fix gegebene, beim Soldaten durch die Gurtkuppel der Modewillkür streng entzogene Marke, die Leibestaille, auf und ab; bei den langen Offiziersröcken sitzt sie gewöhnlich drüber und so bilden denn die gedehnten Schöße ein philisteriöses, ödes oblonges Feld, auf dem so lang nichts vorkommt, daß es selbst zu gähnen anfängt, was ihm sehr erleichtert ist, da die engen Schöße nothwendig hinten auseinanderklaffen: ein tristes Gebilde, das mehr einen Tanzlisten als Soldaten ankündigt.

Jetzt geht da Einer gar im Schlafrod Morgens zum Brunnen, dachte ich erstaunt vor einigen Jahren in Karlsbad, als ich einen Polen in einem langen, graugewürfelten Bettkittel herlottern sah. Naive Entrüstung! Es war ein Ueberzieher, der nur zu bald Mode werden sollte und jetzt täglich mehr einreißt. Diese farmatisch barbarischen grobtuchenen, bis zum Knöchel reichenden Kutten (Ulster oder wie das Zeug heißt) verdrängen mehr und mehr den Paletot mit seinem doch immerhin freieren, luftigeren Wurf und seiner immerhin feineren Physiognomie. Sie haben einen halben Hüftgurt, unter welchem, da sie häufig zu eng sind, meist der . . . sich drangvoll herausbrückt, und unter dieser Wölbung spannen sie sich wieder knapp einwärts den Knien zu, als hätte der Träger soeben einen Tritt unter den Sitz bekommen, worauf sie dann in der Tiefe, da sie sehr lang sind, dumm um die Waden und Knöchel schlentern: doch gewiß eine der denkbar thörichtsten Redefiguren der Gewandungs-Rhetorik oder Bekleidungs-poetik! Einen Mann von auch nur einigem Bildbewußtsein brächte man in einem solchen Kittel doch nicht aus seiner Hausthüre und wenn man mit einem Sturmbock auf seinen Rücken losarbeitete, ihn herauszustößen. Nehmen wir vom Früheren noch die Suppenschüssel des Hosenablaufs und oben ein kleines Köpfchen mit kleinem Deckelchen hinzu, so sehen wir ein ganzes Menschengebilde in einen Tintenwischer mit einem Kügelchen am Griffe richtig verwandelt. Sehr passend zur Gemeinheit des Ganzen wird dieses schlampische Gebilde mit gemeinen Hornknöpfen besetzt. Es ist merkwürdig, wie viel die Knöpfe ausmachen. Der Soldatenmantel, längst kein eigentlicher Mantel mehr, ist dieser Form ähnlich, aber er hat nicht nur die genügende Weite, um besagte absurde Figur zu vermeiden, die Metallknöpfe allein schon geben ihm einen gänzlich anderen, energischen Charakter; Metall bringt immer etwas Ritterliches mit sich, es hebt; es ist das Metall, wodurch die Uniform das weibliche Herz erobert.

Es ist schon gesagt, daß wir kaum Zeit haben, uns nach der Farbe umzusehen. Wie sich der unterdrückte, gequetschte Farbensinn durch traurige Empörungsversuche hilft, davon war im Nothruf von 1859 die Rede. Hier sei im Vorübergehen angeführt, daß man nicht nur zu den Kutten gern zebraartig gestreifte, auch gegitterte, gewürfelte Stoffe wählt (Ver-

suche, das öde Grau zu beleben, zu bepflanzen), sondern daß auch zu Roth und Hofen seit einigen Jahren ein Dunkelgrau oder Schwarz mit ungleichen, regellos zerstreuten weißen Punkten und Flecken fabricirt wird; auch dies findet Käufer und der Beglückte sieht dann aus, als wäre er unter einem Hausverputzgerüst durchgegangen und mit Kalk bespritzt worden. Geistvoller Scherz!

Lassen wir die Reihen der Zerrbilder noch einmal vor uns auftauchen, welche dieser schwache Versuch vor Augen geführt hat, denken wir sie wie einen Maskenzug uns vorüberzappelnd, so weiß man nicht, ist's zum Lachen oder Entsetzen. In der That, man hat sehr ungleiche Stunden, wenn man über die Straßen geht und umschaut oder in der Erinnerung durchläuft, was man gesehen. Wen ein Gott damit gestraft hat, durchzuzeichnen, unter die im Schein gegebene Form die wahre als Folie zu setzen, wehe dem Armen! Bei Tage geht's noch, das nüchterne, verständige Tageslicht bringt die Stimmung zum komischen Vergleich zwischen Natur und Ungeschmack; wiewol mir meines Theils, ich gestehe es, immer wieder ein Born dazwischen fährt, daß ich mich zusammennehmen muß, nicht wenigstens die schönsten Caricaturen mit der Frage anzuschmauzen, ob sie denn die Natur- und Menschenwürde aber auch ganz mit Füßen treten wollen. Doch man schluckt's hinab und lacht wieder. Aber Abends, wenn Phantasie und Nerven aufwachen, Nachts in der Schattenwelt des Traumes, da kommt's anders. Da heben sie sich wie Geister aus den Gräften der Tageserinnerung und kommen über den stöhnenden, alpgedrückten Schläfer wie jene Schemen, die den heiligen Antonius auf den niederländischen Bildern umspucken, wie rasende Trabantengöckel mit wilden Kämmen und flatternden Schwänzen, wie Ungeheuer der Urmeere und des Urschlamm's mit paukenartigen Bäuchen, geflügelte Eidechsen mit Krokodilrachen, Rochen mit Cylindern auf dem Kopf, Polypen ohne Kopf mit scheußlichen Fangarmen, ganz decolletirte Walfischmütter, Seeschlangen mit Chignon, Alligatoren mit Frackschwanz, riesige Urhabe in Bettkitteln, Dürnteufel ohne und Dickteufel mit hochgeschwollenem aufgebauschtem H....., — eine wilde Jagd, Wodans wüthende Meute, ein Larvenzug, ein Hegenement, alle Fragen der Wolfschlucht — und in Schweiß gebadet röchelt das halbtodtgehezte Opfer.

Aber wahnsinniger Mensch, wirst du nicht endlich zur Vernunft kommen? — höre ich einen bedächtigen Freund sagen, der theilnehmend an mein Lager getreten ist, mir den Puls fühlt, mir die Hand auf die feuchte Stirne legt. Ich weiß, was er unter Vernunft versteht. Ja, es ist hohe Zeit, daß wir das niederschlagende Brausepulver einnehmen, bestehend einfach in der Besinnung auf ein Gesetz. Mag eine Erscheinung noch so wirr und toll aussehen, sie wird uns nicht aufregen, wenn wir erwägen, daß dies Chaos der Willkür doch nicht pure Willkür ist, sondern im Dienste einer Nothwendigkeit steht. Diese ganze Mode-

Marrenwelt meint nach Belieben nur ihrer geschmacklosen Eitelkeit zu fröhnen und gehorcht in Wahrheit unbewußt einem unsichtbaren Regenten, der sie nöthigt, den innern Charakter einer Zeit, ihre Stimmung, Gesinnung, Auffassung, Sitte symbolisch im Aeußern, im Kleide darzustellen. Diesen Satz in seiner wohlbekanntten Wahrheit haben wir nie geleugnet, schon in der mehrerwähnten Krinolinen-Threnodie pflichtschuldig anerkannt und wiederholen ihn nur, damit man nicht meine, wir haben ihn rein vergessen. Es ist ein Instinct, ein ganz dunkler Trieb, an dem der geheime Regent die Menschen packt und durch den er sie nöthigt, durch ihre Hülle zu enthüllen, wie ihnen zu Muth ist. Dieser Instinct ist es, der nicht nur die Tracht, sondern auch die Mode schafft. Es ist in der Geschichte der Culturformen längst aufgetaucht, daß man diese beiden Begriffe wol unterscheidet. Auf den ersten Blick scheint nur die Tracht vom Instincte, die Mode von freier Willkür dictirt. Die Tracht ist constant und conservativ, wiewol natürlich nicht ewig, sonst könnte sie nicht charakteristisch sein, denn der Charakter der Zeiten und Völker wechselt; aber sie eilt nicht mit dem Wechsel, sie verändert nur unwesentlich im Kleinen, bis die Zeit reif ist, im Großen zu verändern. Das bleibt so bei den Völkern, bis auf einmal ein unruhiger, spiegelhafter, wuselicher Geist in die Welt fährt; so etwas war der Fall in Griechenland, als die alte Sitte zerfiel, noch viel mehr im üppigen Rom der Kaiserzeit; eigentlich aber ist es eine Erscheinung der neueren Zeit, denn es setzt voraus, daß die Nationen aus der antiken Absonderung herausgetreten sind und neue Culturformen rasch an ganze Völkergruppen sich mittheilen; was wir Mode nennen, kam, wie gesagt, zum ersten Mal um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, nachdem die Kreuzzüge die europäischen Völker in lebhafte Wechselberührung gesetzt hatten; Tollheiten aus diesem ersten Carneval des neuen Dionysos, wie Schnabelschuhe, Glöckchen an Ellbogen und Knöcheln, haben wir seiner Zeit schon erwähnt; es wäre zu erzählen von gezackten Hängeärmeln, Theilung des Rocks und der Hosen in verschiedene Farben des Tuchs („zerhouen Tuoch“) und manchen anderen Späßen, von den Kleiderordnungen, durch die man der Tollheit und Leppigkeit zu steuern suchte, und von deren begreiflicher Vergeblichkeit; doch wir schreiben hier keine Geschichte; der oder die Wißbegierige mag etwa nachschlagen: „Die deutsche Trachten- und Modenwelt. Ein Beitrag zur deutschen Culturgeschichte von Jakob Falke.“

Man kann sagen, daß die Mode, so bunt sie es auch in den folgenden Jahrhunderten trieb, doch ihr innerstes Wesen erst seit dem vorigen erreicht hat; denn der Grad von Selbstbespiegelung, der ihre Physiognomie charakterisirt, ist modern, ist eine Frucht der scharfen Zuspitzung der Reflexion, zu welcher die Gedankenströmungen des achtzehnten Jahrhunderts das Bewußtsein gewekt und geschliffen haben. Trotzdem ist die

Mode so gut instinctiv als die Tracht; die hellste Bewußtheit kann nicht über den Instinct hinaus, auch die Mode drückt in dunklem Orange noch etwas Anderes aus, als sie will, und die scheinbar höchst naturlose Unruhe ihres immer rapideren Wechsels ist eben das unfreiwillige Geständniß, daß es die Geister sind, deren sich die Hast, die Unmuße bemächtigt hat. Die Mode ist nur die jüngere, ausgelassene, quackfilbrige, grenzenlos eitle, Stände und Nationen herrisch über Einen Kamm scherende und doch mit allen Hundsn der Neuerungsucht gehegte Schwester der Tracht. Dieser nachgeborne Kobold hat die Aeltere, Geseßtere auf's Land verbannt. Daß es Schwestern sind, erkennt man an Erscheinungen, durch welche die Ehrwürdigkeit der älteren allerdings bedenklichen Abbruch erleidet. Tracht im guten ungebrochnen Sinne des Wortes ist z. B. die Zuppe, ein sehr kleidsames Stück, dem aber alle Anläufe mißlingen werden, in den Modosalon einzudringen; sie wird dem Städter nur auf der Jagd, auf der Gebirgsreise, auf dem Schießplatz, zur Noth noch Abends im Wirthshaus verziehen. Versuche, sie zu verfeinern, gerathen nur in Widerspruch mit ihrer groben Ehrlichkeit. In ihrer Form ist sie allerdings nicht so urthümlich, als es scheinen möchte; es war städtische Beweglichkeit des Sinns, dem es im vierzehnten Jahrhundert einfiel, den früher stets hemdartigen Rock vorn zu schlißen; er hieß nun Schaub, Zoppe, Zuppe (das Wort ist nicht einmal deutsch, sondern romanisch, wol ursprünglich arabisch) und war dann etwas sehr Modernes; aber das Landvolf der deutschen Gebirge machte sich diesen Rock nicht anders als aus grobem Lodentuch, die Form des taillosen Rocks ohne Halskummet (umgelegten Kragen) hat sich nun im Lauf der Zeit mit diesem Stoffe vermählt und dies Ganze ist so ein gut Stück Tracht geworden. So ist auch der tirolische und italienische Spizhut eine Modiform des sechzehnten Jahrhunderts. Dagegen kann es auch geschehen, daß ein ganz unsinniges Stück aus der vertrackten, überbewußten und doch so dummen Modewelt auf unbegreifliche Weise am Volk hängen bleibt und hier Jahrhunderte lang sich erhält, also ganz Tracht wird; so ist in einigen Thälern der Salzburgischen Alpen und in der Ebene von Dachau der unsinnige Hüftwulst des Weiberrocks, verbunden mit unendlicher Faltenmasse, hängen geblieben, eine ächte Modelaune des siebzehnten Jahrhunderts, eine geschwollne Drüse skrophulösen Städterthums, damals „Speck“ genannt und Ziel der derbsten satyrischen Geschosse, deren eines, von dem groben Schützen Moscherosch abgeschossen, wir nur verschämt in griechischen Lettern vorzuzeigen wagten, als wir in unsrer frühern Homilie von der Geschichte des Reifrocks handeln mußten. Das kann man nun freilich kein ungebrochnes gutes Stück Tracht nennen.

Die Mode also spielt und spielt und wirft manchmal ein zufällig gutes, manchmal ein höchst verkehrtes Theil ihrer raffinirt launischen Erfindungen über die Stadtmauer auf die Acker, wo sie vom Landvolf

aufgegriffen und nach und nach zum altersheiligen Erbstück, also ganz zur Tracht wird.

Wir können aus der Mode, nachdem sie einmal die Stelle der Tracht eingenommen, nicht heraus; sie repräsentirt ja, wie wir uns soeben gesagt, durch und durch den scharf geweckten Geist der modernen Bildung, freilich mit allen seinen Unarten, aber sie repräsentirt ihn; das Gebiet der Tracht dagegen liegt im Elemente des gebundenen Geistes; die Tirolertracht ist malerisch, aber wo sie herrscht, herrschen auch die Pfaffen, und wenn wir, romantisch, ästhetisch laut weinen möchten über ihren Untergang, sie muß und wird verschwinden, wenn erst mehr Licht in diese Alpen dringt. Der Türke geht bunt, reich, stattlich, aber sein krummer Säbel steht im Dienst einer Religion, die ihn unterweist, es sei ein Verdienst, einen Giaur todt zu martern. Daß ein solcher Barbar die schönsten Länder Europas beherrscht, ist unerträglich. Daher haben wir den Russen gegen ihn vorgehen lassen. Dies mag bedenklich sein, aber da den armen Opfern kein Anderer hilft, so „muß denn doch die Hege dran“. Wenn je die Schläge diesen Barbaren bessern, so muß er auch Turban und Kaftan mit Rock und Hut vertauschen. — Es ist ein schrecklich wahrer Satz: das Interesse der Cultur und das Interesse des Schönen, wenn man darunter das unmittelbar Schöne im Leben versteht, sie liegen im Krieg mit einander und jeder Fortschritt der Cultur ist ein tödtlicher Tritt auf Blumen, die im Boden des naiv Schönen erblüht sind. Wer Vernunft und aber zugleich Leidenschaft hat, den wird man daher oft auf Culturfortschritte grimmig schelten hören, zum Beispiel auf Eisenbahnen. Ich habe kürzlich das Rinzigthal wieder besucht, das ich vor vielen Jahren zu Fuß mit der Reisetasche an der Hüfte und mit dem ganzen Glück der Waldidylle in der Seele durchwandert hatte, jetzt durchschloß ich es auf dem neuen Schienentweg, der Legionen von Städten aus den naturlosesten Culturgebieten in diese herrlichen Einsamkeiten wirft. Diese Fluth wird noch in das letzte Berg- und Waldthal die Kezstoffe der Cultur ohne ihre Gegengifte tragen. Darüber kann man nun schon einmal tüchtig wettern, während man ein andermal mit herzlicher Bewunderung die unendlichen Wirkungen der großen Erfindung anerkennt und rühmt. So auch, was die Tracht betrifft. Es hilft nichts, die Cultur wird noch alle schönen Volkskostüme erbarmungslos hinwegstreifen, aber es ist traurig; es ist traurig, aber es hilft nichts; beide Sätze sind gleich wahr und es ist nur menschlich, bald zu klagen, bald sich philosophisch zu ergeben.

Die Mode ist nivellirend, Völker wie Individuen eingleichend. Sie ist allgemein, sie spricht den Contact der Völker und sie drückt, unter vielen widersprechenden Ausweichungen zwar, doch im Wesentlichen aus, was den neueren Culturvölkern gemeinsam ist. Dies Gemeinsame ist vor Allem: rasche Beweglichkeit, Kürze aller Bewegungen. Wir wollen

die Materie beherrschen, wir haben schlechterdings keine Zeit übrig. Sehr beleuchtend ist das Beispiel der Sprache. Alle modernen Cultursprachen bestehen aus Schutt von zermahlener alten, und die Zerreibung kommt ebendaher, daß wir zu vollen organischen Flexionen, gedehnten Bildungssylben, reichen Formen jeder Art keine Zeit mehr haben. Mennisko für Mensch, Amisala für Amsel, salbota für salbte wäre uns zu lang. Von der Lautfülle des Latein hat unter den romanischen Sprachen am meisten das Italienische behalten und ebendarum kann man in reinem Italienisch nicht commandiren, z. B. al piede l'arma (bei Fuß 's Gewehr!) ist zu schleppend, es mußte in pé l'arm verstümmelt werden. Ganz ebenso haben wir nun auch keine Zeit mehr, Kleidungsstücke an uns zu führen, die, nicht nach dem Leibe genäht und geschnitten, in jedem Moment auf's Neue drapirt werden müssen; das Kleid soll von selbst mitgehen. Die Unbequemlichkeit vieler weiblicher Moden, wie z. B. die Schleppe, verändern daran nichts, kein Weib wüßte sich jetzt in einem Himation (Toga) zu helfen.

Ein zweiter Grundsatz ist: Verschmähung alles Auffallens durch das Kleid; dies gilt für Mann und Weib, aber für jedes von beiden in anderem Sinne. Das männliche Kleid soll überhaupt nicht für sich schon etwas sagen, nur der Manu selbst, der darin steckt, mag durch seine Züge, Haltung, Gestalt, Worte und Thaten seine Persönlichkeit geltend machen. Es war dies, auch nachdem die Mode längst auf dem Thron sitzt, nicht immer so, aber es mußte dahin kommen, weil es eine Consequenz ihres ausgleichenden Wesens ist. Unseren Großvätern noch galt als ganz natürlich, daß der Eine durch einen rothen Rock mit Goldborten und blaue Strümpfe, der Andere durch einen grünen mit Silberborten und pfirsichrothgelbe Strümpfe sich hervorthun mochte. Wir sind damit rein fertig, gründlich blasirt gegen alles Pathetische, wir haben nur ein müdes Lächeln, wenn Einer durch Anderes, als sich selbst, in seiner Erscheinung sich herausdrängen will, wenn er etwas vor sich herträgt im Sinn des lateinischen *prae se ferre*. Obwol diese Scheinlosigkeit des Männerkostüms wenig über ein halb Jahrhundert alt ist, kann man doch sagen, sie bezeichne recht den Charakter der Mode, nachdem aus ihr geworden, was ihrer Natur nach im Laufe der Zeit werden mußte. Dem scheint nun die weibliche schnurstracks zu widersprechen, denn sie sucht — nicht immer, aber meist — das Auffallende, sie läßt auch dem Individuum in gewissen Schranken Lust, sich auszuzeichnen. Wie dieser Widerspruch sich löse, wollen wir nachher sehen, vorerst dient er uns im Gegentheil, die blasirte Kahlheit zu erklären, bei der die männliche angelangt ist. Durch dies Luftlassen wurde der schon geschilderten Heze des wechselseitigen Sichüberbietens in der Frauenwelt Thür und Thor geöffnet; nicht so arg, nicht so toll, aber doch nicht ganz unähnlich wird man sich in der Männerwelt gesteigert haben, bis die nachdenklichere und thätigere

Natur des Mannes sich befand, am athemlosen Wettrennen der Weiber sich ein warnendes Beispiel nahm und in stiller Uebereinkunft die allgemeine Entfagung (zwar mit etlichem Vorbehalt) zur Regel machte.

Zunächst ein Wort vom centralistischen Regierungssystem, wie es mit dem nivellirenden Charakter nothwendig zusammenhängt. Die gleichmachende Einheit des Modells setzt auch Einheit des Heerdes voraus. Das romanisirte keltische Volk der Franzosen ist tonangebend gewesen, so lange es eine Mode gibt; Deutsche, Engländer, Slaven, Ungarn, Italiener, Spanier haben immer nur Einzelnes, ein Ganzes nur ausnahmsweise aus ihren Trachten durchgedrückt. Es steht nicht in Widerspruch mit dem völkerrabhobeln den Charakter der Mode, daß dem so ist. Einer muß doch am Ende vorangehen, das Allgemeine zu schöpfen und durchzuführen. Keines der beherrschten Völker schämt sich seiner Unterwerfung. Wir haben die Mode quecksilbrig und wuselig genannt: just dies ist das keltische Temperament (ächt „Gaulois“), das aufgeimpfte Lateinische aber bringt den Grundzug des Nivellirens; die römische Herrschaft ging wie ein Hobel über die Völker. Kein Volk vereinigt beides wie die Franzosen, die glückliche Mischung hat ihnen zudem einen Schick, ein Etwas, ein Talent des Eleganten gegeben wie keinem Volk; wir können ihnen neidlos den Ruhm lassen, in diesem Gebiete Weltherrscher zu sein werden überhaupt gerne zugeben, daß sie ein geistreiches Volk sind, und uns im Uebrigen nur verbitten, daß sie sich für das erste halten und in allen Dingen Weltherrscher sein wollen.

Es ist Zeit, wieder zusammen zu bringen, was in der Vergleichung der männlichen und weiblichen Mode sich zu widersprechen scheint. „Beschmähung alles Auffallens“ haben wir gesagt. Da könnte es scheinen, als meinten wir in seltsamer Bergeßlichkeit, es schleichen lauter Puritaner und Puritanerinnen auf unsern Straßen. Die Lösung ist einfach: für das Weib lautet die Formel so: du sollst nicht auffallen, indem du in gewissen, jetzt unerbittlich vorgeschriebenen Grundformen, Hauptstücken von allen Andern abweichst, diese Grundformen, Hauptstücke selbst mögen noch so auffallend sein! Der Rahmen der Mode ist für Alle derselbe, darin herrscht der Hobel, das Abschlichten und Eingleichen beim Weibe wie beim Mann, aber für den Inhalt des Rahmens fragt sie hier nach keiner Abschlichtung und gibt ihm Bunttheit, ja Grellheit, so viel ihr heuer oder über's Jahr eben gerade beliebt. Das Füllsel der Tabelle ist ganz und gar auf die Eitelkeit berechnet. Ferner folgt aus dem Verbot des Auffallens für die Einzelne nicht, daß ihr nicht ein großer Spielraum für eigene Einfälle und speciell persönliche Eitelkeit gelassen sei. Der vorgezeichnete Canon ist keine Uniform; wie ließen sich Weiber in Uniform bringen! Treib's wie du magst, in Formen und mehr noch in Farben, nur den Canon, also z. B. den allgemeinen Schnitt des Kleides, darfst du nicht übertreten! Die Männerkleidung ist in ihrer strengen Neigung

zum Knappen, bequem Mittlaufenden weit eher der Uniform zu vergleichen, doch auch sie natürlich nur ungefähr; Spielraum ist auch dem Manne gelassen, nur viel weniger, immer nur so weit, daß der Grundcharakter des Rahmeninhalts: Scheinlosigkeit nicht verletzt wird. Schlichtheit im geschilderten Sinn schließt Satisfactionen der Eitelkeit für den Einzelnen nicht aus. Gewisse Stellen, Partien sind auch dem Manne freigegeben, selbst die Farbe, wenn er sich nur nicht erdreisset, nach einer lebhaften zu greifen. — Zu dem Allen kommt nun noch der rasche periodische Wechsel und so haben wir wol so ziemlich das Nöthige beisammen, um uns die Mode zu porträtiren. Eine Dame, eine weibliche Gottheit, die Urheberin solcher Dinge, ist ja wol selbst eitel. Sie ist mehr, sie ist auch üppig bis zum Aeußersten, wenn sie die Laune anwandelt, während sie im nächsten Halbjahr die Grille haben kann, bigott, klösterlich, nonnenhaft sich zu gebärden; sie ist Kokette vom Wirbel bis zur Zehe, kein Zug an ihr ist edel naiv, sie sieht sich jede Secunde im Spiegel, sie trägt den Spiegel mit sich, in sich, mitten in der Seele. Aber der steifsten Gouvernante thut sie es darin zuvor, daß sie bei alledem nie die gleichmachende Dictatur vergißt; hat sie also heute den Einfall, frech zu sein, so sollen Alle frech sein, keine soll die Frechheit haben, sich von allen Andern dadurch zu unterscheiden, daß sie nicht frech einhergeht. Freie Pirsch für jede Fräzerei und dennoch steif durchschlagendes Lineal. Und dieses Lineal verbindet sich ebenso mit der rinnenden Welle des Wechsels. Wie ein unartiges Kind, das keine Ruhe gibt, das stupft, scharrt, gambelt, nottelt, bohrt, trippelt, so treibt es die Mode, sie thut's nicht anders, sie muß zupfen, rücken, umschieben, strecken, kürzen, einstrupfen, nesteln, krabbeln, zausen, strudeln, blähen, quirlen, schwänzeln, wedeln, kräufeln, aufbauschen, kurz sie ist ganz des Teufels, jeder Zoll ein Affe; aber just auch darin wieder steif und tyrannisch, phantasielos gleichmacherisch wie nur irgend eine gefrorne Oberhofmeisterin altspanischer Observanz; sie schreibt mit eisiger Ruhe die absolute Unruhe vor, sie ist wilde Hummel und mürrische Tante, ausgelassener Backfischrudel und Institutsvorsteherin, Pedantin und Arlekina in Einem Athem.

Und nun stehen wir erst vor der eigentlichen Schwierigkeit, dem logischen Balkan, Schipkapasß unserer hochgelehrten Abhandlung. Wir haben, wie wir vorüherein besorgten, trotz besserem Vorsatz viel gescholten und demnach angenommen, wir haben es mit Subjecten zu thun, die imputabel (wenn auch nicht alle reputabel) und verantwortlich sind. Nun aber hat uns die Schlingung unseres Wegs wieder auf die geheime Macht zurückgeführt, welche an unsichtbaren Drähten diese Subjecte wie Marionetten tanzen läßt, diese Macht ist absolute Regierung, unverantwortlicher Regent oder besser: Regentin, denn wir haben billig aus dem Herrn eine Dame gemacht. Diese Monarchie ist zugleich Theokratie, ihre Gebote sind Offenbarung, sind also unumstößlich.

Mitten in's Mythische versetzt wollen wir, da wir einmal in diesem hellbunkeln Gehölze stecken, in Gottes Namen (hätten wir fast gesagt) uns noch ein paar Schritte weiter hineintwagen. Die Herrscherweisheit einer Theokratie ruht auf Inspiration. Die jeweiligen Moderegulative sind also, — da hilft nichts —, sie sind Orakel. Die Putzmacherinnen in Paris, sammt den verschiedenen Damen, halber Ganzwelt und ganzer Halbwelt, mit denen sie zur Tagssagung sich versammeln, sind Pythien und die Dämpfe aus dem Erden Schooß, die sie in hellsehenden Zustand versetzen, ein übersinnliches Gas, ausstrahlend vom Geist der Geschichte. Von göttlichem Wahnsinn trunkene priesterliche Organe des geschichtlichen Mysteriums sind neben den Schneidern (und Schustern) auch die Hutmacher; ihr Congreß in Paris ist ein Pfingstfest, Ausgießung des Geistes; Filialausflüsse davon sind die Zweigversammlungen, die Provinzialsynoden in andern Ländern, Deutschland z. B., also Offenbach oder meinetwegen Krähwinkel. Die taghelle Absichtlichkeit, womit diese Priesterinnen und Priester, Prophetinnen und Apostel diesen und jenen Plunder aus alten Trachtenbüchern und Modejournalen auswählen, zusammenstellen, den neuen Canon beschließen, ist purer Schein, ist vielmehr Geisterlicht aus dem Urquell eines geheimnißvollen Centrums, das wir oben bezeichnet haben als eine tiefe Symbolik, welche die Generationen zwingt, ihre Zustände, Grundgefühle, socialen Stimmungen und Vorstellungen in ihren Kulturformen auszudrücken.

Also Zwang! Der Charakter der Zeiten muß sich in ihren Formen ausdrücken. Also wäre der Mensch unfrei? unfrei jaßt in dem, worin wir ihn doch so recht frei glauben, im Gebiete der beliebigen Wahl seiner äußern Erscheinung? Und wenn hierin, dann wol überhaupt? Es gibt keine Willensfreiheit? Das ist der Knoten, den wir im Eingang als die letzte Ursache unseres Schwankens zwischen leidenschaftsloser Betrachtung und eifrigem Predigtdrang denuncirt haben. Es ist nicht anders, die Geschichtsphilosophie der Mode führt mitten hinein in die Frage: Freiheit oder Nothwendigkeit. Unser Spaß vom priesterlichen, delphischen Autoritätswerthe der Sprüche, die von Putzmacherinnen, Schneidern, Hutmachern und ihren Beisitzerinnen und Beisitzern vom Laienstand in die Welt ergehen, ist nicht so ganz nur Spaß. Dieses lockere Völkchen täuscht sich über seine Willkür; es dient einem Gesehe, und wir, die wir uns seinen Sprüchen frei zu unterwerfen glauben, wir täuschen uns um kein Haar weniger. Die Probe gibt sich von selbst: man darf nur rückwärts blicken. Entschwundene Moden reihen sich als Glied in eine ganze Kette vergangener Kulturformen. Halten wir diese mit den gleichzeitigen Zuständen der Gesellschaft, des ganzen Gemeinlebens zusammen, so erscheinen sie dem klargewordenen gegenständlichen Blick als ein Ausdruck dieser Zustände, der gar nicht anders sein konnte, als er war, und die tollsten Auswüchse, in denen sich gar kein Sinn

mehr entdecken läßt, als ein nicht minder nothwendiger Ausdruck der Kinderei, welche unverfügbare dem Sterblichen anhängt. Und nun weiter: die jeweiligen Zustände sind das jeweilige Resultat einer unendlichen Verflechtung von Naturbedingungen, Zufällen, Entwicklungen aus gegebenen Thatsachen und freien, der sittlichen Zurechnung unterworfenen Handlungen einzelner Menschen. Allein auch diese freien Handlungen treten für die überschauende Betrachtung eben doch in ein anderes Licht, als für den Blick, der nur in die Gegenwart hineinsieht; auch sie betrachten wir nun mit dem Gefühle: es wird eben, was kann, es kommt eben, was kommen muß und jedes „wenn“ und „hätte“ und „sollte“ ist müßig, ist leer, ist Wind, ist Null.

Und so hätte Schiller Unrecht mit seinem Wort:

Der Mensch ist frei geschaffen, ist frei,
Und würd' er in Ketten geboren. — ?

so wären wir Sklaven jedes Gegebenen, also auch der gegebenen Mode? Das kann doch wahrhaftig auch nicht sein! Da gäbe es keine Tugend und kein Böses, kein Verdienst und keine Schuld, kein Lob und keinen Tadel mehr, die Erziehung könnte sich ihre Mühe sparen und die Justiz ihr Schwert einstecken.

Berehrungswürdige Leserin, die Sie mit edler Geduld unsere Grobheiten ertragen haben, üben Sie nun noch die Langmuth, auch eine Ungeschicklichkeit, eine Schwerfälligkeit in den Kauf zu nehmen! Einen gelehrten Brocken in einer Plauderei über die Mode! Der alte Knabe Kant, der Philosoph, hat für Schwierigkeiten wie die, in der wir stehen, den Namen Antinomie aufgebracht. So nennt er es, wenn zwei Sätze, die einander anschliefen, mit gleichem Anspruch auf Wahrheit einander gegenübertreten; da ist z. B. ein Satz: Die Welt hat einen Anfang in der Zeit und Grenzen im Raume, und dem gegenüber steht das Gegentheil: sie ist anfangslos und ohne Grenzen im Raum. Eine solche Antinomie ist es denn, verkehrte Geduldige, wovor wir stehen.

„Nun — und wissen Sie eine Lösung?“ Ach nein! und wenn Sie mich auf den Kopf stellen, es fällt kein Körnchen von einem lösenden Gedanken heraus! Frei und auch nicht frei! Beides kann nicht zugleich wahr sein und ist doch beides wahr! Die Nothwendigkeit webt ihr Gewebe aus Naturursachen und aus freien Handlungen! Zum Verzweifeln! Unser Eins ist kein Gurko, kein Skobelev, hier ist kein Sabalkansty.

Wissen Sie was? Wir schleichen um den Balkan herum. Wir helfen uns mit einer Platttheit, mit ein paar ganz seichten, ordinären Sätzen, gegen die ein Zweifel überhaupt nicht aufkommen kann.

Erster Satz: Die Mehrheit der Leute verhält sich in unserer Angelegenheit — auf die wir nun billig wieder zurückkommen — so, daß es gar nicht der Mühe werth ist, zu fragen, zu untersuchen, ob sie eine

Willensfreiheit besitzen und nur nicht gebrauchen, ob sie eine solche überhaupt nicht besitzen oder ursprünglich besaßen, aber verlottert haben. Vielleicht ließe sich finden, daß ihr Wille nicht frei ist, weil sie versäumt haben, ihre Einsicht zu befreien, und da sind wir schon wieder in Versuchung, schwerlöthige Philosophie herbeizuschleppen, denn da ist ein gewisser Spinoza, der — doch nein, nicht weiter! Genug, dieser Umstand begründet das, was wir schon oben den Schafheerdencharakter genannt haben. Drückt also die Mode mit all ihren Ausschweifungen den Sinn der Zeit aus: gut, es ist jedenfalls dafür gesorgt, daß es nicht unterbleibe, die Organe, richtiger: Maschinen stehen milliardenweis der eiserernen Nothwendigkeit zu Gebot.

Zweiter Satz: Daneben gibt es, so wollen wir, erlaubt oder unerlaubt, eben einmal annehmen, eine Minderheit, die sich mit der Einsicht den Willen gerettet hat, — eine Garde der Willensfreiheit. Sie braucht nicht zu besorgen, daß, wenn sie Opposition macht, jenes Gesetz sich nicht vollziehe, denn es bedarf ihrer Dienste nicht, das haben wir soeben gesehen.

Sind nun aber diese Wenigen wirklich ganz frei? Nein, ganz auch sie nicht. Lächerlich werden ist nur bis zu einem gewissen Grade erträglich. In einer Tracht umgehen, die sich von Allem, was alle Welt trägt, absolut unterscheidet, ist unmöglich; man würde zu todt gelacht, man würde von Straßensjungen gesteinigt. Wer könnte in Toga und Sandalen über die Linden, über die Königstraße gehen? Das führt auf den Typus, eben hier liegt aber auch ein Rettungsweg für die Kinder der Freiheit, die kleine Schaar der Vernünftigen.

Alles an der Mode ist expressiv, aber nicht Alles auf gleiche Weise. Schon bisher haben wir uns nicht verhehlt, Einiges daran drückt nur aus, daß die Menschen jederzeit Alles übertreiben, Anderes aber die Lebensbedingungen, Gewöhnungen, das Gebahren, den Sinn und Sit (altdeutsch Masculinum) einer gewissen Periode. Jene Bestandtheile wechseln mit Windesschnelle, bilden eine unbestimmbare, meist tolle Formenvielfalt, diese erhalten sich oft kürzer, oft länger, stets eine gute Zeit, meist einige, öfters sogar viele Jahrzehnte. Eine solche bleibendere Form nennen die Kostümhistoriker einen Typus. Der Typus ist also mit dem verwandt, was wir im engeren Sinne des Wortes Tracht heißen; doch nur verwandt, denn er ist eine Erscheinung innerhalb des Gebiets der Mode, während die Tracht vor und außer dasselbe fällt. Greifen wir rasch nach einem nahen Beispiel! Ein Typus war der Reitermantel als Ueberzieher für alle Stände. Er hat sich von lange her bis gegen Ende der dreißiger Jahre erhalten; er entsprach einer weitläufigeren Zeit, als die unsrige ist, denn er belästigt durch den langen Kragen die Armbewegung. Man kann aber sagen: er hatte noch Styl, der lag in seinen großen Faltenzügen, und man sah ihm an, daß er aus früheren Jahrhunderten kam, wo die Menschheit noch nicht in so pudrigen Kapseln wandelte, wie

wir, ja man fühlte, daß sein Urahne die Toga war. Nun ist es aber eben aus mit ihm, denn wir sind um so viel geschäftiger, eiliger geworden, daß wir einen Ueberzieher haben müssen, der keine Bewegung hemmt; so ist der Paletot Typus geworden und wer den veralteten Typus Reitermantel noch trägt, geht als Ruine der Vergangenheit, eine Art alter Römer durch die Straßen. Dagegen der sarmatische Schlafrock, den wir oben gebrandmarkt haben, wird sich hoffentlich nicht als Typus erweisen und erhalten, sondern als bloße Mode verschwinden. Du kannst also, edler Mitbürger, hierin Herr deines Willens bleiben, du kannst aus der freieren Hülle deines Paletot stolz, würdig und unverlacht über die Schulter hinlächeln auf die wandelnden Tintenwischer.

Mit Behmuth müssen wir allerdings zugeben, daß zwei spottwürdige Gebilde mehr als Mode, daß sie Typen sind: der Cylinderhut und der Frack. Jener verdankt sein Dasein und seine Dauer zunächst dem Verlangen, dem Kopf durch Höhe und blankes Schwarz der Bedeckung eine gewisse Würde zu verleihen. Das würde nun freilich ein Varet auch leisten, dem sich beliebig verschiedene Größen und Formen geben ließen in guter Proportion zu verschiedenen Köpfen und Staturen; von solchen Forderungen der Symmetrie ist schon im Obigen die Rede gewesen. Allein da ist ein Umstand: wir haben noch nicht vermocht, die lästige Sitte des Hutabnehmens als Begrüßungsform abzuschaffen, nicht gewagt, den vernünftigeren militärischen Gruß einzuführen; daher bedarf es einer Krempe zum Anfassen, eben darum ist Befestigung durch ein Sturmband unmöglich (ein weiches Varet säße ohne das), und so machen wir uns zum Spielball jedes Winds, dem es beliebt, das dumme, steife, in die Stirn schneidende Stück Eisenrohr fortzurollen, wohin er mag, am liebsten in den Dreck. Der Frack ist aufgekomen, weil der Mann ein Festkleidungsstück haben wollte, das die Taille feiner zeigt, als der Rock, und doch den Sitz nicht unbedeckt läßt, wie das Wams thut, dieses unpatentere Bruchstück, dem sich eine Festlichkeit nur geben ließe durch Zierrath von Ligen, Buffen, Verschnürung, was durch die absolute Prosa der Zeit doch verpönt ist. Noch einen anderen tiefgründigen Zweck haben die Schöffe des Frackgebildes: man wollte die Taschen nicht opfern, wollte das Schnupftuch unterbringen. Ein besorgliches Dunkel, nur von spärlichen Lichtstrahlen durchdämmert, liegt über der Frage, wie die alten Völker, wie insbesondere Griechen und Römer sich geschmückt haben. Im helleren Tageslicht der neueren Geschichte schimmert reinlich das tröstliche Schnupftuch, mit Shakespeares Othello erreicht es tragische Weihe und endlich besagen mit der ächt modernen Schärfe spitzen Fingerzeigs die Frackzipfel: hier gibt es Schnupftuch. Und so hat denn auf mehr als Einen Grund gestützt das Gabelwams, dies zweigeschwänzte Rockfragment Frack, der Kunst ein Greuel, sein Dasein gefristet und wird es fristen wer weiß wie lang? Etwas Trost jedoch bleibt. So viel moralische

Kraft haben die letzten Jahrzehnte aufgetrieben, beiden abgeschmackten Formen doch den Raum ihrer Umfassung zu verengen, gefordert wird Schloffer und Frack nur noch bei Staatsvisiten, Bällen, Repräsentationen. Edleres, seiner Menschheit bewußteres Gemüth, denkender Geist, thue das Deinige, diesen Verdrängungsproceß zu verstärken, zu beschleunigen, stelle dich hinüber zu den Geweihten, „der freisten Mutter freisten Söhnen“, die der Dichter apostrophirt:

Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben;
Bewahret sie!

Weit bedenklicher droht der jetzige Damenrock — eben der Bauchspanner und Knieweher — unseren Typusbegriff in der Bedeutung befreiender Aushülfe zu erschüttern. Er behauptet sich seit Jahren mit einer Hartnäckigkeit, die ihn über die bloße Mode zu heben scheint; darf er sich anmaßen, Typus zu heißen, so folgt aus unseren eigenen Sätzen, daß auch für freiere Willenskräfte kein rettender Ausweg ist. Aber nein! Was so naturwidrig und unbequem zugleich ist, kann nicht Typus sein, ist nur Mode, nur mehr als gewöhnlich eigensinnige Mode; man muß ihm trogen können, wenn man nur will, an uns liegt es zu sorgen, daß es nicht Typus werde, und — Halt! Wo gelangen wir hin? Wenn wir das für möglich halten, durch Kreuzpredigt einen Sturm zu organisiren gegen ein so zähes Stück Mode, geht das nicht weiter, als nach allen bisherigen Erwägungen erlaubt ist?

Nein! es geht nicht weiter. Zunächst können wir auf dem Schmugglerpfad, auf dem wir den Gebirgspaz der schrecklichen Antinomie umschlichen haben, noch ein Stück weiter gehen. Wir haben unterschieden: die große Menge, bei der es sich der Mühe nicht verlohnt, zu untersuchen, ob sie Willensfreiheit besitze, und eine Garde, die zwar auch nicht ganz frei ist, aber doch ein Theil ihrer Freiheit ehrenvoll behauptet. Nun ist aber die Grenze zwischen beiden nicht durch einen scharfen Strich gezogen, sie ist eine fließende; als gute Menschen müssen wir annehmen, daß es in der Schafsheerde noch unbestimmt viele Rettbare gibt, Seelen, die wir noch dem Wolf Modeunfug aus dem Rachen reißen, die wir zu uns herüberziehen, zu einem Bund, einer Verschwörung gegen den Feind einladen können, der da umgeht wie ein brüllender Löwe. Doch ehrlich gestanden: wir fühlen uns im Zuge spitzfindig zu werden. Was heißt diese Auskunst anderes, als daß wir die Menschen einfach überhaupt für frei nehmen? Was folgt? Wie stehen wir? Wir haben bekannt, daß wir die Antinomie nicht zu lösen vermögen. Der Mensch ist frei und er ist das Werkzeug geschichtlicher Nothwendigkeit; beides muß wahr sein, obwol wir es nicht zu vereinigen wissen, und wenn beides wahr ist, so steht es uns ganz lustig frei, uns bald auf den einen, bald auf den andern Standpunkt zu stellen. Wir behandeln die Menschen als frei, rathen, mahnen; vermögen wir nichts, gibt uns die Zukunft Unrecht,

so haben wir uns nicht schlimmer blamirt, als irgend ein redlich mahnender Dnfel, als Gesetzgeber, Redner, Erzieher, als Alle, die ein bißchen Vernunft in die Leute bringen möchten und öfter durchfallen, als nicht. Die Zukunft wird unsere Versuche, Appelle freien Willens an freien Willen, eben auch zu den Nothwendigkeiten rechnen und lächelnd sagen: es wäre gescheuter gewesen, beim bloßen Registriren stehen zu bleiben, aber item, er hat gethan, was er nicht lassen konnte.

Also klug oder unklug, auf Gefahr hin, Kapuziner gescholten zu werden, auf die dünnblaue Möglichkeit hin, daß es etwas nütze, wir lassen den Rappen laufen, wir predigen.

Man sollte meinen, wo nicht so viel Geschmack ist, da sei doch wenigstens so viel Eigensinn, einer dummen, einer entstellenden, einer frechen neuen Mode zu widerstehen.

Geschmack. Was ist Geschmack? Eine schwere Frage, worüber wir uns oft den Kopf zerbrochen haben. Reden wir von dem Gebiete, wo das Schöne rein und frei von bindenden Nebenbeziehungen zum Leben gelangen soll, von der Kunst, so wird Niemand bezweifeln, daß hier weder die Schöpfung noch die Beurtheilung Sache des bloßen Geschmacks ist. Der bloße Geschmack schafft kein Kunstwerk und er ist nicht der Richter, vor den es sich stellt. Große Künstler haben an argen Geschmackfehlern gelitten, ich nenne M. Angelo, Albrecht Dürer, Shakespeare. Wir wollen nun das reine Kunstgebiet vorerst bei Seite lassen, um nachher darauf zurückzukommen. Gerade die Region, worin wir uns befinden, wird uns vielleicht zu einer annähernd richtigen Vorstellung führen. Es wird uns schwerlich bestritten werden, daß man das Wort-Geschmack vorzüglich im Munde zu führen pflegt, wenn von Kleidung und verwandten Dingen, wie Ausrüstung von Wohnräumen, die Rede ist. Aber in zweierlei sehr verschiedener Bedeutung wird das Wort angewendet. Wir sagen: das ist Geschmackssache; Jeder nach seinem Geschmack; über Geschmack ist nicht zu streiten, und wir gestehen damit zu, daß hier ein Gebiet des freigegebenen Beliebens sei. Und das Belieben geben wir den Individuen darum frei, weil es sich um Dinge handelt, worin die Schönheit nicht der einzige Maßstab ist, weil daneben auch die Bequemlichkeit, der Schutz des Körpers, die Rücksicht auf Zeitbegriffe und weil endlich noch etwas ganz Unberechenbares auf dieser Bühne eine Rolle spielt. Dies Unberechenbare sitzt in den ganz unbestimmbaren Eigenheiten der Individualität genau wie Neigung zu dieser, Abneigung gegen jene Speise, daher der Name auch vom Urtheil des Zungennerbs genommen ist. Eine Blondine müßte nach dem Farbengesetz Blau zum Kleide wählen; sie hat aber eine Vorliebe für Roth, kein Mensch kann wissen, warum? es liegt im unergründlichen Dunkel des Naturells; sie mag dieser Vorliebe folgen; es gibt in diesen Gegenden keine Polizei, keinen Gerichtshof, treib' es Jeder wie er mag.

Und dennoch, es gibt eine Polizei, es gibt eine Justiz; wir brauchen das Wort noch in einem andern, in richtendem Sinne. „Er oder sie hat Geschmack — hat keinen Geschmack“ sagen wir schlechtweg und behaupten damit, daß auch in dieser, ein andermal ganz freigegebenen Sphäre ein Gesetz herrscht.

Wie bringen wir beide so verschiedenen Arten des Sprachgebrauchs zusammen? Die Antwort liegt auf der Hand: Geschmack haben heißt ein Schönheitsgesetz fühlen und anerkennen, heißt finden, begreifen, thun, was zusammenpaßt, auch in der Region, die doch dem Zufall des freien Beliebens überlassen ist, in der Region, wo keine Kunsttrichter Sitzungen halten und rhadamanthische Sprüche fällen. Du bist bleich und liebst Blau. Du magst durch ein blaues Kleid dein Gesicht gelb machen, es steht dir frei, man läßt dir deinen Geschmack, überwindest du deine Vorliebe und wählst helle Farben, die das wenige Blut in deinem Gesichte erhöhen, so hast du Geschmack.

Nun aber müssen wir auf die Kunst zurückblicken. Ein Shakespeare erfindet einen Macbeth, Hamlet, Lear: das ist wahrhaftig mehr als Geschmack, das ist Schaffen aus dem Centrum und Schaffen eines Centrums für ein Dichterverk. Aber das Centrum hat seine peripherischen Partien, seine Ausläufer. Eine Statue kann aus dem reinsten, gediegensten Lebens- und Schönheitsgefühl hervorgewachsen sein, es handelt sich dann noch von Haltung einer Hand, Stellung eines Fingers, Legung einiger Falten, Verhältniß eines Gewandendes zu den Füßen, eine Zierath: da kann den Künstler sein Schönheitsgefühl verlassen, es will nicht ganz in diese Peripherie hinausreichen, und so geschieht es ihm, daß er an diesen Enden geschmacklos wird. Nicht anders der Dichter: ein Charakter ist aus dem Mark und Kern der Poesie geschaffen, aber dort ein einzelnes Motiv, hier eine Metapher, Redefigur fällt matt oder gesucht, überheizt, widerwärtig aus, der herrliche Feuerstrom verläuft sich an einigen Punkten so, daß der Saum nicht des Mittelpunktes würdig ist; ein Schöpfer des Schönen verliert an den Ausläufern seine Sicherheit und wird geschmacklos. Was wir in der selbständigen Kunst peripherisch nennen, hat nun etwas Analoges mit dem gemischten Gebiete, das uns hier beschäftigt: ebenso wie es in der Mode Jedem freigegeben scheint, wie er's halten mag, so kann der Künstler meinen, an jenen Ausläufern dürfe er sich mehr gehen lassen, seinen Launen, Grillen, subjectiven Marotten Luft geben, aber ebenso wie man dort dennoch kategorisch sagt, N. hat Geschmack, X. hat keinen Geschmack, so urtheilt man auch über den Künstler, mag er im Kern seiner Schöpfung noch so groß sein, freiweg: er hat zum Genie auch Geschmack, oder: er hat Genie, aber am Geschmack, da fehlt es.

Zurück zur Sache. Also: wir stellen eben doch auch im Gebiete der freigelassenen unendlichen Geschmäcke das Anfinnen: du solltest Geschmack haben! Hat aber Einer eben keinen, ist ihm darin nicht zu

helfen, so sollte er, haben wir gesagt, doch wenigstens so viel Eigensinn haben, sich nicht aufzwingen zu lassen, was doch nach seinem eigenen, zwar nicht selbständigen, doch durch Vergleichung mit bestehenden Besseren und durch die Stimme der Vernünftigen unterstützten Urtheil geschmackwidrig ist. Ruft denn auch gar nichts in euch: das will ich nicht, mag ich nicht, das geht mir zu weit!? Wollt ihr denn schlechterdings Sklaven sein? Mit unserem eigenen Satz von der physischen Mission der Putzmacherinnen, Schneider und Hutmacher dürft ihr uns jetzt nicht mehr kommen; das ist erledigt; der Geist der Zeiten muß sich seinen Ausdruck geben, aber ihr seid dennoch frei, es steht in eurer Macht, ob ihr zum dumpfen Haufen gehören wollt, der sicher dafür sorgt, daß nach der Narrengeige getanzt werde. Die Musikanten, die Componisten sind mythische Zauberkräfte und auch nicht; sie sind es, sind absolute Mächte für die blinde Menge, und sie sind unverschämte Nullen für die Vernünftigen. Was! Einigen Hutmachern fällt es ein, statt des zweckmäßigen breiteren Filzhutes ein Affendekelchen an's Fenster zu stellen, — Achtung! Aufgepaßt! Tagesbefehl! Stimme von oben! der Herr auf dem Sinai, Jehovah im brennenden Dornbusch hat es befohlen! Heilig, wie die zehn Gebote! — Wir kennen die Sprache der Modejournale: „so trägt man's,“ „das ist erlaubt,“ „das ist nicht mehr zulässig!“ — Was? Wer sind die „man“? Wie Viele geben ein „man“? Wer erlaubt? Wer läßt nicht zu? Woher die Weisheit? Woher die Autorität? Sie thun wahrhaftig, als wären sie der kategorische Imperativ in Person, übersinnlicher Korporalstock aus dem Wolkenzelt, und diesem groben Orakel duckt sich die Schöne, die einer vernünftigen Bitte ihres Verlobten Trost und Spott entgegensetzt, wie je ein armer Tropf von Rekrut unter der Fuchtel des Exercirkümmels sich krümmte.

Wir müssen die Sache zum Schluß noch unter einen besonderen Gesichtspunkt stellen. Es ist eben doch auch nicht eine Zeit wie die andere. Daß wir in Zeiten der Erniedrigung den Franzosen jede ihrer Moden in all ihre Auswüchse hinein nachsäften, war einfach ein Stück der Erniedrigung überhaupt; daß wir auch in der Zeit der Ehre ihnen den Vortritt lassen, ist in Ordnung, sofern es nur mit einem Maße von Vorbehalt geschieht; sie haben einmal mehr Glück als wir. Aber jetzt, nachdem wir die frivole Raubgier endlich gezüchtigt haben, jetzt, d. h. nicht heute erst, nein, gleich nach dem Sieg nichts Besseres wissen, als von den Besiegten nicht etwa eine schöne Form, sondern die ganze ächt keltische Geilheit herübernehmen, wie sie in der Erfindung dieses Weiberkleides, in dieser ganzen Art von Aufputz, wie sie in den rohen Entblößungen auf vornehmen Bällen pridet und kizelt — man braucht wahrhaftig kein Teutone zu sein, um daran einen herzlichen Ekel zu empfinden. Und diese Verbitterung unserer Siegesfreude kann nur wachsen, wenn man auch hier bestätigt sieht, was längst bekannt und unzählige Male

gesagt ist: daß uns ja die Leichtigkeit fehlt, das gewisse Schwebende, was der Franzose und noch mehr die Französin Allem zu geben weiß. Es ist etwas Hanswurstiges im französischen Blut, ein Rabelaisgeist, der auch dem Frechen ein Theil seines Stachels nimmt, so daß es mehr noch zum Lachen als zum Jürnen reizt. Bei uns wird das Alles schwer, erdig, stoffartig, wird bleierner Ernst und fordert den Ernst des ungetäuschten Urtheils heraus.

Und wie traurig ausdrucksvoll hängt das zusammen mit der ganzen Stimmung, die über der Nation liegt! Mit der massenhaften Losung: Genuß und Gewinn um jeden Preis! Lächerlich, wer von Ehre und Gewissen, wer gar von Idealen spricht! Man hat wahrhaftig Stunden, wo man sich sagt: die politische Erhebung hat den sittlichen Kern der Nation angefault vorgefunden und nimmer wird sie den Stolz lernen, der andern Völkern schon im Blute liegt; man könnte fast den unverantwortlichen Frevel begehen, zu wünschen, daß ein neuer großer Krieg mit anfänglichen großen Niederlagen, die uns zwingen, zu ungeheuern Opfern uns aufzuraffen, die allgemeine Leppigkeit zu Boden schläge und wieder einmal Ernst in die Gemüther senkte. Vielleicht würde er die Fezzen gleich mitabstreifen. Kunst und Kunsthandwerk sprechen nicht minder offen als der Kleiderfirtelanz die gewisse Verbrühtheit aus, welcher die Seelen verfallen sind. Wir hatten gemeint, der Weg sei gefunden, die Renaissance in der guten Zeit ihrer ersten und mittleren Blüthe sei und bleibe zum Muster erkoren. Es fehlt auch nicht an guten Kräften, die treu am Edlen, am Stylgemäßen halten, aber sie sind nicht in der Mehrheit. Diese weiß nichts Besseres zu thun, als den Fortgang zum Barocken und Rococo, dem jene Neubelebung des Klassischen einst Schritt für Schritt verfiel, in erhöhter Eile schneller zu wiederholen. Die Baukunst läßt den Stein tanzen, schwellen, quirlen, ausschlagen, sich zerfasern und zerzausen, die Kunsttechnik springt ihr nach und bläht sich und schraubt sich in Schwulst. Wer's nicht glauben will, der möge nur etwa nach den Modestformen der Standuhren hinsehen. Schon längst hatten wir als Motiv der Gehäusverzierung ein Gebausche und Geplätsch von verwirrtten, geschlankerten Kobl- und Schilfblättern mit Rollen und Muscheln von den Franzosen entlehnt, dazu etwa noch eine kokette, langtragige Figur, eine Diana, Schäferin u. dergl., lauter Formen gleich einer mit dem Absatz ausgetretenen Wurst. Und das stroht heute noch, ja jetzt erst recht, auf unsern Möbeln, an unsern Auslagfenstern. Ruhig-maßvolle Form gilt für langweilig. Die Formentwelt soll rufen: Helllauf! wir sind flott und liederlich! — Es wäre auch ein Lied zu singen von der Dichtung, von der Blüthe der Klatsch- und Pasquill-Romane, der Eisenbahnliteratur und vom Theater, wo der hohe Styl und der Ernst vor leeren Bänken spielt und der muffige, übelriechende, aber glänzende Spaß vor vollgepropten. — Doch es ist Zeit, zum Schluß zu eilen, sonst gerathen wir in's trostlos Unendliche.

Vorher ist nur noch etwas mit der lieben Unschuld abzumachen.

Wir haben es oben versprochen, dem Einwurf Rede zu stehen, nur wir seien es, nur unser unreiner Blick, dem die jetzige weibliche Mode in ihrem Haupttheil so frech erscheine. Gutes, sittsames Kind, das in holder Blindheit nicht sieht, was Jene dort an der Seine meinten, als sie dir vorschrieben, deine Glieder zu so unverblümter Deutlichkeit herauszuspannen! Der gekreuzigte Wohlstand neigt sein Haupt nach dir hin, dann in die Höhe und ruft: Vergib ihnen, himmlischer Vater, denn sie wissen nicht, was sie thun! Im Ernst: Formverderb in der Mode frisst contagiös um sich genau wie Sprachverderb. Millionen Menschen in Deutschland meinen ein R zu sprechen und sprechen ein A, oder ein S und sprechen ein D, wobei wir nicht an organischen Fehler denken, sondern nur an Gewöhnung. Das haben irgendeinmal Großstädter angefangen aus purer Affectation, es ist eingerissen und jetzt saugt es das Kind mit der Luft und Muttermilch ein, nicht ahnend, daß es Affectation ist, aber es ist Affectation und bleibt Affectation. Und so bleibt Dirnentkleid Dirnentkleid, mag auch das Kind im Mutterleib es tragen.

Nun, und der Schluß? Doch nicht gar noch ein Vorschlag? Gar noch so weit abfallen von dem guten Vorsatz, nur zu registriren, nicht zu dociren?

Ah ja, mit holder Schaam müssen wir gestehen, wir haben noch einen Vorschlag in petto, wir wagen es, uns dem Gelächter preiszugeben bis zu diesem Neuffersten.

Nur dürfen die Spötter nicht hoffen, daß wir ihnen den Spaß machen werden, eine deutsche Tracht vorzuschlagen. Wir haben es ja gleich vornherein belächelt, daß einige wohlmeinende Frauenseelen zur Kriegszeit mit Artikelehen solches altgermanischen Inhalts in Localblättchen hervortraten wie „ein Edelknecht, sanft und keck“. Thuznelde-Schnepp, Rock, Weste, Gürtel und Loden des armen Sand schlummern seit 1820 in der Kumpelkammer. Wir können nicht aus der Mode heraus, denn wir stehen mitten im Völkercontact, und die Mode kennt keine Völkertrachten. Wir fressen keine Eicheln mehr und als wir sie noch fraßen, hatten wir keine Tracht, sondern begnügten uns mit Wolf- und Bärenfellen. Aber da die Mode doch die Kleidform der gewekten, helleren, obwol darum noch lange nicht vernünftigen Menschheit ist und da es in dieser doch auch Einige gibt, die sich Freiheit und Vernunft retten, so sollte man meinen, diese könnten durch Zusammenschluß doch so viel erreichen, daß in irgend einem Umfang menschlicher Wohnsitze nur wenigstens den verrücktesten Auswüchsen der Mode Halt geboten würde.

Nun haben wir zugegeben, daß die Ordonnanz der Mode für das Weib lautet: lieber mit Allen frech, als auffällig durch Abweichen von dem, was Alle tragen! Tragen sich Alle frech, so ist die Frechheit, nicht zu tragen, was Alle tragen, doch die größere! Wirklich, mit Fingern auf sich zeigen lassen, fordert fast übermenschlichen Muth. Die Einzelne vermag nichts. Wie wär' es denn nun aber, wenn Viele zusammen-

stunden? Ich meine so: etwa zweihundert, dreihundert Frauen in einer großen Stadt thun sich zusammen, berathen mit Künstlern von Geschmack eine vernünftige Form, — versteht sich, nichts Gefuchtes, nichts Theatralisches, auch nichts puritanisch Einfaches, nur einmal jedenfalls Rückkehr zum Kleid mit einfach fallenden Falten, im Uebrigen wird Spielraum gelassen, werden nur einige Linien gezogen für mancherlei passende, nur Unsinn vermeidende, doch den Einzelnen noch persönliche Wahl anheimgebende Pier in Kopspuß, Schmuck, Uebertwurf und anderen Dingen. Sämmtliche Mitglieder dieser Liga verpflichten sich eidlich, an Einem Tag, womöglich zu derselben Tageszeit, in den neuen Kleidern öffentlich sich sehen zu lassen.

Die Verschworenen begeben sich in Begleitung von Männern, Brüdern, Verlobten, Onkeln — kurz, was sie für Beschützer haben mögen — in die Werkstatt von Schneiderinnen, Näherinnen, Pußmacherinnen. Besagte Männer versehen sich zu diesem Gang mit guten Revolvern („bewaffnet sie mit Piken“ sagt Buttler); sie legen diesen Künstlerinnen die Musterzeichnungen vor und erzwingen sich unter Androhung augenblicklichen Todes das Gelübde strikten Gehorsams in der Ausführung. Daß es anders nicht geht, leuchtet ein.

Gut. Wenn nun die Gehäuse fertig sind, so führen die Eidgenossinnen aus, was sie sich geschworen. Freilich können nicht Dreihundert zusammengehen, doch nicht anders, als in Trüppchen sollen sie ausschwärmen und übrigens, wie gesagt, gleichzeitig. Auf den Straßen wird es geben ein Hälserecken, ein Einanderanstößen mit Ellenbogen, ein Mundwinkelzucken, ein Klüstern unter den feineren Damen, ein Stehenbleiben, laut Lachen, Fingerzeigen unter größerem Volk; aber all dies trifft erstens nie Eine allein, zweitens muß es nach ganz kurzer Zeit in sich selbst erstickn, denn der Spottchor wird schlechtweg erdrückt von der Menge. Und, — was wetten Sie, meine edlen Heldinnen? — ein paar Tage darauf hängen die reinen Normen, als deren lebendige Organe Sie sich hervorgewagt haben, an allen Pußladenfenstern, und in vierzehn Tagen ist die Affentracht der Mode mit Schmach aus dem Felde geschlagen, ist genau so lächerlich, so unglaublich, wie dem Gänsevolk bei dem ersten Blick Ihr anständiges neues Kleid erschien, und die Frechheit kann sich nicht mehr unter den Saß verstecken, es sei frecher, sich anders zu tragen, als Alle.

Ich bin fertig.

„Cardinal, ich habe das Meinige gethan, thun Sie das Ihre!“

Sie schütteln den Kopf und lachen? Nun ja, dann fällt der zweite Saß weg, nicht der erste. *Dixi et animam salvavi.*

Verlag von Georg Stilke in Berlin, NW., 32. Louisestraße.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.